Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland
herausgegeben
von
Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertundelfter Band.

München 1893.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1893

Erster Band.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Zeichen der Zeit.

Zum Neujahr 1893.

Mit jedem neuen Jahre hat man die Anzeichen der kommenden Dinge handgreiflicher vor sich. Freilich nur insoferne, als sie sagen, was über kurz oder lang nicht mehr seyn wird, ohne errathen zu lassen, wie es anders werden wird. Nicht einmal die Umsturzparteien sind sich darüber klar. Andererseits weiß Niemand mehr einen praktischen Rath, wie aus der verzweifelten Lage herauszukommen wäre. In allen Verhältnissen, politisch und gesellschaftlich, ist die äußerste Ueberspannung eingetreten. Aber keine Regierung kennt ein anderes Mittel gegen die Gefahr, als die tägliche Warnung: „Rührt nicht daran!" Das ist die wohlfeile Weisheit, mit der man in den Tag hinein lebt, und das nennt man den „Frieden".

Man muß alt geworden seyn, und die Welt, ehe sie des ruhenden Pols verlustig ging, leibhaft miterlebt haben, um ganz ermessen zu könen, wie Alles in einem Zeitraum von kaum zwei Menschenaltern so gewaltig anders geworden ist. Freilich überstrahlt die neue Welt an großartigster Entwicklung und äußerem Glanze alle Vorstellungen, die sich die überschwenglichste Phantasie der Alten hätte vormachen können. Aber jedes Jahr eröffnet auf's Neue übertünchte Gräber voll Moder und Wurmfraß. Die, welche die Macht hatten, haben nichts gethan, um die staunenswerthen Errungenschaften der

Neuzeit mit Geduld und Vorsicht einem soliden Ausbau zuzuführen. Die leidenschaftliche Gier war der Leitstern, und sie rächt sich jetzt durch die Unteren an den Oberen, wie durch die Erfahrung des Zauberer-Lehrlings in den Kabineten.

Vor vierzig Jahren hat der Begründer dieser „Blätter" seine Thätigkeit und sein Leben mit einer scharfen Abhandlung geschlossen: „Aquila rapax"! Er meinte den Erben des napoleonischen Namens in Paris. Von den Mitteln, deren sich der Emporkömmling bediente, sagte Montalembert: er habe Frankreich zur „Spielhölle" gemacht nach Innen und nach Außen. Aber er fand an einem fremden Diplomaten bei seinem Hofe einen gelehrigen Schüler, und eben dieser Schüler stürzte nach zwanzig Jahren ihn und sein Reich. Dessen Mittel sind in dem Gesammtnamen des „Liberalismus" zusammengefaßt. Aber es war nicht mehr der alte Liberalismus „in den Kinderschuhen", der sich immerhin noch durch eine gewisse Weitherzigkeit auszeichnete, sondern sein neuer Geist war in allen Beziehungen die baarste engherzigste Selbstsucht. Gerade in der entscheidenden Weltwende, wo die erstaunliche Entwicklung der Verkehrsverhältnisse die Nationen einander näher und sozusagen Leib an Leib rückte, ist die europäische Rechtsordnung zerschmettert worden. Das alte Deutschland, der Kern und Hort derselben, wurde im Namen der nationalen Einheit zerrissen und das östliche Drittel der Nation dem Slaventhum preisgegeben. Und um die liberalen Schichten zu gewinnen, waren alle Schranken des Erwerbslebens und der gesellschaftlichen Ordnung niedergebrochen worden. Der nationale und der öconomische Liberalismus feierten ihre Triumphe.

Jetzt, nach abermaligem Verlauf von zwanzig Jahren zeigt sich, wie die Früchte unter diesem Klima reifen. Allerdings erweckte schon der Rückblick vom vorigen Neujahr die trübsten Ahnungen, aber die Todten reiten schnell. Die politische Lage und der unfehlbare Ruin durch die Verhängnisse des Militarismus ist durch die horrende Anforderung an

der deutschen Reichstag erst in seiner ganzen Tiefe beleuchtet. Sittlich und wirthschaftlich sind damals zu Berlin in der großen Geschäftswelt Erscheinungen zu Tage getreten, welche auf das Wüthen einer sittlichen Pest unter der gleißenden Decke eines falschen „Nationalreichthums" schließen ließen. Aber das waren fast noch Kleinigkeiten gegenüber dem Schauspiel, das Paris jetzt darbietet. Mit den Prunkstücken des Anarchismus ist gleichfalls Frankreich vorangegangen; aber auch bei uns verstärkt sich die Neigung zur Abschüttelung des nach deutscher Art zusehends professorenhaft werdenden Regiments der Socialdemokratie, und im Laufe des Winters wird sich in den großen Industriestädten wohl wieder zeigen, auf welche Gefolgschaft die Männer der That, wenn die Stunde schlägt, zu rechnen haben werden. Wo soll da eine Neujahrsrundschau anfangen und aufhören?

Zwölf Jahre ehe der, noch schüchternere, Umstürzer in Europa seinen Thron auf Gnaden des allgemeinen Stimmrechts bestieg, ist München zum ersten Male aus der Einsteighalle eines hölzernen Stadels mit der Eisenbahn gefahren. Man muß sich beliebig einen solchen Punkt auswählen, um sich auch nur einen schwachen Begriff zu machen, wie Ungeheuerliches seitdem geleistet wurde, bis nun die Erde über zwei Welttheile hinaus mit Verkehrslinien aller Art gleich der Kette eines Webstuhls überzogen ist. Die Arbeit ist ja flott gegangen. Das Weib konnte, nach dem neuen Begriff von der Ehe, kaum mehr genug „Hände" zur Welt bringen für den Bedarf. Die guten Löhne und sonstiger Verdienst haben die ganze Lebenshaltung gehoben bis in's kleinste Dorf. Die Bedürfnisse sind gestiegen; ganze Arbeiterkategorien konnten sich einen Luxus in Nahrung und Kleidung erlauben, wie vor fünfzig Jahren der Mittelstand in Stadt und Land es sich nicht träumen ließ. Aber die Riesenarbeit konnte in alle Ewigkeit nicht fortdauern, und nun die Folgen!

Die ganze Arbeiterschaft ist von dem Gedanken durchdrungen: alles das Großartige ist die Frucht unseres

Schweißes, und was haben wir davon? Das ist der eindringlichste Text zur socialdemokratischen Predigt. Anschlagenden Beispielen fehlt es ja nicht, wie, um nur Eines zu nennen, die Aktie einer belgischen Kohlengrube im Nominalwerth von 300 Frs., die sich jetzt auf 30,000 Frs. verzinst. Da kann sich der schlichte Mann einen Begriff von der unbezahlten Arbeit machen. Wenn nun aber die Arbeit noch schlechter bezahlt wird, und endlich in steigendem Maße gar nicht mehr zu haben ist, wie dann? Das ist das schwerste Räthsel der socialen Frage, an dessen Lösung sich noch keine Socialreform herangewagt hat, am wenigsten die deutsche, die ohnehin durch den Widerstand der „besitzenden und gebildeten Classe" zu versumpfen droht. In anderen Industrieländern hat man, um die Arbeitslosigkeit nothdürftig zu bekämpfen, zu Nothstandsarbeiten gegriffen. Aber wie weit wird das reichen, wenn zu London in Einer Novemberwoche die Zahl dieser „Paupers" bereits um viertausend mehr als im Jahre vorher, nahezu 94,000 Köpfe betragen hat? Im Reichstage ist das Wort des conservativen Organs citirt worden, „bei Millionen schaue der hohläugige Hunger zum Fenster hinein". Da dürfte bei der nächsten Heerschau der Berliner Arbeitslosen das socialdemokratische Centralblatt gar viele der eigenen Leute dort entdecken, und ihm der Humor über das „Lumpenproletariat" und die „Ballonmützen" vergehen.

Das große Werk zur Ausnützung der dämonischen Naturkräfte hat riesige Summen gekostet, die der Credit verschafft hat. Der Credit bringt beliebige Summen an Geld und Werthzeichen auf, solange die Verzinsung sicher ist, und der Zins steigert den Besitz, ob der Besitzer schläft oder arbeitet. So zählt man jetzt nicht mehr nach Millionen, sondern nach hunderttausend und mehr Milliarden. Das ist der moderne „Capitalismus". Es bilden sich Riesenvermögen, die schon durch die Zinsen allein wieder colossale Summen fortwährend an sich ziehen, in den Händen einiger Wenigen, während

loth und Elend unter den Massen, welche die Lasten des lichen Lebens zu tragen und zu zahlen haben, ebenso wig wächst. Als kürzlich in Newyork ein zweifacher Milliardär arb, folgte ihm der Nachruf: er habe die Summe zusammengescharrt, ohne auch nur eine Stunde lang in seinem Leben ine gesellschaftlich nützliche Arbeit verrichtet zu haben; durch ine Arbeit sei der Reichthum der Nation nicht um einen Pfennig vermehrt worden; seine ganze „Arbeit" habe darin bestanden, daß er den Ertrag der Arbeit Anderer in seine Tasche steckte. Dort über dem Meer holte man sich aber nur Vorbilder aus Europa.

Ist es nicht bezeichnend, daß das Wort vom „Nationalreichthum" so gut wie verschollen ist? Mit vollem Recht. Nicht nur die wundervollen Schöpfungen des Verkehrs haben unberechenbare Werthe geschaffen; seit die Nationalitätspolitik den Welttheil aus Einem Krieg in den andern verwickelt, und endlich die Bismarck'sche Vernichtung der europäischen Rechtsordnung den unersättlichen Militarismus in's Leben gerufen hat, sind die Staatsschulden in's Unendliche gewachsen, also auch die Werthpapiere. Aber die sie in Masse haben, sind eher international, als national; das Volk zahlt nur die Zinsen. Als das neue Reich für den Einzug des öconomischen Liberalismus Thür und Thor öffnete, da war allerdings des Rühmens kein Ende, wie sich nun der nationale Wohlstand heben werde. Es folgten Aktiengesellschaften und „Gründungen" aller Art, das nächste Ende ist bekannt; nicht nur in Oesterreich beweinen noch Tausende den „schwarzen Freitag".

Aber es sind immer nur die Kleinen und die Kleineren, die geschoren werden, die Großen haben sich die Wolle immer im voraus gesichert. Das zeigt sich gerade jetzt an dem heillosen Skandal, unter dem ganz Frankreich in seinen Grundfesten erzittert: der Untersuchung über die Verwendung der für den Bau des Panama-Kanals aufgebrachten Anlehen. Anderthalb Milliarden bezifferten sie, und damit ist

kaum ein Drittel des Kanals, recht oder schlecht, hergestellt worden; wo ist die größere Riesensumme hingekommen? Da sich die Suezkanal-Papiere gut rentirten, so haben hauptsächlich die kleineren Rentner ihre Ersparnisse in Panama-Anlehen angelegt, so daß jetzt der ganze französische Mittelstand von dem Riesenbankerot betroffen ist. Für 80 und mehr Millionen wird angenommen, daß sie zu Bestechungszwecken verwendet worden seien, aber wo sind die weiteren hunderte geblieben? Das Geld kann doch nicht im Erdboden verschwunden seyn? Alles deutet darauf hin, daß es überhaupt mit den „Gründungen" unter der Decke noch ungleich schlimmer geworden ist, als vor zwanzig Jahren. „Die Lage hatte sich," schreibt ein Kenner dieser Dinge, „seit dem Suezkanal-Bau wesentlich geändert; nichts konnte mehr in Finanzangelegenheiten gelingen, das nicht unter das caudinische Joch der Börsenmatadore und der (bestochenen) Presse sich beugte. Herr de Lesseps zögerte lange, bis er das einsah, und den Höllenmächten der ausbeutenden, nimmersatten Capitalisten verfiel." [1])

In der Reihe der Macher stehen auch hier wieder, wie überall, lauter jüdische Namen voran. Aber wieder nur kleinere Bankjuden; die ganz großen hatten nichts mehr zu profitiren und schauen ruhig zu. Ueberhaupt scheint die Zeit gekommen, wo man, anstatt den unbestimmten Begriff „Capitalismus" zu gebrauchen, nunmehr einfach sagt: das Judenthum. Und das merkwürdigste Angebinde für das reichsdeutsche Neujahr ist die Thatsache, daß die ganz auf protestantischem Boden stehende preußisch-conservative Partei sich nunmehr offen für den Antisemitismus erklärt hat, und

---

1) Pariser X-Correspondent der Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. Dcbr. ds. Js. — Von früher bekannt, läßt sich dieser Beobachter leider nur mehr sehr selten hören, und wird auch der angeführte Bericht nur im Inseratentheil des Blattes und nicht ohne Redaktionsverwahrung gegeben.

zwar durch ihr neues Programm und unter dem Anschluß der süddeutschen Parteigenossen. Was dieser Schritt nach oben bedeutet, mußten die Herren genau wissen, wie denn auch einer von ihnen in der Versammlung rund heraussagte: man „werde auch den Vorwurf der Demagogie nicht scheuen." Bei den ersten zahmen Anfängen des Kampfes gegen den „Capitalismus" in dem Parteiorgan fuhr das Kanzlerblatt barsch dazwischen: das wäre „ein Rückfall in die Barbarei." Bismarck wußte eben sehr wohl, was er an den Juden hatte, wie die Juden wußten, was sie an ihm hatten. Gutzkow ist nicht berichtigt worden, als er in der Vorrede zu seinem letzten Roman verkündete: die Juden seien die Gründer des neuen Reiches. Und was Lasker bei dieser Gründung werth war, hat der Großherzog von Baden erwiesen, als er ergebenst um eine Audienz bei ihm nachsuchte.

Es ist mit dem neuen Programmpunkt auch gleich Ernst gemacht worden, indem die Conservativen in der Stichwahl zu Arnswalde dem beschrieensten Antisemiten, Rektor Ahlwardt, zu einem glänzenden Siege verhalfen. Und zwar mit dem Gegencandidaten selbst und dem Landrath an der Spitze, und inmitten des mit aller Schärfe der Justiz gegen ihn wegen der „Judenflinten" geführten Processes. Dieser Proceß dürfte den Antisemitismus in Berlin noch mehr auf die Bahn gebracht haben, als der wegen des Knabenmords zu Xanten. Zu den beiden Absätzen: „Wir bekämpfen den vielfach sich vordrängenden und zersetzenden jüdischen Einfluß auf unser Volksleben; wir verlangen für das christliche Volk eine christliche Obrigkeit und christliche Lehrer für christliche Schüler", enthielt der Entwurf des Ausschusses noch die ausdrückliche Verwahrung: „Wir verwerfen die Ausschreitungen des Antisemitismus". Die Parteiversammlung selbst aber strich den Satz aus dem Programm, ebenso die Bekämpfung der Socialdemokratie „mit den Machtmitteln des Staats."

Ehe noch diese Verschärfung des neuen Programms

eingetreten war, schrieb das jüdische Hauptblatt in Wien „Wenn es sich zeigen wird, daß der Antisemitismus bedrohlicher ist, als die Socialdemokratie, weil er viel weniger wählerisch als sie in den Mitteln ist, dann kann wohl auch der Tag kommen, an welchem unter den Junkern und Muckern Heulen und Zähneklappern ist; gegenüber den Elementen, welche unter der Führung Ahlwardt's in die Volksvertretung sich drängen wollen, ist selbst der anarchistische Theil der Socialdemokratie eine Gesellschaft von Ehrenmännern und Gentlemen!“ [1]) Kaum hatte aber der Reichstag selbst die Mißbilligung von hoch oben vernommen, so stieß die französische Enthüllung über die Waffenfabrik Löwy auch die Regierung vor den Kopf. Der Rückzug ist jedenfalls abgeschnitten. Wie der „Capitalismus“, so ist auch der „Antisemitismus“ ein vieldeutiger Begriff und deckt eine gemischte Gesellschaft; kommt aber von außen nichts dazwischen, so dürfte das neue Jahr ein ausgeprägt antisemitisches werden.

Die Sündfluth in Frankreich thut dazu auch noch ein gutes Werk. Judenthum und Freimaurerei, was ohnehin bereits Eines und dasselbe geworden ist, hatten die Republik in der Tasche, und was haben sie aus ihr gemacht? „Das Wesen der Republik ist die Tugend“: hat Montesquieu einst gesagt. Wofür müßte er heute diese Republik und ihren Parlamentarismus halten? Noch hatte sich der regierende Parlamentarismus von der schmählichen Preisgabe alles Rechts und staatlicher Ordnung an eine Handvoll Hetzer aus der eigenen Mitte in Carmaux nicht erholt, so mußte er gezwungen werden, endlich Rede zu stehen darüber, was aus den anderthalb Milliarden der Panama-Anlehen geworden sei. Und nocheinmal wurde ein Vertuschungsversuch gewagt, indem ein parlamentarischer Unter-

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 1. Decbr. 1882.

suchungsausschuß an die Stelle des ordentlichen Gerichtsverfahrens treten sollte. Von einem Untersuchungsrichter rührte die Angabe her: die Panama-Gesellschaft habe zwischen 500 und 600 Minister, Senatoren, Abgeordnete, politische Berichterstatter und Redaktionen bestochen, am tollsten aber hätten es die Banken und Bankiers getrieben, deren Unersättlichkeit die der Politiker noch weit überstiegen habe. Die Beschämung hat die sonst so portefeuille-lüsterne Parlamentsmehrheit so vernichtend getroffen, daß schon fast Niemand mehr Minister werden wollte. Noch ein paar Wochen vor dem tiefen Fall schien die Republik keinen Feind mehr zu haben, und jetzt ist sie selbst ihr Todfeind geworden. Aber was soll nun werden?

Hat Papst Leo sich geirrt, als er schweren Herzens darauf verzichtete, daß das Papstthum der unbestrittene Hort der Legitimität zu seyn habe? „Darauf", so äußerte sich ein Pariser Bericht über die neuesten Enthüllungen, „daß die Besten des Volkes sich seit Jahrzehnten systematisch von den öffentlichen Geschäften fernhalten, habe ich schon wiederholt hingewiesen; unter den 5 bis 600 Abgeordneten sind nur ganz wenige, die zur Elite des französischen Volkes gehören." [1]) Gehen nun den Wählern endlich die Augen auf und schicken sie andere Leute als bisher, würde dann die Monarchie wieder erstehen? Auch das wäre noch nicht das Heil. Das Wort von den „scandalösen Vermögen" ist unter der Monarchie entstanden, und in Frankreich wird es am wenigsten vergessen seyn, daß drei Monarchien es waren, welche die europäische Rechtsordnung zertrümmerten und über die Völker das steigende Elend brachten, mit dem sie nun in's neue Jahr eintreten.

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 8. December 1892.

II.

Christoph von Schwarzenberg.

Ein katholischer Schriftsteller und Staatsmann des 16. Jahrhunderts.

Christoph von Schwarzenberg wurde geboren im Jahre 1488.[1]) Sein Vater, der bekannte Johann von Schwarzenberg, aus einem fränkischen Adelsgeschlechte, war gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Bamberger Dienste getreten und hatte schon vor 1501 das höchste weltliche Amt des Hochstiftes, das Amt eines Hofmeisters, erhalten. Beim Ausbruch der religiösen Wirren erklärte sich der fränkische Ritter für die Neuerung; er mußte deßhalb 1524 unter dem streng katholischen Bischofe Wigand Bamberg verlassen und begab sich nun an den Hof der Markgrafen Georg und Casimir von Brandenburg, wo er die lutherische Sache aufs eifrigste zu fördern suchte, hierin ganz verschieden von seinem Sohne Christoph, der der Kirche treu ergeben blieb.

In seiner Jugend hatte sich Christoph mit großem Fleiße den humanistischen Studien gewidmet; besonders hatte er auf der Tübinger Hochschule, die er anfangs 1507 bezog,[2]) den schönsten Eifer an den Tag gelegt. Einer der Tübinger Lehrer, der schwäbische Humanist Johann Alten=

1) Nach der unten anzuführenden Grabinschrift.

2) Roth, Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen (Tüb. Matrikel). Tübingen 1877. S. 567: „An. 1507. Cristoferus de Schwartzenberg, 22. Febr.“

staig von Mindelheim," glaubte denn auch, dem jungen adeligen Herrn ein öffentliches Lob ertheilen zu sollen. „Edler Baron", so redet Altenstaig seinen Schüler an in einem Widmungsschreiben vom 15. Oktober 1508, „ich lobe aufs höchste deinen Eifer für die Studien. Aus adeligem Geschlechte entsprossen, wirst du dennoch nicht müde, deinen Geist mit Kenntnissen zu bereichern. So manche andere deiner Standesgenossen, die da pochen auf ihre Geburt und ihre Reichthümer, verprassen die Güter, die sie von den Eltern empfangen, in einem unthätigen, oft sogar schändlichen Leben. Du aber befleißest dich, dem Adel der Herkunft auch noch den Glanz und die Zierde der schönen Wissenschaften beizufügen. Zeugen davon sind die Schriften, die du bereits verfaßt hast, eine Komödie und eine Rede mit etlichen Epigrammen, deren Veröffentlichung von vielen mit Ungeduld erwartet wird."[1])

Der jugendliche Dichter scheint indeß die Erzeugnisse seiner Muse niemals der Oeffentlichkeit übergeben zu haben. Gar bald wurde er von andern, viel ernstern Sorgen in Anspruch genommen. Nach Vollendung seiner Studien verheirathete sich Schwarzenberg mit der Gräfin Eva von Montfort in Tettnang, die ihm bis zu ihrem frühzeitigen Tode (1527) nicht weniger als zehn Kinder gebar. Nachdem er einige Jahre in Oberschwaben verlebt hatte, trat er in die Dienste des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern und wurde zum Hofrichter des fürstlichen Hofgerichts bestellt.[2]) Das Vertrauen des Fürsten erhob ihn bald darnach zur höchsten Würde. Im Jahre 1519 wurde er bayerischer Landhofmeister.

In dieser hervorragenden Stellung, die ihm einen großen

---

1) Widmungsschreiben zu folgender Schrift: Vocabularium Joannis Altenstaig Mindelhaimensis. Argentinae 1509.

2) A. F. Berger in der genealogisch-historischen Einleitung zu „Fürst Felix von Schwarzenberg" S. 60—61.

Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewährte, vergaß der gebildete Staatsmann auch die schönen Wissenschaften nicht. Wie er selber den klassischen Studien ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, so unterstützte er auch nach Kräften jene, die sich die Pflege der schönen Künste zur Aufgabe ihres Lebens machten. Friedrich Nausea, der mit der Familie Schwarzenberg eng befreundet war,[1]) hielt im Jahre 1521 an der Universität Padua Vorlesungen über die Dichtkunst. Bei dieser Gelegenheit konnte der fränkische Humanist nicht umhin, seinem Landsmanne und Gönner ein begeistertes Lob zu spenden. Unter den Beförderern der schönen Wissenschaften, sagt er, rage in Deutschland besonders Christoph von Schwarzenberg hervor, ein ächter Mäcenas, der bei der Sorge für die Staatsgeschäfte auch den freien Künsten die thätigste Förderung angedeihen lasse.[2])

Höher als die schönen Wissenschaften stand jedoch dem

1) Vergl. J. Metzner: Friedrich Nausea. Bamberg 1884. S. 9 ff.
2) F. Nauseae Blancicampiani in artem poeticen carminumque condendorum primordia. Venetiis 1522. Praefatio authoris ad auditores, p. 10a: „Inter quos nequaquam praeterierim nec ut praeteream phas, illustrem et inclytum Barronem Christophorum a Swarzenbergio inter Nobilissimos Germaniae proceres Heroem longe clarissimum et unicum sane studiorum Mecoenatem, qui sub clarissimo Principe meo Guilielmo, illustrissimo Bavariae duce, eum agit Etnearchem talemque Reipublicae administratorem, ut interim studiorum omnium Antistes sit et habeatur. . . Inter litteratos litteratissimus, adeo omnibus favet litteratis, hosque ita inclyte suorum majorum stemmate exornat, morum dexteritate commendat, liberalitate sustentat, patrocinio tuetur, ut me hercle non poetae modo, sed et universi bonarum litterarum mystae nihil non illi debeant". Seinem Gönner Christoph widmete Nausea seine Disticha in Lactantii Opera. Venetiis 1521. Wilhelm, dem ältesten Sohne Christophs, widmete er seine Consilia de puero literis instituendo. Diese zwei Schriften waren mir nicht zugänglich. Vergl. Epistolarum miscellanearum ad Nauseam libri X. Basileae 1550. p. 482.

bayerischen Staatsmanne das Wohl der Kirche. Dies ergibt sich schon aus dessen Stellung zu Erasmus von Rotterdam. Wie so manche andere, war auch Schwarzenberg für den großen Humanisten zuerst ganz begeistert gewesen; bald aber trat an die Stelle der Begeisterung eine sehr abfällige Kritik. „Früher hast du den Erasmus überaus gelobt," warf ihm der lutherische Vater im Jahre 1524 vor, „jetzt aber hat dich der päpstische Teufel so hart besessen, daß du wünschest, daß er nie etwas geschrieben hätte, so wärest du der Hoffnung, daß es besser in der Kirche stehen sollte."[1]) Christoph von Schwarzenberg scheint demnach derselben Ansicht, wie der humanistisch gebildete Rebdorfer Prior Kilian Leib, gewesen zu sein: daß Erasmus die Eier gelegt habe, welche Luther ausgebrütet.[2])

Von Kilian Leib erfahren wir, mit welchem Eifer Schwarzenberg sich zu München um die katholische Sache annahm. Wie der Rebdorfer Prior bezeugt, hatte der Landhofmeister nicht einen geringen Antheil an den Maßregeln, die in Bayern zum Schutze des alten Glaubens getroffen wurden.[3])

Aber nicht nur als Rathgeber der bayerischen Fürsten, auch als Schriftsteller ist Schwarzenberg für den katho-

---

1) In der unten anzuführenden „Beschwörung", S. 141 b.

2) Konrad Braun, ein Freund des Rebdorfer Priors, berichtet: „Breviter et facete ait Kilianus Leib: Erasmus innuit, Lutherus irruit". C Bruni Libri sex de Haereticis in genere. Moguntiae 1549. p. 51.

3) Leibii Historiarum sui temporis annales, bei Aretin, Beyträge zur Geschichte und Literatur. Bd. IX. (München 1807), S. 1025: „Ipsis illustribus ducibus (Bavariae) a consiliis adest Christophorus a Schwarzenberg, praeter natalium stemma utriusque linguae graecae et latinae peritia corporisque majestate et prudentia clarus. . . Hic clarus Christophorus juvantibus se nobili Leonardo ab Eck . . . viris catholicis cum illustribus suis ducibus Lutheri haereses a Bavaria arcet magnanimiter; nam et Monachii magistrum curiae agit".

lischen Glauben in die Schranken getreten. Anlaß hierzu bot ihm seine eigene jüngst verheirathete Tochter, die ihm Ende 1523 als Neujahrsgeschenk ein lutherisches Gebetbüchlein verehren wollte. Doch lassen wir hier den Schriftsteller selber auftreten.

„Herzliebe Tochter“, so schreibt der bekümmerte Vater am 31. Dezember 1523 in der Vorrede zu seiner „Treuen väterlichen Anzeigung und Unterweisung“,[1]) „du hast mir in vergangenen Tagen ein Betbüchlein zum neuen Jahre zugeschickt, welches mit ganzem Fleiß eingebunden und von außen übergoldet gewesen. Als ich aber solches öffnete, befand ich zuvorderst also geschrieben: Ain petpuechlein der zehen gebot. Des Glaubens. Des vatter unnsers. Unnd des Ave Maria. Unter diesen Worten allen stand: D. Martin Luter.[2]) Und wiewohl ich erstlich das Büchlein von dem Boten, als der Vater, mit väterlichem Dank empfinge, da ich aber den Luther darauf fand, wurde ich eines billigen väterlichen Zorns bewegt, warf das Büchlein von mir, und was ich derhalben wieder geschrieben, ist dir wissend.

„Als ich aber andern Tags darnach gemeldetes Gebetbüchlein ungefährlich wieder in die Hand nahm, hinten und vornen stüpfsweis darinnen las und auch sehen wollte, was

---

1) Ain treue vätterliche anzaigung und unnterweysung aines Lutherischen (genenntes) petpuechleins halben. MDXXIIII. Ohne Ort (Nürnberg, Jobst Gutknecht). 16 Bl. 4°. — Zweite Ausgabe: Ubersehen, ain wenig gemert, und wider gedruckt, den ersten tag Marcii 1524. Ohne Ort (Gutknecht, Nürnberg). 16 Bl. 4°. Beide Ausgaben verwahrt die Münchener Staatsbibliothek. Die Schrift ist anonym, ist aber ganz sicher von Schwarzenberg, wie aus der Antwort des Vaters hervorgeht. Daß Chr. von Schwarzenberg der Verfasser dieser Schrift sei, wußte man bisher nicht. Weller (Repertorium typographicum Nr. 2764) und Rosenthals Katalog 70 Nr. 451, führen die Schrift an, doch ohne den Namen des Verfassers angeben zu können.

1) Ohne Ort. 1522. Schöner Pergament-Druck. Auf der Münchener Staatsbibliothek.

der arme Mensch, der Luther, Böses unter das Gute hätte schreiben mögen, befand ich wahrlich, daß er allerlei gute Lehren und Ermahnungen gesetzt hätte. Derhalben ich ein brüderlich Mitleiden mit solchem unserm kranken Bruder, dem Luther, empfing, daß er also mit großen Gnaden von Gott begabt und dergestalt mißbraucht. Bedachte auch darbei, so du meine liebe Tochter und viele andere also das (gut scheinend) leset, ihr würdet das Seelschädliche darunter nicht empfinden und also von der alten Schlange, die unsere gemeine Mutter Eva betrogen, auch verführt werden; solches mir von allen Christen und sonderlich von dir, meine Tochter, treulich und väterlich leid wäre. Und berathschlagte bei mir selbst, ich wollte das Büchlein durchlesen, und was mir darin nicht gefiele, unterstreichen und solches dir also wieder mit väterlichem Rath zuschicken. Als ich aber solche Unterstreichung anfing, hätte ich zu jeder Zeit gern mit dir geredet. Da dies nicht sein konnte, nahm ich einen Bogen Papier, vermeinte, auf ein jedes Unterstreichen eine kleine Gloß zu schreiben, was aber sich etwas gemehrt, wie du hiebei siehest. Das wollest auch also töchterlich von mir, deinem Vater, annehmen. Und erstlich festiglich glauben: Alles, so der Luther und seine Anhänger schreiben, es sei gut oder bös, daß es dir und einem jeden Christen ohne besondere Ursache zu lesen verboten sei. Als gleicherweise: du kommst mit mir vor eine Apotheke, bittest mich, dich hineinzulassen, es sei viel Süßes und Gutes darin zu essen. So spräche ich: Nicht bei dem Leben, liebe Tochter, es ist auch viel Gift in den guten Apotheken; äßest du deren eins in dich — nachdem du sie nicht von einander erkennest — du stürbest und es hülfe dir das Gute nicht. Wäre solches nicht von mir ein väterlicher, wahrer und treuer Rath? Denn du könntest nicht sprechen: Vater, ich will das Gute essen und das Böse stehen lassen, dieweil du dessen keine Erkenntniß hast. Gleicherweise sind uns die lutherischen und seiner Anhänger Bücher durch Päpstlicher Heiligkeit Bullen und Kaiserlicher Majestät Edikt, auch etlicher christlichen Fürsten Mandaten zu lesen verboten; denn Luther untermischt — wo ich ihn nenne, will ich allwegen seine Anhänger auch gemeint haben — in seinen Schriften das Seelengift also subtil unter das Gute, daß

wahrlich, so man darin liest, liederlich das Gift verschlungen würde, und das Gute verschwindet, wie der Rauch im Feuer.

„Luther thut seinem Namen.— was ich ihm ohne Schmach, allein uns allen zur Besserung schreibe — gleich. Denn in der Bibel finden wir solchen Namen bei sechs Malen geschrieben, nämlich in dem dritten Buche der Könige, am 7. Kapitel. Da steht, wie Salomon in Erbauung und zur Zierde des Tempels zehn eherne Luter machen ließ.[1]) Und als ich solches las, fiel mir schwankweise ein, wer den Luther in die Bibel gebracht hätte. Und besah Calepinum[2]), was Luter heißen möchte. Der schreibt, es sei ein Geschirr, worin man den Wein mischt. Also vermischt leider unser schwacher Bruder Martin unter die heilige und gute Schrift viel Schädliches.

„Möchtest du, liebe Tochter, aber sagen: Lieber Vater, man sieht dennoch in deinem Schreiben, daß du den Luther auch liesest. Ist es dir denn nicht verboten, oder kennst du allein das Gute von dem Bösen? Und ist wahr, liebe Tochter, ich habe vor Zeiten mehr darin gelesen und lese noch bisweilen — doch allweg mit Furcht und Sorgfältigkeit des Seelschadens — darin und mag doch bei gutem Gewissen schreiben, daß ich nie darin gelesen, ich bin allweg böser -- wie man spricht — lutherischer geworden, als ich vorher gewesen, und habe allein darum darin gelesen, daß ich andere von ihrem Irrthum weisen möge. Verhoff, solches sei mir nicht Sünde, denn ich so viele nahe Verwandte und sonst viele fromme Personen leider weiß, die alle lutherische Bücher, soviel sie deren haben mögen, und sonderlich in gemeldetem Büchlein, begierlich lesen; so daß ich mich aus natürlichen und schuldigen Banden pflichtig erkenne, wider etliche Schriften Luthers ein wenig — wills Gott der Allmächtige — nach meinem schlechten Verstand zu schreiben. Was ich erstlich dieses übelgenannten Gebetbüchleins halber gern und hoch verursacht anfange und schicke dir das auch hinwieder zu einem guten seligen neuen Jahr,

---

1) 3 Reg. 7, 38: Fecit decem luteres aeneos.

2) Ambrosius Calepinus. Dictionarium latinum. Im 16. Jahrhundert sehr oft aufgelegt.

wollest das lesen und solches deinem Herrn, auch andern, darum du bist, zu lesen geben, und dich allweg nun füran vor lutherischen Büchern zu lesen hüten; denn du hast den Kaisersberger und viele andere gute deutsche Bücher. Die lies und geh des Luthers und seines Mischens müßig".

Bevor nun der Verfasser mit dem Inhalt des lutherischen Gebetbüchleins sich näher beschäftigt, glaubt er zuerst folgende Erklärung abgeben zu sollen:

„Daß ich oben meiner Tochter Namen nicht setze und hiebei meinen Namen nicht unterschreibe, geschieht nicht darum, daß ich Luthers oder seiner Anhänger übel Schreiben fürchte; nein! denn ich unterlaß das aus andern guten beweglichen Ursachen. Allein solle das der Leser bei der Wahrheit, von derwegen ich schreibe, glauben, daß ich weltlichen, laien und sonst keines andern Standes sei, bin ein armer vom Adel, hab, Gott sei Lob! viele Kinder, aber noch unbedacht, deren eines geistlich, als man's nennt, zu machen. Das melde ich darum, daß man nicht gedenke, ich schreibe meiner oder meiner Kinder Eigennützigkeit halber das, was ich sonst zu thun unterließe."

Dann durchgeht Schwarzenberg das Gebetbuch, um verschiedene irrige Behauptungen Luthers über den Glauben, die guten Werke, die Kirche, die Concilien u. s. w. hervorzuheben und kurz zu widerlegen. Daß Luther die Mißbräuche tadle, findet Schwarzenberg ganz in der Ordnung. Nur hätte der Eiferer, meint er, mit größerer Mäßigung auftreten und mit den schädlichen Auswüchsen nicht auch die gute Sache verwerfen sollen. „Sollte denn Luther nicht von den Lastern und Mißbräuchen schreiben? Ja, er möcht's wohl thun, allein in der Gestalt, wie es ihm gebührt, mitleidlich, nicht also freisam, schmählich und verächtlich. Ja, wollte Gott, er wäre bei den Mißbräuchen, wie ihm zu schreiben gebührt hätte, geblieben und hätte die rechte ordent-

liche Gewalt der Kirche nicht angegriffen, ich wollte auch gut lutherisch sein."[1])

Den tief religiösen Staatsmann hatte es besonders sehr betrübt, daß Luther mit so manchen anderen frommen Gebräuchen auch die katholische Marienverehrung aufs heftigste bekämpfte. Behauptete doch der Wittenberger in seinem Gebetbüchlein, „daß Niemand die Mutter und ihre Frucht so sehr vermaledeie, als jene, die mit viel Rosenkränzen sie benedeien und das Ave Maria immer im Maul haben." Sehr schön und treffend antwortet Schwarzenberg dem leidenschaftlichen Neuerer:

„Luther ist wie einer, der das Fieber hat: je besser die Speise und Trank, je minder sie ihm schmeckt; das ist der Krankheit Schuld. Wie gar unzüchtig schreibt der Ordensmann, ja nicht allein unzüchtig, sondern unchristlich; sagt, Niemand vermaledeie Gott und Maria mehr, als die mit viel Rosenkränzen sie benedeien. Nun werden ja die Rosenkränze nicht anders, als mit dem Vater Unser gebetet, das Gott selbst zu beten geheißen, auch mit dem Ave Maria, das endlich durch den heiligen Geist gemacht, durch den Engel, Elisabeth und die heilige christliche Kirche ausgesprochen. Zu denen betet man den Apostolischen Glauben. Hast du doch, Luther, dein genannt Gebetbüchlein durch die drei Gebete auch vergolden wollen, damit das Gift desto eher verschlungen und nicht gesehen werde. Jedoch kann dein Geist nicht schweigen, so er das Lob Mariä hört. Aber du, liebe Tochter, und o ihr alle frommen Christen, lasset euch nicht von dem Kreuze Jesu drängen; denn da er uns erlösen wollte, hat er in seinem letzten Testamente seine liebe Mutter uns zu einer Beschützerin und Fürbitterin, ja mit ausdrücklichen Worten zu einer Mutter gegeben. Ist nun die hochgelobte Jungfrau unsere gegebene Mutter, wodurch

---

1) Dies erklärt uns, warum am Anfange so manche gut katholischen Männer für Luther sich aussprachen; sie meinten eben, es handle sich nur um einen Kampf gegen die Mißbräuche, um eine Reformation, nicht um eine Revolution.

wir Brüder Christi werden, ei, warum wollten wir dann nicht billiger Weis sie loben, sie für unsere Fürbitterin und treueste Mutter ehren und anrufen? Daß Jemand soll also thöricht sein, der Maria anbete für Gott oder als eine Göttin, wie du Luther vielleicht vorgibst, wir erkennen sie von Gott erschaffen und weiter unter Gott, als sie über alle Menschen erschaffen und begnadet worden. Aber dieweil sie eine Mutter der Menschheit Christi, ja auch unsere Mutter ist, so haben wir durch Moses das Gebot, daß wir Vater und Mutter ehren sollen. Wer wollte nun glauben, daß es Gott, der solches selbst geboten, zuwider und nicht gefällig wäre, wenn wir seine Mutter auf Erden ehren, es sei durch Ave Maria, Salve Regina, Regina Coeli, oder wie wir das können. O du vergiftete Schlange, eine Feindin des menschlichen Geschlechts, wie gern verstopftest du nicht allein mit deinem Schwanze deine Ohren, sondern uns unsere Herzen und Münder, damit wir auch um die Gutheit unserer andern Mutter kämen, vermeinst, die Sache dahin zu bringen, daß wir von Maria weichen, wie Eva von den Geboten Gottes. Nein, du vermagst es, ob Gott will, durch alle deine Propheten nicht. Das habe ich hier in Eile schreiben wollen; will's Gott, so ich von Mariä und der Heiligen Ehre und Fürbitte weiter schreibe, will ich solches durch mehr Schrift thun".

Auch „von der Gewalt der Kirche" und „vom Papste als Richter in Glaubenssachen" wollte er „an einem andern Ort mehr schreiben". Ob Schwarzenberg diesen Entschluß ausgeführt, ist ungewiß. Allenfalls sind seine Schriften, wenn er noch einige verfaßt hat, anonym erschienen.

Nachdem er noch bezüglich der heiligen Schrift jenen, die der lateinischen Sprache nicht mächtig, die „alte Verdeutschung" anempfohlen und vor der lutherischen Bibel gewarnt, bemerkt er zum Schlusse:

„Jetzt hast du, liebe Tochter, und du, christlicher Leser, auf das kürzeste etliche Aufmerkungen aus dem lutherischen Gebetbüchlein gezogen. Doch will ich stillschweigend nichts gelobt oder ausdrücklich nichts gescholten haben, denn soviel als

jetzt und zu einer jeden Zeit von der Mutter der heiligen christlichen Kirche verworfen, angenommen, gelobt oder gescholten wird; denn ich selbst ein armer sündiger brechenhaftiger Mensch bin. Und unterwerfe mich und solch mein Urtheil nicht allein der gemeinen Kirche, sondern einem jeden frommen, wohlwollenden, besserverstehenden Christen".

Die „Väterliche Unterweisung" erschien zu Nürnberg anfangs 1524. Bereits am 31. März dieses Jahres meldete aus Nürnberg der sächsische Gesandte Philipp von Feilitsch dem Kurfürsten Friedrich: „Herr Christoph von Schwarzenberg hat eine Schrift in Druck gebracht wider Luthers Lehre und besonders wider das Büchlein, so Luther schreibt von X Geboten, Pater noster, Glauben und anderm. Darob Herr Hans, sein Vater, merklich hoch bewegt und wieder vorgenommen, wider den Sohn zu schreiben und in steter Uebung sein Vorgeben gründlich und wahrhaftig zu widerlegen". [1])

Die angekündigte Widerlegung erschien Ende 1524 unter dem Titel: „Beschwörung der alten teuflischen Schlange". [2]) In der Vorrede redet Joh. von Schwarzenberg seinen Sohn folgendermaßen an:

„Lieber Sohn, du hast mir vor etlichen vergangenen Tagen ein Büchlein zugeschickt, das du zu deiner verheiratheten Tochter geschrieben. Und wiewohl du darinnen weder deinen noch deiner Tochter Namen angezeigt, auch in deinem Sendbrief mir daneben geschrieben nicht gemeldet, daß du dasselbige Büchlein gemacht hast, so hab ich doch kürzlich darnach und sonderlich aus einem Schreiben mir von unser beider Schwieger, der du das Büchlein auch gesandt, zugekommen, soviel erfunden, daß

---

1) C. E. Förstemann, Neues Urkundenbuch zur Geschichte der evangelischen Kirchen-Reformation. Hamburg 1842. I, 175.

2) Beschwörung der alten Teufelischen Schlangen mit dem göttlichen wort. Nürnberg, Hans Herrgott. 1524. 4°. Ich benutzte die zweite Ausgabe: Neu corrigiert und besser registriert. 1525. Ohne Ort. 4°. VII, 143. Bl.

dasselbige Büchlein von dir geschrieben und in Druck gegeben worden ist; darinnen ich vermerke, daß du dich in großen und sträflichen Stücken wider das öffentliche, klare, lautere, helle Wort Gottes fürnehmlicher und unchristlicher, als ich noch nie lesen habe schreiben hören, irrest. Und gar bald darnach hast du mir auch in einem andern deinem Sendbrief geschrieben und für unziemlich und ärgerlich angezogen, daß ich dies Jahr den Leib und das Blut Christi in Brod und Wein empfangen und in nächtvergangener Fasten drei Vögel gegessen habe."

Der „Thorheit" und „teuflischen Verblendung" seines Sohnes glaubt der neugläubige Vater schriftlich entgegentreten zu sollen; doch wolle er die Antwort anonym ausgehen lassen, „daß noch zur Zeit deine unchristliche Irrung andern destoweniger öffentlich werde".

In der umfangreichen Schrift wird auch Christophs „Geselle", der Münchener Franziskaner Guardian Kaspar Schatzger, heftig angegriffen. Johann von Schwarzenberg war gegen den Ordensmann um so mehr erbittert, als er glaubte, letzterer sei Schuld daran, daß Christoph von der Neuerung nichts wissen wolle.[1]) Der lutherische Eiferer nennt denn auch Schatzger einen „pharisäischen Mönch", der namentlich über die Anrufung der Heiligen aus Eigennutz ganz „teuflisch und verführerisch" schreibe. „Bin ungezweifelt, würde dem Schatzger und andern Päpstischen das ordentliche von Gott befohlene Gebet soviel als ihr erdicht abgötterisch

---

1) Bezüglich der Beziehungen Schatzgers zu den beiden Schwarzenberg schreibt Kilian Leib: „Caspar Schazger . . . vir, dum viveret, integer vitae et inter suos virtutum exemplar, sic enim a pluribus annis cognitus mihi erat. Hujus ingenium atque patientiam mordacissimis scriptis atque convitiis exercuit Joannes a Schwarzenberg Baro, homo latini sermonis omnio nescius, tantum ex Lutheri libellis ardere et maledicere doctus. . . . Christophorus a Schwarzenberg C. Schazger pium alioque patrem multo est amore prosecutus, unde et illum pater infensius oderat". Bei Aretin a. a. O. 1025.

Gebet in die Küche tragen, sie würden bald urtheilen, ob man nach göttlicher oder menschlicher Satzung beten solle".

Der schlagfertige Franziskaner, der im Kampfe mit den Neuerern schon manche Lanze gebrochen, konnte natürlich zu solchen Verunglimpfungen nicht stillschweigen. Schon anfangs Mai 1525 erschien eine sehr ausführliche Antwort.[1]) „Wiewohl ich in Ueberlesung deines Büchleins", hält Schatzger dem Gegner vor, „viel Anfechtung gehabt, dich nicht mit linden Worten, sondern mit ernstlichen, auch dich dermaßen zu bezahlen, wie du deine Mitchristen, die du päpstisch nennst, auf das hitzigste anrennest und auf das höchste schändest, hab ich mich doch eines vielleicht besseren bedacht, glimpflicher mit dir zu handeln". Indessen müsse er auf die große Unwissenheit des lutherischen Vorkämpfers aufmerksam machen: „Du bist in ein Turnier geritten, zu dem du keine genugsame Rüstung hast, ja noch nicht weißt, was zu der Rüstung gehört; darum nicht aus der Art wäre, ob man dich mit Kolben vom Gaul schlüge und auf die Schranken setzte. Du vermeinst, du habest zu allem deinem Gutdünken die ganz helle, klare, lautere, unwidersprechliche göttliche Schrift, daß ich deiner in Lesung deines Büchleins oft habe lachen müssen." Um so größeren Tadel verdiene daher das selbstbewußte Auftreten des unwissenden Polemikers, der übrigens damit zu verstehen gebe, daß er in seinem Leben nicht viel studirt habe. „Denn wer sich nicht weit umsieht, fällt bald ein Urtheil."

Noch tadelnswerther sei aber die Lästerungssucht des Gegners.

---

1) Fürhaltung XXX artigkl, so in gegenwürtiger verwerung auf die pan gepracht und durch ainen neuen Beschwörer der allten schlangen gerechtfertigt werden, gründtlich erclärt durch Gasparn Schatzger barfüsser ordens. — Am Schlusse: Gedruckt und volendet durch Hanssen Schobsser inn der Fürstlichen Statt München. Am tag des heiligen Johannsen vor der lateinischen portten MDXXV. 59 Bl. 4°.

„Ich wollte gern wissen, was ihr doch für ein Evangelium habet, da ihr so frech und frei seid, alle Welt zu verdammen, die aus eurer Sekte nicht sind, auch auf das höchste lästert, schändet, schmähet und nicht mit kleinen Sünden, sondern nur mit den größten Lastern, als da sind Gotteslästerung, Abgötterei, wissentliche Fälschung der Schrift, Bestreitung der Wahrheit, Streben wider den heiligen Geist u. dgl. mehr. Ich geschweige die Laster antreffend das Leben und die Werke. Ich wollte gern wissen, ob ihr den Lucifer in der Hölle und seine Rotte könntet oder möchtet höher schelten und schänden. Ich wollte auch gern einmal ein Büchlein sehen oder lesen, das von eurem Haufen wäre ausgegangen und nicht solcher Schmähung und Schändung voll wäre. Du hast in deinem Büchlein vergessen deines ehrsamen Alters, deines fürgehenden Ansehens, das du vor Jahren gehabt, deines guten Leumunds. Aber es ist dir geschehen, wie den Galatern, die der heilige Paulus straft, daß sie sich von der Wahrheit in Irrsal durch falsche Propheten hätten führen lassen. Ich habe ein Mitleid mit dir, weil ich dich vor vielen Jahren wohl gekannt habe. — Damit du aber nicht deinem Sohne verdenkest, er habe mich angerichtet zu schreiben, thue ich dir kund, daß ich aus ihm nichts gehandelt, habe es auch nicht mit seiner Ersuchung angefangen, ja ihm auch nicht gezeigt, damit zwischen dir und ihm keine neue Ursache Unwillens erwüchse; wiewohl ich ihn anfänglich gefragt habe, ob er dawider schreiben wolle — als er denn darzu sehr genugsam wäre — hat er geantwortet, er wolle nicht Fug haben, denn er dich in kindlicher Ehrsamkeit vor Augen habe."

Den ehrlichen Ordensmann, dem selbst abgefallene Franziskaner, wie Pellikan und Eberlin von Günzburg, ein lobendes Zeugniß ausstellen, hatte es besonders verdrossen, daß Hans Schwarzenberg, ganz nach Luthers Gewohnheit, ihm vorgeworfen, er würde nur aus Eigennutz katholisch bleiben und würde der erkannten Wahrheit mit verstocktem Herzen widerstreben. Dieser schweren Anklage gegenüber erklärt der Franziskaner:

„Mit einem solchen sträflichen Urtheil habe ich noch nie weder den Luther, noch dich, noch deinen Haufen geurtheilt.

Ich hab allweg mit dem endlichen Urtheil unterm Berg gehalten, nicht von Zweifel wegen, ob ihr vielleicht Recht möchtet haben, denn ich an dem nicht zweifle, daß ihr irrt, sondern ob ihr wissentlich oder unwissentlich wider die Wahrheit streitet, auch ob ihr in eurer Irrung verhärtet seid oder nicht. Dieweil du uns aber solcher verkehrten wissentlichen Widerstrebung der Wahrheit zeihest, will ich mich in gegenwärtiger Schrift purgiren, wie ich's an meinem letzten End und jüngsten Gericht soll verantworten: daß mir in meinem Gewissen nicht wissend ist, daß ich je einen Buchstaben wider bekannte christliche Wahrheit geschrieben habe, und verhoffe zu Gott, er lasse mich in solche Sünde, die gegen den heiligen Geist ist, niemals fallen. Mit was Gewissen du und dein Haufen wider uns schreibet, befehl ich Gott. Ein jeder wird seine Bürde tragen, wie Paulus spricht. Dieweil du aber und dein Haufen uns also schändet und holhippet und ich dir, dem Osiander und andern mehr deiner Sekte darzu gefalle, daß ihr eure Thorheit an mich legt und eure Kunst an mir bewähren wollet, so gefällt ihr mir alle wohl darzu. Darum rüstet euch nur redlich, ich will euch zu werken und zu schaffen genug geben. Ich will nicht aufhören und euch aus dem Feld der Schrift nicht weichen, dieweil ich eine Ader mag regen. Wie ihr mir zu Markt kommt, werdet ihr Ware bei mir finden."

Eine Entgegnung Schwarzenbergs erfolgte noch vor der Mitte des Jahres 1526.[1]) In der neuen Schrift werden bloß zwei Punkte behandelt: die Ehelosigkeit der Priester und Ordensleute und das Fastengebot.

Schatzger, der hier als ein „gottloser, teuflischer Mensch" bezeichnet wird, beeilte sich, dem lutherischen Polemiker die

---

1) Dies Büchlein Kuttenschlang genannt, die Teufelslehrer macht bekannt. Herr Johannsen von Schwarzenbergs andere christliche väterliche Warnung seines Sohns Herrn Christoffels u. s. w. auf Caspar Schatzgeyers Schreiben, das er wider genanntes Herrn Hansen Büchlein, die Schlangenbeschwörung genannt, in Druck hat ausgehn lassen. 1526.

gebührende Antwort zu ertheilen. Seiner Gegenschrift[1]) ließ er die Briefe vordrucken, die bei dieser Gelegenheit zwischen ihm und Christoph von Schwarzenberg gewechselt worden. Letzterer hatte nämlich den Franziskaner von der Fortsetzung des Kampfes abzuhalten gesucht.

„Lieber Herr Guardian“, so schrieb Christoph den 25. Okt. 1526 von Ingolstadt aus, wo damals die Landstände versammelt waren, an den Münchener Franziskaner, „ich werde berichtet, daß euch das Büchlein, so mein lieber Herr und Vater neulich hat ausgehen lassen, auch zu Händen gekommen sei. Nun ist mir solch Büchlein verlängst und ehe ich zu München ausgeritten bin, zugeschickt worden, das ich aber weder euch noch andern habe zeigen wollen. Denn ich mit höchster Beschwerde auf dem Büchlein meines Herrn Vaters, auch meinen Namen und dabei etliche Gemälde gedruckt und beigelegt gesehen. Ueber dies alles — was ich mich gegen Gott und männiglich bezeuge — bin ich herzlich und am höchsten erschrocken, wäre nichts begierlicher gewesen und noch, als solchen Druck ungeöffnet zu erhalten, was mir aber unmöglich, und muß also dessen Ausbreitung leiden. Ist doch an euch meine besondere fleißige Bitte, ihr wollet euch wider solches zu schreiben enthalten, bedenken, daß es nicht ersprießlich oder vonnöthen sein würde. Wollet euch auch durch die Gemälde und etliche Schriften, so die Ordensleut belangen möchten, nicht bewegen lassen. Denn es ist zu glauben, dieweil das Büchlein der Zeit, so mein Herr Vater außerhalb Landes[2]) ist, ausgegangen, auch an mehreren Orten lateinische Allegationes und Wörter hat,[3]) es sei von andern

---

1) Wider Herr Hansen von Schwartzenbergs neulich außgangen buechlin von der Kirchendiener und gaystlichen Personen Ee u. s. w. Gedruckt in München anno 1527 im monat Jenner. 44 Bl. 4°.

2) Johann von Schwarzenberg war damals als Gesandter in Polen.

3) Johann von Schwarzenberg bezeugt selber in einer seinen Schriften, „er habe allein die Muttersprache erlernt“. Vergl. E. Herrmann, Johann Freiherr zu Schwarzenberg. Leipzig 1841. S. 49.

oder denen, die uns allein das und nichts Besseres gönnen, auf der Werkstatt gemehrt und, wie man sagen möchte, unter den Händen geböfert worden. Wo ihr aber euch je dawider zu schreiben schuldig erkennet, so bitt ich euch doch, ihr wollet das also thun, daß ihr nicht aus Gegenrache, sondern allein zum Lob Gottes und zur Erhaltung seiner Gespons, der heiligen gemeinen christlichen Kirche, in der wir allein durch unsern Heiland Jesum Seligkeit erlangen mögen, geschrieben zu haben befunden werdet."

Schatzger antwortete erst am 25. November: Er möchte gern dem Wunsche des Herrn Landhofmeisters nachkommen, doch könne er in dem vorliegenden Falle nicht „stillstehen", um so weniger, da der Gegner so „schmählich wider die römische Kirche blitzt und vermeint, durch sein Büchlein alle meine Schriften und Lehren zu Boden zu stoßen, was mir unerträglich ist. Ich will dabei geschweigen unchristliche Schmähung, die er mir thut, und will ihm nicht mit gleichem Maß messen. Doch werde ich ihm seinen herrlichen Titel nicht geben, denn der in Materie des Glaubens nichts austrägt, er wäre denn mit rechter göttlicher und christlicher Wahrheit geziert, welches ich in seinem Schreiben nicht finde." In einer Vorrede an den Leser erklärt sich dann Schatzger eingehender über seine Polemik mit Joh. von Schwarzenberg:

„Ich habe dem neuen Doctor im Turnier der hl. Schrift mit dem scharfschneidenden Schwert des Wortes Gottes das Kleinod vom Helm gehauen, und nachdem er durch Kraft der Wahrheit vom Gaul zu Boden ist geworfen worden, habe ich ihn aus dem Mist und der Streu auf die Schranken gesetzt, damit er nicht ertreten würde, was er zu Dank sollte angenommen haben. Er hats aber in großem Unmuth in seinen Kropf gefaßt und sich lange bedacht, wie er sich an mir rächen möchte. Dieser Unmuth hat ihn soweit gebracht, daß er mir einen neuen Kampf angeboten hat mit dem Zusatze: Könne ich ihm dieses Kampfstück mit zulässigen Waffen brechen, alsdann wolle er mir das Hälmlein reichen und sich in keinen weiteren Kampf gegen mich geben. Bei den zulässigen Waffen versteht

er das Schwert des Geistes, das ist das Wort Gottes. Das gefällt mir auch wohl und nimm's an, so ich auch bisher in meinen schriftlichen Streiten keine andere Wehr gebraucht, als das jetztgemeldete Schwert." Der Gegner begnügte sich indessen keineswegs mit den Waffen der Schrift. „Es wundert mich, so er für witzig und aufrichtig will gehalten werden, daß er mit solchem Affenspiel umgeht. Ich achte je, er hätte sich dessen geschämt vor Jahren, ehe er in die lutherische Schule gekommen ist. Aber nun so er nicht allein darin ist, sondern auch ein Doctor darin geworden, ist kein Wunder, daß er wie ein Spottvogel äffen, schänden, schmähen und lästern auf das höchste kann; denn in dieser Schule ist die erste Lektion, diese Dinge zu lernen und zu practicieren, ja auch damit zu triumphieren.

„Am Anfange seines Schreibens hat er eine Schlange in einer Kutte drucken lassen und in Schrift hernach gesetzt: Er habe die Schlange beschworen und sie sei in eine Mönchskutte, als ihr selbsterfundenes und hoch erfreutes Kleid, geflohen. Das ist sein erster Anritt, vermeint, mir mit dem Spieß einen harten Stich gegeben zu haben. Wo ist da seine Pflicht und unser Anlaß, wir sollen allein mit dem Schwert kämpfen? Ich werde gedrungen, auch den Spieß zu fassen; ich will aber hübschlich thun und seines Sohnes und der löblichen Freundschaft daran schonen, wiewohl er mit seiner Unweisheit wohl würdig wäre, daß ich ihm seinen Schild und Helm visiere. Er macht sich zwar nur selbst vor einem jeglichen weisen Mann zu Spott; denn wer einen andern schändet, der schändet sich selbst. Es bedarf das hl. Evangelium solcher Bewährung nicht. Ich habe ein Mitleiden mit ihm, daß er in die Thorheit gekommen ist und sich von gemeiner Kirche hat abgesondert; denn vor Jahren ist er unser guter Gönner und Freund gewesen. Ich will mich aber auf diesen Punkt verantworten, daß mich der Schlangen Fliehung in die Kutte nichts angeht, so diese Kutte nicht mein ist und der Satan mit meiner Kutte nichts zu schaffen hat. Ich will ihm aber sagen, wessen die Kutte ist. Sie ist seines Schulmeisters, des ausgelaufenen Mönchs Hans Eberl. Da derselbige durch den Satan aus dem Orden gezogen ist und seine

Kutte von sich geworfen, hat der Satan sie aufzuckt und angelegt.

„Er zeiht mich, ich sei nicht eine geringe Ursache seines Sohns großer unchristlicher Irrung. Antworte ich darauf, daß Herr Christoph von Schwarzenberg, sein Sohn, ein ehrenreicher, bestandhaftiger, guter Christ ist, der sich nicht wie ein Rohr durch eine jegliche falsche Lehre bewegen läßt, auch meiner Lehre und Stärkung nicht nothdürftig ist." Viel nöthiger wäre ein Lehrmeister und Führer dem lutherischen Schreiber, der „überall in der Schrift anstoßt, wie ein Blinder in einem fremden Hause" Er sage allerdings „er habe die Logica, welche Kunst er Trügerei heißt, nicht studirt. Aber er weiß nicht allein nichts von der rechten Kunst der Logica, er weiß auch der Kinder Lehr, die Grammatica, nicht, die ihn lehrt, die Worte recht verstehen. Er spricht vielleicht, er sei nicht in die Schul gegangen. Das glaub ich ihm gern, dieweil er seine Tage mit Reiterei verzehrt hat. Warum untersteht er sich dann eines Handels, darzu er nicht genugsam ist, und will Doctor sein, so er noch kein Jünger gewesen? Feg er seinen Harnisch aus und rüste sich zur Beschirmung der Christenheit, der Witwen und Waisen, und stehe der Auslegung göttlicher Schrift müßig; denn er ist dem Amt ungemäß, verführt sich nur selber und andere Leut mit sich."

Hiermit nahm der Streit ein Ende. Schwarzenberg hüllte sich in tiefes Stillschweigen und auch der Franziskaner hütete sich, den Kampf weiter fortzuführen. Die beiden Kämpen wurden übrigens schon bald darnach in die Ewigkeit abberufen, um sich vor dem allwissenden Richter über ihr Wirken und Streiten zu verantworten.

In dieser unerquicklichen Polemik hatte sich Christoph von Schwarzenberg die größte Zurückhaltung zur Pflicht gemacht. Nicht nur hatte er an dem Kampfe nicht theilnehmen wollen, er hatte sogar sich bemüht, dem Eifer des befreundeten Franziskaners Einhalt zu thun. Und nachdem Johann von Schwarzenberg mit Tod abgegangen, unterließ Christoph nicht, in Gemeinschaft mit seinen zwei Brüdern

Paul und Friedrich,[1]) dem verstorbenen Vater in pietätsvoller Erinnerung ein ehrendes Denkmal zu setzen.[2])

Wie mit Schatzger, so stand Christoph von Schwarzenberg auch noch mit andern katholischen Vorkämpfern in freundschaftlichem Verkehr. Seine Beziehungen zu Nausea sind bereits oben erwähnt worden. Inmitten der religiösen Wirren hatten sich die beiden Gelehrten noch inniger einander angeschlossen; waren doch beide von demselben Eifer für den katholischen Glauben beseelt. Nausea unterließ nicht, die Schriften, die er veröffentlichte, dem Freunde mitzutheilen. „Möchtest du doch so bald als möglich zu uns kommen“, schrieb Cochläus den 2. August 1526 von Speier an Nausea, „um hier deine alten Gönner, die Herren Christoph und Paul von Schwarzenberg sprechen zu können. Heute habe ich mit ihnen beim Bischof von Würzburg zu Mittag gespeist, und diesen Abend werde ich deren Gast in ihrem eigenen Hause sein. Dem Herrn Christoph habe ich dein Homilienbuch gegeben“.[3])

Als später Nausea als Hofprediger nach Wien berufen wurde, war es für Christoph eine große Freude, ihm zu solcher Beförderung gratuliren zu können. „Ich zweifle nicht daran“, schrieb er dem Freunde am 20. November 1535, „daß du in der neuen Stellung der katholischen Sache, wie kaum ein anderer, nützlich sein wirst“. Nausea hatte vor Kurzem dem bayerischen Landeshofmeister eine Schrift über die hl. Messe überreichen lassen. „Dein Buch habe ich bereits gelesen“, antwortete Schwarzenberg, „und es hat mir sehr gefallen, sowohl wegen der schönen Sprache als wegen des

---

1) Paul, geboren 1497, wurde Domherr in Bamberg, Köln und Würzburg, auch Propst am Würzburger Stift Haug, und starb zu Bamberg 1535. Friedrich, geboren 1498, trat in Württembergische Dienste, wurde protestantisch und starb 1561 zu Schwarzenberg. Vergl. Metzner, Nausea 11.

2) Herrmann 10.

3) Epist. miscel. ad Nauseam 47.

mußte. Hatte er doch schon längst den Tod vor Augen gehabt. Schon im Jahre 1527 hatte er sich in der Münchener Franziskanerkirche eine eigene Kapelle erworben, um darin für sich und die Seinen eine Ruhestätte errichten zu lassen.[1]) „In den auserwählten Gräbern begrabe deine Todten" (Gen. 23, 6), dies war der Bibelspruch, den Schwarzenberg am Eingange seiner Familiengruft anbringen ließ. Hier wurde er selber zu den Seinen beigesetzt, um im Glauben an den Erlöser der seligen Auferstehung entgegenzuharren. Folgende Inschrift zeigte die Stelle an, wo der edle Freiherr begraben worden:

„Als man zählte nach der Geburt Christi unsers Erlösers MDXXXVIII Jahr, den IX. des Jenners, starb der wohlgeborne Herr Christoph Freiherr zu Schwarzenberg und zu Hohenlandsperg, so XVIII Jahr Bayrischer Landshofmeister gewesen, seines Alters L Jahr; der gegenwärtige Begräbniß aufgerichtet und zu seiner Hausfrau, auch IX seiner Kinder hier begraben worden. Gott wolle diesem ganzen Geschlecht, so verschieden und im Leben, auch allen gläubigen Seelen barmherzig sein".[2])

N. Paulus.

---

1) Greiderer II, 266.

2) Greiderer II, 436. In der Münchener Allg. Deutschen Biographie hat der bayerische Schriftsteller und Staatsmann Christoph von Schwarzenberg keine Erwähnung gefunden.

III.

Die Krise im österreichischen Parlamente.

Von einem Reichsrathsabgeordneten.

Die innere Geschichte Oesterreich-Ungarns ist in jüngster Zeit um zwei Krisen bereichert worden. Uns beschäftigt hier allein Oesterreich, das heißt jener Theil der Habsburger Monarchie, welcher mit dem kurzen Ausdrucke „die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“ oder mit dem klangvollen Namen „Cisleithanien“ bezeichnet wird. Die nachtschlafenden Bürger der „dießseitigen Reichshälfte“, um auch noch die dritte Bezeichnung zu gebrauchen, sind von einem der Vorkommnisse überrascht worden, deren öftere Wiederholung in der Geschichte unserer Partei- und Verfassungskämpfe unserem Vaterlande zu allen seinen officiellen und anderen Namen auch noch das Attribut „Reich der Unwahrscheinlichkeiten“ eingetragen hat.

Und in der That, wenn Eine Thatsache diesen Beinamen rechtfertigt, dann ist es die parlamentarische Krise, welche in der Zeit von Ende November bis Anfangs Dezember die politischen Kreise aufgeregt hat.

Wir haben in unserem letzten Aufsatze (Bd. 110⁹) ziemlich unverblümt darauf hingewiesen, daß der Curs nach links gehe. Nicht mißzuverstehende Abberufungen, noch deutlichere Ernennungen hoher Beamten, das ostentativ zur Schau getragene Wohlbehagen der liberalen Partei, die um sich greifende Niedergeschlagenheit weiter Kreise des Volkes, das

waren lauter Thatsachen und Symptome, welche unsere Auffassung in vollem Maße rechtfertigten. Auch im „Club der Conservativen", wegen seines Obmannes auch „Hohenwartclub" genannt, gährte es in nicht unbedenklicher Weise.

Seit die Ueberzeugung in den einzelnen Clubmitgliedern immer tiefer Wurzel faßte, daß Graf Taaffe — sei es nun spontan, was wir nicht glauben, sei es in Folge der parlamentarischen Kräfteverschiebung seit den Neuwahlen — sich langsam, aber um so gewisser der „Vereinigten deutschen Linken" nähere, seit der Stunde suchten die einzelnen Fraktionen des Clubs für sich zu retten, was zu retten war: die politische Reputation und das Vertrauen des Volkes.

Man setzte alle Opportunitätsgründe bei Seite und glaubte — wir meinen, mit Recht — der Regierung durch entschlossene Haltung beweisen zu sollen, daß im „Club der Conservativen" keine hörigen Dienstmannen, sondern freie Männer sitzen. Die Südslaven begannen mehr ihre nationalen Interessen in den Vordergrund zu stellen; die böhmischen Großgrundbesitzer erhoben den Schild des böhmischen Staatsrechts und die Forderung nach einem Minister für die Länder der böhmischen Krone; die katholisch-conservative Gruppe stellte in allerentschiedenster Weise ihr erstes und grundlegendes Princip der Wahrung der religiösen Interessen voran. Die letzte Stunde des Clubs der Conservativen schien gekommen. Das Bestreben, beim Eintritt einer liberalen Regierung eine neue, feste Position oder, vielleicht besser gesagt, Opposition bezogen zu haben, that sich in den drei Fraktionen des Clubs kund; man war bisher gewohnt, gemeinsam zu vertheidigen; jetzt wollte und sollte man lernen, getrennt anzugreifen. Wir begreifen dieses Bestreben und finden es in den thatsächlichen Verhältnissen vollkommen begründet.

Freilich gab es Männer und Zeitungen, welche über diesen „Aufruhr" im conservativen Lager in die Knie zusammenbrachen, ihr Angesicht verhüllten und mit Thränen

beweinten, was noch gar nicht zu beweinen war. Die liberalen Gegner hatten unterdessen mit heimlichem Lächeln diese Vorgänge im Club der Conservativen verfolgt und freuten sich schon des Augenblickes, in dem sie durch den verlassenen Posten als vollständige Sieger einziehen zu können hofften.

Allein auch der Regierung blieben diese Ereignisse, dieser Stimmungswechsel, dieser Unmuth im conservativen Lager nicht unbekannt. Graf Hohenwart meldete dem Cabinetschef den drohenden Zerfall des Clubs und machte kein Hehl daraus, daß nach dem Zerfall seines Clubs nunmehr kein Hinderniß ist, welches die Linke in ihrem Vormarsch auf die Regierungsbank irgendwie hemmen könne. Graf Hohenwart selbst würde nach Zerbröckelung der seinen Namen tragenden Vereinigung keinen Grund mehr haben, auch nur einen Tag weiter die lang ersehnte Ruhe hinauszuschieben, und er wäre wohl gezwungen, Sr. Majestät, allerhöchstdessen Wunsch auf den Grafen Hohenwart bisher bestimmend eingewirkt haben mag, zu berichten, daß es der Regierung gelungen sei, ihre opferwilligen Anhänger durch zwölf Jahre jetzt in die Opposition zu treiben und es zu ermöglichen, daß eine deutschliberale Regierung an's Ruder komme, welche ganz gewiß den erneuerten Anlaß zu nationalen und religiösen Parteikämpfen bilden werde. Ueberdieß könne dann auch ein Zweifel darüber nicht aufkommen, daß die kaum zum Gesetz gewordene Valutaregulirung unter Führung der manchesterlich-liberalen Partei einer für Völker und Staat gleich gefährlichen Ueberstürzung entgegengetrieben würde, während eine volksthümliche Steuerreform zum Schaden des Volkes und zum Schaden des dann immer mehr in Mißcredit kommenden Staates ad calendas graecas verschoben, wenn nicht gar durch eine plutokratische Verstümmelung ersetzt werde.

Diese Erwägungen mußten auf den Ministerpräsidenten bestimmend einwirken, und sie dürfen wohl wenigstens mit als Ursache jener Krise angesehen werden, durch welche der liberalen Partei in Oesterreich ein so arger Stoß versetzt wurde.

Bevor wir aber über den Verlauf dieser Krise näher berichten, müssen wir einen Gang durch das liberale Lager machen, um zu erfahren, was dort gar so siegeszuversichtlich gemacht hat. Denn die Eingangs erwähnten Thatsachen und Symptome allein sind nicht solche, welche der liberalen Partei schon die Gewißheit hätten verschaffen können. Außer diesen Thatsachen und Symptomen und außer der Mißstimmung im Lager der Conservativen waren es besonders die ungarischen Verhältnisse, welche unserer liberalen Partei und ihrer Presse den Kamm schwellen machten.

In Ungarn war der gemäßigt liberale und nicht kirchenfeindlich gesinnte Graf Szapary dem verei igten Ansturm der Calviner und dem leider auf sehr bedauerliche Abwege gerathenen Grafen Apponyi erlegen; die liberale Partei hob den Finanzminister Weckerle auf den Schild und ließ den Culturkampf optima forma verkünden. Judenehe und obligatorische Civilehe: das waren die beiden Punkte, über denen eine durch und durch verjudete Presse und Partei in ausgelassenem Jubelgejohle die ganze Vergangenheit des marianischen Königreiches vergessen konnte.

Solche Kundschaft klang unseren Liberalen verführerisch in den Ohren und, vorsichtig zunächst, aber deutlich genug gaben sie ihrer Freude über den Gang der Dinge in Ungarn Ausdruck, verhimmelten die ungarischen Politiker ihres Gelichters und fanden schon damals nicht den geringsten Anstoß daran, daß dort die schwarz-gelbe Fahne geächtet, daß kaisertreue Generale beschimpft, daß Revolutionäre auf Staatskosten feierlichst beerdigt und der Chef der Feinde des Hauses Oesterreich, Kossuth, zum Ehrenbürger der königlichen Hauptstadt Pest ernannt worden war. Aus jener Kundschaft schöpften unsere Liberalen Muth und fanden den Zeitpunkt für gekommen, auch in Oesterreich die Fahne der religiösen und politischen Unfreiheit aufzupflanzen.

Dabei rechneten sie, wie gesagt, auf die parlamentarische Lage, welche ihnen so günstig schien wie nie, auf die end-

liche, durch diese Verhältnisse hervorgerufene Nachgiebigkeit des Grafen Taaffe und endlich auf das Wohlwollen der Krone, welche nach ihrer Meinung die zwölfjährige „faktiöse Opposition“ so schnell vergessen hätte. Wie die Erfahrung lehrte, haben sich die Herren Liberalen in allen diesen Voraussetzungen gründlich getäuscht.[1])

Hiemit sind wir bei der Krise selbst angelangt, welche wir nunmehr kurz schildern wollen. Der Abgeordnete des böhmischen Großgrundbesitzes, Prinz Karl Schwarzenberg, der Führer jenes Theiles des böhmischen Großgrundbesitzes, welcher in nationalen Fragen ganz entschieden auf dem Standpunkte des sogenannten böhmischen Staatsrechtes steht und dadurch in dieser Frage zur Verbindung mit der nationalen Partei des Königreiches Böhmen gekommen ist, während er in religiösen Fragen auf ganz entschieden katholischem Boden steht, bot mit einer Rede über die parlamentarische Lage den äußeren Anlaß zur Krise. Er stellte am Schlusse seiner Ausführungen an den Ministerpräsidenten die ganz präcise Anfrage, ob und wann die Regierung gedenke, die durch den Rücktritt des Baron Prazak erledigte Stelle eines böhmischen Landsmannministers zu besetzen.

---

1) Herr von Plener hielt den Augenblick für gekommen, vom Grafen Taaffe die Berufung Hohenwarts in's Herrenhaus, die Entfernung des Ackerbauministers Grafen Falkenhayn und sonderbarer Weise auch jene des Unterrichtsministers Gautsch und die Ersetzung des ersteren durch einen Polen zu verlangen. An Stelle Gautsch's wollte Plener den Justizminister Grafen Schönborn setzen und zum Justizminister den mährischen Czechenfresser Dr. Weeber ernannt wissen. Zugleich war das weitere Begehren in Aussicht gestellt, an Stelle des Finanzministers Dr. Steinbach — „nach weiterer Klärung der Lage“ — Herrn von Plener selbst setzen zu lassen. Das war für den Grafen Taaffe der Bescheidenheit doch zu viel; er bedauerte höflich, bei der dermaligen Situation auf diese Wünsche nicht eingehen zu können. Die öffentliche Antwort ertheilte Graf Taaffe dem Herrn von Plener nach der Rede des Prinzen Karl Schwarzenberg.

Der Ministerpräsident zögerte nicht, dem Prinzen Schwarzenberg sofort nach seiner Rede zu antworten, indem er mit einer gewissen ostentativen Absichtlichkeit erklärte, er hoffe zu Gott, daß sich die Verhältnisse ehebaldigst so gestalten würden, daß er bei Sr. Majestät die Ernennung des erwähnten Ministers beantragen könne. Diese paar Worte bildeten für die „Vereinigte deutsche Linke" den Anlaß, und wie es schien den willkommenen Anlaß, zum, wie sie meinte, letzten Angriff zu schreiten. Sie machte in Entrüstung, als ob die Deutschen in Oesterreich der Vernichtung preisgegeben seien; ihre gewissen Wählerschaften faßten Beschlüsse über Beschlüsse und forderten die Abgeordneten auf, die alte Opposition von Neuem zu beginnen. Die Vereinigte deutsche Linke verrannte sich in eine Entrüstungsgasse, aus der sie schließlich nicht mehr herauskam. Der liberale Parteiminister — eine Einrichtung, die auch nur bei uns möglich ist — Graf Kuenburg, kaum erst weich gebettet im Fauteuil ohne Portefeuille, stürzte sich meuchlings in den nationalen Harnisch, fühlte sich in seiner parteiministerlichen Würde verletzt, weil sein Chef ihn vor der Rede nicht um seine Approbation ersucht hatte, und überreichte seine Demission.

Graf Taaffe war unterdessen guter Dinge und verdarb durch seinen Humor den liberalen Herren das ganze Spiel. Sie waren verblüfft über den „Muthwillen", mit dem Graf Taaffe nach ihrer Meinung den Streit mit ihnen hervorgerufen. So hoch waren sie schon auf der Leiter zur Regierungsbank emporgestiegen, und nochmals sollten sie tief in den Abgrund gestürzt werden. Das war zu viel für eine herrschsüchtige Partei — ihre Rache sollte folgen.

Die Berathung über den Dispositionsfonds stand vor der Thüre. Dieser Fonds ist der einzige Posten in unserem Staatsvoranschlage, welchen man als wirklichen Vertrauensposten annehmen oder ablehnen kann, ohne daß letzteres für die laufenden Geschäfte von Nachtheil wäre. Bei diesem Posten sollte also angesetzt, mit diesem Posten von „lumpigen"

50000 fl. sollte Graf Taaffe mürbe gemacht werden, als ob Graf Taaffe vor seiner Rede nicht ebensogut gewußt hätte, daß dieser Posten auf der Tagesordnung stehe. Trotzdem hat er der liberalen Linken die Demüthigung zu Theil werden lassen, und das ist einer jener Züge, welche wir an Graf Taaffe jederzeit anerkannt haben.

Bei der Debatte über den Dispositionsfonds erklärte nun Plener Namens seiner Partei, daß sie in der Rede des Ministerpräsidenten eine Störung des parlamentarischen Gleichgewichtes erblicke und daß sie daher nicht in der Lage sei, den genannten Vertrauensposten zu bewilligen. In derselben Rede gab Herr von Plener auch zu, daß er und seine Partei bestrebt gewesen seien, im Parlamente eine Majorität zu Stande zu bringen, welche aus verschiedenen Gruppen zu bilden gewesen wäre. Diese Gruppen, welchen die Ehre zugedacht war, sich an die liberale Linke anlehnen zu dürfen, hätten jedoch dreierlei Voraussetzungen annehmen müssen. In negativer Beziehung hätten sie sich der Frage des böhmischen Staatsrechtes und der Schulfrage gegenüber absolut ablehnend verhalten müssen, während sie in positiver Richtung der Linken hätten helfen sollen, die deutsche Sprache zur Staatssprache zu deklariren.

Es liegt auf der Hand, wer durch diese Bedingnisse von der Majorität ausgeschlossen gewesen wäre. Abgesehen von den Jungczechen, welche damals noch in Ungnade bei Herrn von Plener „mit dem wallenden Helmbusch" standen, hätte das Unglück der Ausschließung den böhmischen Großgrundbesitz, die Südslaven und die katholisch-conservativen Abgeordneten der Alpenländer, wie man sieht, so ziemlich den ganzen Hohenwartclub getroffen, also gerade jenen Theil des Abgeordnetenhauses, dessen Mitwirkung die Thronrede vom 11. April 1891 lebhaftest wünschte. Diese Thronrede wies nämlich auf einige, recht bringende volkswirthschaftliche Arbeiten hin, welche zu bewältigen seien, und deren Erledigung voraus-

setze, daß die gemäßigten, staatserhaltenden Parteien von den speciellen Parteiinteressen vorläufig absehen müßten.

In der That hatte sich in Folge dieser Thronrede eine sogenannte „Geschäftsmajorität" gebildet, welche verschiedene Vorlagen, darunter die Valutaregulirung, Wiener Verkehrsanlagen, Subvention des Lloyd und der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft zur Annahme brachte. Diese Geschäftsmajorität bildeten die „Vereinigte deutsche Linke" mit 105 Stimmen, der „Club der Conservativen" mit 70 Stimmen und der „Polenclub" mit 50 Stimmen. Die Dinge gingen ihren Gang, gut und schlecht, wie wir es im letzten Aufsatze geschildert. Den Liberalen war das, wir geben zu, unnatürliche Verhältniß bald lästig geworden und sie fingen unter der Decke an, die Bildung einer anderen Majorität anzustreben, in welcher sie selbst der maßgebende Faktor sein sollten.

Das Ziel ihrer Sehnsucht und Liebe war der Polenclub; ausgeschlossen aus ihrem Bunde sollte der Hohenwartclub sein. Die Polen, eingedenk der zwölfjährigen Bundesgenossenschaft mit den Conservativen und eingedenk der unerhörten Beschimpfungen, mit welchen die Liberalen Polen und Conservative dieserhalb überschütteten, lehnten höflich, aber entschieden das sonderbare Ansinnen ab. Die Regierung, von Plener befragt, ob sie nicht die Hand bieten wolle zur Bildung einer festen, gegen Wechselfälle gesicherten Majorität, erklärte sich bereit, den Versuch machen zu wollen, unterließ es aber nicht, dem Polenclub zu bedeuten, daß ihr eine Majorität ohne Conservative nicht genehm sei. Der Polenclub faßte eine dießbezügliche Resolution, und als die Herren Clubobmänner und die Minister zusammenkamen, ward es dem Herrn von Plener aus dem Munde der Herren Jaworski und Hohenwart klar, daß sein Wunsch gescheitert sei, noch ehe er recht ausgesprochen war. So war denn die liberale Linke von allen Bundesgenossen entblößt.

Trotzdem zog sie in den Kampf gegen den Dispositions-

[illegible] und — siegte. Dieser Sieg aber besiegelte ihre vollständige Niederlage.

Graf Hohenwart griff mit einer großen staatsmännischen Rede in die Debatte ein; das ganze Haus sammelte sich in dichten Massen um den Redner; lautlose Stille herrschte, und die niedersausenden Hiebe fanden in dem enthusiastischen Beifall der Conservativen, der Polen und der Christlich-Socialen ein Echo. Gestatten Sie, daß ich nur einige Stellen dieses ersten Redners des österreichischen Parlamentes wiedergebe.

Bezüglich der Frage der Ernennung eines böhmischen Landsmannministers sagte Graf Hohenwart:

„Freilich ist der Abg. Plener auch mit der Antwort, welche die Regierung gegeben hat, nicht zufrieden und er tadelt in erster Linie, daß sie gegeben wurde, ohne früher den Minister Graf Kuenburg davon zu verständigen. Nun, ich weiß nicht, ob der Herr Ministerpräsident zu jedem Worte, das er in dem hohen Hause spricht, die vorläufige Zustimmung des Grafen Kuenburg einholen muß. (Lebhafte Heiterkeit und Beifall rechts). Aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß diese Behauptung beinahe komisch klingt. Die Bezüge dieses Ministers sind im Staatsvoranschlage für das ganze Jahr 1893 eingestellt; dieser ist gewiß dem Grafen Kuenburg selbst so gut bekannt wie uns allen. Also Graf Kuenburg mußte sich sagen und mußte überzeugt sein, daß die Besetzung dieses Postens in nahe Aussicht genommen sei, sonst wäre er ja nicht in den Staatsvoranschlag eingestellt worden. Und nichts Anderes hat uns Graf Taaffe gesagt; ich finde in seiner Antwort nichts weiter, als daß er erklärt hat, er werde, sobald sich die Möglichkeit dazu ergibt, Sr. Majestät die Wiederbesetzung dieses Postens in Antrag bringen. Wie das den Grafen Kuenburg überraschen konnte, das vermag ich nicht zu beurtheilen.“ (Beifall rechts.)

Ueber die Stellung der Conservativen zu Ungarn erwiderte Graf Hohenwart dem Herrn von Plener:

„Erlauben Sie, wenn ich über die Stellung spreche, die wir, die conservative Partei, Ungarn gegenüber einnehmen, mit

einer kleinen historischen Reminiscenz zu beginnen. Es gab eine Zeit, in welcher die liberale Partei dieses Hauses — und ich meine damit nicht die gegenwärtige, es sind ihre Vorgänger gewesen — unter dem Motto: ‚Wir können warten', Ungarn sehr de haut en bas behandelt hat. (Sehr richtig! rechts.) Das geschah zu jener Zeit, wo die Herren der Meinung waren, daß die Ungarn die Schwächeren sind. (Heiterkeit rechts.) In jener Zeit war es die conservative Partei (So ist es! rechts), und es war namentlich auch der bömische Großgrundbesitz in dieser Partei, der entschieden und offen für die historischen Rechte Ungarns eingetreten ist. (Beifall rechts.) Die conservative Partei ist ihren Grundsätzen treu geblieben, sie steht heute noch auf demselben Standpunkte und sie würde, wenn sich die Nothwendigkeit dazu ergeben sollte, was ja nicht der Fall ist, neuerdings für die Rechte Ungarns eintreten. (Bravo! rechts.) Allein wir verlangen auch die vollste Reciprocität von Ungarn (So ist es! rechts), und wir glauben dies im Interesse unserer eigenen Würde und im Interesse der Würde dieser Reichshälfte betonen zu müssen. (Beifall rechts.) Und so lange in Ungarn eine ziemlich bedeutende Partei im Parlamente selbst besteht, die offen auf den Umsturz des Ausgleiches hinarbeitet (So ist es! rechts) und nach der reinen Personalunion verlangt, so lange selbst die der liberalen Partei zu Gebote stehenden Blätter jeden Moment uns damit drohen, daß sie sich auf die reine Personalunion zurückziehen werden, so lange überhaupt in Ungarn in ziemlich weiten Kreisen die Meinung verbreitet wird, daß der Ausgleich mit Ungarn nur dieser Reichshälfte zum Vortheile gereiche: so lange hat Ungarn nicht das mindeste Recht, sich darüber zu beklagen, wenn einmal auch in unserer Reichshälfte ein Wort fällt, das jenseits der Leitha nicht angenehm berührt. (Lange andauernder Beifall und Händeklatschen rechts.) Allein wie wir zu Ungarn stehen, das weiß man in Ungarn sehr wohl, und ich bin überzeugt, daß man dort in den maßgebenden Kreisen unsere Vertragstreue und unser Festhalten an der Achtung der ungarischen Rechte ebenso gut kennt, wie es unserem Ministerpräsidenten bekannt ist. (Sehr richtig! rechts.) Und darin liegt wohl eine hinreichende Erklärung, warum der Herr Ministerpräsident es nicht für nothwendig fand, auf die kurzen

Bemerkungen des Prinzen Schwarzenberg zu reagiren, und darin liegt auch der Grund, warum der Abgeordnete Plener sich über diese Unterlassung des Ministerpräsidenten beruhigen kann." (Beifall rechts.)

Betreffs der Plener'schen Wünsche über die Majoritätsbildung äußerte sich der Redner:

„Nun, gestatten Sie mir noch ein paar Worte über die Zukunftspläne und Wünsche, welche der Abg. Plener Namens seiner Partei ausgesprochen hat. Er hat uns gesagt, daß seine Partei ein Coalitionsministerium und eine Coalitionsmajorität erstrebe. Was das Coalitions m i n i s t e r i u m anbelangt, so ist dagegen von uns gar keine Einwendung erhoben. Wir finden es auch in den gegenwärtigen Verhältnissen dieser Reichshälfte vollkommen begründet, allein ich glaube, wenn der Abg. v. Plener seinen Blick auf die Ministerbank schweifen läßt, so dürfte er zur Ueberzeugung kommen, daß bereits das gegenwärtige Ministerium einem Coalitionsministerium wenigstens sehr nahe steht. (Sehr richtig! und Heiterkeit.) Was aber die Bildung einer Coalitions m a j o r i t ä t anbelangt, so möchte ich denn doch auf Eines aufmerksam machen. Ich glaube nicht, daß irgend Jemand im Hause und noch weniger in der Regierung vorhanden ist, der den Abg. Dr. v. Plener hindern würde, diese schwierige Aufgabe in Angriff zu nehmen; allein die fortwährenden einseitigen außerparlamentarischen Verhandlungen mit der Regierung über Dinge, die uns Alle gleichmäßig interessiren, sind ein Vorgang, der einerseits auf dieser Seite des Hauses verstimmen muß (Lebhafte Zustimmung rechts) und der andererseits nicht zum Ziele führen kann (So ist es! rechts); denn ich habe die Ueberzeugung, daß im ganzen Hause nicht Eine Partei besteht, die sich von der Regierung in eine bestimmte Parteicombination hineincommandiren läßt." (Lebhafter Beifall und Händeklatschen rechts.)

„Glaubt aber Abg. Plener ein Programm zu Stande bringen zu können, auf welches sich eine größere Anzahl von Parteien dieses Hauses vereinigen kann, dann möge er es thun und möge sich direkt an die einzelnen Parteien wenden, und ich glaube ihm heute schon die Versicherung aussprechen

zu können, daß wir ein solches Programm mit der größten Sorgfalt prüfen und erwägen würden. Das scheint mir der richtige Weg zu sein. Allein, nachdem ich schon darüber spreche, muß ich noch auf Eines aufmerksam machen. Der Abg. Plener hat bei Entwicklung dieses Programms darauf aufmerksam gemacht, daß nicht nur zwei hochpolitische und hochwichtige Fragen davon ausgeschlossen, sondern daß sie von dieser neuen Majorität sogar entschieden negirt werden müßten. Dagegen will der Abg. Plener eine andere Frage, auch eine sehr wichtige Frage, die die ganze Reichshälfte schon seit längerer Zeit beschäftigt, aber die bisher in den Landtagen verhandelt worden ist, und zwar nicht über unsern alleinigen Wunsch, sondern mit Zustimmung der Herren der Linken und auf Grund desjenigen, was darüber bei der Schaffung der Staatsgrundgesetze von der linken Seite gesagt worden ist — auf Grund dessen ist diese Frage immer im Landtage behandelt worden — für den Reichsrath reklamiren, mit anderen Worten: der Abg. Plener glaubt, die neue Majorität bilden zu sollen, jedoch von ihr im vorhinein zu verlangen, daß sie sich gänzlich auf den Standpunkt der Vereinigten Linken stellt. (So ist es! rechts.) Das ist eine Zumuthung, die man einer Partei, die sich selbst achtet, niemals stellen darf." (Bravo! Bravo! rechts.)

Am Schlusse seiner Ausführungen versetzte Graf Hohenwart der liberalen Partei, welche nach oben stets so staatserhaltend und selbstlos sich geberdet, einen Hieb, der am allerärgsten gesessen, indem er seine Rede mit den Worten schloß: „Nun schließe ich mit dem Bemerken, daß ich die Verstimmung, die auf der Linken eingetreten ist und in Folge dessen die Störung, welche unsere parlamentarischen Arbeiten erlitten haben, auf das tiefste beklage; allein wir sind uns bewußt, dazu nicht den mindesten Anlaß geboten zu haben, und es bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Verantwortung hiefür der Vereinigten Linken selbst zu überlassen." (Redner wird vielfach und besonders lange und innig vom Ministerpräsidenten beglückwünscht.)

Ebenso entschieden hatte Herr von Jaworski Namens

der Polen und Dr. Pattai Namens der Christlich=Socialen die Partei der deutschliberalen Linken abgelehnt.

Bei der Abstimmung wurde der Dispositionsfonds trotzdem verweigert, da die Jungczechen mit der Vereinigten Linken gestimmt hatten. Die Stimmen der Jungczechen sind jedoch keinesfalls als im Sinne Pleners abgegeben zu betrachten. Dr. Herold hatte in der Debatte im Namen der Jungczechen ausdrücklich erklärt, daß sie mit den Deutsch-Liberalen keine Gemeinschaft haben wollen und daß sie nur aus principieller Opposition gegen das Kabinet, nicht im Sinne Pleners ihre Stimmen abgeben werden. Trotz dieser geradezu wegwerfenden Aeußerung jubelte die Linke über den Sieg; sie hielt ihre Sache für gerettet, während sie jetzt schlechter steht als je.

Die Demission Kuenburgs ist angenommen; die Vereinigte deutsche Linke formell in der Opposition; Parlament und Regierung ohne Majorität. Das ist in dem Augenblicke die Lage. Wie sich die Dinge gestalten werden, läßt sich in Oesterreich schwer voraussagen. Thatsächlich bilden dermalen die Jungczechen mit ihren 44 Stimmen das Zünglein an der Wage.

Nach unserer Ansicht haben sie bei der Abstimmung über den Dispositionsfonds einen großen taktischen Fehler gemacht, indem sie mit ihren Stimmen ihrem heftigsten Gegner, Hrn. von Plener, zur Majorität verhalfen. Wie die Christlich-Socialen hätten sie erklären können, daß sie nicht aus Vertrauen zur Regierung, sondern um ihrem Erzfeinde nicht zu einem Erfolge zu verhelfen, für den Dispositionsfonds stimmen würden; wenigstens aber hätten sie sich der Abstimmung enthalten sollen. Ein etwas tieferer Blick in die Sache hätte sie dahin bringen müssen. Erwarten sie je Hilfe in ihren Fragen von den Deutschliberalen? Wo anders als auf der Rechten stehen ihre Bundesgenossen?

Auch die Conservativen sind den liberalen Phrasen über das böhmische Staatsrecht nicht zugänglich; und wer je die

Geschicht e der Vereinigung des Königreichs Böhmen mit den deutschen Erbländern des Hauses Habsburg studirt, wird das herbe Urtheil der Deutschliberalen über diese Frage nicht unterschreiben können. Es ist ja doch selbstverständlich, daß durch diese Frage die Einheit und Integrität der Monarchie ebensowenig gestört wird, als durch den Dualismus, und Niemand darf Männern etwas imputiren, wovon er nicht auf Grund der unwiderleglichsten Beweismittel überzeugt ist. Wenn also die Vereinigte deutsche Linke die böhmischen Staatsrechtler ohne weiters „Hochverräther" betitelt, wie es Dr. Menger unter dem Gejohle seiner Gesinnungsgenossen gethan hat, so ist das eine ganz unqualificirbare Verdächtigung nach oben.

Die Jungczechen selbst sind lange nicht so arg, wie sie sich geberden, und wir meinen, bei einigem Umgange mit den anderen Gruppen der Rechten würde man allseitig finden, daß es gemeinsame Punkte gibt, welche zur Bundesgenossenschaft drängen; und ein solcher Punkt ist der Kampf gegen die Vereinigte deutsche Linke.

Diese selbst hat sich nach der Abstimmung allerdings in einem sehr verdächtigen Lichte gezeigt. Sie geht um die Bundesgenossenschaft der Jungczechen fechten, derselben Jungczechen, welche in ihren Augen „Hochverräther" sind.

Sie vergißt das so phrasenhaft betonte „gefährdete Deutschthum"; sie erschreckt nicht vor dem böhmischen Staatsrecht; sie opfert Hekatomben von Resolutionen deutscher Casino's, Vereine, Wählerversammlungen, welche sie sich vordem kilometerweise bestellen konnte.

Herr von Plener ist ein eigensinniger Mann; ehe nicht Graf Taaffe und Hohenwart und besonders der letztere vor ihm im Staube liegen, wird er nicht rasten noch ruhen. Gott sei Dank ist ihm das Sichverrechnen schon zur Gewohnheit geworden und so, sind wir überzeugt, wird er sich auch in den Jungczechen verrechnen. Denn das Schauspiel kann Dr. Gregr denn doch seinen czechischen Landsleuten

nicht geben, daß es heißen wird: „Dr. Gregr, in Freiheit dressirt und vorgeführt von Ernst von Plener".

Die Situation ist hiemit so richtig wie möglich geschildert. Anweisungen auf die Zukunft unterlassen wir; in Oesterreich wird man in dieser Beziehung allzuleicht Lügen gestraft.

Klärung hat die Krise gebracht: Graf Taaffe, dem in dieser Hinsicht der ausgezeichnete, talent- und gemüthvolle Finanzminister Dr. Steinbach wacker zur Seite steht — um von den edlen strengkatholischen Ministern Graf Falkenhayn und Graf Schönborn nicht zu sprechen — hat bewiesen, daß er freiwillig nicht nach links will.

Die Conservativen haben daher vorläufig keine Ursache, den Liberalen zu Nutzen gegen die Regierung aufzutreten. Sie sind in ihrem Club fester geeinigt denn je. Die letzte Krise hat es neuerdings bewiesen, daß der Bestand des Clubs der Conservativen, und zwar unter der Führung des Grafen Hohenwart, nothwendig ist, um den liberalen Ansturm zu erwehren.

Freilich wollen und können wir nicht darauf verzichten, unsere Meinung dahin auszusprechen, daß die strammere Haltung und das energische Auftreten der Fraktionen dieses Clubs mit Ursache waren an der Haltung des Grafen Taaffe. So wird und soll der Club der Conservativen Bestand haben.

IV.

Der Rembrandtdeutsche.

So ist eine eben erschienene Schrift[1]) betitelt, welche der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" den vierzig und etlichen Auflagen dieses seines ersten, von uns schon zweimal in diesen Blättern (Bd. 106 S. 266 ff. Bd. 108 S. 900 ff.) zur Sprache gebrachten Werkes gleichsam als bewaffnete Nachhut folgen läßt. Nachdem er der Welt zwei Jahre Zeit gelassen, sich über sein Buch auszusprechen, schien es ihm nöthig, selbst das Wort zu ergreifen und die Kritik zu kritisiren. Man begreift das einigermaßen. Die Kritik hat sich an diesem Buch wirklich die Finger verbrannt, wie die kurze Zusammenstellung der Hauptprädikate zeigt, welche sie demselben gab: „von seltener ethischer Vornehmheit" und „ein ganz gemeines Pamphlet"; „unglaublich lehrreich" und „vollständig confus"; „systemlos" und „es ist System darin"; „von undurchdringlicher Geschlossenheit" und „völlig zerfahren"; „verrückt" und „weisheitsvoll" — so lauten in lieblicher Abwechslung die gedruckten Urtheile über das Rembrandtbuch (der Rembrandtdeutsche S. 75). Die Kleingeisterei der Gegenwart hat sich in ihrer vollen Blüthe darin gezeigt, daß sie knabenhaft das Buch copirte und parodirte, wie S. 49 mit Recht geklagt wird: „Seit

---

1) „Der Rembrandtdeutsche. Von einem Wahrheitsfreund". Dresden, Glöß. 1892. 194 S.

dem Erscheinen des „Rembrandt als Erzieher“ sind in Deutschland folgende Schriften erschienen: Moltke als Erzieher, Luther als Erzieher, Christus als Erzieher, Bismarck als Erzieher, Richard Wagner als Erzieher, Nietzsche als Erzieher, Graf Hochberg als Erzieher, Rubens als Erzieher u. a. Schon Horaz beklagt sich über das vile pecus imitatorum und der Rembrandtdeutsche mag über seine Nachahmer ähnlich denken; er predigt Originalität und man dankt ihm durch den Mangel an solcher“. Den Gesammteindruck aller Besprechungen gibt [illegible] wieder: „40,000 Exemplare von Rembrandt als Erzieher sind im deutschen Volke verbreitet; sollte das Buch wohl von 40 Lesern verstanden worden sein?“ (S. 178.)

Nach solchen Erfahrungen mochte es den Autor in den Fingern jucken, die vielen urtheilslosen Kritiker und Leser auf die Finger zu klopfen. Aber ist denn er selbst der Verfasser dieses zweiten Buches? Vor allem sind zwei Theile und zwei Verfasser wohl zu unterscheiden. Die ersten 34 Seiten des Buches enthalten nichts als den unveränderten Abdruck der beiden oben citirten Artikel der Histor.-polit. Blätter über das Buch. Sie erschienen dem Autor als „eine in der Hauptsache unparteiische“ wenn auch „subjektiv gefärbte“ Besprechung des Buches (s. Vorr.), und so mochte er Werth darauf legen, daß sie in weitere Kreise dringen. Diesem ersten Theil folgen 666 Aphorismen, meist sententiae volantes, pfeifende Peitschen- und Schwerthiebe auf die Gegner des ersten Buches. Niemand wird so urtheilslos sein zu glauben, daß diese Aphorismen vom Verfasser der Kritiken in den Histor.-pol. Bl. stammen. Die schlichten und einfachen Referate des letzteren mögen sich im Kreuzfeuer jener hauenden, stechenden, schießenden Epigramme in Prosa ungefähr vorkommen und fühlen, wie ein harmloser Manöver-Berichterstatter, der unerwartet plötzlich zwischen die zwei feindlichen Heere geräth. Wer hat diese Aphorismen geschrieben? Es bleibt nur die Möglichkeit: entweder der Verfasser von Rem-

brandt als Erzieher selbst oder aber ein alter ego von ihm, welcher in seinem Herzen lesen und aus seinem Sinn heraus schreiben konnte. Die Verantwortung dafür wird also unter allen Umständen der Erstere zu tragen haben.

Sehen wir uns ihren Inhalt an. Wir finden da manchen großen, scharfen, klaren, triebkräftigen Gedanken des ersten Buches wiederholt, erläutert, wie einen Diamant im Sonnenlicht gedreht. Auch ersehen wir aus manchen Sätzen, daß der Verfasser weiter über den Katholicismus nachgedacht hat und seinem Verständniß näher gekommen ist. Man gestatte uns, nur wenige Proben auszuheben:

„Respekt vor dem Heiligen — in dieser Devise sollten sich alle echten Deutschen zusammenfinden". (Aph. 443.)

„Es ist sehr lächerlich, wenn der heutige deutsche Spießbürger sich den Spruch Bismarcks aneignen will, ‚wir fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt'; denn Niemand ist furchtsamer, ja feiger als eben dieser Spießbürger. Er fürchtet die öffentliche Meinung, die Juden, seine Concurrenten, seine Vorgesetzten, seine Schwiegermutter, seinen Haus- und zuweilen sogar seinen Gastwirth; er fürchtet die erste beste Dorfautorität, welche über Bildung entscheidet; er fürchtet die Polizei und die Socialdemokraten, dabei ist er Mitglied des Protestantenvereins und fälscht gerne Lebensmittel. Kurz, er fürchtet alles außer Gott". (Aph. 409.)

„Die Juden verfluchen das Mittelalter, weil damals einige Juden verbrannt wurden, welche das Volk auswucherten; und die deutschen Professoren plappern ihnen die Phrase vom ‚finstern Mittelalter' gehorsam nach: es ist nunmehr an der Zeit, diesem albernen Gerede ein Ende zu machen. Die gegenwärtige Zeit, welche hunderttausende von deutschen Arbeitern langsam zu Tode quält und zehntausende von deutschen Frauen und Mädchen rasch dem Elend wie der Schande überliefert — diese Zeit hat am wenigsten Grund, über einige im Mittelalter verbrannte Juden zu weinen. Sie hat keinen Grund, sich heuchlerisch über eben dieses Mittelalter zu erheben, das durchweg

gesund, tapfer und fromm — wenn auch hie und da noch roh und gewaltthätig war". (Aph. 448.)

„Eine Cultur, welche auf innere und äußere Frechheit gegründet ist, muß nothwendig rasch verfaulen; eine echte Cultur kann sich nur auf innere und äußere Bescheidenheit gründen". (Aph. 553.)

„Der Rembrandtdeutsche rühmt in seinem Buch das ‚weite Herz' der Katholiken; dasselbe hat sich bewährt, indem Katholiken sein Werk nicht nur tolerirten, sondern auch anerkannten, und nicht nur anerkannten, sondern auch verstanden. Und Das wiegt um so schwerer, als seine Haltung gegenüber dem Katholicismus eine ablehnende war. Die Katholiken setzten also ihr Gewissen über den Parteistandpunkt. Wer thut dies heute sonst noch?" (Aph. 264.)

„Es gehört zu dem anmuths- und hoheitsvollen Wesen der katholischen Kirche, daß sie dem Gläubigen wie dem Ungläubigen jederzeit Zutritt gewährt; ihre Gotteshäuser stehen offen wie die Natur; sie sind nicht sekten- und insektenhaft abgeschlossen. So hat das katholische Pantheon denn auch dem großäugigen Wanderer, der der Rembrandtdeutsche heißt, sich freundlich geöffnet." (Aph. 298.)

„Das Rembrandtbuch steht nicht auf specifisch confessionellem Boden; wollte man indeß in letzter Linie die Frage stellen: für oder gegen Christus? — so würde die Antwort des Rembrandtdeutschen sicherlich lauten: Christus heute und morgen und in Ewigkeit." (Aph 411.)

„Fürst Bismarck schont die Juden und bekämpft die Katholiken; es würde besser sein, er schonte die Katholiken und bekämpfte die Juden; denn jene sind unsere Brüder und diese sind unsere Feinde" (Aph. 418.)

„Herr v. Egidy wünscht das Christenthum von allen Wundern u. s. w. zu reinigen. Er ist in Dresden gut bekannt. Wie es heißt, soll man jetzt damit umgehen, die viele schöne Leinwand, welche sich in der dortigen Gemäldegallerie und oft kostbar eingerahmt befindet, von allem Oel sowie allen Farbenpigmenten und Firnissen, welche ihr anhaften, zu reinigen." (Aph. 420.)

„Es ist wirklich zu bedauern, daß Bismarck den Katholicismus nicht kennt; vielleicht würde sonst in Deutschland Manches besser stehen. Der Katholicismus will nicht von der hohen Warte der inneren oder äußeren Politik studirt sein. In der Kapelle am Wege, im Herzen des deutschen Bauern, auf den alten Schlössern des deutschen Reichsadels, in den musik- und bilderreichen Domen, aus dem grauen Haar des Priesters lernt man ihn kennen. Dort sieht man, daß er nicht nur eine Charakter-, sondern auch eine Bildungsmacht ist; daß viel Urdeutsches in ihm ist; und daß man ihn nicht ungestraft ignorirt." (Aph. 467.)

„Ein Katholicismus, wie er sich in der gemüthlichen und geistigen Richtung des Benediktinerordens offenbart, würde gewiß vielen Protestanten zusagen — wenn sie ihn kennten." (Aph. 504.)

„Major von Wißmann war ehrlich genug, den Vorzug der katholischen vor den protestantischen Missionen in Afrika zuzugeben; gewisse protestantische Geistliche waren pharisäisch genug, ihn deshalb zu verfolgen; daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, den letzteren noch öfter solche Lehre zukommen zu lassen. Ist Wahrheitsliebe nicht auch eine christliche Pflicht?" (Aph. 594.)

Diese erste Reihe von Aphorismen bildet aber die Minderheit. Diese klaren Sterne vermögen mit ihrem Glanze kaum mehr die dichte Rauchwolke zu durchdringen, welche aus dem übrigen Theil des Buches aufsteigt. Sie wallt zunächst auf aus massenhaft verbranntem Weihrauch und hüllt das erste Rembrandtbuch ganz ein in ihre betäubenden Wogen. Es ist, als ob der Verfasser der Aphorismen alles nachholen wollte, was seiner Ansicht nach die Kritik diesem Buch gegenüber versäumt hat. Kein Vergleich ist ihm zu hoch, kein Lobspruch zu voll, kein duftendes Harz zu kostbar für die Verherrlichung des Rembrandtbuches. Dieser Weihrauch riecht nicht gut; er riecht nach Eigenlob, auch wenn der alter ego ihn angezündet hat. Ich begreife es, daß ein Autor, welcher sich bewußt ist, sein Bestes gegeben zu haben aus seinem

tiefsten Seelenschachte, etwas auf sein Werk hält und es nicht im Kothe herumziehen läßt. Aber was hier an Lob auf das Rembrandtbuch gehäuft wird, überschreitet jedes Maß erlaubter Selbstvertheidigung und Selbstbehauptung. Es kommt in Conflikt mit der vom Verfasser selbst so oft nothwendig erklärten Bescheidenheit; es weckt Zweifel an der Richtigkeit des schönen Satzes S. 111: „ist wohl der Rembrandtverfasser stolz auf sein Buch? gewiß nicht, sonst wäre er ja kleiner als sein Werk". Vieles, was zum Lob des Buches gesagt wird, ist wahr, nur durfte der Verfasser es nicht sagen, kaum sich in's Gesicht sagen lassen. Aber Vieles ist auch unwahr, übertrieben und übermüthig gesagt, und das wird sich schlimm rächen. Es ist nicht wahr, daß Rembrandt als Erzieher dieses vollkommene Werk ist; es ist Stückwerk, es hat Mängel, Fehler und Lücken; sein Verfasser ist berufen, Besseres zu leisten und wird es leisten, wenn er demüthig und bescheiden bleibt.

Noch unbegreiflicher und bedauerlicher aber erscheint es mir, daß nun auch den vom Rembrandtverfasser herausgegebenen „40 Liedern eines Deutschen" silberne Klingeln angehängt werden in vielen Aphorismen. In sie ist der Autor der letztern förmlich verliebt und er sucht sie durch tausend Zärtlichkeiten zu entschädigen für die üble Aufnahme, welche sie gefunden. Für die nicht orientirten Leser sei hier angefügt, daß unter diesen Liedern manche hübsche und herzentquollene sind, aber auch zwei sittlich bedenkliche, welche das Auge des Staatsanwalts auf sich zogen, später aber freigegeben wurden. Angesichts dessen, was sonst an unverhüllter Sinnlichkeit auf den Brettern des Theaters und auf den Blättern der Literatur frei passiren und sich breit machen darf, konnte die Beanstandung jener Lieder etwas auffallen; mißbilligen können wir sie nicht. Die größte Strenge ist hier Wohlthat für das Volk und für die Literatur. Darum bedauern wir umsomehr die maßlose Verherrlichung dieser Poesien in den Aphorismen. Wären wenigstens die zwei

anstößigen Lieder gestrichen worden. Man hat wahrhaftig nicht nöthig, dem Volk Sinnlichkeit zu lehren, und gesunde und edle Sinnlichkeit lehrt man nicht auf diese Weise. Das ist auch nicht die geeignete Waffe, um der „Juden- und Hurenliteratur den Todesstoß zu geben“.

Aber hier wird nicht bloß Weihrauch verbrannt. In der Mehrzahl der Aphorismen brennt ein ganz anderes Feuer. Der Rembrandtschrift folgt eine eigentliche Brand-schrift. In erbarmungslosem Autodafé werden die Kritiker und die Hauptfeinde des Rembrandtbuches verbrannt. Schonungslos wird vorgegangen gegen zwei Klassen, gegen die Juden und Professoren; mit durch Mitleid temperirter Verachtung gegen die Masse der Philister und der urtheilslosen Leser. Das Endresultat der richterlichen Untersuchung gibt Aph. 70: „Es würde uns nicht wundern, wenn der Rembrandtdeutsche über seine Leser folgendes Urtheil fällte: die Juden — gemein, die Pastoren — albern, die Professoren — unverschämt, das Durchschnittspublikum — blöde, die Jugend — leichtfertig, die Katholiken — ernst und oft bescheiden“.

Wir begreifen, daß der Verfasser des Rembrandtbuches durch die Behandlung, welche er da und dort erfuhr, gereizt war. Und doch thut es uns wehe, ihn in diesem Handgemenge zu erblicken, noch mehr wehe, ihn im Kampf das moderamen inculpatae tutelae mehrmals überschreiten zu sehen. Würde hier für Ideen gefochten, man würde seine Freude haben an den blitzenden Schwertern. Aber leider, man kämpft für eine Person gegen Personen. Das war des Verfassers von Rembrandt als Erzieher nicht würdig; das hätte er weder seinem ego noch seinem alter ego erlauben dürfen. Wer sich in den Dienst einer großen Sache stellt, hat keinen Arm übrig für Ausfechtung kleiner persönlicher Fehden. Und er muß sich vor allem hüten, daß er nicht eigene Fehden mit dem großen heiligen Kampf um die Sache verwechselt. Eine solche Verwechslung hat offenbar hier mit-

spielt. Und wenn er je einmal das Schwert ergreift zur Deckung seiner Person, da wo nach seiner Ueberzeugung Person und Sache untrennbar sind, dann muß er jeden Gegner unendlich übertreffen an Gerechtigkeit, Edelsinn, Seelengröße. Er darf also vor allem nicht einen ganzen Stand wie den der Professoren unterschiedslos und ausnahmslos angreifen und brandmarken; damit versündigt er sich gegen Wahrheit und Gerechtigkeit und er verletzt persönlich alle guten und edlen Elemente dieses Standes. Was die Juden anlangt, so ist freilich die Verjudung der Presse, der Literatur, der „maßgebenden Kreise" eine schreckliche Seuche der Gegenwart. Ob aber der Kampf, wie der Verfasser der Aphorismen ihn führt, uns befreien wird? Wir denken: sowenig es einen Erfolg hat, wenn man die Cholerabacillen im Einzelnen oder in Masse zu tödten und zu vernichten sucht, sowenig wird der Kampf gegen Juden und Judenthum Erfolg haben können, solange wir nicht den Organismus unserer Gesellschaft wieder so weit christlich gekräftigt haben, daß diese Bacillen ihm nicht mehr schaden können, und er sie von selbst ausstößt. Auch hätten wir sehr gewünscht, daß der Verfasser wirklich die Linien eines vornehmen Antisemitismus nicht überschritten hätte. Und wenn endlich alle ungnädig behandelt werden, welche das Rembrandtbuch nicht gelesen oder nicht verstanden haben, so bezweifeln wir hier abermals, ob dies Verfahren das richtige ist. Wenn die Ausführung des Lehrers von der ganzen oder fast von der ganzen Klasse nicht verstanden worden ist, so kann der Lehrer ja wohl die ganze Klasse durchhauen; aber selten wird das klug und gerecht sein. Größeren Ruhm hätte der Rembrandtverfasser nicht gewinnen können, als wenn er angesichts jenes Mißverstehens und Nichtverstehens in weiten Kreisen kindlich bescheiden sich gefragt hätte: bin ich am Ende zum Theil selbst Schuld daran? und wenn er von da an seine Ehre daran gesetzt hätte, seine großen und wahren Gedanken immer klarer, immer faßlicher, immer kindlicher auszusprechen.

Mit gemischten Gefühlen haben wir das obige Buch aus der Hand gelegt. Noch glauben wir, daß der Rembrandtverfasser einen hohen Beruf in der Gegenwart zu erfüllen hat. Mit den Aphorismen wie mit den 40 Liedern hat er mehrmals die Linien dieses Berufes selbstmächtig überschritten und er wird das büßen müssen. Er hat nun mit seinem ersten Buch viel Schutt weggeräumt, in die Tiefe des Bodens der Gegenwart gegraben, Bausteine beigeschafft, schöne, solide und wohlbehauene; er hat durch die Aphorismen auch die Buben weggejagt, die ihn beim Arbeiten störten und verspotteten, was zu loben, dabei aber auch solche getroffen, welche bloß Zuschauer waren, was nicht zu loben ist. Er soll jetzt keine Zeit mehr verlieren mit Allotria. Er soll bei seiner Arbeit und seinem Beruf bleiben. Er soll Demuth lernen, nicht bloß Bescheidenheit, christliche Demuth, die, wenn sie alles gethan hätte, spricht: ich bin eine unnütze Magd, ich habe nur gethan, was ich schuldig war (Luk. 17, 10). Er soll einsehen, daß er noch nichts geleistet, erst etwas vorbereitet hat. Er soll nun bauen, bauen auf den Grund, der gelegt ist, den auch er anerkennt, bauen nicht als Mensch mit herkulischem Kraftgefühl und titanenhaftem Selbstbewußtsein, das die Adern sprengt und den Geist zerrüttet, sondern als Christ, der aus der Demuth unvergängliche Gotteskräfte zieht und daher allein Unvergängliches zu schaffen vermag.

V.

Zur Frage der Feuerbestattung.

Die Agitation für Leichenverbrennung nimmt einen immer größeren Umfang an und es dürfte Zeit sein, sich einmal etwas näher mit ihr zu befassen.

Zur Zeit gibt es in Deutschland nur zwei Crematorien, d. h. Leichenverbrennungs-Oefen, in Gotha und Heidelberg. Erbaut sind solche Apparate noch in Hamburg und Offenbach; aber die staatlichen Behörden, dort der Senat, hier das großherzoglich hessische Kreisamt, haben gegen deren Benutzung noch Einspruch erhoben.

In Berlin interessirt sich der Stadt-Magistrat sehr für die Errichtung eines Crematoriums, kann aber zu dessen Bau keine Genehmigung seitens der Staatsregierung erlangen. So hat denn der Berliner „Verein für Feuerbestattung" nur ein sogenanntes „Columbarium" errichten lassen, d. h. eine Urnenhalle, in welcher die Asche der nach Gotha geschafften und dort verbrannten Berliner Leichen aufbewahrt wird.

Mit der Frage der Feuerbestattung hatte sich in diesem Jahre auch bereits das preußische Abgeordnetenhaus zu beschäftigen. In einer von 14,911 Personen unterzeichneten Petition war das Haus ersucht worden, seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß „möglichst in ganz Deutschland, jedenfalls aber in Preußen neben der Beerdigung die Feuerbestattung erlaubt wird."

Die Petition gelangte in der Sitzung der Petitions-Commission erst kurz vor Schluß der letzten Landtagssession zur Verhandlung, so daß sie im Plenum nicht mehr zur Discussion kam. (Der Bericht der Commission datirt vom 14. Juni 1892.) Die Antragsteller, von denen einige schon 1875 vergeblich nach gleicher Richtung beim Abgeordnetenhause petitionirt hatten, begründeten ihr Gesuch im Wesentlichen in folgender Weise:

„1. Gegen die zeitige Bestattung der Todten durch Begraben beständen hygienische Bedenken. Durch die Verwesung der Leichen werde unter Umständen das Grundwasser verschlechtert, und entständen in Folge dessen Krankheiten. So sei unter anderen in der Stadt Fridericia in Dänemark, nachdem im Jahre 1849 600 Leichen in einem Massengrabe beerdigt worden, einige Zeit darauf in den dem Friedhof benachbarten Häusern eine Epidemie von Abdominaltyphus ausgebrochen, welche so lange angedauert hätte, bis der Friedhof tief drainirt und das Wasser fortgeleitet worden sei. Gegen die Feuerbestattung lasse sich in sanitätspolizeilicher Hinsicht nichts einwenden, und sei dieselbe daher dem Begraben vorzuziehen.

2. In wirthschaftlicher Beziehung sei darauf aufmerksam zu machen, daß bei der jetzt üblichen Art der Bestattung große Flächen, sei es der landwirthschaftlichen Cultur, sei es der Bebauung mit Gebäuden, entzogen würden, daß namentlich in den großen Städten die Anlegung neuer Friedhöfe mit außerordentlich hohen Kosten verknüpft sei. Die Auswahl neuer Begräbnißplätze werde auch dadurch erschwert, daß dieselben nach den geltenden Vorschriften mindestens 500 Meter von den nächsten Wohngebäuden entfernt bleiben müßten. In den Vororten der großen Städte weigere man sich endlich mehr und mehr, Grundstücke zu Beerdigungszwecken herzugeben.

Diese Mißstände drängten zur Einführung einer weniger unwirthschaftlichen Leichenbestattung, insbesondere in den großen Städten. Thatsächlich würden denn auch bereits z. B. in Paris auf dem Friedhofe Père Lachaise jährlich etwa 4000 Leichen mittels Feuers bestattet. Und die Stadtgemeinde Berlin plane die Einrichtung eines Feuerbestattungsofens auf dem Ge-

meindefriedhofe zum Zwecke der Bestattung der sogenannten Armenleichen, das heißt derjenigen Verstorbenen, welche wegen Bedürftigkeit auf Rechnung der Stadtgemeinde beerdigt würden, und der von der Anatomie eingelieferten Leichen. Es handle sich hierbei etwa um 2700 Leichen jährlich. Die Verbrennungskosten würden sich für die Leiche auf 10—8 Mark und wenn sich an eine Bestattung baldigst eine zweite anschlösse, auf nur 3—2 Mark belaufen. Die Aufbewahrung der Brandreste erfordere auch keine erheblichen Aufwendungen. Die Kosten der Verbrennungsöfen mit Ausstattung seien nach den verschiedenen Systemen verschieden; der in Heidelberg habe 45,000 Mark, der in Ohlsdorf bei Hamburg 124,000 Mark gekostet, während die Gesammtkosten des Crematoriums in Offenbach nur etwa 25,000 Mark betrügen. — Wenn man den Aufwendungen für Grund und Boden der Friedhöfe, sowie für das Begräbniß und die Beisetzung die Kosten der Feuerbestattung gegenüberstelle, so ergebe sich für letztere eine große Ersparniß.

3. Das erheblichste Bedenken gegen die Feuerbestattung werde aus dem Gebiet der Strafrechtspflege entnommen. Man befürchte, daß nach erfolgter Verbrennung der Leichen die Entdeckung von Verbrechen gegen Leib und Leben, namentlich von Giftmorden, in vielen Fällen unmöglich gemacht würde, während an wieder ausgegrabenen Leichen die gewaltsame Todesart, bezw. das Vorhandensein von todbringendem Gift festgestellt werden könne und häufig festgestellt sei. Dem sei jedoch gegenüberzustellen, daß derartige Fälle im Verhältniß zu der Zahl aller Leichen äußerst selten seien, daß aber auch bei der Feuerbestattung der Gefahr der Nichtentdeckung von Verbrechen durch geeignete Maßregeln vorgebeugt werden könne. Solche Maßregeln seien denn auch thatsächlich in denjenigen Staaten, in welchen die Feuerbestattung zugelassen sei, getroffen worden. So müsse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Staate Massachusetts vor der Feuerbestattung ein Zeugniß des Medicinal-Examinators des Distrikts darüber beigebracht werden, daß er eine Leichenschau vorgenommen, persönlich den Fall untersucht und sich dadurch über die Todesursache überzeugt habe, so daß weiter keine medicinische oder juristische Examination

nöthig sei. In England müsse ein Zeugniß von einer amtlich angestellten Medicinalperson ausgestellt werden, daß die Todesursache eine natürliche und welcher Art dieselbe gewesen. Ein zweites Zeugniß einer in nächster Nähe des Verstorbenen domicilirenden Medicinalperson müsse mit dem ersten übereinstimmen. Sei kein behandelnder Arzt zu eruiren, so sei von einer Medicinalperson die Sektion vorzunehmen. In Dänemark müsse nach einem Gesetz vom 1. April 1892 sowohl der amtlich angestellte Arzt als derjenige, der den Verstorbenen in der letzten Krankheit behandelt hat, attestiren, daß ihrem Erachten nach nichts vorliege, das den Verdacht eines Verbrechens als Todesursache erregen könne. Demnächst trete noch eine Prüfung der Polizei ein, ob der Feuerbestattung ein Hinderniß entgegenstehe. In Paris werde das Zeugniß des behandelnden Arztes verlangt, daß der Tod auf natürliche Weise erfolgt sei, sowie der Bericht eines vereideten Arztes über die Todesursache. Fehle das erstere Zeugniß, so müsse der vereidete Arzt eine summarische Untersuchung über die Todesursache anstellen. In der Schweiz (Zürich) müsse eine vom Bezirksarzte in der Regel durch Sektion vorgenommene Untersuchung der Leiche zu dem sicheren Ergebnisse geführt haben, daß der Todesfall nicht durch verbrecherische That einer andern Person bewirkt sein könne. In Gotha müsse der Physikatsarzt auf Grund der von ihm ausgeführten vollständigen und genauen Besichtigung der Leiche schriftlich bescheinigt haben, daß auch nicht der entfernteste Verdacht dafür vorliege, daß der Tod durch verbrecherische Thätigkeit eines Dritten herbeigeführt sein könne, und müsse ferner die seitens der Ortspolizeibehörde aktenmäßig stattzufindende Erörterung der Umstände, unter welchen die zu bestattende Person verstorben sei, dasselbe Resultat ergeben haben.

4. Was die Stellung der Feuerbestattung zur Religion betreffe, so werde nach keinem der christlichen Bekenntnisse die Bestattung durch Begraben als Dogma angesehen. Selbst Geistliche sehen die Feuerbestattung nicht als Verstoß gegen die christliche Lehre an, wie z. B. die Betheiligung des Pfarrers Bion an der Einweihung des Züricher Crematoriums beweise. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums seien die Leichen theilweise auch verbrannt worden. Auch seien sowohl katholische

als evangelische Geistliche auf Grund ihrer eigenen letztwilligen Anordnungen durch Feuer bestattet worden. Jedes religiöse Bedenken müsse aber in Anbetracht des Umstandes fortfallen, daß die Antragsteller lediglich die Gestattung der Leichenverbrennung erbäten, und die Ueberzeugung und Gebräuche derjenigen, welchen diese Bestattung widerstrebe, nicht antasten wollten. Sie beanspruchten aber ihrerseits, daß man auch ihre Anschauungen und Gefühle achte. Die Anhänger des Begrabens mögen diese Form der Bestattung als die pietätvollere halten; sie, die Bittsteller, ständen auf anderem Boden.

5. Sie hielten namentlich auch mit Rücksicht auf die Art der Auflösung der begrabenen Leichen das Verbrennen für die ästhetischere Form der Bestattung.

6. Sie weisen schließlich darauf hin, daß die Leichen preußischer Staatsangehöriger verbrannt werden dürfen, nur nicht in Preußen; also sei dies jetzt nur ein Vorrecht der Wohlhabenden".

Von den Vertretern des Ministeriums des Innern wurde in der Commission darauf erwidert: Wegen der kostspieligen Herstellung von Feuerbestattungsöfen könnten letztere nur an wenigen Orten errichtet werden, so daß bei ansteckenden Krankheiten Gefahr im Leichentransport liegen würde. Vor Allem müsse auch im Interesse der gerichtlichen Medicin, i. e. des Strafrechts, wegen später noch vorzunehmender Ausgrabungen und Obduktionen auf der möglichst dauernden Erhaltung der Leichen bestanden werden.

Diesem Votum schloß sich auch der Vertreter des Justizministers und des Ministers der Medicinal-Angelegenheiten an. Von letzterer Seite, vor deren Forum außer den Medicinal-Angelegenheiten noch die „geistlichen Angelegenheiten" gehörten, also von Seiten des Vertreters des Cultusministers wurde noch besonders ausgeführt: „Der Gebrauch der Bestattung der Leichen zur Erde stimme mit den Gesetzen und Vorschriften sämmtlicher Confessionen überein und seien die Parochialsysteme dementsprechend allenthalben mit Kirchhöfen eingerichtet. Es handele sich hierbei um eine christliche

Sitte, welche mit den religiösen Anschauungen im engsten Zusammenhange stehe. Die Bestattung zur Erde entspreche der Pietät, die das Christenthum für die irdischen Ueberreste der Verstorbenen hege; in eine solche Sitte ändernd einzugreifen, sei mindestens bedenklich. Die Annahme erscheine berechtigt, daß durch die Zulassung der Feuerbestattung eine Schädigung des christlichen Glaubens, auf welchem die Bestattung zur Erde beruhe, herbeigeführt werden würde".

Unter den Abgeordneten entspann sich im Schooße der Commission eine lebhafte Debatte, in welcher sich die Minorität für, die Majorität gegen die Feuerbestattung erklärte. Die Ausführungen der Mitglieder des Centrums und der conservativen Fraktion gipfelten im Wesentlichen im Folgenden:

Vom religiösen, vom christlichen Standpunkt müsse den Angaben der Bittsteller gegenüber mit Nachdruck betont werden, daß nur die jetzt übliche Art der Bestattung dem christlichen Glauben und der christlichen Lehre entspreche. Es sei unrichtig, daß jemals die Feuerbestattung vom christlichen Standpunkt aus für zulässig erachtet oder gar Christen auf diese Art bestattet worden seien. Namentlich müsse bestritten werden, daß dies an den Leichen von Geistlichen mit Einwilligung der letzteren geschehen sei. Sowohl die katholische als die evangelische Kirche duldeten die Feuerbestattung nicht. Durch letztere würde die Pietät, mit welcher die Christen die letzte Ruhestätte ihrer Todten umgeben, zerstört und damit das Christenthum selbst gefährdet werden.

Im weiteren Verlaufe der Discussion bemerkten zwei Mitglieder, daß wer gegen die Erdbestattung sei, sich innerlich bereits vom Christenthum losgesagt habe, und daß man von ihm den Muth verlangen müsse, die Folgerung aus dieser seiner Anschauung auch äußerlich und öffentlich zu ziehen. Wer entgegen der uralten christlichen Bestattungsart, so erklärte eines dieser Mitglieder, die Zulassung der Leichenverbrennung verlange, der überhebe sich und dünke sich eines Hauptes länger als die Anderen. Und das andere dieser

Mitglieder stellte vom Standpunkte der christlichen Religion aus die Feuerbestattung der Eheschließung, falls sie ohne Mitwirkung der Diener der Kirche erfolge, gleich.

Von einem andern Mitgliede wurde schließlich bestritten, daß die Kosten der Feuerbestattung im Allgemeinen geringer wären, als die des Begräbnisses. Auch die des letzteren seien sehr geringfügig. Der Ersparniß an den Aufwendungen für die Begräbnißplätze treten bei der Feuerbestattung die größeren Kosten für Feuerungsmaterial gegenüber. Uebrigens könne, so führte dieses Mitglied aus, ein Bedürfniß zu einem Eingreifen der Staatsregierung im Wege der Verwaltung oder Gesetzgebung schon deshalb nicht anerkannt werden, weil ein Verbot der Bestattung eines Todten durch Feuer noch gar nicht erfolgt sei. Man möge doch den Versuch machen, an freier Stelle, wo eine Feuersgefahr ausgeschlossen sei, mittels Scheiterhaufens eine Leiche zu verbrennen.

Die Vertreter der gegentheiligen Anschauung glaubten auf diesen letzteren Vorschlag nicht weiter eingehen zu sollen, verwahrten aber sowohl die Bittsteller als sich selbst gegen den Vorwurf, als ob man nicht ein guter Christ sein könne, wenn man der Zulassung der Feuerbestattung das Wort rede. In jenem Vorwurfe offenbare sich ein Uebermaß von Unduldsamkeit, die ihrerseits mit den Geboten des Christenthums nicht im Einklang stehe. Jetzt erklärten noch zwei (protestantische) Mitglieder der Commission, daß zwar ihre religiöse Anschauung der Feuerbestattung entgegenstehe, daß sie aber auch die abweichenden Anschauungen Anderer achten, und sich für die Zulassung jener Bestattungsart aussprechen würden, wenn derselben nicht die ihrer Ansicht nach durchschlagenden strafrechtlichen Bedenken entgegenstehen würden.

Bei der Abstimmung sprachen sich 11 Mitglieder der Commission gegen Berücksichtigung der Petition aus, d. h. sie empfahlen dem Plenum des Hauses der Abgeordneten über das Gesuch um Gestattung der Feuerbestattung zur

Tagesordnung überzugehen; eine Minorität von 5 Mitgliedern erklärte sich für Berücksichtigung.

Damit wird die Angelegenheit für das Forum des gesetzgebenden Körpers auf einige Zeit ruhen; im Lande wird man aber die Agitation um so eifriger fortsetzen. Die bezügliche Vereinsthätigkeit wird sehr gefördert werden und zur Unterstützung derselben arbeitet die bereits im 9. Jahrgange stehende Berliner Zeitschrift: „Die Flamme". (In Wien erscheint mit gleicher Tendenz der „Phönix".)

Das soeben ausgegebene Novemberheft der „Flamme" hat diese unsere Erörterung der Sache geradezu provocirt. Das Blatt bringt nämlich einen Leitartikel mit der Ueberschrift: „Feuerbestattung und Dogma", worin mit höchster Genugthuung hervorgehoben wird, daß eine „Centrums-Correspondenz" über dieses Thema sich wie folgt ausgelassen habe:

„Wir halten es für einseitig und übertrieben, wenn man die Feuerbestattung als heidnisch und unchristlich hinstellt. Mit dem Glauben an die Auferstehung des Fleisches hat die Feuerbestattung nichts zu thun; in dieser Beziehung ist es einerlei, auf welche Weise der Leib in seine chemischen Bestandtheile sich auflöst. Auch die Beschleunigung dieser Auflösung hat kein Dogma gegen sich. Wenn man in ein Massengrab ungelöschten Kalk streut, so beschleunigt man damit die Auflösung auch; es ist dies aber nie beanstandet worden. Andererseits vermögen wir jedoch auch die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Verbrennens nicht anzuerkennen".

Die „Flamme" muß zugeben, daß gegen diese Ausführungen von anderer katholischer Seite alsbald remonstrirt wurde, d. h. daß man dagegen geltend gemacht, daß wenn auch die Frage dogmatisch nicht geregelt sei, dennoch es für einen Katholiken unerlaubt sei, in irgend einer Weise zu Gunsten der Leichenverbrennung thätig zu sein, da eine vom hl. Vater bestätigte Entscheidung des hl. Officiums zu Rom d. d. 19. Mai 1886 dies ausdrücklich hervorgehoben habe. Aber

ie „Flamme“ glaubt jenes „Zugeständniß von klerikaler Seite“ festhalten zu müssen und meint dann abwarten zu können, „wie sich der Katholicismus über diese Frage unter sich einigt.“

Wir wissen nicht, ob und in welche katholischen Blätter die Ausführungen einer „Centrums-Correspondenz“ gelangt sind, jedenfalls würde damit nichts weniger als die communis opinio catholica getroffen sein. „Wo immer die Sitte der Leichenverbrennung im heidnischen Alterthum bestanden haben mag“, sagt Prof. Kaulen mit Recht im diesbezüglichen Artikel des Kirchenlexikons, „ward ihr durch die Einführung des Christenthums ein Ende gemacht. Bei den christlichen Glaubensboten war nicht blos die Beobachtung des göttlichen Gebotes, daß der Mensch zur Erde zurückkehren solle, sowie die Gleichstellung der Reichen und Armen, sondern auch der bewußte Gegensatz zu den heidnischen Gebräuchen Ursache, daß sie allenthalben energisch auf das Begräbniß der Todten in geweihter Erde drangen, und das Bewußtsein von der Verbindung, in welcher der Christ mit seinen Verstorbenen bleibt, führte auch die Neubekehrten bald zur Gewöhnung an die neue Einrichtung“.

Karl der Große bestimmte, daß Jeder, der nach heidnischer Sitte einen Todten verbrenne, mit dem Tode bestraft werden solle (Hefele, Conc.-Gesch. III 636).

In neuester Zeit hat erst das moderne Heidenthum in der französischen Revolution die Leichenverbrennung (mit obendrein geringem Erfolge) wieder eingeführt; seitdem haben sich zumeist die Freimaurer ihrer angenommen, besonders seit dem Tage, an welchem bekannt wurde, daß die Congregation der Inquisition unterm 19. Mai 1886 den Christgläubigen verboten habe, einem Leichenverbrennungs-Verein als Mitglied beizutreten und die eigene Leiche oder die eines Andern verbrennen zu lassen. Allezeit ist es als ein Werk der christlichen Barmherzigkeit angesehen worden, die Todten zu *begraben*, nicht zu verbrennen.

Auch hier hat wieder der Katholicismus allein die christliche Lehre und Praxis unverfälscht bewahrt. Leider ist es Thatsache, daß protestantische Geistliche sich dazu hergeben, „feierliche" Reden zu halten sowohl im Trauerhause vor dem Abgange der Leiche nach einem Crematorium, als auch in letzterem selbst unmittelbar vor dem schaurigen Akte des Verbrennens.

Unter den Katholiken ist das Thema der Leichenverbrennung niemals als eine ernste „Frage" aufgeworfen worden und es ist desalb ungerechtfertigt, wenn die „Flamme" die Angelegenheit zu einer Frage des „Katholicismus" macht. Dagegen wird früher oder später auch wieder d i e s e Flamme erlöschen, wie so viele hundert andere seit achtzehnhundert Jahren.

P. M.

VI.

Ueber König Ludwig II. von Bayern.

Das Königsdrama vom Starnberger See hat bereits eine zahlreiche Broschürenliteratur hervorgerufen. Freilich waren diese Flugschriften meist das Papier nicht werth, auf welchem sie gedruckt waren. Um so mehr ist ein eingehendes Werk zu begrüßen, welches von einer fähigen und unterrichteten Persönlichkeit ausgeht und den Zweck verfolgt, den Charakter Ludwigs II. im Allgemeinen zu schildern, namentlich aber den literarischen und künstlerischen Entwicklungsgang dieses räthselhaften Monarchen zu erklären. Dieser Aufgabe hat sich Karl von H e i g e l[1]) unterzogen in einem Buche, welches nicht verfehlen wird, großes Aufsehen zu erregen.

---

1) König Ludwig II. von Bayern. Von K a r l v o n H e i g e l. Stuttgart, Bonz. 1892. SS. 387.

Heigel schrieb sein Buch „aus tiefstem Mitgefühl für den unglücklichen Fürsten". Bei den nahen Beziehungen, welche durch des begabten Dichters dramatische Thätigkeit im Auftrage und zu Diensten Ludwigs II. entstanden sind, ist das Werk zugleich ein Akt der Nothwehr gegen wenig berechtigte Angriffe auf die literarischen Leistungen des Verfassers. In beiden Beziehungen erhalten wir ein interessantes Material zur richtigen Beurtheilung der Regierungsperiode Ludwigs II. Man wird für diese Mittheilungen des Verfassers dankbar sein auch in jenen Partien des Buches, in denen man mit ihm nicht übereinstimmt. Heigel theilt den Standpunkt des Ministeriums Lutz und er ist ein eifriger Lobredner dieses Regime's. Von dieser Einseitigkeit des politischen Gesichtspunktes abgesehen, geht der Verfasser mit größter Objektivität an die Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt und unsers Erachtens in der Hauptsache glücklich gelöst hat.

Einen großen Theil der Schuld an der ungünstigen Entwicklung der hohen Anlagen des Königs schreibt der Verfasser der mangelhaften und fehlerhaften Erziehung Ludwigs II. zu. Wer den Briefwechsel des Königs Max II. mit Schelling gelesen hat, der wird den Worten Liebigs beistimmen, wenn dieser schrieb: „Man hatte das Ziel der Wissenschaft und daß sie nur Werth habe, wenn sie dem Leben nützt, beinahe aus dem Auge verloren und gefiel sich in einer idealen Welt, die mit der wirklichen in keinem Zusammenhange mehr stand." Der erwähnte Briefwechsel bestätigt vollkommen Liebigs Urtheil und die wenig aufrichtige Stellung Schellings zu Max II.! Der verderbliche Einfluß dieses Philosophen wird von der unparteiischen Geschichtschreibung sehr hart beurtheilt werden müssen. Anstatt den krankhaften Auffassungen des Königs mit dem Muthe der wissenschaftlichen Ueberzeugung gegenüberzutreten, hat Schelling sie genährt und großgezogen. Kein Buch hat in den letzten Jahren dem Ansehen der Dynastie der Wittelsbacher so viel geschadet, wie dieser Briefwechsel.

In dieser krankhaften geistigen Atmosphäre wuchs Ludwig II. auf. Die Erziehung war strenge, sehr strenge, aber durchaus schablonenhaft, in keiner Weise den besondern Anlagen des Prinzen angepaßt. Nicht einmal fremde Sprachen, welche

für einen Monarchen so nothwendig sind, lernte der Kronprinz. Ludwig II. erlernte nur die französische Sprache, und seine Vorliebe für französische Literatur ist wohl nur darauf zurückzuführen, daß es ihm versagt war, einen Dante und Shakespeare in der Ursprache zu lesen. Er mußte sich mit Uebersetzungen begnügen. Aus dieser ungenügenden Kenntniß der fremden Literatur erklärt es Heigel, daß Ludwig II. die leidenschaftliche Beredsamkeit Viktor Hugo's überschätzte. „König Ludwig I," schreibt Heigel (S. 69), „sprach vier oder fünf lebende Sprachen und schwärmte namentlich für das Italienische; es berührt eigenthümlich, daß der Enkel die Vorlage von Dante's göttlicher Komödie, aber nur in Uebersetzung, befiehlt" (April 1884). Besonders bedenklich war die Vereinsamung des Prinzen während seiner Erziehung. Heigel bemerkt (S. 67): „Wohl durfte er mit dem einen und andern jungen Grafen Umgang pflegen, alles in allem blieb er doch einsam. Es fehlte der Wettstreit. Spiele im Freien in Gemeinschaft mit Gleichaltrigen blieben ihm versagt." Ludwig II. war ein abgesagter Feind der Jagd. Er mied, seit er den Thron bestieg, Berchtesgaden, denn es erinnerte ihn an die strengen und seiner Ansicht nach ungerechten Strafen, die ihm dort von seinem Vater wiederholt zuerkannt wurden, weil sich der Knabe weigerte, auf die Jagd zu gehen. Dagegen war Ludwig ein geborner Reiter. „Wenigstens in seiner Jugend hatte er Freude am Thiere und das Thier Freude unter ihm". Der Schluß Heigels über Ludwigs Erziehung lautet (S. 68): „Wenn Ludwig II. eine Jugend wie die Söhne seines Oheims gehabt hätte, würde er wenigstens nicht dieses Ende genommen haben".

Mit einer einseitigen, kaum halbfertigen Erziehung wurde Ludwig II. viel zu früh auf den Thron berufen. Heigel schreibt (S. 248): „Immer wieder erinnert uns Ludwig daran, daß er von der Schulbank weg — und wärs doch eine richtige Schulbank gewesen! — zur Regierung berufen worden, unentwickelt, ohne Erfahrung, hilflos. Sowohl seine Maßlosigkeit in Liebe und Haß und die schroffen Uebergänge von Vertrauensseligkeit zu schnödestem Mißtrauen, wie befremdlicher Ungeschmack neben höchstem Schönheitssinne lassen sich öfter

aus diesem Umstande, als aus seiner Krankheit erklären. Auch seine Freude am Schenken und über Geschenke. Einmal als Hofschauspieler Kainz sich verabschiedet hatte und mit einem Fuße schon im Wagen war, nestelte der König hastig die eigenen Manschettenknöpfe los und reichte sie als ein allerletztes Gastgeschenk dem Scheidenden."

Ueber Kainz erzählt Heigel (S. 310) folgende interessante Thatsache: „König Ludwig II. hatte einen ungemein scharfen Blick für Physiognomien. Unmittelbar nach dem ersten Empfang des Künstlers ließ er im Cabinet anfragen, ob Herr Kainz Jude und sein Name angenommen sei. Man konnte ihm über das erstere keine Auskunft geben und bezweifelte das letztere. Der König hatte in beiden Punkten das Richtige geahnt." Dazu bemerkt Heigel: „So lange sich Ludwig II. über die Veröffentlichung seiner Geldnöthe noch grämte, war er namentlich über den Hohn der Wiener und Berliner Börsen-Zeitungen unglücklich. Von dieser Seite hatte er am allerwenigsten Angriffe erwartet. Weiß man nicht, rief Ludwig II., daß ich der einzige Fürst bin, der seiner Regierung sogleich beim Beginn der antisemitischen Bewegung die strengsten Maßregeln gegen dieselbe anbefohlen hat?" — Es ist doch merkwürdig, daß Ludwig II. auf den Dank der Juden rechnete! Dankbarkeit steht nicht im Lexikon der Judenpresse, aber dafür nimmersatte Begehrlichkeit.

Was die religiöse Ueberzeugung Ludwigs II. anbelangt, so vertritt Heigel die Ansicht, der König sei an seiner Kirche gehangen. Er führt hiefür verschiedene Gründe an, z. B. daß der Fürst nach einsam durchwachten Nächten sich die Messe lesen ließ, daß in allen seinen Schlössern Altäre und Betschemel sich fanden u. s. w. Ueber das Betzimmer in Neuschwanstein schreibt Heigel (S. 245): „Das kleine Betzimmer hat die Farbe der Buße: veilchenblau. Wir sehen am Polster des Betschemels, daß der verlorene Mann vor dem Bilde seines Schutzheiligen oft gekniet und gebetet hat. Der zerdrückte Sammt spricht ebenso beredt für die Frömmigkeit des Königs, wie das Bildwerk im erhabenen Thronsaal. Da blicken die großen Gesetzgeber und Seher, da die christlichen Sendboten auf uns. In der Nische aber, wo der Thronstuhl stehen

sollte, erblicken wir die heiliggesprochenen Könige und über ihnen den Heiland als den König der Könige."

In politischer Beziehung hat man Ludwig II. die Vorliebe für französisches Wesen zum Vorwurfe gemacht und hat seine deutsche Gesinnung bemängelt. Mit Recht nimmt Heigel hiegegen den todten Fürsten in Schutz. Was an Ludwig II. so bitter getadelt wird, die Vorliebe für französisches Wesen, trat bei Friedrich II. von Preußen viel stärker hervor und zwar nicht bloß in der Literatur, sondern auch in der praktischen Politik. Friedrich II. schrieb beim Antritte seiner Regierung an den Obersten von Camas: „Sie können äußern, ich liebe Frankreich seiner ganzen Sinnesart nach, vernachlässige man mich aber gegenwärtig, so sei die Sache für immer und hoffnungslos verloren, gewänne man mich aber jetzt, so würde ich im Stande sein, der französischen Monarchie wichtigere Dienste zu leisten, als jemals Gustav Adolf." Dieselben Leute, welche eine solche Sprache Friedrichs II. nicht anstößig finden, ereifern sich wegen der Vorliebe Ludwigs II. für die französische Kunst des vorigen Jahrhunderts. Gegen den protestantischen Pfarrer und Landtagsabgeordneten Friedrich Lampert, welcher deßhalb heftige Vorwürfe auf Ludwig II. gehäuft hat, wendet sich Heigel (S. 256) mit folgender treffender Apostrophe: „Herr Pastor Lampert, seien wir gerecht! Glauben Sie, daß im katholischen Bayern Gustav Adolf und seine Soldaten eine angenehme Erinnerung sind? Sie waren nicht schüchterner die alten Schweden, als die Truppen Tilly's, wie man an der Einäscherung Magdeburgs beweisen kann. Feurio, Mordio, allerdings dem freien Gewissen zu lieb; doch das tröstete den Bauer nicht, wenn er am Baume hing. Und doch nennt sich heute ein hochangesehener, einflußreicher Verein: Gustav-Adolf-Verein!"

Trotz aller Vorliebe für französische Literatur und Kunst erwies sich Ludwig II. im Augenblicke der Entscheidung als durchaus deutscher Fürst. Er entschied sich im Juli 1870 sofort und ohne Zaudern. Als am 27. Juli Kronprinz Friedrich von Preußen zur Uebernahme des Oberbefehls nach München kam, reichte ihm bei der Festvorstellung im Hoftheater der König vor allen Zuschauern die Bruderhand. Am andern Tage

aber, am 28. Juli erhielt vor seiner Abreise der Kronprinz einen Brief Ludwigs II. mit der Aufforderung, daß beim Friedensschlusse Bayerns Integrität und Selbständigkeit gewahrt werden müßten. Also schon damals war das Mißtrauen dem Gastfreunde, dem Führer seiner Truppen gegenüber erwacht. Heigel bemerkt hiezu (S. 230): „Dieses Mißtrauen, einmal in seinem Gemüthe, verließ ihn nicht mehr. Aus ihm sind viele Handlungen zu erklären, die man einfach für tolle Launen hielt. Seine Krankheit war die Mutter des Mißtrauens und dieses schuf die Nachtgespenster. Seinen Thron und Besitz hielt er für gefährdet. Noch ein Krieg, sagte er sich und gestand er Vertrauten, und um die Selbständigkeit Bayerns ist es geschehen. Retten wir uns also bei Zeiten, hissen wir unsere Königsfahne in einer schöneren Zone auf! Archivdirektor Löher wurde beauftragt, zu solchem Zweck die Inseln im jonischen und ägeischen Meere zu durchforschen“.[1])

Eingehend behandelt Heigel Ludwigs II. Verlöbniß mit Herzogin Sophie und die Lösung dieses Eheversprechens. „Als der Bruch unwiderruflich war, hob Ludwig seine lebensgroße Marmorbüste, ein Geschenk seiner Braut, vom Sockel und schleuderte sie durchs Fenster in den Hof.“ Weiter bemerkt Heigel (S. 201): „Es ist wahrscheinlich, daß Ludwig damals schon sich zu mißtrauen begann. Er ertappt sich wiederholt darauf, daß er vorm Spiegel Gesichter schneidet. Anfangs lacht er darüber. En vérité, il y a des certains moments, où je ne jurerais pas que tu n' es pas fou, sagt er sich selbst. Aber schlimmere Anzeichen machen ihn allmählig stutzig. Er geräth wegen Kleinigkeiten in grenzenlose Wuth, er fühlt, während ihm der Sekretär über hochwichtige Angelegenheiten Vortrag hält, unwiderstehlichen Drang, eine Stelle aus einem Drama Schillers zu deklamiren. Er leidet an Kopfweh, es ist ihm, als kröchen Schlangen um sein Haupt. Er reitet, als ritte er um sein

---

1) Die erste Forschungsreise ging indeß nach den Balearen. Das Reisegeld hat 6000 Gulden betragen. „Es hat mir im Herzen wehe gethan“: sagte der Vorstand der Kabinetskasse, Hofrath von Düfflipp, am Tage nach der Auszahlung tief aufseufzend zu einem Bekannten.

Leben; wenn er fährt, fährt er wie der Wind. Er litt häufig an Zahnkrankheiten und Magenübeln. Er hatte häufig Schmerzen im Hinterkopfe, er schlief schlecht." Trotzdem gab ihm rastlose Thätigkeit immer wieder Haltung. Heigel schreibt (S. 347): „Bis 1883 erledigte er gewissenhaft alle Regierungsgeschäfte; er las gründlich zahlreiche wissenschaftliche wie schönwissenschaftliche Werke; er baute an drei Stellen. Ich habe tüchtige Geschäftsmänner über den Bau eines Landhäuschens aus Rand und Band gerathen sehen. Wenn man erwägt, daß Ludwig jeden Plan genau studirte, daß von den tausend und tausend Gegenständen, die seine Schlösser füllten, sehr viele nach seinen eigenen Angaben angefertigt wurden, daß er jedes Stück prüfte, jedem seinen Platz anwies, muß man über seine Thätigkeit und Willensstärke staunen."

Heigel prüft zahlreiche, im Publikum umlaufende Gerüchte auf ihren Werth und stellt sie vielfach richtig. Insoferne hat das Buch einen dauernden geschichtlichen Werth. Auch die Mittheilungen Heigels über seine eigene literarische Thätigkeit im Dienste des Königs verweisen zahlreiche Angaben, welche bisher colportirt wurden, einfach in das Bereich der Fabeln. Selten wurde wohl soviel absichtlich gelogen, wie über Ludwig II., da zahlreiche Elemente seiner Umgebung ein Interesse daran hatten, das Bild des Königs möglichst zu verdunkeln, um sich selbst in helleres Licht zu stellen. Und das Publikum glaubt immer am liebsten das Schlimmste und Abenteuerlichste.

Heigels Buch bringt nicht blos über Ludwig II. zahlreiches interessantes Material, auch die Geschichte Ludwigs I. und Max II. erfährt vielfache Bereicherung. So erinnert Heigel (S. 17) an das ahnungsvolle, aber kühne Wort, welches Ludwig I. als Kronprinz zur Gemahlin Napoleons I., Kaiserin Josephine sprach, als er in Straßburg den Festlichkeiten zur Feier des Sieges von Austerlitz anwohnen mußte: „Das sollte mir die liebste Siegesfeier sein, wenn Straßburg, wo ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt würde". Dazu bemerkt Heigel: „So wenig verbarg er seine Gesinnung, daß er damals immer in einer Gewitterwolke ging. Der edle Graf Saint-Vallier, im Jahre 1871 der Bevollmächtigte Frankreichs im deutschen Hauptquartier, dann französischer Botschafter in Berlin, hat

mir, als er noch Attaché am Münchener Hofe war und von mir im Deutschen unterrichtet wurde, wiederholt versichert, daß sein Großvater dem Kriegsgerichte beigewohnt habe, das den bayerischen Kronprinzen Ludwig, wegen hochverrätherischer Absichten gegen das französische Kaiserreich, zum Tode verurtheilte. Napoleon, dem der Schatten Enghiens genug zu schaffen machte, verwarf den Spruch und begnügte sich mit Drohungen. Qui m'empêcha de faire fusiller ce prince?" Diese Angaben werden auch durch das Tagebuch des bekannten Ritter von Lang bestätigt.

Noch eine andere werthvolle Erinnerung an Ludwig I. bietet Heigel in seinem Buche. Ludwig I weilte zur Zeit der Verlobung seines Enkels in Pompeji, wo ihn ein Wandgemälde: Venus und Adonis zu einem Gedichte anregte. Auf der Eisenbahnfahrt nach Rom faßte der greise Fürst seine Gedanken in ein Sonett und gab ihm die Ueberschrift: „Sonett auf ein Gemälde in Pompeji, Venus und Adonis, in Beziehung auf Ludwig II. und Sophie, seine Braut":

Adonis sieht mit schwärmerischen Blicken
Die Schönheitsgöttin an; sie muß ihn lieben;
Sie fühlen zu einander sich getrieben,
Es will ihr Wesen wonniglich erquicken.
In beiden Herzen, glühend, ist geschrieben
Das selige durchdringende Entzücken,
Das süße gegenseitige Beglücken,
Wie es entstanden, ist es auch geblieben
Mein Enkel, diese Blicke sind die Deinen,
Lichtstrahlen, welche ungeahnt erscheinen,
Die Irdisches mit Himmlischem vereinen.
Des Lebens Höchstes haben sie erworben.
Nie werde durch die Welt Dein Glück verdorben,
Nie heiße es: Die Liebe ist gestorben.

Das Gedicht endigt mit einem Seufzer; dem Sänger bangt für das Glück des Liebenden; aber er fürchtet nur die „Welt". In Wahrheit lag die größte Gefahr im Bräutigam selbst. Die ganze geschichtliche Erscheinung Ludwigs II. ruft Seufzer hervor und wird immer wieder an Shakespeare's Wort schmerzlich erinnern:

O welch ein edler Geist ist hier zerstört!

VII.

Ein neues Werk über den Kirchenstaat.[1])

Noch lebhaft schwebt meinem Gedächtniß der Eindruck vor, welchen die Schrift des damaligen Professors der Theologie an der Universität Würzburg und nachmaligen Cardinals und apostolischen Archivars, Dr. Joseph Hergenröther, über den Kirchenstaat 1860 allgemein hervorrief. „Der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Historisch-statistische Studien und Skizzen“ (Freiburg, Herder) empfing damals in der Civiltà Cattolica das verdiente Lob, daß der Verfasser mit ganz außerordentlicher Kenntniß der deutschen und, was besondere Betonung erfuhr, der italienischen Literatur Gediegenheit und Gründlichkeit der Auffassung und des Urtheils verbinde. Seit jenen Tagen, wo Pio Nono die Kirche lenkte und Napoleon III. die Netze immer enger um sein Schlachtopfer zog, haben sich welterschütternde Ereignisse vollzogen, welche den völligen Untergang des Kirchenstaates und die Herabdrückung des Papstes unter eine feindliche Macht zur Folge hatten. Der Plan des P. Van Duerm, der Geschichte des Kirchenstaats von der französischen Revolution bis herab auf die jüngste Gegenwart eine neue, wo möglich erschöpfende Darstellung zu widmen, muß lebhaft begrüßt werden, weil gerade an der Behandlung dieser Frage die Geister sich scheiden und ihre Gedanken offenkundig machen.

---

1) Vicissitudes politiques du pouvoir temporel des Papes de 1790 à nos jours, par Charles Van Duerm, S. J. Société de St. Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie. Lille, 8°. p. 456.

In 22 Kapiteln, welche das Jahrhundert von 1790 bis 1890 umfassen, empfangen wir eine sehr lebhaft geschriebene Geschichte der „politischen Wechselfälle" der geistlichen Herrschaft des heiligen Stuhles. Es sei gestattet, dem Wunsche Ausdruck zu geben, es hätten die „Vicissitudes politiques" weniger scharf betont werden sollen. Gerade nach der entgegengesetzten Richtung hin bleibt uns die Darstellung des hochseligen Cardinals Hergenröther von unvergänglicher Bedeutung. Ueber die Machinationen der Staatsmänner und die Umtriebe der geheimen Gesellschaften weit hinausgehend, legte er andauernd großen Werth auf die innere Lage des Kirchenstaats, sowie auf die unausgesetzten Bemühungen der Päpste zur Hebung des Wohlstandes und zur Einführung solcher Verbesserungen, die in Wahrheit diese Bezeichnung verdienen. In dem Mangel der Berücksichtigung dieser Fragen scheint uns die Schwäche der vorliegenden, sonst sehr verdienstlichen Arbeit zu liegen.

Um so größer ist der Antheil, welchen die eigentliche Politik empfängt, insofern sie, man darf sagen, fast ohne Ausnahme die Vernichtung der weltlichen Herrschaft der Päpste verfolgte. In dieser Beziehung ist der dritte Napoleon lediglich in die Fußstapfen des großen Oheims getreten. Van Duerm's Darstellung läßt uns tiefe Blicke in die italienische Politik des letztern thun, welchen aber der bei aller Milde und Zartheit des Charakters in Fragen des Rechts unbeugsame Pius VII. durchschaute. Dem Verfasser gebührt besonderes Lob dafür, daß er die Politik des heiligen Vaters bei der Krönung Napoleons im Jahre 1804 energisch vertheidigt. Der Irrthum bleibt sich im Grunde immer gleich, er wechselt nur die Gestalt. Wie der anonyme Diplomat in dem Oktoberheft der Londoner Contemporary Review 1892 Leo XIII. den Vorwurf entgegenzuschleudern die Güte hat, er verrathe mit seiner Politik die Interessen der Kirche,[1]) so traten 1804 Ankläger gegen Pius VII. wegen der Kaiserkrönung auf. Unser Verfasser würdigt und

1) Eine sehr treffende Kritik des in Schafskleidern einherziehenden Diplomaten erschien soeben in: La politica di Leone XIII. e la Contemporary Review. Esame critico di Salvatore M. Brandi S. J. Roma 1892. pag. 64. Tipogr. Befani.

widerlegt dieselben kurz und bündig. Auch sonst nimmt derselbe einen wegen seiner Unabhängigkeit von nationalen Vorurtheilen sehr angenehm berührenden Standpunkt ein. Zum Beweise dessen beziehe ich mich auf seine Beurtheilung der österreichischen Herrschaft in Italien. Da wird keineswegs über alles und jedes der Stab gebrochen, sondern das Gute und Gerechte anerkannt. Und wahrhaftig hatte der Verfasser, eben weil er über genaueste Kenntniß der diplomatischen Umtriebe verfügt, Grund genug, Oesterreich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn sowohl die zweideutige Politik des Bürgerkönigs, wie die dämonische Haltung Napoleons III. haben die neue Ordnung der Dinge in Italien aufrichten und die Knechtschaft des Papstes besiegeln helfen.

Je näher wir der Gegenwart treten, um so lebhafter gestaltet sich das Interesse, mit welchem wir den Ausführungen unseres Verfassers folgen. Das Königreich Italien entsteht vor unseren Augen. Aber mit welchen Mitteln! Besitzen Pius IX. und Leo XIII. nicht die vollständige Kenntniß derselben? In der That — der Papst würde Selbstmord begehen, wollte er diese Schöpfung, welche nicht allein den Kirchenstaat verschlungen, sondern auch über den italienischen Bauer den Hungertod gebracht, anerkennen. Für die Besorgung einer zweiten Auflage gestatten wir uns den Verfasser auf das von ihm nicht angezogene Werk „The Making of Italy 1856—1870, by The O'Clery, of The Middle-Temple, London 1892" (Kegan Paul, Trübner) aufmerksam zu machen. Uebrigens hat der Gang der europäischen Ereignisse die Politik der Päpste bezüglich des Kirchenstaats gerechtfertigt. Der Nachfolger Leos XIII. wird und kann um kein Haar breit von derselben abweichen. Die katholische Welt hat dieselbe bis zur Stunde gebilligt. Ihr gegenüber verlieren einzelne abweichende Stimmen, wie die des Bischofs Bonomelli von Cremona (448) ihre Bedeutung. Als ich dieses wohlgemeinte, aber höchst unglückliche Elaborat bald nach dem Erscheinen las, fragte ich mich: Glaubt der Herr Verfasser an die göttliche Vorsehung? „Man muß", schrieb Leo XIII. am 29. April an diesen Bischof, der seine Schrift alsbald zurückzog und mißbilligte, „seine Ansicht nach diesen Grundsätzen bilden". Diese hatte der hl. Vater kurz zuvor

nehin ausgesprochen, daß die volle Freiheit in der Verwaltung des apostolischen Oberhirtenamtes den Besitz der weltlichen Macht zur Voraussetzung habe. Jeder vorurtheilsfreie Leser wird als Ergebniß der Lektüre des werthvollen Buches die Ueberzeugung aufnehmen, daß die römische Frage heute mehr denn je zuvor eine offene Frage ist.

VIII.

Bullarium Trajectense.

Die Urkundenpublikationen, die, unter Heranziehung des in kleineren Archiven zerstreuten Materials, die Dokumente aus den päpstlichen Registerbänden im vatikanischen Geheimarchiv zur Grundlage haben, mehren sich in der erfreulichsten Weise. Wenn die Ecole française des Palazzo Farnese das riesenhafte Unternehmen der Herausgabe des gesammten Urkundencomplexes zahlreicher Pontificate des dreizehnten Jahrhunderts seiner Zeit in Angriff nahm und heute fast vollendet hat, so haben Andere sich daran gemacht, die auf einzelne Länder oder juristische Personen bezüglichen Papsturkunden aus den Registerbänden auszuziehen. Sehr spärlich dagegen ist eine historisch bedeutsame Arbeitsweise angewendet worden, die die alte kirchliche Eintheilung zur Grundlage nehmend, ganze Kirchenprovinzen, oder einzelne Bisthümer nach ihrer mittelalterlichen Topographie betrachtet, behandelt. Es leuchtet ein, daß der enge Anschluß an die alte kirchliche Topographie — um mich so auszudrücken — dem Anlehnen an die modernen politischen Ausgestaltungen der einzelnen Länder aus mehr wie einem Grunde vorzuziehen ist, wenn man nicht sagen will, daß die Sammlungen mittelalterlicher Papsturkunden für modern entstandene politische Gebilde nicht besonders viel Berechtigung haben. Die

Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten dieser letzteren Art von Urkundensammlung sind zu evident, um besonderen Hinweises zu bedürfen.

In die Reihe der Bisthums-Bullarien hat Gisbert Brom neuestens das Bullarium Trajectense eingestellt, indem er den ersten Band seiner ausgezeichneten Sammlung von Papstbriefen, die sich auf das alte Bisthum Utrecht beziehen, im Haag veröffentlichte. Der Titel des Bandes lautet: Bullarium Trajectense. Romanorum Pontificum diplomata quotquot olim usque ad Urbanum VI (an. 1378) in veterem episcopatum Trajectensem destinata reperiuntur collegit et auspiciis societatis historicae Rheno-Trajectinae edidit Gisbertus Brom, Ultrajectinus S. Theol. Doctor. (Haag, Martin Nijhoff, 1892). Auf 480 Seiten bietet der Verfasser 1219 Urkunden, die sich über den Zeitraum vom 4. November 751 (Zacharias) bis zum 19. Juni 1347 (Clemens VI.) erstrecken.

Wenn auch der Hauptstock der Dokumente dem vatikanischen Geheimarchiv entnommen ist, so haben doch außerdem noch weitere 22 Archive und Bibliotheken ihre Trajectensia für die Sammlung hergeben müssen. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, daß in seiner auf zwei Bände zu vertheilenden Urkundensammlung von beiläufig 2000 Nummern die unbekannten Stücke weitaus in der Mehrzahl seien. Naturgemäß bezieht sich dies nicht so sehr auf die in die alte Zeit und das dreizehnte Jahrhundert fallenden Stücke, als wie auf die Zeit von Clemens V. ab.

Bezüglich der Editionsmethode hat der Herausgeber sich die weise Einschränkung auferlegt, sich an die mehr oder minder allgemeinen Editionsprincipien zu halten, ohne durch Einführung von Neuheiten noch mehr Confusion in die Methode einzuführen, wie wir heute schon haben. Bei aller Einfachheit der Behandlung der Urkunden hat Brom klar und deutlich alles das gesagt, was zum Verständniß der Urkunde nothwendig ist. Die Literatur ist vollständig herangezogen und, wo nothwendig, corrigirend commentirt.

Erfreulich ist die Thatsache, daß wir manche Urkundencomplexe verzeichnen können, die wegen ihres wichtigen Inhalts weit über den Rahmen der Bisthumsgeschichte hinausragend, der allgemeinen Geschichte fortan dienstbar sein werden. Mit seltenem

Takte ist der Herausgeber in Auswahl derjenigen Urkunden vorgegangen, die er dem vollen Wortlaute nach mittheilt. Er ist der Versuchung aus dem Wege gegangen, minder wichtige Dokumente in extenso zu publiciren, nur „um den Band zu füllen". Das Studium des vorliegenden ersten Theiles der Sammlung gestaltet sich darum zu einem weitaus angenehmeren und erspart viel Zeit und Mühe.

Referent kennt nur wenige Urkundenpublikationen aus dem vatikanischen Geheimarchiv, die mit gleicher Sorgfalt und Umsicht, mit gleicher Belesenheit und Gelehrsamkeit ausgearbeitet sind. Für Deutschland haben wir außerdem noch eine Unmenge von Beziehungen im Bullarium Trajectense zu suchen, so daß namentlich die Historiker von Nordwestdeutschland sich eingehend mit der Arbeit zu beschäftigen haben werden.

Wenn es nach dieser Würdigung der Gesammtleistung gestattet ist, auf Einzelnes aufmerksam zu machen, was dem Referenten als verbesserungsfähig aufgefallen ist, so bezieht sich dieses jedoch nur auf Dinge untergeordneter Bedeutung. Was die geographische Orientirung angeht, so findet sich ein deutscher Historiker an vielen Stellen, selbst unter Zuhülfenahme der gebräuchlichen Nachschlagewerke, nicht zurecht. Hier wären weitere zahlreiche Anmerkungen mit Freuden begrüßt worden und hätten die Verwerthung des historischen Materials erleichtert. Ein geographischer Index mit Erläuterungen kann, am Ende des zweiten Bandes, diesem Uebelstande abhelfen. Die Schreibung der Personen- wie Städte- und Klosternamen ist in den Urkunden selbst so wiedergegeben, wie die Vorlagen die Namen boten. Ob es aber Berechtigung hat, die häufig so sehr verderbten Namen der Urkunde dem Regest derselben taliter qualiter einzuverleiben, dürfte wohl eine Frage sein, die die wenigsten Historiker zu bejahen sich in der Lage sehen. Die vatikanischen Registerbände sind nach den modernen Signaturen citirt. Früher hatten die Bände eine andere Numerirung und die neue Signatur ist so ungeschickt angebracht, daß man die alte nicht mehr erkennen kann. Aus diesem Grunde ist es oft sehr schwer, eine Urkunde zu verificiren, die nur in der alten Weise citirt ist. Zudem genügt die Kenntniß des Datums der Urkunde keineswegs immer, um mit Sicherheit

die Stelle in den Registern zu finden. Denn es kommt nicht selten vor, daß z. B. Bullen aus dem annus tertius eines Papstes im annus quartus stehen und umgekehrt. Sollte es nun späterhin einem Archivar wieder einmal einfallen, die Registerbände neu zu numeriren, so wäre die Verifikation von Urkunden, die nur nach der Nummer des Bandes und nicht nach dem in Goldschrift aufgedruckten Titel des Bandes citirt sind, zuweilen vielleicht unmöglich. Infolge dessen ist es schade, daß Brom die allerdings etwas kürzere Methode der Anführung nach der laufenden Bandnummer angewendet hat.

Wie mir der Herausgeber mittheilt, wird mit dem Schluß des zweiten Bandes die ausführliche geschichtliche Einführung und Uebersicht über das ganze Material gegeben werden. Ebenso werden Indices der Personen, Orte, Initia und die sonstigen üblichen Ergänzungen zu Urkundenpublikationen angehängt werden. Die prächtige Arbeit — die übrigens sehr sauber auf Druckfehler hin durchcorrigirt worden ist und in vornehmer Ausstattung auf den Markt gelangte — wird durch diese Uebersichten und Beigaben dem handlichen Gebrauche zugänglicher gemacht.

Ueber die merkwürdige Urkunde Nr. 13 vom 30. Oktober 1119, worin dem Bischof Godebald von Utrecht von Calixt II. der Gebrauch der Mitra concedirt wird, des Näheren zu sprechen, wird sich seiner Zeit bei Ankündigung des zweiten Bandes Gelegenheit geben, nachdem man gesehen hat, wie der Herausgeber in der historischen Einleitung dieses Dokument commentirt haben wird.

IX.

Der Westphalus Eremita.

Zu Sommers hundertjährigem Geburtstag.

(26. Januar.)

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erblickte tief im Herzen Westfalens ein Mann das Licht der Welt, dessen Andenken in gelehrten, vor Allem in juristischen Kreisen noch unvergessen ist. Es sei uns vergönnt, zu seinem hundertjährigen Geburtstage dasselbe auf's neue zu beleben.

Johann Friedrich Joseph Sommer wurde am 26. Januar 1793 zu Kirchhundem im Sauerlande als Sohn des Gutsbesitzers und Advokaten Johann Heinrich Sommer geboren. Kräftig wie die Eichen des heimathlichen Waldes, unter denen er seine Kinderspiele spielte, wuchs der Knabe heran. Auch sein Geist entwickelte sich entsprechend, und schon bei dem ersten Unterricht trat seine besondere Beanlagung hervor. Ein französischer geistlicher Emigrant, der auf dem elterlichen Gute gastfreie Aufnahme gefunden, ertheilte ihm denselben. Sein Interesse und Verständniß für die französische Literatur, ebenso wie seine Verehrung für die „prêtres non assermentés" stammen wohl noch aus dieser frühen Zeit. Nach kurzem Aufenthalt auf der von einem säcularisirten Benediktiner geleiteten Lateinschule zu Olpe, wo seine außerordentliche Begabung es ihm möglich machte, schon mit 15 Jahren das Maturitätsexamen zu bestehen, ging es zur Universität Gießen. Auch dort feierte er nicht; der jugendliche Student widmete sich dem

Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, der Philosophie, Geschichts- und Naturwissenschaften, — ein immerhin recht erhebliches Arbeitspensum. Daß er es zu erledigen wußte, bewies das „summa cum laude" bestandene Fakultätsexamen, das er im Herbst 1811 ablegte. Nach demselben ging es wieder der westfälischen Heimath zu. Mit besonderer Freude verweilte er im späteren Leben bei den Erinnerungen aus jener Zeit. Ein Theil des Weges wurde mit den Studiengenossen zu Fuß zurückgelegt. Hauptsächlich benutzten sie dazu die lauen, vom Lichte des Kometen durchglühten Nächte, der auch die westfälischen Wälder mit seinem geheimnißvollen Zauber umspann. Zu Hause angelangt, wurde rüstig weiter gearbeitet. Im Januar 1812 bestand der 18jährige Jüngling das Examen bei dem großherzoglich-hessischen Hofgericht und der Regierung zu Arnsberg. Er wurde zum Accessisten und am 26. Februar 1813 zum Hofgerichtsadvokaten ernannt. Es wurde Sommer gestattet, auf dem elterlichen Gute zu Kirchhundem zu wohnen und seinen alten Vater in der Praxis zu unterstützen. Auch nach dessen Tode (1818) veränderte er seinen Wohnort nicht.

Der Schwerpunkt der Thätigkeit des Advokaten beruhte, da das mündliche Verfahren noch nicht bestand, in den bei der richterlichen Behörde einzureichenden Schriftsätzen. War aber Sommers Anwesenheit im Interesse seiner Mandanten an der Gerichtsstelle nothwendig, so wurde zu Pferde gestiegen, die Akten vor den Sattel geschnallt und über die waldigen Höhen nach Bielstein oder gar nach Arnsberg geritten. Waren dann die Geschäfte erledigt, so folgte ein wegen seiner Seltenheit doppelt anregendes Zusammensein mit den Collegen und Fachgenossen. Schon früh war dem jugendlichen Jünger der Themis unter ihnen die Führerschaft eingeräumt. Sein Wort war ein gewichtiges und die von ihm in verwickelten Rechtssachen von Einzelnen, Corporationen, Dörfern und Städten geforderten Gutachten nahezu Ausschlag gebend.

Aus der ländlichen Zurückgezogenheit seiner waldumrauschten Heimath hatte Sommer in rascher Aufeinanderfolge [illegible] [illegible] Kinder in die Welt gesandt. Die zum Theil [illegible] Werke erschienen unter dem Pseudonym „[illegible] eremita", ein Name, der in der Gelehrtenwelt bald einen gar guten Klang hatte. Nach den schweren Kriegsjahren war endlich der Friede gekommen. Es galt, sich in veränderte Verhältnisse einleben, die zum Theil auch neue Rechtszustände geschaffen hatten. Das Herzogthum Westfalen war im Jahre 1803 als Bestandtheil des Kurfürstenthums Köln säcularisirt und an Hessen-Darmstadt gekommen. Nachdem der Corse die Karte Europas gründlich umgearbeitet, und die Diplomatie im Wiener Congreß diese Arbeit einer ebenfalls gründlichen Revision unterzogen hatte, war Westfalen 1815 an die Krone Preußen gefallen.

Für das Land der rothen Erde, wo seit Jahrhunderten auf der eigenen freien Scholle der Bauer saß und seinen Boden bebaute, verlangten die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse zuerst eine Regelung. Daß sie zweckentsprechend und dem Gemeinwohl dienlich sein möge, suchte der 24jährige Advokat nach Möglichkeit zu befördern. 1817 trat er mit seinem ersten Werk: „Recht, Richtsteig, Rechtsgelehrte und Adel Westfalens und der preußischen Rheinlande" vor die Oeffentlichkeit. Charakteristisch ist, daß den Abhandlungen über zum Theil recht trockene juristische Gegenstände, wie z. B.: „das öffentliche Verfahren und die Untersuchungsmaschine", „die Gerichtsverfassung" ꝛc., ein Vers seines Freundes Friedrich von Schlegel als Motto vorgesetzt ist. Für Sommer gab es ja auch in juristischen Dingen niemals nur eine „graue Theorie"; mit irgend einem Blatt von „des Lebens goldenem Baum" wußte er sie immer zu durchflechten. Genährt mit der Wissenschaft der Alten in einer das Gespenst der Ueberbürdung der Jugend noch nicht kennenden Zeit, zum Manne gereift in der klassischen Epoche unserer Literatur, hegte er ein lebhaftes Interesse für

6*

alle ihre Erscheinungen, und wußte dem Herzschlag seines Volkes auch in ihnen zu lauschen. Nicht nur der Fachwissenschaft diente seine Feder, so großen Antheil die durch sie vermittelten Meinungsäußerungen des „Westfälischen Eremiten“ an dem 1820 zu Stande gekommenen preußischen Gesetz „Ueber die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse“ auch hatte.

Verschiedene wissenschaftliche Produktionen kamen in rascher Folge, und für eine derselben ernannte die Universität Gießen ihren früheren Schüler zum „Doctor juris utriusque“; 1818 gab Sommer „Rechtswissenschaftliche Abhandlungen“ heraus, deren Gegenstände zum Theil Materien von allgemeinem Interesse behandelten. Geht „die Verjährbarkeit der Einreden“, „Kabinetsjustiz“ ꝛc. nur den Juristen an, so streift die Abhandlung über „Redefreiheit“ schon die Interessen weiterer Kreise. Näher noch berührt uns Kinder der von der semitischen Frage durchzitterten Gegenwart der Artikel „Ueber die Glaubwürdigkeit des deutschen Juden“. Das Gesetz verbot damals noch dem Juden in Sachen zu zeugen, wo auch nur ein streitender Theil Christ war. Auch die mildere Praxis machte davon nur dann eine Ausnahme, wenn der Christ, gegen den der Jude zeugte, durch Zinswucher ꝛc. selbst eine jüdische Denkungsart an den Tag legte. Die Bestrebungen, um diese schroffe Rechtsansicht zu mildern und nach und nach zur Gleichberechtigung der Juden herüber zu leiten, werden von Sommer auf ihre Berechtigung hin geprüft. Er schließt mit den Worten: „Daß der Jude immer ein orientalischer Fremdling, immer geschützter Gast des Deutschen Reiches, aber nie Deutscher war, kann Niemand leugnen. Er hatte das Recht des freien Abzugs, ohne in der Regel zur Entrichtung von Nachsteuer verbunden zu sein, wie es doch der deutsche Staatsbürger war. Sie auch zu solchen voll und ganz zu machen, wird von manchen Stimmen gefordert. Man wolle sich vorsehen — auch die Humanität hat ihren Fanatismus“. So geschrieben im Jahre des Herrn 1819.

Noch entschiedener indessen streift die, wie umfangreichste, so auch bedeutendste Abhandlung des Werkes „Ueber das rechtliche Verhältniß Roms zu Deutschland“ Interessen, die die Gegenwart bewegen. Nach den Stürmen der französischen Revolution und den schweren Kriegsjahren mußten auch die äußeren Verhältnisse der katholischen Kirche sich neu umschließen. Rechte, die ihr von der Gewalt genommen, mußten zurückerobert, anders als unter dem Krummstab des säcularisirten Landesherrn mußten sie dem protestantischen Könige von Preußen gegenüber abgegrenzt werden. Diese Verhältnisse zu klären, war keine kleine Aufgabe. Sommer tritt an sie heran mit dem Freimuth des unabhängigen Mannes, dem Wissen des bedeutenden Gelehrten und dem warmen Herzen des gläubigen Katholiken. Die an die Streitigkeiten über die Besetzung des Constanzer Bisthums und Wessenbergs Ansprüche anknüpfende Abhandlung ist nur die Vorläuferin des 1819 herausgekommenen Werkes „Von der Kirche in dieser Zeit“. Es erregte großes Aufsehen. So geschieht es immer, wenn zur rechten Zeit das rechte Wort gesprochen und so der Punkt getroffen wird, um den die Interessen der Völker kreisen. Weit über die Grenzen Westfalens hinaus trug das Werk den Namen des bescheidenen Eremiten. Männer wie Joseph von Görres, Graf Fr. Leopold Stolberg traten über die in demselben behandelten Ideen und Ansichten mit ihm in schriftlichen Gedankenaustausch, und Freundesbande knüpften sich unter den drei geistvollen, auf demselben Boden stehenden Männern. „Auf dem Thurme des Domes zu Köln und in den Hallen des Münsters zu Aachen“, so schreibt in der Vorrede der Verfasser, „entstand in mir der Gedanke, ob es nicht möglich sei, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu sühnen — ob nicht der Friede möglich zwischen den Bekenntnissen, ob nicht die Herrscher der Erde im Kirchenregimente zu entbehren, ob nicht der Mensch als Bürger zweier Welten anzuerkennen sei. Wenn man die Fürsten der Völker, ihre Räthe, ihre Diener, ihre Wagenlenker, wenn

man den Wiener Congreß sah, so erhob sich über all' diesem Gewühl der Gedanke, daß es Höheres, um seiner selbst willen Geltendes gebe: die Religion, ihre Kirche, ihre Freiheit und die diese bedingende Volksfreiheit. Das ist es, was uns alle Denkmale der Vorzeit sagen, ernst ergreifend des Menschen Tiefe! Unabhängigkeit der Kirche ist es, was unserer Zeit, wo die weltliche Herrschaft so mächtig geworden ist, vorzüglich noththut. Das ist der rothe Faden, der durch die Schrift läuft — möge man es nicht verkennen! Lebt wohl, Ihr, die Ihr mir günstig seid, ich werde Eurer nie unwerth sein!" — Er ist es nie gewesen.

Mit wenigen markigen Strichen entwirft Sommer das Bild der Zeit, die ihm Gegenwart war und uns schon zur traumumwobenen Vergangenheit geworden ist. „Zerstückt ist der Kaisermantel", schreibt er, „das Reich ist zerstört, der Besitz hat gewechselt, nicht immer mit Recht. Ein Bundestag, welcher seine Competenz noch nicht einmal weiß, soll dem unglücklichen Lande die Freiheit wieder geben, die es verloren, ach, ich fürchte für immer. In den Landen ringt man um Verfassungen, die die gewaltige Zeit zerschmettert. Ein vertragsmäßiges Verhältniß, wie es von jeher unter den Völkern und Fürsten Germaniens bestand, soll sich wieder aus der düsteren Nacht der Rheinbundssouveränität erheben. Vergebens fordert die katholische Kirche ihre Religionsfreiheit wieder, die man ihr, nachdem man ihre Güter genommen, auch entzogen hat. Und eine Gesandtschaft protestantischer Fürsten beräth, wie die katholische Kirche einzurichten sei. Bunt wie die Wirklichkeit ist das Gemälde". Merkwürdig bekannt kommen uns einige Züge in demselben vor. Das Gefühl verstärkt sich, und erstaunt blättern wir zum Titelblatt zurück, um zu sehen, ob das Buch wirklich 1819 und nicht 1891 geschrieben, so viel Anklänge an die Gegenwart finden sich. Das Kapitel „Ueber die Dienstpflicht der Theologen" liest sich wie der Auszug aus einer Parlamentsdebatte in der Culturkampfszeit. Wie ein warmer patriot-

der Hand, darnach erwächst, weil er aus der todten Zeit der Vorwärtsgeschrittenen zu und herübermacht, schöner und und angeborenen Zielen entgegen. „Die Fürsten sind legitim. Die Volksvertreter sind legitim. Die Verfassung hängt nicht von dem Willen der Regierenden ab, sie hat sich historisch gebildet, sie beruht, wie alles Historische, von Gottes Gnaden. Auch die Fürsten sind nicht von Gottes Gnaden, nicht ohne die Verfassung". Und an anderer Stelle: „Die Regierung, die eine Zukunft will, verkennt nicht, daß der Katholicismus von 6 Millionen Katholiken nicht bloß geduldet, sondern als gleichberechtigt anerkannt werden muß. Es mag den Organen der Verwaltung des Staates, der aus dem Rahmen eines deutschen protestantischen Territoriums zur europäischen Weltmacht herausgewachsen ist, schwer werden. Aber es muß gelingen. Dann aber wird das herrliche Land allen Wechselfällen Trotz bieten können. Wen Gott lieb hat, dem gibt er einen gerechten, frommen König, deß freuen sich die Preußen, die neuen wie die alten!"

Von rein rechtswissenschaftlichem Interesse war Sommers nächstes Werk, das 1825 herauskam. Es war: „Commentar zu den Gesetzen über die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in denjenigen Theilen der Monarchie zwischen der Elbe und dem Rhein, welche vormals zum Königreich sowie Herzogthum Westfalen, Großherzogthum Berg und zum französischen Reiche gehört haben". Das Werk wurde zunächst veranlaßt durch das schon erwähnte preußische Gesetz vom 1820 „über die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse". Der Gegenstand hatte für Sommer, den aus dem Bauernstande herausgewachsenen Gutsherrn und Rechtsgelehrten, ein ganz besonderes Interesse. „Mir scheint," schreibt der Verfasser in der Einleitung, „der Gegenstand gehört zur ‚frischen' Jurisprudenz. Er ist lebendig vor uns, wir leben in ihm, vor unsern Augen hat er sich ausgebildet. Bei den Gegenständen der ‚todten' Jurisprudenz

müssen wir mühselig in der Wirklichkeit das Objekt des Gesetzes sowie seine Gründe und Absichten aufsuchen."

Die Veränderungen auf juristischem Gebiete, welche mit der Einführung des Preußischen Allgemeinen Landrechts 1825 vorläufig ihren Abschluß fanden, griffen auch in Sommers Leben entscheidend ein. Das Gesetz verlangte nun das persönliche Erscheinen der Advokaten bei Gericht in den von ihnen geführten Processen. Sommer verlegte also seinen Wohnsitz nach Arnsberg, wo er sich bald in dem neuen Stadttheil jenseits der Ruhrbrücke ankaufte. Das im Vergleich zu der herben, rauhen Luft Kirchhundem's milde Klima seines neuen Wohnortes war ihm für die zarte Gesundheit seiner Frau willkommen. Er hatte sich 1824 mit Clementine Schlinkert, der Tochter des Justizamtmanns Schlinkert und seiner Gattin Alexandrine Kreilmann, zu Gesecke verheirathet. Der glücklichen Ehe entsprossen fünf Töchter und ein Sohn. Ein reiches, frohes Familienleben, belebt durch die Besuche der Verwandten und Freunde, entfaltete sich bald in dem gastfreien Hause. Ganz anders gestalteten sich selbstverständlich die äußeren Verhältnisse in Arnsberg als im stillen, weltverlorenen Kirchhundem. Die freilich nicht große Stadt hatte doch als Sitz der Justiz- und Verwaltungsbehörden eine gewisse Bedeutung. Mit ihren vielen, von den verschiedensten Theilen der Monarchie zusammengewürfelten Beamten bot sie ein geistig sehr angeregtes Leben. An ihm Theil zu nehmen, und wo es anging, es zu fördern, war Sommer immer gern bereit. Seine Praxis wuchs immer mehr. Vor allem der Bauernstand sah in ihm in allen schwierigen Rechtssachen seinen bevorzugten Vertreter. Das große Fest, das acht Dörfer der „Soester Börde", der Getreidekammer Westfalens, ihrem Advokaten in ihrer Mitte gaben, ist noch im Andenken der dortigen älteren Generation. Sommer hatte den jahrelangen Rechtsstreit der Dörfer mit der Stadtgemeinde Soest zum guten Ende geführt. Der stattliche Pokal von wirklich künstlerischer

[illegible], den eine „Justitia" krönt, und welchen die Attribute der Landwirthschaft zieren, trägt die Widmung: „Ihrem lieben Dr. Sommer, dem wackern Vertheidiger des Rechts." Als hochgeschätztes Andenken ist er in den Händen der Familie. In der knappen, einfachen Zeit der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts waren Jubelfeste und Ehrengeschenke noch eine Seltenheit. Und wieder nach 20 Jahren überreichte eine Deputation derselben Geschenkgeber einen silbernen Tabacksbehälter in Gestalt eines Fäßchens. „Ihrem lieben Dr. Sommer dies kleine Christgeschenk von den Ortschaften der Soester Börde", lautet die mit den Namen der acht Dörfer versehene Widmung.

Sommers Stellung als Vertrauensmann der ländlichen Bevölkerung war wohl mit der Grund der Beziehungen, die der Oberpräsident der Provinz Westfalen, von Vincke, mit ihm anknüpfte. Zusammen, oft im blauen Kittel, ritten die beiden Männer dann wohl durch das Land, dessen Wohl sie, wenn auch auf verschiedenen Standpunkten stehend, doch beide redlich erstrebten. Auch an höchster Stelle wurde man aufmerksam auf den bedeutenden Mann. Es wurde versucht, ihn ans Obertribunal nach Berlin zu ziehen. Auch Verhandlungen wegen einer Professur wurden angeknüpft. Aber alles zerschlug sich; Sommer „wollte bei seinen Bauern bleiben". Die schwankende und immer der Schonung bedürftige Gesundheit seiner Frau würde eine Uebersiedlung in die Großstadt auch nicht haben rathsam erscheinen lassen.

Die Muße zum literarischen Schaffen war karg geworden. Nur die frühen Morgenstunden gehörten dem Schriftsteller der ganze Tag war noch zu kurz für den beschäftigten Advokaten. So hatte er vor dem Frühstück oft schon eine Tagesarbeit erledigt. 1830 gab er sein „Handbuch über die älteren und neueren bäuerlichen Rechtsverhältnisse" heraus. Damit gelangte seine schriftstellerische Thätigkeit über diese von ihm mehrfach behandelte Materie zum vorläufigen Abschluß. Ein anderes, im weiteren Rahmen ver-

anlagtes Werk nahm ihn darauf in Anspruch. 1837 erschien der erste Jahrgang des „Neuen Archivs für Preußisches Recht und Verfahren, sowie für deutsches Privatrecht.“ Neunzehn Jahre hindurch, bis zu Sommers Tode, brachte jedes Jahr einen umfangreichen Band. Daß das, ganz freilich nur vom Juristen zu würdigende, Werk an allen Gerichten im Geltungsbereich des Preußischen Landrechtes gehalten werden mußte, kennzeichnet seine Bedeutung auch für den Laien.

Traten neben den Interessen der Fachwissenschaft für Sommer auch die anderen mehr in den Hintergrund, so wußte der unermüdliche Mann, der sogar seine Spaziergänge zum Lesen benutzte, doch auch für diese sich noch Zeit abzumüßigen. Unter anderem lieferte er Beiträge für den „Rheinisch-Westfälischen Sprecher“ und gehörte auch zu den Mitarbeitern der von ihm so besonders geschätzten „Historisch-politischen Blätter“. 1845 übergab der gereifte Mann seine Jünglingsarbeit „Von der Kirche in dieser Zeit“ in neuer Umarbeitung den Händen einer neuen Generation. Die Streiflichter, die er in dem Schlußkapitel „Die deutsch-katholische Kirche“ auf die damalige Zeit fallen läßt, haben für uns ein fast aktuelles Interesse. Die älteren unter uns haben ja den „Altkatholicismus“ werden und nahezu verschwinden sehen; wir Alle aber haben die vorigjährige Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier miterlebt. Der Abfall des schlesischen Priesters Johannes Ronge, des Stifters der „deutsch-katholischen Kirche“, vollzog sich kurz nach der Trierer Heiligthumsfahrt 1844, und wollte er aus derselben seine Berechtigung herleiten. Der zuerst sehr geräuschvoll auftretenden Sekte prophezeite Sommer ein baldiges Ende. „Die Hallen der protestantischen Kirchen“, so lesen wir, „sind groß genug, um dies Häuflein Verirrter aufzunehmen.“ Er hat Recht gehabt: die damals so viel genannten Namen „Ronge“ und „Czersky“ sind vergessen; die Geschichte ist über die ganze Bewegung zur Tagesordnung übergegangen.

Die Ereignisse des Revolutionsjahres 1848 brachten auch in Sommers Leben große Veränderungen. Er wurde zur Ständeversammlung deputirt und nahm später ein Mandat des westfälischen Wahlkreises Brilon für die constituirende Nationalversammlung in Berlin an. Dort gehörte er zur katholischen Partei und saß mit ihr auf der königstreuen „Rechten". Interessant ist die Schilderung Sommers in der „Ewigen Lampe", einem zugleich mit „Krakehler" und „Kladderadatsch" auftauchenden Witzblatt. Schon der Name bürgt dafür, daß sie einem Mitglied der katholischen Partei nicht mit besonderer Vorliebe entgegentrat. „Auf der rechten Seite des Hauses, unter den kräftigen Gestalten der Westfalen", so lautet der ungefähre Inhalt der Skizze aus der „Gallerie preußischer Abgeordneter", „erblicken wir einen Kopf, der unsere Aufmerksamkeit erregt. Der mächtige Schädel, von blondem, mit grau melirtem, spärlichem Haar umkränzt, zeigt bedeutende Formen. Unter den stark hervortretenden Stirnknochen sind die tiefliegenden graublauen Augen fast verborgen. Aber sie verstehen es, in edlem Zorn, wie in ehrlicher Begeisterung aufzuflammen, und der beredte Mund weiß dem Worte zu leihen. Es ist ein Charakterkopf. Wir möchten die Worte des Dichters als Motto unter denselben setzen: ‚Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine, liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine.' Wir meinen den Abgeordneten für Brilon, Justizrath Dr. Sommer aus Arnsberg. Den Juristen als Herausgeber von ‚Sommers Archiv', der Gelehrtenwelt unter dem Schriftstellernamen ‚Westfalus eremita' bekannt."

Die Betheiligung am politischen Leben in jener sturmdurchwogten Zeit wirkte nicht günstig auf den Gesundheitszustand des warm empfindenden und Alles geistig durcharbeitenden Mannes. Ein leichter Schlaganfall mahnte ihn daran, daß die Sonnenhöhe des Lebens überschritten sei und er mit seiner Kraft hauszuhalten habe. Aber das konnte er nicht; auch Sommer hatte „keine Zeit, müde zu

sein." Leben hieß nun einmal für ihn: schaffen und arbeiten. Dagegen vermochte auch die Sorge des Arztes, der zugleich sein Schwiegersohn war, gar nichts. Sommer hatte die Freude, zwei seiner Töchter in Arnsberg verheirathet zu haben. Enkel wuchsen um ihn heran, und wenn auch die in Wetzlar und Balve verheiratheten Töchter, Schwiegersöhne und Enkel sich um das verehrte Oberhaupt der Familie schaarten, war's gar lebhaft im Haus auf dem Brückenplatze. Mancher „interessante Fall", manche Rechtsfrage wurde dort am Familientisch erörtert; unter den vier Schwiegersöhnen Sommers waren ja drei Juristen.

Aber nicht lange sollte er sich des reichen Familienlebens freuen. Ein zweiter Schlaganfall hatte die Kraft seiner eisenharten Constitution gebrochen. Sie widerstand denn auch nicht den Erschütterungen, die ihm durch das Hinscheiden seiner Frau und den bald darauf folgenden Tod einer 24jährigen, erst kurz verheiratheten Tochter, bereitet wurden. Ein Herzleiden, welches sich bald zur Herzbeutelwassersucht entwickelte, machte nach nur fünftägigem Krankenlager seinem Leben ein Ende. Am 13. November 1856 starb Sommer im 64. Lebensjahre. „So ist der einfache, freundliche, biedere, thätige und gelehrte Mann von uns geschieden", hieß es in dem zum Nekrolog sich ausweitenden Todtenzettel, „der um der Wissenschaft willen Ruhm erlangte bei dem Volke, und Ehre bei den Alten, schon als Jüngling", „der nie Jemand etwas Leids gethan, als nur durch seinen Tod." „Als ächt wissenschaftlich gebildeter Mann war er den Gelehrten, als Vertheidiger der Rechte der Kirche den Glaubensgenossen, als Vertreter der Rechte des Bauernstandes allen Landleuten, als stets bereiter, freundlicher Helfer seinen Mitbürgern bekannt. Dabei war er eine liebenswürdige Persönlichkeit durch seine stets heitere Stimmung, seine Zufriedenheit mit den Wechselfällen des Lebens, durch seine wohlwollende Beurtheilung Anderer und die treue, anhäng-

liche Liebe zu denen, die seinem Herzen als Freunde und Verwandte nahe standen."

Auf dem alten Kirchhof zu Arnsberg ruht, was von dem edlen Manne sterblich war. Ein eisernes Kreuz bezeichnet sein Grab. Die Wellen der Ruhr, der Tochter der sauerländischen Berge, bespülen den Fuß der Anhöhe, auf welcher sich der Friedhof befindet, der, umkränzt von waldigen Bergen, so ganz seinen Namen verdient. Der Wind, der in den alten Kronen der nahen Eichen rauscht, singt dem echt deutschen Mann das Grablied. Es klingt in ihm von Werden und Vergehen, von Sterben und von — Auferstehen.

J. A.

X.

Abendstunden in Italien.

Chiavenna den 19. September 189 . .

Es lag ein herrlicher, glühender Herbsttag über den Alpengipfeln. Zwei Wanderer zogen von der Splügenhöhe nach der Hauptstadt der Grafschaft Cläven. Umschirmt von den Bergen, auf deren Spitzen die ersten Sonnenstrahlen aus Italien fallen, senkt sich das Thal San Giacomo nach dem See von Como hinab. Mit gletschergrünen Wellen durcheilt die Lira das Thalgelände. Dort, wo die Maira die kleinere Schwester erwartet, ihr den Pfad zu weisen nach dem entzückenden Ruheorte bei dem alten Vater Lario; dort, wo das Bergell ansetzt, zum Septimer hinanzuklimmen, dem wichtigsten Bergpasse des Alterthums und der mittleren Zeit; dort, am Einigungspunkte dreier Thaleinsenkungen, ruhet

einer der goldenen Schlüssel von Italien. Auf rebengrünem Sammtkissen liegt sie gebettet, die liebliche Clavenna. Weinhügel und Feigenbäume beschatten das Lager. Des Südens erste Blumen, feuriger als die blassen nordischen Geschwister, blühen um die farbenprächtige Stätte.

Wir schütteln den Staub von den Gewanden und kühlen die schmerzenden Füße nach einer fast zehnstündigen Wanderung. Bruder Johannes meinte, wir sollten sie alle wegschütteln können, die Stimmungen, welche sich unter dem kühleren Himmel, am Nordabhange der Alpen, dem Herzen und der Seele wie Rostanflug ansetzen mochten. Gut, das Licht des Südens soll möglichst tief unser ganzes Sein durchwärmen! Doch, mein erster Brief aus Italien mag ein wenig noch im Düster des Nordens grübeln.

Dreimal bin ich die Straßen, deren Staub die weißen Gletscher überglänzen, südwärts gezogen. Auf den beiden ersten Fahrten war mir das Herz von Jugendmuth und Hoffnungslust geschwellt; auf der dritten geht mir der Gram im Geleite. Den Launen der Höheren hat man meine Jugend geopfert; werthlos sind mir die schönsten Jahre vergangen; der Neid kleiner Geister hat meine Erstlingshoffnungen gebrochen. Wie es geht in einer Gesellschaft von Gestalten, die sich Männer heißen: die Selbstsucht „Größerer" hat sich an die Arbeit gesetzt, nachdem der Reif des Argwohnes auf das Feld meiner Thätigkeit gestreut war.

Indessen, was bedeutet mein armes Leben, dessen gläubiges Vertrauen man täuschen durfte, dessen zersplitterte Hoffnungen man mit kargen Münzen abzulohnen sucht? Ein religiös gesinnter „Monist" hat mir auf einer Italienfahrt den Gedanken vertraut:

„Von den Millionen Hauchen des Weltgeistes bin ich Einer — einer nur, der wirklich geworden aus der ungezählten Summe der Hauptmöglichkeiten. Wenn nun andere Hauche wider mich blasen: was hab' ich für ein Recht zu klagen?"

Besser als eine windige Resignation ist denn doch das Wort, welches mir vor zehn Jahren ein zeitweilig und auch nicht mit Ungrund berühmter Mann gesagt hat, indem er alles frommes den Wahrspruch „Gott wird's walten" mit „Tempus locuturus" umschrieb. Ein Versehen gegen die Grammatik ist immerhin ungefährlicher als ein Verbrechen gegen die Metaphysik.

Wenn Thorheit und Weisheit an einem Werke wirken, muß ein Räthselgeflecht entstehen. Unendliche Weisheit und endliche Thorheit weben die Weltgeschichte. Des Riesennetzes bin ich Eine Masche. Alle Maschen aufzulösen, wenn das Sterbliche Unsterblichkeit angezogen, wird unsere Aufgabe sein nach der Ankunft im unbekannten Lande.

Chiavenna den 19. September.

Hitze, Staub und Mattigkeit sollen mich nicht hindern, den Gedanken einen Abendspaziergang ins Bergell zu gönnen.

„Welche Grille wird mein Bruder heimbringen?" frägt Johannes.

Grillen in den Alpen? Alpengrillen? Hättest Du wenigstens ‚Gletscherfloh' gesagt! Das ist ein Thierchen, welches Naturwissenschaft ertragen kann. Es gehört zu der Insektenfamilie der Springschwänze; die Gelehrten heißen sie Poduren. Zwei Millimeter lang, dicht behaart, schwarz, hüpft der Floh als dunkle poetische Lebendigkeit auf dem tadellosen Weiß der Gletscher einher. Und er kann mehr als ein Professor! Was meinst Du? Bei elf Grad unter Null weiß er einzufrieren und das, ohne Schaden zu nehmen! Ein Stückchen durchsichtigen Gletschereises mit eingefrorenem Floh würde die Gletscherpoesie mindestens um ebensoviel erhöhen, als ein Stück vom goldfunkelnden Elektron mit der zierlich eingetauchten Mücke die Poesie der Bernsteinküste hebt.

„Ueber der Gletscher-, Bernstein- und Flohpoesie vergissest Du den Professor!“ unterbricht Johannes.

Ach ja! Dieser weiß sich, einen Eispanzer schaffend, ganz in fremde Gedanken einzuschanzen, daß sein eigener Geist unter Null herabgeht und . . .

„Also sind die Alpengrillen Gletscherflöhe!“ schließt Johannes trocken.

Muß ich über diesen Schluß nicht unwillig werden? Ich sage darum zu Fleiß nicht mehr, daß der Gletscherfloh ‚Desoria glacialis Nic.‘ heißt; daß die Familie der Poduren zu jener Insektenordnung zählt, welche den Gelehrten den „Anschein“ weckt, sie habe den ursprünglichen Charakter der ältesten Insektenformen am meisten beibehalten; daß die Ordnung den schönen Namen Thysanura führt, und daß das Ganze mit dem griechischen θύσανος zartpoetisch in „Fransenschwänzchen“ auslaufen würde. Genug, ins Bergell!

Die Val Bregaglia ist ein wunderschönes Alpenthal in Graubünden. Es verbindet das Stromgebiet der Donau mit dem Stromgebiet des Po. Vor wenigen Stunden haben wir die Grenze zwischen der Schweiz und Italien überschritten. Ich habe dabei sowenig als sonst einmal etwas von den aufgeblasenen Gefühlen jener empfunden, die sich an einer Völkerscheide zum hohlen Empfindungsgefäß machen, um den ganzen und innersten Unterschied zwischen zwei „historischen Nationen“ in sich auszusieden und in heißen Worten von sich zu geben. Dagegen auf den Bergesgraten, welche die Wolken des Himmels und die Wasser der Weltmeere scheiden, mag ich mit Wonnen weilen ein Weilchen! Nun, droben am Malojapaß berühren sich Bergell und Engadin. Die Wasser trennen sich: der Inn führt sie der Donau zu; nach dem Laufe des Po tragen sie die Bächlein, die südwärts von den Bergen springen zur Maira und Adda. Hier denn auf steilster Höhe liebt es meine Phantasie, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Sie spaltet sich ein Wassertröpfchen; die eine Hälfte sendet sie nach dem Schwarzen

Meere, die andere zur Adria. Die erste trauert an den rauhen Gestaden, wo der lose, stolze Römer sang:

„En ego, cum patria caream vobisque domoque,
Raptaque sint, adimi quae potuere mihi:
Ingenio tamen ipse meo comitorque fruorque;
Caesar in hoc potuit iuris habere nihil".[1])

Die andere Hälfte meines Wassertröpfchens glänzt im Abendschein an den Ufern, welche der Sehnsucht des deutschen Sängers lauschen.

Still am Südmeer wandr' ich und streue spielend
Meiner Rhythmen Kranz in die gold'ne Fluth hin,
Die von Blütheninseln herüber weiche
Wogen heranrollt.

Holde Südlandsrose, wie rein im Meer auch
Sich dein Purpur spiegelt, wie süßer Duft streut:
Deutschen Eichwalds Brausen, es klingt doch lockend
Immer im Ohr mir".[2])

Ob die beiden Hälften des Wassertropfens, in zwei Weltmeere vertheilt, sich wieder finden werden? Sie haben ihrer Pflicht genügt, indem sie mir wie zwei winzige Zauberspiegel Nord- und Südlandsschönheit aufblitzen ließen — die Strenge und die Lieblichkeit.

Mein Gedanke hat eine Trauerstätte des Bergells überflogen. Eine Stunde von Chiavenna lag ehedem das Städtchen **Plurs** oder **Piuro**. Seine fleißigen Bewohner gruben den Topfstein. Er ist ein graugrünes Gemenge von Chlorit und Talk, Serpentin und Quarz und einigen anderen kohlensauren Erden. Den wälschen Namen ‚Lavez, Lavezzi' hat

1) Ovidius, Klagelieder — „Tristia ex Ponto" — III, 7:
„Des Vaterlandes, meiner Theuren und des Hauses,
All' dessen, was Gewalt litt, bin ich denn beraubt!
Den Genius selbst, Genosse mir und Freund und Wonne,
Zu fesseln, keinem Cäsar ist auch dies erlaubt".
2) Robert Hamerling.

er wohl vom lateinischen lebes, Becken. Denn feuerfeste Kochgeschirre werden meist aus dem weichen Mineral geschnitten und gedreht. Von großen Kernstücken löst man dünne Schichten in der Weise, wie sich „ein Zwiebel von dem einen Umlauf zum anderen abschält“. Nun hatten die guten Leute von Piuro, nach der werthvollen Erde suchend, den sogenannten Contoberg gänzlich unterhöhlt. Derselbe stürzte denn am 4. September 1618 über die ganze Ortschaft her. Die Prachtgebäude, vier Kirchen und mehrere Paläste, wurden mit allem verschüttet. 2430 brave Menschen weiß man begraben unter den Trümmern ihrer Heimstätten. Mehr denn dreißig Meter hoch häuften sich die Erdmassen über den eingeschlagenen Dächern auf. Trotz vieler Versuche konnte man nicht bis zur Straßenebene der zerstörten Stadt gelangen, die jetzt zum Theile mit köstlichen Rebenanlagen überpflanzt ist.

Nur zwei Kirchenglocken hat man zu Tage gefördert (1767 und 1861). Sie waren unversehrt. Das fühllose Erz läutet das neue Hoffen der Menschen wieder aus, welche über den erschlagenen Hoffnungen ihrer Brüder Weinberge bauen.

Wie verschwindet doch in einem Unglücke, das Tausende befällt, ein kleines persönliches Leid! Und wär' es ein tödtendes Gift, es ist gleich einem Tröpfchen nur, welches, in einen Massenbrand gesprengt, spurlos verdunstet! Was wird meine Thräne sein in der Gluth des Weltbrandes?

Unfern von Chiavenna, wo längs der Maira nach dem unter Weinlaub versteckten Städtegrab von Plurs geht, sollte man eine Kapelle bauen für die beiden Glocken. Läuten sollte man sie nur einmal des Jahres, am 4. September. Als Inschrift müßte die größere tragen: „Von dem Dome, schwer und bang, tönt die Glocke Grabgesang“.

Das Glöckchen könnte sagen — ein Räthselwort: „Hört! Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand“.

In einen überragenden Felsen am Weg aber möchte man eingehauen sehen:

„Voll tief verhohl'ner Räthsel sind die Berge
Gleichwie der Seeabgründe finstre Nacht,
Und ihr Geheimniß zu entschleiern frommt
Dem Menschen nicht. Er beuge sich vor Dem,
Der Land und Meer und Wunder schuf —[1])
Der Menschenherzen schweigt und Menschenleid".

Pianazzo a/Madesimo.

Die Kunst ist die Vermittlerin des Unaussprechlichen. Goethe hat dies Wort geschrieben. Wer aus dem Lande der Schönheit schreibt, darf sich wohl an das Vorbild der Künstler halten, welche, richtiger als Goethe, mit Bezug auf die Ausdrucksfähigkeit des Kunstwerkes bekennen: Von den Idealen, welche sie zu verkörpern suchen in Carraras Marmor, oder welche sie kleiden möchten in die Farbenlichter der Morgenröthe, ruhet der edelste Theil, der unaussprechliche Zauber, im Busen der hohen Meister verschlossen.

Schon wenn man der Heimath von Kunst und Schönheit entgegen wandert, fühlt man mehr und mehr, wie feinsinnig Alfred Tennyson die Armuth des sterblichen Wortes zeichnet. Was er vom Leide singt, gilt von jeder echten und tiefen Empfindung:

„I sometimes hold it half a sin
To put in words the grief I feel;
For words, like Nature, half reveal
And half conceal the Soul within".

Mit solch' meisterlicher Kürze, wie das Englische sie hat, kann ich die Strophe nicht in mein geliebtes Deutsch hier übertragen. So schreib ich denn:

„Ich hielt es oftmals halb für Sünde,
Was tief im stillen Herz mir stand,

---

1) F. W. Weber.

Zu kleiden in ein Wortgewand,
Das halb es berge, halb es künde.

Des Wortes und des Halles Spur
Der Seele Spur — gleichwie Natur
Des Wesens luftiger Schleier nur!"

Hast Du, mein Bruder, nicht das Recht gefühlt, vor dem Erhabensten stille zu sein, als wir zusammen durch die Val Tomiliasca, als wir durch die Via mala zogen?

Die Rede floß wieder munterer, da wir den Windungen der Splügenstraße folgten und da wir am Wasserfalle des Madesimo ruhten. Dessen majestätisch hinwogende Masse schießt, dem aufgelösten Silber gleich, zweihundertsechzig Meter tief ins Thal von Campo Dolcino nieder. Auf vorspringenden Steinterrassen und durch hohe Felsenthore gewannen wir da köstlichen Niederblick nach Italien — nach Italien! Ich mußt' eines Wortes im „Titan" gedenken. „Die erste Reise", sagt Jean Paul, „zumal wenn die Natur nichts als weißen Glanz und Kastanienschatten auf die lange Straße wirft, bescheert dem Jünglinge, was oft die letzte dem Mann entführt: ein träumendes Herz, Flügel über die Eisspalten des Lebens hinweg und weitoffene Arme für jede Menschenbrust".

Ein wenig unter Pianazzo, gerad am Madesimofall gedeiht, 1400 Meter über dem Meeresspiegel, eine seltsame Industrie. Der kühne Unternehmer ist ein wettergebräunter Bursche. Zahllose Löcher, die zum Theil mit malerischen Flecken überschmückt sind, beleben seinen einfachen Anzug. Der Träger des Philosophenmantels liegt gewöhnlich neben oder auf einem Steinblocke, je nachdem die Sonnenstrahlen fallen. Nähert sich ein Fremder auf dem gut ausgemauerten Zugange dem Wassersturz, um in die Tiefe zu blicken, so nähert sich auch der schweigende Geselle. Was will er? Drohen oder warnen? Nein, er will des Falles Tiefe messen lehren. Und wie pflegt er seinen Kunstzweig? Er schleppt Felsbrocken herbei, kleinere nebst größeren, wirft sie bedächtig

bald nach dem brausenden Gischt, bald mitten durch die wie vom Wahnsinn gejagten Fluthen hinunter. Ein dumpfer, hohler Aufprall, welcher das gleichförmige Tosen ein-, zwei-, dreimal wie ferner Donnerschlag unterbricht, mag Dich belehren, wie tief die Wasser niedersausen, was den Verlorenen erwarten müßte, der lebenssatt seinen Leib den abstürzenden Wellen zur Höllenfahrt überantworten wollte.

Der braune Geselle hat aber sein Werk erst halb gethan. Ist ihm für den ersten Akt nicht etwa dickes Kupfer-, sondern elegantes Silberzeug zu Theil geworden, dann hält er mit einer überschäumenden Ueberraschung nicht zurück. Mit einigen unverständlichen Zeichen entfernt sich der Mann; wir nahmen sie für Aeußerungen philosophischer Dankbarkeit. Raschen Laufes ist er bald wieder da; lebhaft weist er auf die Austrittspforte des Falles. Auf einmal verdoppelt sich dessen Wassermenge, verzehnfacht sich deren Toben und Tosen, vertausendfacht sich dies wie wildgrimmig im Echo. Ein fühlbares Erdbeben zittert unter den Füßen; eine Dampfwolke hebt sich hoch aus den Schlünden und läßt das gewöhnliche Wellenstäuben tief unter sich. Drohend fast flammt Iris' Farbenband auf; der sonst so milde Bogen entzündet sich zu sieben Feuergarben am höheren, glühenderen Sonnenstrahl.

Der Mann hat die Schleusen eines unsichtbaren Behältnisses neben der Bergwand aufgezogen, um für ein paar Minuten den fallenden Fluß zu mindestens doppelter Stärke anschwellen zu lassen. Es war ein ungemein geringfügiger Anlaß, was uns die Ueberraschung bereitete. Wenn aber je, so durften oben am Wasserfalle des Madesimo meine fünf Sinne wahrnehmen, welch' verblüffende Großartigkeit in der trockenen Zahlenangabe liegen kann: die Wirkung der Naturkräfte wächst bei dieser oder jener Gelegenheit im quadratischen, im kubischen Verhältnisse. Wer will die Wirkungsreihe zählen, wenn ein Wassertröpfchen vom Madesimo das Sümmchen seiner chemischen, mechanischen, elektrischen, optischen Kräfte spielen läßt, und wenn die Myriaden von Atomen,

auf welche seine Wirkungen treffen, mit unentwirrbarem Gegenspiel ihrer Kräfte antworten! Das Weltall, sagen die Gelehrten, ist eine unendliche Summe von Atomen; an jedem Punkte kann das ganze All zur Erschütterung gebracht werden: das Erzittern ist das Leben des Kosmos; wenn auch nicht blos mechanische Bewegung, ist dies Leben in seinem Verlaufe doch mechanisch berechenbar, falls alle Einheiten gegeben sind. Wie armselig ist dieses Wort, wie unermeßlich der Gedanke, der in ihm schlummert! Goethes Sätze von

„Der ewigen Weberin Meisterstück:
Wie Ein Tritt tausend Fäden regt,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt"

sind so kleinlich in und trotz ihrer monistischen Ueberspanntheit.

Von Pianazzo fällt die Splügenstraße ziemlich rasch bis Campo Dolcino. Beim Rückblick an den großen Kreisumläufen (giravolte) blitzt der Madesimofall, welchen die Entfernung allgemach zum regungslos niederhangenden Silberbande webt, immer wieder zwischen den grauen Felsen und den grünen Matten auf. Die Stimme der Wasser aber spricht lange noch und weithin durch den sonnigen Nachmittag:

„Wie Meeresbrausen donnert er und dröhnet
Der ewige Hochgesang
Von Gottes Macht zu Gottes Lob, und hallend
Antworten ihm die fernen Felsenschlünde.
So tost er seit dem dritten Schöpfungstag;
So wird er tosen, bis von Pol zu Pol
Die Welt in Frost erstarrt, wofern sie nicht
Durch Gottes Zorn zergeht in Rauch und Asche.
Andächtig horchend stehen ringsumher
Die greisen Hünen, Felsenungeheuer,
Der alten Mutter Erde Erstlingssöhne,
Wie im Gebet".

(F. W. Weber.)

Campo Dolcino.

Tausend Meter ungefähr sind wir abgestiegen von der Paßhöhe des Splügen (2117 m ü. M.), wo Colmo dell'Orso den Fußpfad überragt, bis nieder ins „mildere Gefild". Oder deut' ich falsch, wenn ich ‚dolcino' für ‚dolcigno' nehme, was ‚süßlich' oder ‚angesüßt' heißt, und wenn ich in der süßen Kastanie die Zeugin, die erste Frucht der ausonischen Milde, die Vertreterin des südlicheren Pflanzenwuchses verehre?

Das zweigetheilte Dörfchen Campo Dolcino liegt inmitten einer grünen Hochebene; sie ist noch ganz Alpenlandschaft. Die Lira sieht man hier eingefaßt von starken Dämmen. Ueber ihr Thal hin sind Gneistrümmer verstreut, ein Felsblockchaos. Das ist eine Wahlstatt, die von dem Ringen erzählt zwischen aufschäumendem Wogenprall und niederjagenden Felskolossen In der Urzeit war es, im Kindheitsalter unseres Planeten. Dazumal sind die Gletschereisströme, die vom Tambo- und Surettahorn südwärts flossen, im „milden Felde" zusammengestoßen. Abgerissene Spitzen und Zacken rollten über die Schneefelder. Die sickernden Wasser sammelten sich zum Gletscherbache, der einen schwächlichen Nachgedanken in der Lira (dem Liro) hinterlassen hat. Die Fluthen nagten die Eisränder durch, oder es brachen diese mit dem auflagernden Gebirgsschutte zur Tiefe nieder, wenn die Sonne heißere Pfeile versandte. So oft ein zertrümmerter Hochlandskegel den Wassern verfiel, tanzten dieselben siegestrunken über das Beutestück empor: der Gefangene wird überfluthet, thalab gestoßen, rund geschliffen und an dem Orte, welcher den losen Wellen gutdünkte, der Schaar seiner gefallenen Brüder beigesellt. Anfangs war es ein rauschendes Triumphlied, das die Wogen um die Steinkolosse sangen; jetzt klingt das Rieseln der Lira wie neckendes Schäckern am Fuße der bemoosten Riesen.

Wir ruhen ein Viertelstündchen zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte von Campo Dolcino. Der Bruder ver-

senkt sein Aug in die Tiefe des Firmamentes; er betrachtet angelegentlich das gerühmte Blau des italienischen Himmels. Nach einer Pause betont er eifrig: „In der That, eine wundervolle Beleuchtung der Höhenzüge! Wenn aber im Juni, wo der Ginster blüht, ein staubfreier Glanz über dem Dunkel der Schwarzwaldtannen schlummert, alsdann fließt ein gleicher durchsichtiger Duft um alle Wipfel. Und wenn der Tag zur Rüste gegangen, nachdem das Abendroth erloschen, wird der Duft abgelöst vom tiefsten Blau; aus demselben funkeln die Sterne so rein und prächtig, wie es hier kaum herrlicher sein könnte".

Nicht mag ich dem Zweifler widersprechen, welchen die Herrlichkeiten der südlichen Alpen zum Loblied auf den — Schwarzwald begeistern. Meine Blicke hängen träumerisch an zwei Wolken. Hoch oben, ein Silberdiadem, welches Goldstrahlen auszuhauchen scheint, umzieht ein geflocktes Band das Haupt des höchsten Berges, der südwärts steht; ein Streifen, wie ein mattfarbiger Gürtel an dem aus Wäldern gewirkten Faltenmantel, schlingt sich um die Lenden eines Nachbarriesen, der nach Norden lugt. Die Wolken sind das Bild meiner räthselhaften Doppelstimmung; manchen Italienfahrer soll sie befallen an der Grenze. Sanft und geheimnißvoll hör' ich es erklingen:

„Eine Wolke seh' ich wandern,
Eine Wolke seh' ich ziehn;
Hoch und ferne von den andern,
Hoch und heiter wallt sie hin.
Abendsonnenglanz umzittert
Ihre Ränder rein und hold,
Bis, von Himmelshauch umwittert,
Sie zerrinnt im Aethergold.

„Eine andre seh' ich schweben
Tief und schwer am Bergeshang:
Ach, es lockt des Thales Leben
Sie mit allzuholdem Zwang!
Aermste! Nicht an Sonnenküssen,

[illegible]
[illegible]
[illegible]" (Rob. Hamerling.)

[illegible]

Wolkenbetrachtungen kann man [illegible]. Ich vermuthe doch stark, es ist auf der italienischen Reise gewesen, daß unser Dichterfürst die Schicht-, Haufen- und Cirruswolkenpoesie gepflegt hat. Nachdem er dem englischen Chemiker und Meteorologen, welcher den verschiedenen Wolkengebilden ihre theilweise noch heute üblichen Namen gegeben, zum Ehrengedächtnisse gesungen; nachdem er von Luke Howard gerühmt hat:

„Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest,
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend –"

nachher wird Goethe, der Dichter, bei der Schilderung der Federwolke zum Theologen. Seine Allerweltsorthodoxie verkündet, indem sie zu den Lämmern am Firmamente, die man nirgends lieblicher gewahrt als am italienischen Himmelsbogen, andachtsvoll emporstaunt:

„Sieh', immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang:
Ein Aufgehäuftes, flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt, zu Hauf;
So fließt zuletzt, was unten leicht erstand,
Dem Vater oben still in Schooß und Hand".

Haben wir hier nicht das Schlußwort unserer Weltweisheit? der Weisheit, die vom All-Einen träumt, das selber wieder oben, als All-Vater, Allseligkeit träumt? Goethe's Faust, das Weltgedicht des neunzehnten Jahrhunderts, lehrt die Weisheit kaum besser als manch' eine leichte Strophe des Meisters. Freilich, Poesie ist darin!

Auch dem greisen Sänger, der sich in gelehrtem Plunder verliert, weicht sie nie gänzlich von der Seite. Die Zauberfee weiß den Nebeldunst in Farbengluth zu verklären, daß diese, dem flammenden Abendrothe gleich, den düstern Wald durchfunkelt. Allein, ob auch der Schönheit Sonne leuchten und immer wieder aufleuchten will über dem Nebelwallen, der Nebel bleibt doch Dunst, und nach dem Abendroth wird es Nacht ob dem Walde. Was ist der Wald?

„Auf unsers Erdenlebens halbem Wege
Gewahrt' ich mich in einem finstern Wald;
Denn abgeirrt war ich vom rechten Stege".

So beginnt sein Weltgedicht jener Sänger, den Goethe nach eigenem Geständniß nie geliebt hat. Dante hat indeß „questa selva selvaggia, aspra e forte", den wilden Wald, so struppig und so dicht, in des Lebens Mitte verlassen. Goethe ist in den Irrgängen gewandelt bis ans Ende. Dante hat sich zum Wonnehügel gewendet und auf seinen Hängen die Strahlen des Gestirns bewundert, das sonst „Einen jeden allerwegen recht geleitet". Goethe will im Zwielicht bleiben und spielen mit Irrlichtern. Bei Dante gesteht der Gerettete, wenn er des Waldes gedenkt:

„Erinn'rung schon erneut des Grau'ns Gewalt —
So herb, viel herber ist der Tod selbst nicht".

Goethe nennt sein Leben „Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit". Er gesteht am letzten Ende:

„Du bist getäuscht in deinen alten Tagen:
Du hast's verdient! Es geht dir grimmig schlecht. . .
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand schmählich ist verthan. —"

Er getröstet sich jedoch mit dem Töneſpiel, welches, allen mystischen Klängen zum Trotze, keinen Vollreim gibt auf eines verfehlten Lebens Aufwand:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß.

Das Unzulängliche,
Dort wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Dort ist's gethan:
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan".

Vorstehendes sind einige Gedanken über Goethe's Wolken und Dante's Wälder, zweckdienlich für einen Aufsatz: „Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen Dante Alighieri und Johann Wolfgang Goethe". Was wollen denn aber diese Wolken und Wälder von mir in San Giacomo, dem sonnbeglänzten Flecken, welcher der ganzen Thalsohle vor Chiavenna den Namen gibt?

Dort links vom Wege blick ich ins Bergellthal; rechts in der Höhe gewahr' ich einen Wasserfall, der aus der Mottaschlucht hervorschießt; ringsum seh' ich, wie die südliche Pflanzenwelt immer reger ihre Zauber entfaltet in Blattform und Blumenschmelz; zwischen hinein les' ich, daß wir vom Splügendorf bis in die Ebene von Cläven über fünfzig Brücken und über vierundfünfzig Giravolten gekommen sind. Das alles nehmen die äußeren Sinne wahr. Der innere Sinn aber, der über Wolken und Wäldern gebrütet hat und in schmerzlicher Sehnsucht nach dem Blau des Himmelsbogens emporstrebt, der schwer gepreßten Sprungfeder gleich, der innere Sinn will sich ganz die Wolkenverse zum Eigenthume gewinnen, welche meine nordischen Betrachtungen beschließen sollen:

„Jede Wolke,
So schwarz sie droht, dem Himmel zugewandt
Hat sie die lichte Sonnenseite doch.
Die Sonnenseite meiner Wolke heißt
Ergebung, die sich lernt nach manchem Jahr.
Der Stolz begehrt und trotzt und bäumt sich auf;
Ergebung schweigt und neigt sich und verzichtet.
Der Mensch ist ruhelos, solang er heischt;
Doch die Ergebung macht ihn still und stark". (F. W. Weber.)

Chiavenna, 20. September

In der „Italienischen Reise“ bemerkt einmal Goethe: „Das Gefühl der Wasserwage und des Perpendikels macht uns eigentlich zu Menschen und ist der Grund aller Eurythmie“. Das Wort, welches der Meister selbst nicht immer befolgt hat, ist überaus treffend. Es heißt: das Mathematische, nach welchem die Natur wirkt, Gewicht, Maß und Zahl machen uns zu Menschen, sind der Grundriß der Schönheit, vermitteln, als Ordnungs- und Wirkungsgesetz empfunden vom Gemüthe, herausgeschaut von der Phantasie, das Verständniß und den Genuß des Schönen, entzücken, erheben, läutern die Gefühle des Betrachtenden.

Ich habe, mein Bruder, auf unserem Alpenübergange buntwechselnde Gedanken und Stimmungen zum Ausdruck kommen lassen. Nun will ich von Chiavenna selbst und von Cläven ab die Reisegedanken möglichst ordnungsgemäß, wenigstens nach dem „Gefühl“ der Wasserwage und des Perpendikels vorzutragen suchen. Ich erzähle zuerst vom Paradies in Chiavenna, dann von dem Paradies, woran mich jenes gemahnt hat, endlich von dem Paradies, als dessen zwei Vorhallen sich das genannte mit dem gemeinten darstellen. Ich will auch der Inschriften an den Paradiesespforten nicht vergessen.

Vor zehn Jahren weilt' ich das erstemal in Chiavenna. Der Freund, welcher damals unser Reiseführer war, eilte nur zu sehr, aus Gallia transpadana nach Latium zu gelangen.

Ich fand das Städtchen, groß genug, um 4000 Einwohnern Unterkunft und Schutz zu gewähren, im Ganzen unverändert. An beiden Ufern der Maira liegt es; der Thalkessel ist von hohen, duftumzogenen Bergen vertheidigt; der Reichthum der Clävenertraube macht, daß das rhätische Gepräge der Landschaft südliche Heiterkeit gewinnt. Liefert doch die lastende Traube, wie die des benachbarten Veltlin, einen der besten Tischweine Italiens! Im Einzelnen erscheint

manches verbessert, Leben und Verkehr gehoben seit einem Decennium. Das dankt der Ort wohl der neugebauten Bahn nach Colico, zum Comersee.

San Lorenzo mit schlankem, später angefügtem Glockenthurme, gefällig im Renaissancestil, ist das bemerkenswertheste Gebäude Chiavenna's. Sehr freundlich sind die Menschen dort, und nicht minder andächtig als freundlich. Das durchaus unschöne, garstig hüpfende Orgelspiel störte die Sammlung der Menge so wenig, als der Priester, welcher mit überlauter, schreiender Stimme Messe las. Solche Stimmbandkraftanstrengung ist Andachtszwecken kaum förderlicher als das brünstige, widerliche Geseufze weiblicher und männlicher, weltlicher und geistlicher Betschwestern. Das soll indessen bloß ein Urtheil sein über Aeußeres, welches freilich nicht leere Gebetsäußerlichkeit sein darf.

Die San Lorenzo-Kirche verbrannte 1504. Ein Priester und der Sakristan hatten den alten Bau angezündet. Sie wurden geköpft.

Nach dem frommen Besuche gilt der noch einzige dem Schloßgarten. Der steile Hügel, welcher das Städtchen beherrscht, zeigt die umfangreichen Reste der alten Festung. Hier soll der Heldenfürst Friedrich Barbarossa, da er um das Schlachtenglück bange war, den Fußfall vor Heinrich dem Löwen, dem stolzen Sachsenherzoge, gethan haben (1175). Kam der Fall vor, so war er umsonst. Heinrich hielt die Schwächung der kaiserlichen Sache seinen ehrgeizigen Plänen für zuträglich und verweigerte die Heeresfolge für den Zug gegen die Lombarden. Friedrich schlug diese zwar im nächsten Frühjahr mit kleiner Truppe bei Legnano. Doch eine Schaar Mailänder drängte sich mit zäher Ausdauer um einen Fahnenwagen. Der Kampf erneuert sich; der Kaiser fällt von einem Lanzenstoß nieder; er wird todt gesagt; das bestürzte Heer flüchtet sich nach Pavia. Der sechsjährige Waffenstillstand von Venedig zwischen dem deutschen Kaiser und den Lombarden wird durch Papst

Alexander III. zu Stande gebracht. Der Waffenruhe folgt der Friede von Constanz (1183), und daß die oberitalienischen Städte, das von Friedrich schwergezüchtigte übermüthige Mailand an der Spitze, die errungenen Hoheitsrechte, das Gegengewicht gegen die anerkannte Oberhoheit des deutschen Reiches, behalten konnten, das war die Frucht der deutschen Einigkeit, wie sie sich kundgegeben in der alten Feste von Chiavenna.

Das Schloß, welches ein Graf von Angloria gegen Barbarossa beträchtlich erweitert hatte, wurde niemals ausgebaut. Später kam es mit den Hügelhängen in den Besitz der bündnerischen Familie Salis. Herkules von Salis, der sich in der Schweizergeschichte hervorthut, ward 1526 mit dem lieblichen Besitzthume belohnt, nachdem man dort den alten Palast des Galeazzo Visconti hatte schleifen lassen. Das ist wohl Giovangaleazzo gewesen, welcher Isabella von Valois, eine königliche Prinzessin von Frankreich heimgeführt, die Besitzungen der Visconti sämmtlich in Eine Hand gebracht, die Herzogswürde in Mailand von König Wenzel erkauft (1395), sich zum Herrn von Pisa, Siena, Perugia, Padua und Bologna gemacht, die Universität von Piacenza wieder hergestellt und die von Pavia bereichert, den Dom zu Mailand und die Certosa bei Pavia begonnen — und welcher nur durch die oft erneuerten Kriegsfehden der Florentiner und der Venetianer, Mailands eifersüchtiger Nebenbuhler, verhindert worden ist, sich zum Könige des vereinigten Italien aufzuwerfen.

Durch welche Thaten Herkules von Salis sich ausgezeichnet hat, weiß ich nicht. Wie herrlich er aber das Juwel von Chiavenna mit Weinreben, Oliven-, Feigen- und Mandelbäumen, mit Pomeranzen-, Limonen-, Citronen- und Granatgebüschen zu fassen verstand, „so daß der Lustgarten schon damals den Namen ‚Il Paradiso‘ erhielt“, das haben Herkules' Zeitgenossen gewürdigt; und nach Jahrhunderten stimmt der Besucher dem Geschmacke des naturfrohen Edel-

mannes bei. Der Name, welcher die Heimath reiner Wonnen und erdfreier Schönheit bezeichnet, gebührt dem Hügelgarten mit seiner wonnigen Schau, mit seinem köstlichen Rundblick auf Stadt und Flußthal und Hochgebirg, mit seinem Reichthum an malerisch wechselnden Tinten.

Die nickenden Herbstblumen zwischen den Gebüschen grüßten mich wieder, wie die frischen Wangen neckender Kindergesichtchen einem alten Bekannten entgegenlachen. Alles ist sich gleich geblieben in dieser lieblichen Natur mit ihrer thaufrischen, ewigen Jugend.

Eines reizenden Umstandes, der sich ebenfalls zehn Jahre hindurch gleich erhalten zu haben scheint, will ich nicht vergessen. Als ich dazumal mit Freund S. die romantisch übereinandergelegten Gartenterrassen besuchte, nahm uns unten ein sehr hübsches, gegen achtzehn Lenze zählendes Mädchen in Empfang. Die flinke Kleine geleitet uns schweigend drei Viertel des Hügels hinan. Dann deutet sie auf die eingefaßten Pfade, welche den Wanderer von selber nach oben bringen, und macht sich's mit kindlicher Sorglosigkeit auf einem Bänkchen bequem. Man sah von dort am nettesten auf die Menschengruppen, die sich auf den freien Plätzen der Stadt, vor den Kirchenthoren, auf den Wegen zum Friedhofe zusammengethan hatten im Sonntagsschmucke. Wir ersteigen die Höhe, blicken in die Schlucht, welche den Bergfelsen von oben bis unten entzweigerissen, und lesen das gestrenge Verbot, weder Steine, noch irgendeinen Gegenstand in die Tiefe zu werfen. Warum ist dies untersagt? In den Bergabhängen befinden sich viele höhlenartige Vertiefungen, die man hierzuland Zug- oder Windlöcher heißt (ventaroli). Zeigt das Thermometer im Freien 30° Wärme, so haben die Klüfte höchstens 9°. Drum eignen sie sich prächtig als Behälter des Cläveners und des hellen, würzigen Bieres von Chiavenna, das in ganz Oberitalien beliebt ist. Wir wollen Niemand beschädigen, der sich in einem Ventarolo vielleicht zu schaffen macht. Ein Rosmarinzweiglein und

einige Granatblätter pflücken wir noch nebst süßduftenden Nelken und suchen dann unsere Kleine. Heiter hüpft sie herbei; sie findet es ganz selbstverständlich, daß ihr unser zierlich' Sträußchen bestimmt ist. Mit der Natürlichkeit und Zutraulichkeit, welche die Kinder des Südens so lieblich kleidet, eignet sich Annita die Blümchen zu. Hätten wir aber geglaubt, durch die Blumengaben unsere Schuld verringert zu haben, so hätten wir uns getäuscht gehabt. Freundlich plaudernd geht das Mädchen zum Gitterthore voran und zeigt neckisch die kühne Entschlossenheit, nicht eher zu öffnen, bis wir den Loskaufspreis entrichtet. Wie bieten den halben Franken. Er wird würdevoll zurückgewiesen. Auf mein Befragen entgegnet die selbstbewußte Kleine: solch' eine Gabe wäre schon für die Begleitung Eines Besuches Pflichtsache — „per uno solamente!" Wag' ich zu bemerken: der artigen Führerin Mühe sei nicht größer für zweie, und den Schatz ihrer Gegenwart hätte sie uns auch nur zur Hälfte gegönnt. Da zuckt es um die Mundwinkel des Kindes; mein Italienisch erregt die Lachmuskeln. Als wir uns nach dem jetzt halbgeöffneten Pförtchen wenden, tritt Annita zwar ein Schrittchen zurück; sie weiß aber ihr „Una mezza lira per uno solamente! I Signori accordano, concedono la mezza lira per uno soltanto" nun mit so schmeichelndem Wohllaute zu wiederholen, daß unser musikalisch angeregtes Ehrgefühl und der Gedanke, wir sollten doch in Annita's Augen hinter keinem der „Signori" zurückstehen, uns zum ganzen Frankenopfer bestimmt. Indem das Mädchen sein schmelzendes „Mille grazie — io vi ringrazio, Signori!" hinsingt, blitzt Schalkhaftigkeit und Schelmerei in den schönen Augen. Mit silberner Stimme ruft uns die Kleine, sich über das niedrige Geländer vorbeugend, „Buon Viaggio!" nach, und ich vernahm aus dem Tonfall der zwei Worte mehr Triumph als Dank.

Die Gartenscene hat sich vor und nach zehn Jahren ganz gleich abgespielt bis auf eine Kleinigkeit. Freund S.

blieb damals ungerührt von Melodie und Silberklang eines schmeichelnden Stimmchens. Wir vermochten es nicht über uns, der um zehn Jahre jüngeren Schwester — die unverkennbarste Familienähnlichkeit bekundete sich in dem Persönchen, dem Benehmen und den Reden unserer zweiten, zarteren Führerin — die Fühllosigkeit unserer wenigen Silberlinge zu beweisen.

Gewisse Bettelformen sind in Italien ebenso conservativ als graziös, und weil sich der Fremde durch die unnachahmliche Grazie der Südlandskinder immer wieder bestechen läßt, darum scheinen sich solche Formen, natürlich durch die Mädchen in erster Linie, zu vererben in einer Familie.

Als wir aus dem Paradiese von Chiavenna schieden, begleitete mich das harmlos schalkhafte Mädchenbild einige Minuten, und ich fragte mich, ob ich nicht die Klage wiederholen und verallgemeinern müsse, welche in Ovids leichtgebauter Zweizeile niedergelegt ist:

„Verba puellarum foliis leviora caducis:
Inita, quâ visum est, ventus et unda ferunt".
Leichter denn fallendes Laub sind der Mädchen gelispelte Laute:
Winde wie Wellen mit Lust wirbeln die losen allum.

Doch, ich möchte der kleinen Annita kein Unrecht thun. Ihr Erwerbszweig ist für Mädchensinn gewiß nicht ungefährlich. Aber aus der leichten Art, wie ihr's gelungen ist, unsere Centesimi wegzulocken, darf ich keineswegs schließen auf leichten Sinn in jedem Betreff. Zu gerne denk' ich mir „il Paradiso di Chiavenna", neben dessen Eingang des Kindes friedliches Häuschen steht, unter Weinlaub und Rosengebüschen versteckt, als Heimstätte harmloser Unschuld. Freilich würde für Annita — mag sie ein italienisches oder ein deutsches Eden zu behüten haben — würde für jedes ernste Kind in jeder ernsten Stunde als Paradiesinschrift am ehesten passen:

„Von allen Dingen in der Welt,
Die je der Sonne Licht erhellt,
Ist keines so selig wie das Weib,
Die stets ihr Leben und ihren Leib
Und ihre Sitten dem Maß ergibt,
Sich selber ehret und sich liebt". (Gottfried v. Straßburg.)

XI.

Der kirchenpolitische Streit in Ungarn.

I.

Budapest, Anfang Januar.

Als wir vor dritthalb Jahren den damals eingetretenen Ministerwechsel in Ungarn an dieser Stelle (Bd. 105 S. 577 ff.) besprachen und die Chancen des neuen Kabinets Szapary abwogen, da schlossen wir unsere Erörterungen mit folgenden Worten: „Vor Allem erwarten aber die Katholiken und die Nichtmagyaren von ihrer Regierung mehr Gerechtigkeit und fürsorgliches Wohlwollen; denn nur durch ein solches Regiment kann Ungarn im Innern wahrhaft erstarken und dadurch zugleich die Kraft und Macht der habsburgischen Monarchie vermehren und befestigen. Der Personenwechsel genügt hier nicht; es muß das bisher befolgte liberalistisch-manchesterliche und chauvinistisch-herrschsüchtige System in der Regierung, Verwaltung und Volkswirthschaft Ungarns aufgelassen werden, und an dessen Stelle im Geiste des Christenthums ein schöpferisches und gerechtes Regiment durchgreifende Geltung finden".

Und heute sind wir in der Lage constatiren zu können, daß das Ministerium des Grafen Julius Szapary hauptsächlich an jenen Klippen gescheitert ist, auf welche wir in

den vorstehenden Schlußzeilen hingewiesen haben. Graf Szapary ist eine edle, charaktervolle Natur, vom Wirbel bis zur Zehe ein Ehrenmann und Cavalier, verständig, erfahren, hingebend und treu dem Lande, seinem Könige und der Monarchie. Ebenso zählt er zu den aufrichtigen Söhnen der katholischen Kirche, so daß die Katholiken Ungarns mit Recht hoffen durften, es werde unter seinem Regime für sie eine bessere, glücklichere Zeit beginnen.

Leider mangelt dem trefflichen Manne ein Doppeltes: Selbstvertrauen und Energie. Das Mißtrauen gegen die eigenen Intentionen und Regierungs-Absichten verleitete ihn zu dem öffentlichen Einbekenntniß, daß er die Staatsgeschäfte in demselben Geist und Sinne wie sein Vorgänger, Koloman v. Tisza, fortführen werde. Man hatte anstatt des nothwendigen Systemwechsels nur eine Personaländerung vor sich. Das weckte schon zum voraus kein volles Vertrauen in die Dauer und Fruchtbarkeit des Kabinets Szapary. Als dann die neue Regierung, gedrängt durch die Verhältnisse, sich dennoch zu Schritten und Reformen entschließen mußte, welche aus der Tisza'schen Schablone heraustraten: da fehlte dem Grafen der Muth, die Zuversicht und Energie, um diese seine Reformvorlagen mit Zähigkeit festzuhalten und erforderlichen Falles selbst gegen die Fraktion Tisza durchzusetzen. Die bereits angebahnte Coalition mit dem Grafen Albert Apponyi und dessen Partei wäre hierzu das geeignete Mittel gewesen; allein Graf Szapary konnte diesen Schritt nicht thun, weil er mit der Tisza-Clique nicht zu brechen wagte. Dadurch wurde nicht bloß die im Zuge befindliche Reform der öffentlichen Verwaltung vereitelt, sondern das Schicksal des Kabinets selbst entschieden.

Was nach dem Sommer 1891 folgte, war nur noch ein Scheinleben für das Ministerium Szapary, dessen Chef sich durch den Rath seiner „guten Freunde" überdies dahin verleiten ließ, mitten im Winter den Reichstag aufzulösen und sofort Neuwahlen auszuschreiben, welche zu Ende Januar

1892 stattfanden. Ueber das Resultat dieser Wahlen haben wir ebenfalls ausführlich gesprochen[1]) und dabei unser Endurtheil in folgender Weise zusammengefaßt: „Und so halten die Parteien des ungarischen Abgeordnetenhauses in derselben numerischen Stärke und in der gleichen politischen Gestalt und Wesenheit ihren abermaligen Einzug. Gebessert hat sich wenig oder gar nichts: die schweren Opfer der Wahlen in harter Winterkälte waren vergeblich, das ungarische Parlament ist durch dieselbe weder geistig noch moralisch gehoben, es ist in Folge dessen auch nicht leistungsfähiger geworden. Man hat vielmehr allen Grund zur Befürchtung, der Wiederkehr stürmischer Scenen und aufregender Vorfälle entgegenzugehen, wodurch die Reformen einfach unmöglich gemacht werden. Ob und inwiefern das Kabinet Szapary diesen schlimmen Vorkommnissen siegreich zu begegnen vermag, ist nicht zu bestimmen. Jedenfalls bedarf es dazu politischer Ein- und Umsicht, Energie, Gerechtigkeit und Consequenz in der Verfolgung des richtigen Weges. Am guten Willen und an der redlichen Absicht fehlt es dem Ministerpräsidenten Ungarns nicht; möge er auch in sich die Kraft und bei seinen Ministercollegen und in seiner Partei die treue Mitarbeit und Unterstützung finden!“

Leider erfüllte sich dieser Wunsch nicht. Graf Szapary besaß nicht die selbstvertrauende Energie, noch weniger aber konnte er seinen Ministercollegen vertrauen, von denen Einzelne ganz direkt gegen ihn agitirten, mit der äußersten Linken Verbindungen unterhielten und in der Regierungspartei selbst die Unterstützung jener Kreise fanden, denen dieses Ministerium von Anbeginn ein Gräuel war, weil es ja der Nachfolger des Kabinets Tisza geworden und weil Graf Szapary hie und da doch leise Versuche machte, um sich von der Diktatur dieser Clique zu befreien. So hatte

1) „Histor.-polit. Blätter“, 1892, Bd. 109, Heft 5, S. 348 ff.

er hinsichtlich der nichtmagyarischen Nationalitäten einen versöhnlicheren Ton angeschlagen und war denselben in einigen Angelegenheiten gerechter geworden. So hatte er unter Anderm auch die Siebenbürger Sachsen von einigen mit Recht mißliebigen Persönlichkeiten befreit, darunter sich auch der offene Sachsenfeind, der Garibaldianer Graf Gabriel Bethlen, befand, der 16 Jahre hindurch als ein anderer Geßler das königs- und landestreue Sachsenvolk bedrückt hatte. Ebenso wurden in Sachen der Verwaltung des sächsischen Nationalvermögens unter dem Grafen Szapary langgestundete Beschwerden behoben und gerechtfertigte Wünsche erfüllt. Auch den Serben gegenüber hatte man richtigere Bahnen eingeschlagen, so daß Sachsen und Serben sich der Regierungspartei anschließen konnten. Mit den Rumänen wäre es sicherlich gleichfalls zu einer billigen Verständigung gekommen, ohne daß die Staats- und National-Interessen Ungarns nur im Mindesten Schaden gelitten hätten.

Wie hier Graf Szapary den nichtmagyarischen Nationalitäten gegenüber Recht und Gerechtigkeit walten lassen wollte, so war er andererseits ernstlich bemüht, das enge Bündniß und Verhältniß Ungarns zu Oesterreich stets mehr zu kräftigen. Dazu gehörte nicht bloß das unbedingte Festhalten an dem staatsrechtlichen Ausgleiche von 1867, sondern vor Allem auch die Aufrechterhaltung des bestmöglichen Einvernehmens zwischen Ungarn und der gemeinsamen Armee, welche ja zur wirksamen Vertheidigung dieser Gemeinsamkeit bestimmt ist. Die offenen und geheimen Gegner und Feinde des Grafen Szapary kannten genau diese Intentionen und sie richteten deßhalb ihre Hauptangriffe auf diese Punkte. Der Ministerpräsident wurde einer antinationalen Politik beschuldigt, man verdächtigte ihn des Paktirens mit Sachsen, Serben und Walachen, des Verrathes an dem „einheitlichen magyarischen Staatsgedanken“, man sprach ihm die Empfindung für die „nationalen Aspirationen“ ab und nannte ihn einen „Auliker“, seine Politik eine „Höflings-Politik“.

Die Anhänger und Parteigänger des magyarischen Chauvinismus organisirten nun im Lande einen Sturm gegen die „antinationale" Kabinetspolitik, im Parlament kam es wiederholt zu den heftigsten Ausbrüchen wirklicher oder gemachter Leidenschaftlichkeit, welche durch die politische Taktik des Grafen Albert Apponyi leider reichlich Nahrung erhielt. Der Graf hatte sich nämlich in jüngster Zeit zum Wortführer der „nationalen Aspirationen" gemacht, hatte seine Partei zur „National-Partei" umgewandelt, und ist seitdem bemüht, auf dem Boden des staatsrechtlichen Ausgleiches von 1867 diesen selbst „in nationaler Richtung" zu interpretiren und „weiter zu entwickeln". Daß auf diesem Wege der ganze Ausgleich ins Wanken und Stürzen gerathen kann, beachtet Graf Apponyi nicht oder will es nicht beachten, und doch könnte den Gegnern dieses Ausgleiches in Ungarn und in Oesterreich keine größere Freude bereitet werden, als wenn das große Ausgleichswerk thatsächlich in Frage gestellt würde.

So hatten die persönlichen und politischen Gegner und Feinde des Grafen Szapary dessen Stellung von Innen und von Außen her mit Consequenz untergraben. Der Ministerpräsident wurde wiederholt auf diese Minir- und Wühlarbeit aufmerksam gemacht; er schenkte den Mahnungen und Warnungen keinen Glauben, bis es zu spät geworden war. Den Sturz selbst führten aber seine Widersacher keineswegs offen im Parlament und bei einer politischen Frage herbei, sondern der Ministerpräsident Graf Julius Szapary fiel gleich anderen seiner Vorgänger einer Kabinets-Intrigue, einer Palast-Revolution zum Opfer. Den äußern Anstoß hiezu bot aber jener kirchenpolitische Streit, der neben der Nationalitäts- und der Verwaltungsreformfrage dem Ministerium die meisten, die schwersten Sorgen bereitet hatte. Graf Szapary mußte wegen einer kirchenpolitischen Tendenz zu Falle gebracht werden, damit seine Erben und Nachfolger im Lichte des Liberalismus um

so heller strahlen. Daß hierbei der calvinische Protestantismus noch überdieß einen Triumph über den Katholicismus feiern konnte, machte Hrn. v. Tisza und seinen Leuten den Sturz des Ministers aus diesem Anlasse nur angenehmer, nur sympathischer.

Und so trat Graf Julius Szapary am 9. Nov. 1892 von der Regierung zurück. In der Begründung dieses Rücktrittes sagte der Ministerpräsident vor dem Abgeordnetenhause, daß diese Demission erfolgt sei, weil es der Regierung nicht gelungen war, hinsichtlich der obligatorischen Form der Civilehe und hinsichtlich der die ganze Frage (der ehegesetzlichen Reformen) betreffenden, abzugebenden Erklärung zu einer solchen Vereinbarung zu gelangen, welche auch die Genehmigung der Krone erhalten hätte. Ausführlicher und deutlicher äußerte sich Graf Julius Szapary hierüber in der Conferenz der liberalen Partei am 9. Nov. Wir setzen die ganze Stelle im Wortlaute hierher; sie ist in mehr als einer Hinsicht charakteristisch und bemerkenswerth:

„Die Regierung hat, ihren Erklärungen getreu, drei Gesetzentwürfe angefertigt: über die obligatorische Civil-Matrikenführung, über die Inartikulirung der israelitischen Confession, über die freie Ausübung der Religion. Durch die Anfertigung dieser Entwürfe ist die Regierung dem von ihr aufgestellten Programme nachgekommen, ja, nachdem hinsichtlich der Matriken die Regierung nur die Pflicht übernommen hatte, daß in Betreff der aus Mischehen stammenden Kinder partielle Matriken eingeführt werden sollten, jetzt aber nicht nur partielle, sondern allgemeine Civil-Matriken und zwar nicht bloß über die Geburten, sondern auch über die Eheschließungen und Todesfälle werden geführt werden, glaube ich, daß sie mehr gethan, als sie in dieser Hinsicht versprochen hat. Zur Vorlage dieser Gesetzentwürfe hat die Regierung die Genehmigung der Krone erlangt. Allein die Regierung weiß sehr wohl, daß mit diesen Fragen die Lösung der kirchen-politischen Frage nicht erschöpft ist und daß vielmehr gerade die Annahme dieser Gesetzentwürfe die Lösung

anderer Fragen noch dringlicher machen werde, namentlich die Regelung des Eherechtes. Daß in dieser Hinsicht der heutige Zustand nicht aufrechterhalten werden kann, darüber ist alle Welt im Reinen. In einem Lande, wo es so viele Confessionen gibt, wo durch das Gesetz über die Glaubensfreiheit die Möglichkeit zur Gründung neuer Confessionen geboten sein wird, ist es nicht möglich, daß es eben so viele Arten von Eherecht gebe als es Confessionen gibt, und darum muß als Grundprincip des auszuarbeitenden Eherechtes ausgesprochen werden, daß in demselben vor Allem das Interesse des Staates und das individuelle Recht der Staatsbürger zu wahren sind; daß dementsprechend für alle Bürger Ein und dasselbe Eherecht geschaffen werde und daß in den Rechtsfragen, welche sich aus dem ehelichen Rechtsverhältnisse ergeben, die Gerichte des Staates urtheilen."

„Die Regierung ist ferner übereingekommen, daß gleichzeitig mit der Regelung des Eherechtes auch die Civilehe gesetzlich zu regeln sei; und der Standpunkt der Regierung war auch jetzt derjenige, den sie auch schon bei früheren Anlässen gekennzeichnet hatte, daß nämlich der Gesetzartikel LIII 1868 § 12 nur in dem Falle modificirt werden könne, wenn anläßlich der Regelung des Eherechtes die obligatorische Civilehe eingeführt werde. Zur Constatirung der Lage bemerke ich, daß all dies die Vereinbarung der Regierung gebildet hat. Hiezu ist aber die Zustimmung der Krone noch nicht erwirkt worden und hinsichtlich des Eherechtes gab es eine Frage, bezüglich welcher die Regierung zu keiner einmüthigen Vereinbarung gelangt ist, und das war der obligatorische Charakter der Civilehe. Auch bezüglich dieser Frage lag die Abweisung nicht so sehr in der Natur der Sache, sondern darin, ob es richtig und nothwendig sei, die bezügliche Erklärung jetzt abzugeben, und ob es nicht richtiger wäre, hiezu die detaillirte Ausarbeitung des Eherechtes abzuwarten. Bezüglich dieser Frage und der in Betreff derselben abzugebenden Erklärung konnte die Regierung keine einheitliche Vereinbarung treffen, welche auch zugleich die Genehmigung der Krone erlangt hätte". . . .

Darnach bestand zwischen den Mitgliedern des Kabinets Szapary hinsichtlich der kirchenpolitischen Reformfragen keine

sachliche Differenz, sondern nur in Bezug auf die Zeit und den Modus der Durchführung gingen die Ansichten auseinander und dieser opportunistische Dissensus führte die Ministerkrisis herbei. In derselben Weise wurde die Ursache und der Verlauf dieses Regierungswechsels auch später mitgetheilt. Gleichwohl ist der Zweifel berechtigt, ob damit die ganze Wahrheit gesagt worden sei. Graf Szapary deutet selber an, daß auf seinen Demissions-Entschluß „auch persönliche Umstände von Einfluß“ gewesen wären, ohne daß er aus Zartgefühl hierüber Näheres mitgetheilt hätte. Wir jedoch haben keinen Grund, es zu verschweigen, daß im Schoß des Kabinets Szapary die Einigkeit und Harmonie gegenüber dem Chef des Ministeriums, sowie unter den einzelnen Ministern von Anbeginn her nicht vorhanden war; insbesondere zwischen dem Ministerpräsidenten und den Ministern für Justiz und für Cultus und Unterricht wurde das persönliche Verhältniß stets unleidlicher, unhaltbarer. Der Justizminister, Desiderius v. Szilagyi, hatte zudem mit seinen früheren Gegnern, mit der Familie Tisza, von welcher vier Mitglieder dem Reichstage und der Regierungspartei angehören, ein enges Bündniß geschlossen und diesem Bunde, für den auch der Finanzminister Dr. Wekerle gewonnen war, gelang dann der Sturz des Kabinets-Chefs. Um aber dieser persönlichen Intrigue und Palastrevolution ein „principielles“ Mäntelchen umzuhängen, wurde mit Einem Male verkündigt, daß die Einführung der obligatorischen Civilehe einen Cardinalpunkt des Programms der liberalen Regierungspartei zu bilden habe. Bis dahin, d. i. bis etwa eine Woche vor dem Rücktritte des Kabinets war von diesem „Cardinalpunkte“ des liberalen Parteiprogrammes gar nie die Rede. Die geheimen Faiseurs der Ministerkrisis suchten durch diese Ueberraschung die Partei zu überrumpeln, zu verblüffen, was ihnen jedoch nur zum Theil gelang, obgleich sie namentlich eine Anzahl der jüngeren Mitglieder der katholischen Aristokratie, so die beiden Grafen Andrassy (Söhne

des verstorbenen Ministers Julius Andrassy), die Grafen Hadik u. A. für das neue Schlagwort gewonnen hatten.

Die „ministerlose“ Zeit dauerte nur acht Tage; denn schon am 17. November 1892 wurde das „neue“ Kabinet von Sr. Majestät ernannt und am 21. desselben Monats stellte es sich dem Reichstage vor. Es waren im Ganzen dieselben Männer, die bisher die rothen Sammt-Fauteuils in Besitz hatten, ein deutlicher Beweis, daß die Beseitigung des Grafen Szapary vom Ministerpräsidium eigentlich ein Hauptzweck der ganzen Krisis gewesen. Doch ein nicht minder wichtiges Ziel dieser Kabinetsenthauptung bestand offenbar in der Wiederherstellung des vollen Machteinflusses des Herrn von Tisza und seiner Angehörigen und Freunde. Denn der neue Kabinetschef war nach seiner ganzen politischen Vergangenheit eine Schöpfung des Herrn v. Tisza und darum diesem wesentlich verpflichtet. Den wichtigen Posten eines Ministers um die Person Sr. Majestät erhielt der jüngere Bruder des ehemaligen Ministerpräsidenten, der Szegediner Graf Ludwig v. Tisza, das Ministerium des Innern ein Getreuer der Tisza-Clique, Herr Karl Hieronymi, und zum Staatssekretär in diesem Ministerium wurde der jugendliche Graf Julius Andrassy, ebenfalls ein Schützling der Tisza, ernannt. Die Minister Szilagyi und Csaky, diese beiden Stützen der Tisza-Politik, behielten ihre Portefeuilles und damit war insbesondere in kirchenpolitischer Beziehung die Richtung des neuen Ministeriums deutlich vorgezeichnet. Drei Calviner, die Minister Tisza, Szilagyi und Graf Andreas Bethlen, der Ackerbauminister, geben diesem Kabinet überdies noch ein eigenthümliches Gepräge, umsomehr als die katholischen Mitglieder des Kabinets von dem landläufigen Schablonliberalismus angekränkelt oder in kirchlichen Dingen indifferent sind.

Jeden Zweifel hierüber beseitigte das Programm, welches der neue Ministerpräsident, Dr. Alexander Wekerle, bisher und auch fernerhin zugleich Minister der Finanzen, am

22. November in beiden Häusern des Reichstages vortrug. Bevor wir auf den kirchenpolitischen Theil dieses Programmes, mit welchem wir es hauptsächlich hier zu thun haben, näher eingehen, seien vorerst einige Worte über die Persönlichkeit des neuen ungarischen Ministerpräsidenten gestattet.

Der heutige Chef der Regierung in Ungarn, Dr. Alexander Wekerle, ist der Sprößling einer aus Württemberg eingewanderten schwäbischen Colonistenfamilie. Sein Vater war Wirthschaftsbeamter auf dem Gute des Grafen Lamberg in Moor (Stuhlweißenburger Komitat), wo der Sohn am 14. November 1848 geboren wurde. Das ungewöhnliche Talent verrieth sich schon an dem Knaben und Jüngling, der nach Absolvirung der juridischen Studien an der Budapester Universität als Praktikant in das Finanzministerium eintrat. Hier hatte er es im Jahre 1877 erst zum Concipisten gebracht. Aber nachdem seine damaligen Minister (Kol. v. Szell und Graf Julius Szapary, der spätere Ministerpräsident), seine außerordentlichen Fähigkeiten erkannt hatten, durchlief er rasch die einzelnen Stadien der Beamtencarriere und bereits im Jahre 1885 hatte er den Rang eines Ministerialrathes erreicht. In dieser Stellung fand ihn Koloman v. Tisza, als er 1886 neben dem Ministerpräsidium die Leitung des Finanzministeriums übernahm, um die arg verfahrenen Zustände in den ungarischen Staatsfinanzen, welche trotz der zunehmenden Steuerlasten am Krebsübel eines wachsenden Deficits krankten, womöglich einer Besserung und Gesundung entgegenzuführen. Zur glücklichen Lösung dieser schwierigen Aufgabe wählte er den Ministerialrath Dr. Wekerle als Staatssekretär und er gewann damit den geeignetsten Mitarbeiter, nach dessen Rathschlägen und unter dessen thatkräftiger Leitung das große Werk der Finanzreform erfolgreich in Angriff genommen wurde. Schon nach zwei Jahren war das Deficit im Staatshaushalte auf ein Minimum gesunken und im folgenden Jahre verschwand es

gänzlich, um seither nicht wieder zu kehren; statt dessen weisen die jährlichen Schlußrechnungen ein sehr bedeutendes Plus von mehreren Millionen Gulden in der Staatskasse nach.

Dieser Erfolg, der allerdings mit riesigen Opfern erkauft wurde, rechtfertigte es, daß der Staatssekretär Dr. Wekerle im Jahre 1889 das Portefeuille des Finanzministers erhielt, um das glücklich begonnene Werk in gleicher Weise fortzuführen und zu vollenden. Seit 1886 gehört Wekerle auch dem Parlament an und hier überraschte er sowohl durch die umfassende politische Bildung, durch seine rasche Auffassung und richtige Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse, sowie durch ein bedeutendes Rednertalent. Er gewann wie im Fluge die Sympathie Aller, die ihm näher traten; aber auch draußen im großen Publikum errang er ungeachtet seiner strengen finanziellen Maßregeln und trotz der erheblichen neuen Belastungen eine ganz ungewöhnliche Popularität. Er ist als Finanzminister volksthümlich geworden, wie kaum ein anderer Mann des öffentlichen Lebens, und zwar schätzte man in ihm nicht nur den Retter Ungarns vor einer finanziellen Katastrophe, sondern man erkannte auch dessen aufrichtiges Bemühen, die erschwerten Staatslasten durch Hebung der Volkswirthschaft und der materiellen Leistungsfähigkeit des Landes zu erleichtern. Dr. Wekerle ist kein Anhänger des ausbeuterischen Fiskalismus. So hatte natürliches Talent, ein reiches Wissen, eine unermüdliche Arbeitskraft, ein lauterer Charakter und ein liebenswürdiges Wesen im persönlichen Verkehr dem einfach-bürgerlichen Schwabensohne die steile Bahn nach den obersten Stellen im Staate gebrochen. Sein rascher Aufstieg ist hauptsächlich seiner eigenen Bedeutung zu danken und es muß dieser Erfolg doppelt anerkannt werden in einem Lande, das sich zwar mit Vorliebe seiner „demokratischen“ Gesinnung berühmt, wo aber dennoch der Adel nach wie vor die Gesellschaft und den Staat beherrscht und das Protektionswesen, die Familienverbindungen und Familieninteressen im öffentlichen Leben eine namhafte Rolle spielen.

Als nun der Finanzminister Dr. Wekerle von Sr. Majestät zur Bildung des Kabinets aufgefordert und bald nachher zum neuen Ministerpräsidenten ernannt wurde, da erregte diese königliche Berufung eine allgemeine Befriedigung im Lande. Man wußte es dem Könige Dank und fand darin eine Art von erhebender Genugthuung, daß der Liebling des Volkes, der Mann „ohne Namen und Vergangenheit, ohne Familie und Vermögen“ zum ersten Rathgeber der Krone, zum Haupte der Regierung bestellt wurde. Der schwäbische Volksstamm hat dem Ungarnlande schon manche tüchtige Kraft verliehen und wer in diesem Lande Umschau hält, findet allenthalben die Spuren und Früchte des gedeihlichen Waltens dieses tüchtigen deutschen Volksstammes. Ministerpräsident Dr. Wekerle ist hiefür nur ein neuer Beleg.

Wird er sich auf der schwindelnden Höhe erhalten? Das ist die bange Frage, welche zahlreiche seiner Freunde und Verehrer nicht unterdrücken können, angesichts der unendlichen Schwierigkeiten, welche sich der neuen Regierung oder vielmehr dem Hauptheile ihres Programmes entgegenstellen. Dieser bedenklichste Theil der von dem Kabinet Wekerle in Aussicht gestellten Reformarbeiten betrifft aber die Lösung der kirchenpolitischen Streitfrage, unter deren Zeichen das Ministerium die Regierung angetreten und die es selber als den wichtigsten Theil seiner Aufgabe hingestellt hat. In dem Programme, welches Ministerpräsident Wekerle am 22. November 1892 in beiden Häusern des Reichstages vorgetragen, heißt es:

„Auf dem Gebiete der Kirchenpolitik erkläre ich vor Allem, daß wir von dem ernsten Bestreben erfüllt sind, daß bei Wahrung der staatlichen Interessen die Ruhe und der confessionelle Friede nicht gestört, ja vielmehr alle öffentlichen Institutionen in der Weise eingerichtet werden, damit dieselben für die Wahrung dieses Friedens und dieser Ruhe eine dauernde Garantie bilden“.

„Wie dies auch schon die frühere Regierung erklärte,

wurden mit allerhöchster Genehmigung jene Principien festgestellt, welche den die Einführung der allgemeinen Civilmatrikeln, die Reception der israelitischen Confession und die freie Ausübung der Religion betreffenden Gesetzentwürfe als Grundlage dienen sollen. Diesen Principien entsprechend ist der Gesetzentwurf in Betreff der gesetzlichen Inartikulirung der israelitischen Religion bereits fertig und die Ausarbeitung der Gesetzentwürfe über die freie Ausübung der Religion und über die allgemeinen Civilmatrikeln so weit vorgeschritten, daß auch diese noch während der Wintersession zur verfassungsmäßigen Verhandlung vorgelegt werden können".

„In den Gesetzentwurf, betreffend die allgemeinen Civilmatrikeln, beabsichtigen wir solche Bestimmungen aufzunehmen, daß während der Zeit, bis die Civilmatrikeln allgemein eingeführt werden können, in den gegenwärtigen Matrikeln durch die Matrikelführer im Falle von ‚Wegtaufen' auch das ersichtlich gemacht werde, als zu welcher Religion gehörig der betreffende Täufling im Sinne der Bestimmungen des G. A. LIII 1868 zu betrachten sei und daß für den Fall, als die Matrikelführer ihrer Anforderung nicht entsprechen würden, an dem betreffenden Orte die Civilmatrikeln sofort eingeführt werden können; wogegen aber gleichzeitig mit Schaffung dieses Gesetzes die Verordnung vom 26. Februar 1890 außer Kraft gesetzt würde".

„Was die vierte kirchenpolitische Frage, das einen ergänzenden Theil des Familienrechtes bildende Eherecht betrifft, so war nunmehr die neukonstituirte Regierung in der Lage, hinsichtlich der Grundprincipien der Reform des Eherechts und unter diesen auch bezüglich der obligatorischen Civilehe einhellig zu einer Vereinbarung zu gelangen und in Folge dessen die allerhöchste Ermächtigung zu der principiellen Erklärung zu erwirken, daß der diesbezügliche Entwurf, dessen Verfassung gleichfalls bereits in Angriff genommen ist, auf den Grundprincipien eines für alle Staatsbürger verbindlichen, allgemeinen Eherechtes, der allgemeinen Jurisdiktion der staatlichen Civilgerichte in eherechtlichen Fragen und der obligatorischen Civilehe ausgearbeitet wird; wodurch selbstverständlich das allerhöchste Recht Sr. Majestät nicht berührt werden kann, daß die

allerhöchste Genehmigung bezüglich der Ausführung und der Einzelbestimmungen bis zur Vorlage des Gesetzentwurfes vorbehalten werde".

„Mit der Einführung dieser das Eherecht betreffenden, einen ergänzenden Theil des Familienrechtes bildenden Gesetzesbestimmungen wurden sodann jene Bestimmungen des Gesetz-Artikels LIII vom Jahre 1868, welche die freie Verfügung der Eltern über die Glaubensangehörigkeit ihrer Kinder beschränken, außer Kraft gesetzt werden". . . . . .

In späteren Reden wiederholte der Ministerpräsident die Erklärung, daß das Kabinet an die Lösung der kirchenpolitischen Fragen im Sinne des obigen Programmes seine Existenz knüpfe und die Regierung nur dann auf ihrem Posten bleiben werde, wenn ihre hierauf Bezug nehmenden Gesetzesvorlagen die Zustimmung der Krone erlangen werden. Man hat also in obigem Regierungsprogramme den Ausdruck ernster Entschließungen vor sich, und von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir auch die in Aussicht gestellten Reformziele betrachten und beurtheilen. Bevor wir jedoch an diese berechtigte Kritik herantreten, erscheint es zum Verständnisse der gesammten heutigen kirchenpolitischen Situation in Ungarn geboten, mindestens in aller Kürze darzulegen, auf welche Weise die Regierung des apostolischen Königs von Ungarn zu dieser „radikalen" Auffassung und Behandlung der kirchenpolitischen Fragen gelangt ist.

Die ursprüngliche Streitsache, welche durch die Verordnung des Cultus und Unterrichts vom 26. Februar 1890 hervorgerufen wurde, bezog sich bekanntlich bloß auf die sogenannten „Wegtaufen", d. i. auf jene Taufakte, die nach ministerieller Anschauung eine Verletzung des G. A. LIII 1868 § 12 bedeuten sollten. Dieses Gesetz schreibt nämlich vor, daß in confessionell-gemischten Ehen die Kinder hinsichtlich ihrer Glaubenszugehörigkeit dem Geschlechte nach den Bekenntnissen der Eltern zu folgen haben, also die Söhne der Confession des Vaters, die Töchter jener der Mutter. Obige

Verordnung verlangt nun unter Feststellung von Strafsätzen in Geldbußen oder Gefängniß bei solchen „Wegtaufungen" die amtliche Anzeige an den betreffenden, dem Gesetze nach zuständigen Seelsorger, damit dieser das „weggetaufte" Kind in seine Matrikel als seiner Confession zugehörig eintragen solle. Gegen diese Auslieferung des katholischgetauften Kindes an eine nichtkatholische Confession erhob der katholische Klerus nach Recht und Pflicht lauten Protest und verweigerte dem ministeriellen Befehle den Gehorsam. Diese Haltung des Pfarrklerus fand in Rom ihre völlige Billigung und der anfangs zögernde Episcopat nahm schließlich dieselbe Position ein. Im Principe konnte er ja vom Anbeginne keine andere Auffassung hegen; nur hinsichtlich des Opportunismus einer energischen Haltung gegenüber der Regierung gab es unter den Bischöfen einzelne abweichende Meinungen. Würde das Ministerium die auch vom politischen und juridischen Standpunkte aus in Parlament und Presse hartangefochtene Verordnung vom 26. Februar 1890 kluger Weise zurückgezogen haben: so wäre die Aufregung offenbar bald beigelegt und der Friede in den Gemüthern hergestellt worden.

Aber die Regierung zeigte zu solchem Einlenken keine Lust, sie beharrte nicht nur mit zäher Hartnäckigkeit auf dem von ihr eingenommenen Standpunkte, sondern sie veranlaßte im Herbste 1890 auch durch die ihr zur Verfügung stehende Parlamentsmajorität das Abgeordnetenhaus zur Annahme folgender Beschlußanträge: 1) Der Vollzug der Bestimmungen des G. A. LIII 1868 über die confessionelle Zugehörigkeit der Kinder aus Mischehen sei nothwendig und folglich weder aufzuheben noch abzuändern; 2) der Modus, welchen der Cultusminister mit seiner Verordnung vom vom 26. Februar 1890 zum Vollzuge dieses Gesetzes befolgt habe, sei gesetzlich und 3) das Abgeordnetenhaus billigt die Erklärung des Ministers, daß die Regierung, wenn während des Vollzugs dieses Gesetzes Schwierigkeiten auftauchen, es für ihre Pflicht erachten werde, vor das Haus mit einer Vor-

lage zu dem Behufe zu treten, damit die Legislative durch Einführung von Civilmatrikeln jenen Hindernissen ein Ende mache, welche dem Vollzuge des G. A. LIII 1868 im Wege stehen.

Diese Beschlußanträge waren in keiner Weise geeignet, den wachsenden Sturm auf kirchenpolitischem Gebiete zu beschwören, sie vermehrten vielmehr nur das Uebel, sie gossen Oel in's Feuer und brachten zu Stande, was in Ungarn schon lange nicht vorhanden war: nämlich eine katholische Bewegung. Dem protestführenden Klerus schloß sich allmählich auch die Laienwelt an und zu Hunderten kamen die Proteste und Petitionen an die beiden Häuser des Reichstages. Jene legten Verwahrung ein gegen die Vergewaltigung der katholischen Pfarrgeistlichkeit und gegen die Verletzung katholischer Lehre; diese verlangten die Revision des G. A. LIII 1868 zu Gunsten der Freiheit der Eltern in der religiösen Erziehung ihrer Kinder. Das katholische Gewissen war erwacht und drängte den Episcopat ebenfalls zu energischer That. Die Regierung gerieth darüber mit Recht in Angst und Besorgniß und über ihr Bitten geschah es, daß die Krone selbst die Ausführung der am 16. Dezember 1890 gefaßten Beschlüsse der Bischofsconferenz verhinderte. Daraufhin unterblieb die geplante Aktion der Bischöfe, welche unter Publicirung der verurtheilenden Entscheidungen Roms einen gemeinsamen Hirtenbrief an Klerus und Volk erlassen und überdies in der Sitzung des Magnatenhauses am 18. Dezember 1890 eine vereinbarte energische Erklärung abgeben wollten, welcher sich dann die conservative Majorität dieses Hauses angeschlossen hätte. Die Niederlage der Regierung war hier gewiß: das Dazwischentreten der Krone rettet sie hier diesmal. Einen Monat später starb der Cardinal-Fürstprimas Dr. Joh. Simor, ohne den Trost mit sich zu nehmen, daß der von ihm eifrig gesuchte Friedenszustand zwischen Kirche und Staat und seinem Vaterlande wiederhergestellt und gesichert war.

Nach dem Tode Simors wollte die ungarische Regierung die Sedisvakanz dazu benützen, um die aufgetauchten kirchenpolitischen Schwierigkeiten zu beseitigen. Es wurden deshalb Unterhandlungen mit Rom angeknüpft, die Besprechungen führte der ungarische Minister um die Person des Königs, Herr Ladislaus v. Szögyeny-Marich (gegenwärtig österr.-ungar. Botschafter in Berlin) mit dem Nuntius in Wien. Aber die von Seiten der Regierung gemachten Vermittlungsvorschläge in der Wegtaufungsfrage konnten beim hl. Stuhl keine Zustimmung finden; denn sie hatten alle miteinander das gemeinsam, daß der taufende katholische Pfarrer das katholische Kind einer andern Confession ausliefern und so den Abfall von der Kirche fördern sollte.

Inzwischen dauerte die Bewegung unter den Katholiken fort; die Regierung konnte derselben um so weniger Einhalt thun, als sie neben der Wegtaufungsfrage auch noch andere Probleme zur Kirchenpolitik an sich herantreten sah. Das Steinchen, welches die Februar-Verordnung des Cultusministers losgelöst hatte, war ins Rollen gekommen und wuchs nach und nach zur Lawine heran.

Diese Erscheinung zeigte sich insbesondere bei den Reichstagswahlen zu Anfang des Jahres 1892, bei welchen, wie wir das seinerzeit näher erörtert haben,[1]) die kirchenpolitischen Fragen eine einflußreiche Rolle gespielt haben. Nicht nur, daß bei diesem Anlasse in Ungarn zum ersten Male sogen. „Wahl-Hirtenbriefe" katholischer Bischöfe erschienen und daß der niedere Klerus an den Parteikämpfen hervorragenden, hie und da selbst übertriebenen Antheil nahm: sondern auch die Wähler und die Reichstagskandidaten selbst beschäftigten sich eingehend mit den schwebenden kirchenpolitischen Angelegenheiten. In ungefähr achtzig Wahlkreisen gaben die Candidaten über Aufforderung oder freiwillig bindende, schriftliche und mündliche Erklärungen zu Gunsten der katholischen In-

1) „Histor.-pol. Blätter", 1892, Bd. 109, Heft 5, S. 348 ff.

teressen ab. Außer diesen gibt es aber noch zahlreiche Mitglieder des Abgeordnetenhauses, welche nur einer solchen Lösung der kirchenpolitischen Fragen zustimmen, wodurch die Gemüther der Katholiken beruhigt, die berechtigten Interessen der katholischen Kirche geschützt und befriedigt werden.

Wie sehr diese Bewegung an Umfang und Bedeutung um sich gegriffen, das bezeugt des Weiteren die Thatsache, daß sowohl die Thronrede als auch die darauf antwortenden Adressen der beiden Häuser des Reichstages sich mit der Wiederherstellung, resp. Erhaltung des guten Einvernehmens zwischen Staat und Kirche beschäftigten, ja die Adresse des Magnatenhauses gab der Regierung die bestimmte Weisung, daß sie die Beziehungen zwischen Staat und Kirche auf conservativer Grundlage herstellen, bewahren und fortentwickeln möge.

Und so hatte sich erfüllt, was wir vor zwei und ein halb Jahren an dieser Stelle[1]) als Vermuthung und Wunsch angedeutet haben, daß nämlich das Vorgehen und die Maßregeln der Regierung und ihrer Freunde und Helfershelfer in Parlament und Presse nur dazu dienen, um das „erweckte katholische Gewissen zu größerer Thatkraft anzuspornen und in den Katholiken Ungarns endlich die Ueberzeugung zu befestigen, daß sie im eigenen Lande, dessen staatlicher Aufbau und Erhaltung im Wesentlichen der katholischen Kirche zu danken ist, weiterhin nicht mehr Diener und Handlanger des Akatholicismus sein dürfen, sondern im Verein mit dem Episcopat und dem Klerus die Rechte und Freiheiten ihrer Kirche zu vertheidigen die heilige Pflicht haben". „Wenn die im Zuge befindliche Bewegung zu diesem Resultate führt, dann war der sonst überaus bedauerliche Erlaß des ungarischen Cultusministers vom 26. Februar 1890 der Kirche zum Segen".

Nichtsdestoweniger bot die in Fluß gerathene kirchliche

1) „Histor.-pol. Blätter", Bd. 106, Heft 1, S. 41.

Bewegung auch bedenkliche Momente dar, namentlich zeigten sich Fälle von Widerspenstigkeit einzelner Mitglieder des Pfarrklerus gegen die Bischöfe und es drohte dem Ansehen und der Autorität dieser ernstliche Gefahr, falls es nicht gelang, die hierarchische Disciplin noch bei Zeiten vor weiteren Störungen zu bewahren. Der Laienstand war in dieser Beziehung weit mehr geneigt, dem Seelsorgeklerus zur Seite zu stehen und diesen in seinem selbständigen Vorgehen zu unterstützen. Das Unglück war es, daß im Jahre 1891 drei Erzbisthümer in Erledigung gekommen waren und daß insbesondere die Frage der Neubesetzung des Primatialstuhles von Gran zu einer Reihe ungemein bedauerlicher Vorgänge im Schooße des Episcopats die Veranlassung gewesen. Die katholische Kirche Ungarns besaß kein Haupt, die Bischöfe waren untereinander uneinig, Rivalität, ehrgeizige Ambition und persönliche Gegnerschaft trieben hiebei ihr Spiel und so mangelte die einheitliche Leitung und Führung. Es war eine Zeit schwerer Heimsuchung für die katholische Kirche in Ungarn.

Der Weisheit des apostolischen Herrschers und des apostolischen Stuhles verdankt man es, daß dieser böse Zustand endlich beseitigt und der Kirche Ungarns in der Person des bisherigen Erzabtes von Martinsberg, Klaus Vaszary, ein Haupt gegeben ward, das den Gefahren der Gegenwart und den Stürmen der Zukunft gegenüber vollkommen gewachsen ist. Mit dem Amtsantritt des neuen Fürstprimas beginnt auch eine neue Aera in der Entwicklung der kirchenpolitischen Streitfrage.

(Zweiter Artikel folgt.)

XII.

Aus der Schweiz.

Radikaler Patriotismus.

„Erst mit dem modernen Staat kann man von Patriotismus reden", schrieb der radikale „Bund" in Nr. 265 vom 21. September 1892 (Erstes Blatt) in grenzenloser Selbstüberhebung. Als ob nur die Anhänger des modernen Hegel'schen Staates, der sich von der Kirche und dem Christenthum fast überall losgelöst hat, Patriotismus im Herzen trügen, alle anderen sind Vaterlandsverräther. Die eifrigsten Anhänger des modernen Staates sind die Altkatholiken. Ob sie auch die besten Patrioten seien, wollen wir der protestantischen „Berner Volkszeitung" zu entscheiden überlassen, welche (Nr. 73 vom 10. September 1892) schreibt: „Für das öffentliche Wohl hat uns der Altkatholicismus, das beweist die Geschichte, nichts als Unheil gebracht. Er war ein Lindwurm, ein abscheulicher Drache, der den Frieden störte, den Sinn für Recht und Gerechtigkeit vielen raubte, einige fortwährend zum Bösen, zum religiösen Haß und Kampf aufgestachelt und noch rein nichts positiv Gutes geschaffen hat. Das ist nachgerade auch dem Liberalsten klar geworden. Lebhaft gilt auch unter ihnen das Wort: ‚Liberal und altkatholisch sind zwei Dinge. Liberal wollen wir sein, aber altkatholisch nicht'. Wo in den stürmischen 70er Jahren altkatholische Gemeinden gegründet worden, bedauern es die Liberalen jetzt genug und trachten nach Umkehr, denn wer's nicht erfahren, glaubt's gar nicht, was für eine Unmasse von öffentlichem und häuslichem Elend an Streit, Zwietracht, Haß, Verfolgung dieser rohe Störefried gebracht hat, der, wie ein

grober, gewissenloser Trunkenbold aus dem Wirthshaus heraus, so aus dem Culturkampf kam, in die Häuser und Familien eindrang und da wüst sich geberdete, sehr wüst. Der Altkatholicismus ist auch deshalb nichts, weil seine Patrone auch selbst keine Religion haben. Wir zweifeln nicht, die alles rein Menschliche überwindende Zeit wird auch diesem Ungethüm noch seinen Ritter Georg herbeiführen". So das Berner Blatt.

Gute Patrioten wollen auch alle radikalen Schulmänner sein, machen aber sich nichts daraus, in Pruntrut (im Berner Jura) seit 14 Jahren eine Freimaurerloge in den Räumen des Schulhauses sich installiren zu lassen. Dieselbe hält zwei große Säle der Kantonsschule besetzt, eines Gebäudes, welches doch laut Bericht der Erziehungsdirektion vom Jahre 1891 von der Regierung ausschließlich zu Zwecken der dortigen Primarschule der Stadt Pruntrut überlassen wurde. Zur gegenwärtigen Stunde noch befindet sich die Loge daselbst und ist von einer dicht daneben befindlichen Knabenklasse nur durch eine sogen. verbotene Thüre geschieden. Gerade als ob die Loge ein Theil der Schule wäre! Und dafür mußte die Stadt gerade während des Jahres 1891 die Dependenzen eines Wirthshauses miethen, um zwei Primarklassen darin unterzubringen, und eine Zeit lang mußte man mit den jungen Mädchen provisorisch im Stadthause Schule hatten. Der Erziehungsdirektor Gobat hätte umsomehr Pflicht, einzuschreiten, da das Schulgebäude, welches der Stadt Pruntrut gehört, dieser von Kaiser Napoleon I. unter der ausdrücklichen Bedingung geschenkt wurde, daß dasselbe einzig und allein zu Schulzwecken dienen soll. Dieser Vorbehalt ist wörtlich in der Schenkungsurkunde enthalten.

In demselben Jura bewarben sich zwei jurassische Bürger, die im Besitze eines Lehrpatentes, aber zugleich Marienbrüder sind, um Zulassung zur Haltung einer Privatschule. Gobat, Erziehungsdirektor und Voltairianer, stellte in seinem Antrage, die zwei jungen Männer mit ihrem Gesuche abzuweisen, folgende Ungeheuerlichkeiten auf: „Die katholisch-kirchlichen Institutionen erklären der modernen Civilisation den Krieg, durch den Unterricht der Lehrbrüder und Lehrschwestern wird der Volksschule der Krieg erklärt, ihre

Schulen sind Pflanzstätten der Unverträglichkeit und des Pharisäismus. Die Lehrbrüder haben dem öffentlichen Leben den Rücken gekehrt und der Welt entsagt; daher sind sie unfähig, dem Staate seine zukünftigen Bürger zu erziehen".

Gute Patrioten wollen auch die Socialdemokraten sein, finden es aber damit vereinbar, daß ein Großrath Steck im November vorigen Jahres den vorgeschriebenen verfassungsmäßigen Eid zu leisten sich weigert, „weil er an keinen Gott glaube". Der Bernerische Große Rath hat allerdings dieses Ansinnen mit 130 gegen 40 Stimmen abgewiesen; doch will der Socialdemokrat Steck Rekurs nehmen an den Bundesrath. Ob nun die schweizerische Eidsgenossenschaft, die ihren Namen ja selber vom Eide ableitet und deren Verfassung mit den Worten: „Im Namen Gottes des Allmächtigen!" beginnt, dem großen Rathe von Bern verbieten wird, den Eid zu Gott dem Allmächtigen zu schwören, müssen wir abwarten. Wenn es geschieht, dann weiß das christlich gesinnte Volk, daß die oberste Bundesbehörde nur den Unglauben, nicht aber den Glauben zu schützen da ist. Die Bundesverfassung schreibt allerdings vor, „daß Niemand zur Vornahme einer religiösen Handlung gezwungen werden dürfe". Sollten die Bundesbehörden dieser Vorschrift die Deutung geben wollen, daß es dem freien Ermessen eines Jeglichen, der sich in der Lage befindet, den Bernischen Verfassungseid zu leisten, zu thun, was ihm beliebt, so werden sie nicht umhin können, sich gleichzeitig auch mit der Frage zu befassen, wie es in Zukunft mit dem Kriegseid zu halten sei. Art. 237 der Militärorganisation vom Jahre 1875 enthält darüber folgende Vorschrift: „Bei jedem eidgenössischen Aufgebot zum aktiven Dienste leistet die dazu berufene Mannschaft den Kriegseid nach einer durch den Bundesrath festzusetzenden Eidesformel". Es ist gar nicht abzusehen, welche bedenklichen Folgen die Eidesabschaffung hinsichtlich der militärischen Disciplin haben müßte.

Mit der Erklärung, daß es für sie eine religiöse Bedeutung und eine religiöse Verantwortung des Eides nicht gebe, constatirt die Socialdemokratie einfach, daß für sie der Eid überhaupt nicht mehr existire. Sie kennt nur noch eine gewöhnliche „Betheuerung", wie sie im menschlichen Leben alle Tage vor-

kommt. Was bietet aber eine solche seitens von Menschen, die, wie Bebel im deutschen Reichstage öffentlich erklärte, auf religiösem Gebiete den **Atheismus** anstreben? Nr. 140 des „Vorwärts“ vom 18. Juni v. Js. enthielt anläßlich der Processe in Magdeburg, durch welche kurz nacheinander 11 Socialdemokraten wegen wissentlichen Meineides, den sie, um andere Genossen zu retten, geleistet hatten, verurtheilt wurden, ein Gedicht, in dem es heißt, daß die wegen Meineides Verurtheilten eingetreten seien für Wahrheit, Freiheit und Recht, daß sie nachgestrebt der wahren menschlichen Moral und daß sie eine gute Saat ausgestreut.

So betrübend diese Erscheinungen auf unserem vaterländischen Boden, so tröstlich sind zwei Thatsachen, die noch in den letzten Monat des verwichenen Jahres fielen. Am 13. Dezember wurde in der Bundesversammlung mit 65 gegen 58 Stimmen beschlossen, **die Entscheidung confessioneller Rekurse fortan dem Bundesgerichte zu überlassen.** „Diese Abstimmung“, schrieb die „Frankfurter Zeitung“, „zählt vielleicht zu den bedeutendsten des Nationalrathes, da sie im Leben des Schweizerischen Staates die Religionsstreitigkeiten zurückdrängen und das Parlament mehr zur socialpolitischen Arbeit befähigen wird“. Und die „Neue Züricher Zeitung“ bemerkt zu diesem Beschlusse: „Wir wollen die Gründe der Minderheit nicht unterschätzen; allein noch höher steht uns die Erfahrung von mehr als einem Jahrzehnt, daß solche Rekursverhandlungen in den eidgenössischen Räthen noch nie Gutes geschafft haben. Sie haben die unterliegenden Gegner nie überzeugt, sondern vielmehr verbittert, das Volk unnöthigerweise aufgeregt und nicht einmal die Sieger recht befriediget“ Die „Gazette de Lausanne“ nennt die Ueberweisung der confessionellen Rekurse an das Bundesgericht „einen großen Schritt zur confessionellen Pacifikation der Schweiz“; die protestantische „Allgemeine Schweizer Zeitung“ in Basel taxirt sie als einen „wahrhaft epochemachenden Entscheid“.

„Wir sind kulturkampfmüde,
Der Hader hat ein End',
Nun gibt es endlich Friede
Im Schweizer Parlament“.

In der letzten Woche des Dezember verwarf dann noch zum guten Jahresschluß die französische Nationalversammlung den Handelsvertrag mit der Schweiz. Wir haben also mit Frankreich keinen Vertrag mehr, sondern den „Zollkrieg“ oder den Maximaltarif (d. i. den höchsten Ansatz); von allem, was aus der Schweiz nach Frankreich eingeführt wird, erhebt Frankreich so viel Zoll, als es will. Aber auch die Schweizer erhoben sich wie ein Mann zu einer allgemeinen Schilderhebung gegen Frankreich; der Bundesrath erließ ebenfalls den Generaltarif; und die Blätter aller Schattirungen fordern das ganze Volk auf, gegen ein solch' unbilliges Vorgehen Frankreichs, dessen hungernde und frierende Soldaten vor etlichen und zwanzig Jahren unseren Schutz und unsere Gastfreundschaft in so hohem Maße genossen, Front zu machen. In diesem Kampfe soll jeder Schweizer und jede Schweizerin einen Speer tragen. Vor allem sind es die Schweizerfrauen, welche am Kampfe Theil nehmen müssen; ja von ihnen vorwiegend hängt der Ausgang des Kampfes ab. Wenn wir bisher jährlich für 25 Millionen Pariser Luxus- und Modeartikel bezogen, so darf dem füglich der Riegel gestoßen werden, ohne daß die Volkswohlfahrt darunter leidet. Allem Französischen entsagen, das ist eine patriotische That. „Ich denke“, so schreibt der „Figaro“, „das Deutsche Reich wird sehr glücklich sein über das Weihnachtsgeschenk, welches ihm unsere Deputirten machten. Die Deutschen, ob klein oder groß, werden sich nicht beklagen, an ihrem Christbaum die Schweiz, ihren Handel, ihre Industrie, ihre Sympathien und ihren Einfluß hängen zu sehen. Alles das haben unsere Deputirten gestern den Rhein hinüber geworfen, indem sie die Handelsconvention verwarfen. Sie haben den einzigen, aufrichtigen Freund, den Frankreich vielleicht in Europa besaß, von sich gestoßen“.

XIII.

Ueber den föderalistischen Grundzug Oesterreichs.

(Von einem österreichischen Reichsrathsabgeordneten.

Der einstige Verfasser einer Geschichte der Verfassungskämpfe in Oesterreich, sowie der conservativen Partei insbesondere, wird bei jedem Schritte auf die Gegensätze zwischen Centralismus und Föderalismus stoßen und, wenn anders seine Arbeit von Werth sein soll, diesen beiden Begriffen besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Bei der anerkannten Schwierigkeit der Beurtheilung der politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes mag es gerade zu Beginne eines neuen Jahres und voraussichtlich eines neuen Abschnittes im österreichischen Parteienkampfe von Interesse sein, diese Quelle unserer inneren Wirren näher zu untersuchen.

Es dürfte überdieß zur gründlichen Erforschung dieser politischen Cardinalfrage in Oesterreich beitragen, wenn wir, ehe die historische Entwicklung unseres Kaiserstaates berührt wird, den gegenwärtigen thatsächlichen Zustand der Parteienbildung in's Auge fassen, um von diesem Gesichtspunkte aus den leitenden Motiven und Grundlagen nachzugehen, nach welchen schließlich Centralismus und Föderalismus als die beiden Pole der politischen Parteienconstellation zu beurtheilen sein werden.

Da springt uns sofort als erste Thatsache der Umstand in's Auge, daß wir in Oesterreich weder auf liberaler und

noch weniger auf conservativer Seite eine Reichspartei finden. Eine solche ist formell nicht vorhanden; aber auch materiell fragen wir vergebens nach einer solchen alle „im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“ umfassenden Partei. Am nächsten kam einer solchen die ehemalige „Verfassungspartei“ der Liberalen, deren Programm die Staatsgrundgesetze vom 21. Dezember 1867 bildeten. Sie hat im Wechsel der Verhältnisse der „Vereinigten Deutschen Linken“ Platz gemacht.

Die „Vereinigte Deutsche Linke“ ist im Abgeordnetenhause zwar thatsächlich eine Reichspartei, indem sie die liberalen Deutschen aller Kronländer in sich schließt. Allein diese Parteibildung geht über den Reichsrath nicht hinaus. Zwar gefällt sich Herr von Plener bei allgemeinen Neuwahlen darin, einen Wahlaufruf „an die Deutschen Oesterreichs“ hinauszugeben. Wir zweifeln nicht, daß dieß wenigstens mit, aus dem Grunde geschieht, um dem Centralismus, dem die liberale Partei huldigt, Ausdruck zu geben. In Wirklichkeit hat aber auch die (deutsch)liberale Partei in jedem einzelnen der Königreiche und Länder ihre eigene, selbständige und unabhängige Organisation, welche weder mittelbar noch unmittelbar mit einem Centralausschusse oder dergleichen verbunden ist. Wir werden später auseinandersetzen, weßhalb trotz des Centralismus in der Theorie dieser Föderalismus selbst bei unseren Liberalen in der Praxis vorhanden ist. Der Zweck, den wir mit diesen Zeilen verfolgen, erfordert es indeß nicht, daß wir auf die liberalen Parteiorganisationen der einzelnen Kronländer näher eingehen.

Was nun die conservative Partei in Oesterreich betrifft, so besitzt sie zwar einen „Club der Conservativen“ im Abgeordnetenhause, zu den Wahlkämpfen selbst aber vereinigt sie nichteinmal ein gemeinsamer Wahlaufruf. Wir werden Gelegenheit haben, auch die Gründe dieser für andere Länder sonderbaren Erscheinung auseinanderzusetzen.

Aber auch selbst die katholische Partei hat von jeher

auf Titel und Charakter einer Reichspartei verzichtet. Sie hat nichteinmal eine gemeinsame clubmäßige Vertretung im Abgeordnetenhause, indem wir wirklich katholisch gesinnte Abgeordnete sowohl auf den Polen-Bänken als auch bei den Christlich-Socialen finden, während die Mehrzahl der katholischen Abgeordneten sich dem Club der Conservativen angeschlossen hat. Wohl bilden diese letzteren Abgeordneten innerhalb des Clubs der Conservativen eine eigene Gruppe, die „Gruppe der katholisch-conservativen Abgeordneten“, welche sich „zum Zwecke der entschiedenen Wahrung und Förderung der katholisch-conservativen Interessen die Aktionsfreiheit ihrer Mitglieder vorbehalten“ hat. Sie tritt jedoch nach Außen als selbständiger Club nicht auf, da diese Abgeordneten in einem eintretenden Falle, ihre Aktionsfreiheit vorbehaltend, doch im Hause nicht im Namen eines Clubs auftreten.

Der Mangel eines solchen alle katholisch gesinnten Abgeordneten umfassenden Clubs hat ja wiederholt den Ruf nach einem „Centrum“ laut werden lassen. Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß „bisher“ die nothwendigen Existenzbedingungen eines katholischen Centrums im österreichischen Abgeordnetenhause leider mangelten und, wie es scheint, ist auch noch keine Aussicht, daß das so bald anders werde. Angesichts des Endzwecks unserer heutigen Aufgabe müssen wir es uns aber versagen, mit den Gründen dieser unserer Ueberzeugung hervorzutreten. Vielleicht gibt sich hiezu bald Gelegenheit.

Wenn nun auch die conservative und speciell die katholisch conservative Partei in Oesterreich dermalen keine für sämmtliche Kronländer gemeinsam organisirte Partei ist, so ist doch die katholisch-conservative Fahne in den einzelnen Kronländern entfaltet und flattert mehr oder minder kräftig und frei von den Sudeten wie vom Karst, am Bodensee wie an der Donau; freilich dort überall weniger, wo nationale Kämpfe die höchsten Ideale beeinträchtigen. Ueberall

aber sind es selbständige, in sich abgeschlossene Parteien, welche ihre Grundlage und ihre Spitze; Volk und Führer, nur innerhalb der Kronlandsgrenzen haben. Es dürfte für manche Leser von Interesse sein, wenn wir nun diese einzelnen selbständigen Corps an uns vorbeidefiliren lassen; es wird das zum Verständnisse des Ganzen und zur richtigen Beurtheilung der inneren Reichsverhältnisse wesentlich beitragen. Beginnen wir an der äußersten Westgrenze der Monarchie.

In Vorarlberg, dem Lande, in welchem das erste katholisch-politische Casino entstand, haben Johannes Thurnherr und Genossen eine mächtige katholische Partei gegründet. Auf dem Höhepunkte der Macht, ohne Widersacher von Bedeutung, ging die Partei einer ernsten Krise entgegen, welche der sonst so verdiente verstorbene Bernhard von Florencourt wesentlich verschärfte. Neu gekräftigt und innerlich geeint, trat die Partei aus der Krise, deren glückliche Lösung dem selbstlosen Zusammenwirken wackerer Männer zu danken ist. Als dermalen an der Spitze stehend dürften die Herren: Fabrikant Adolf Rhomberg, Landeshauptmann, dann Reichsrathsabgeordneter Kohler und Landtagsabgeordneter Thurnherr betrachtet werden.

Tyrol, wo, wie der Dichter singt, „der Glaube um alle Wipfel weht und das Echo widerhallt die Kaisertreue des Volkes“, gibt heute leider kein erfreuliches Bild der Einigkeit im katholischen Lager. Die Giovanelli, Moriggl und Greuter, Männer, deren Namen anerkannt guten Klang haben, sahen an ihrem Lebensabende die Spaltung im katholischen Lager. Aber es wäre zu schmeichlerisch, wenn man sie ganz von der Schuld an dieser Spaltung loszählen wollte. Diese Autonomisten und Föderalisten im Reiche waren zu viel Centralisten und Bureaukraten im eigenen Lande, als daß es für die Länge haltbar war, und die allzu unbedingte Regierungsgefolgschaft machte die Zustände nicht besser.

Die Herren von Zallinger und Genossen hatten wieder-

holt ihren Standpunkt markirt; allein es hieß, die Minorität habe sich zu fügen, und der Riß wurde immer weiter. Nach den Neuwahlen von 1891 trug Baron Di Pauli die Fahne der „Unzufriedenen" in das Abgeordnetenhaus und mit Ausnahme von zweien (Kathrein und Abt Treuinfels) traten alle übrigen Tyroler conservativen Abgeordneten auf Di Pauli's Seite. Leider beging man in Innsbruck den Fehler, den Grundsatz, daß die Minorität sich der Majorität fügen müsse, nun nicht mehr gelten zu lassen, und es ist nicht abzusehen, was aus dem Conflikte noch folgen wird. Die katholische Partei dortselbst hat dadurch nicht gewonnen, dieß um so weniger, als die Blätter der verschiedenen Richtungen leider zu oft in der Wahl der Worte nicht allzu sorgsam sind.

Salzburgs katholische Partei beginnt sich wieder zu erholen von dem Schlage, den ihr leider der früher so hochverdiente Hofrath Lienbacher versetzte. Es war ein Bruderkrieg der allerbedauerlichsten Art, der die alte katholische Partei des Landes schwer geschädigt, aber nicht vernichtet hat. Landesausschuß Winkler, Abgeordneter Dr. von Fuchs und, nicht zuletzt, Buchhändler Mittermüller sind eifrig am Wiederaufbau thätig. Die Wiederwahl des Hrn. von Fuchs war ein Beweis, daß das Volk zur alten Fahne zurückkehrt.

Oberösterreich steht durch seinen katholischen Volksverein mit 34,000 Mitgliedern unübertroffen da. Graf Brandis, der frühere Präsident des Vereins, und sein Schriftführer Monsignore Scheibelberger haben unter den Augen des großen Bischofs Rudigier herrlich gearbeitet. Oberösterreichs katholische Partei ist einig in ihrem Volksverein, einig in ihren Abgeordneten, einig in ihrer Presse, als deren führendes Organ das wackere „Linzer Volksblatt" anerkannt wird.

Der heftige Krieg mit dem liberalen (meist lutherischen) Bauernvereine hat den Volksverein wachsam und schlagfertig

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Kärnten hat leider noch keine oder doch keine nennenswerthe katholische Parteiorganisation. Die einzige katholische Zeitung ist zu Neujahr 1898 eingegangen. Der Deutschnationalismus erstickt dort höhere Ideen und verhetzt auch Gutgesinnte gegen das angebliche Anwachsen der slovenischen Bevölkerung.

Damit hätten wir die Rundschau in den deutschen Alpenländern vollendet. Das Bild, so unerfreulich es theilweise ist, liefert doch den Beweis, daß die katholische Partei in diesen Kronländern mit Ausnahme des letzten in achtunggebietender Stellung dasteht.

Es ist ein ermuthigendes Zeichen, daß auch in den deutsch-slavischen Kronländern die katholische Fahne Fortschritte macht; aber auch hier finden wir wieder in jedem Lande eine oder mehrere eigene, von einander unabhängige Parteien.

In Böhmen hat Opitz ein katholisch-politisches Leben in jener Gegend zu schaffen gewußt, in der Deutschnationalismus und Protestantismus ihr Unwesen treiben. An der Spitze des katholischen Volksvereins für Böhmen kämpft Graf Karl Schönborn mit anderen hervorragenden Mitgliedern des Hochadels.

In Mähren haben Graf Spiegel und Günther Graf Stolberg den „Volksverein für die Katholiken deutscher Zunge in Mähren" ins Leben gerufen, der fruchtbar arbeitet und schöne Früchte zeitigt. Sollten die Jungczechen im Abgeordnetenhause sich, wie einzelne ihrer Leute wollen, thatsächlich den Deutschliberalen anschließen, so steht zu hoffen, daß Viele sowohl der Deutschen als der Czechen in Böhmen und Mähren einsehen werden, daß man sie mit dem „bedrohten Deutschthum" und dem „geknebelten Czechenthum" nur an der Nase herumgeführt hat. Es dürfte dieß dann zu einer Scheidung der Geister in religiös-politischer Hinsicht und zur Parteienbildung in diesem Sinne führen, so daß dann auch in den slavischen Ländern sich Liberale und Conservative gegenüberstehen werden.

In Schlesien mangelt es dermalen noch an einer bedeutenderen katholischen Parteiorganisation. Ebenso in Galizien, wo indeß Abgeordneter Prälat Chotkowski am Zustandekommen eines polnischen Katholikentages und damit an der Grundlage einer Parteiorganisation fleißig sich abmüht. Doch dürfte kein polnischer Abgeordneter zu finden ein, der einen antikirchlichen Standpunkt öffentlich zu vertreten sich getraute.

Die Bukowina muß hier wohl außer Betracht bleiben. Dalmatien, Triest, Istrien, Görz und Gra-

diska entbehren auch noch eigentlich katholischer Parteien, da auch dort der Nationalitätenhader haust und leider immer zu wachsen scheint. Die slavische Bevölkerung ist aber durchweg streng katholisch.

Erübriget noch das Herzogthum Krain, wo erfreulicher Weise eine große slovenische Partei die katholischen Grundsätze auf ihre Fahne geschrieben hat. Die Abgeordneten Canonicus Klun und Landesackerbau-Schuldirektor Povše stehen an der Spitze.

Wenn wir nun fragen wollten, ob denn alle diese einzelnen Parteiorganisationen unter sich im Zusammenhange stehen, so müßte diese Frage betreffs sämmtlicher verneint werden. Kein Land steht mit dem andern in engerer Fühlung; die Blätter des einen Landes haben außerhalb seiner Grenzen keinen bemerkenswerthen Leserkreis; die Partei eines jeden Landes ist eine für sich abgeschlossene Organisation, welche in dem oder den Führern zusammenläuft. Man sagt daher eigentlich mit Unrecht „die“ katholische Partei in Oesterreich. Es ist dies nur insoferne richtig, als die katholischen Parteiorganisationen sämmtlicher Kronländer die katholischen Grundsätze gemein haben, die aber jede für sich nach den Verhältnissen des betreffenden Landes vertritt. Man muß sich daher, wenn man über österreichische Verhältnisse spricht oder schreibt, der föderalistischen Ausdrucksweise bedienen und von der katholischen Partei im Herzogthum Steiermark, im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, im Lande Vorarlberg, in der gefürsteten Grafschaft Tyrol, im Königreich Böhmen u. s. w. sprechen und schreiben.

Wir werden später sehen, worin dies begründet ist. Aus diesen thatsächlichen Verhältnissen wird man aber auch leicht ersehen können, wie schwierig es ist, ein allen Kronländern gemeinsames katholisches Organ zu schaffen, zu redigiren und zu erhalten. Wir haben das um die katholische Sache in Oesterreich hochverdiente „Vaterland“. Es wollen nicht alle Leute mit ihm zufrieden sein. Aber man bedenkt dabei

vielleicht denn doch zu wenig, daß es nahezu menschen-unmöglich ist, ein Blatt den Verhältnissen aller katholischen Parteiorganisationen aller Kronländer anzupassen. Dem Gemeindevorstande einer abgelegenen Berggemeinde in Tyrol mögen die res Bohemicae viel zu ausführlich behandelt sein; er vergißt aber, daß es in Böhmen völlig gleichgiltig läßt, ob das obere Innthal oder das Oetzthal die Heimath des Abgeordneten sein solle, während diese Frage den Landesblättern vielleicht sehr wichtig sein muß. Das „Vaterland“ mag mit der Genugthuung ehrlich geleisteter Arbeit auf die dreiunddreißig Jahre seines Bestandes zurückblicken. Wenn nicht immer Alles so war, wie es hätte sein sollen und vielleicht auch können, so nehme der den ersten Stein auf, der nie in seinem Leben etwas besser oder weniger schlecht hätte machen können. Diese theilweise zu Tage tretende Unzufriedenheit hat aber wieder ihren eigentlichen Ursprung in dem föderalistischen Charakter Oesterreichs. Jedes Kronland hat seine eigene Presse, sein eigenes führendes Blatt: Steiermark das ‚Grazer Volksblatt‘, Oberösterreich das ‚Linzer Volksblatt‘, Tyrol die ‚Tyroler Stimmen‘ u. s. w.

Es liegt bei uns in Oesterreich nahe, daß man selbst die allgemeinen Verhältnisse, ja sogar die gemeinsame Lage von dem Gesichtspunkte des Kronlandes auffaßt, dem der Beobachter angehört. Ja, soweit liegt der föderalistische Charakter Oesterreichs selbst im Auslande im Volksbewußtsein, daß man von dem Steirer, dem Tyroler, dem Böhmen u. s. w. spricht, während der Begriff „Oesterreicher“ sich speciell auf die Zugehörigkeit zu den Erzherzogthümern bezieht. Nur Einen bezeichnet man nicht nach dem Kronlande: den Juden. Er mag in Wien, in Triest, in Böhmen sein — er ist und bleibt „ein Jude“. Es liegt viel Geschichte und viel Social- und andere Politik in diesen wenigen Sätzen. (Nur der „polnische Jude“ wird mit einer christlichen Nation verknüpft; aber man versteht darunter den orthodoxen Juden mit dem Kaftan und den Paizzes.)

Diesen föderalistischen Charakter hat unserem Vaterlande selbst die Dezemberverfassung des Jahres 1867 nicht rauben können, deren 25jähriges Jubiläum von der liberalen Partei im Dezember vorigen Jahres bezeichnender Weise so verstohlen als möglich gefeiert wurde. Dieser Föderalismus ist nicht erst von heute; er ist dem Oesterreicher angeboren und wird nie verwischt werden können.

Drei Gründe sind hiefür vorhanden, welche stärker wirken, als oktroyirte Verfassungen, und diese gewiß überleben werden. Diese Gründe sind:

a) Die *geschichtliche Entwicklung* unserer Monarchie und die *Verschiedenheit der einzelnen Theile* derselben nach Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung vor dem Anschlusse an Oesterreich, und vielfach auch die Verschiedenheit nach Nationalität;

b) die mit Ausnahme weniger und kurzer Epochen bis auf den heutigen Tag von den Monarchen *anerkannte Gleichberechtigung der Nationalitäten* und anerkannte *historische Eigenberechtigung und Integrität der einzelnen Königreiche und Länder.*

c) Die *natürliche Verschiedenheit* der einzelnen Kronländer.

Von der Erneuerung der Ostmark nach der Schlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955 und der Uebertragung de Amtsgewalt an den Babenberger Luitpold bis zur Bildung eines geschlossenen Territorialstaates aus der Ostmark und den derselben zugewachsenen deutschen Reichsterritorien fanden zahlreiche Angliederungen freier Länder an die Ostmark statt, welche der Hauptsache nach mit der *Wahl* Ferdinands I. zum Könige von Böhmen am 23. Oktober 1526 und zum Könige von Ungarn am 29. Juni 1527 abgeschlossen wurden. In den einzelnen Ländern bestand die ständische Verfassung. Die Rechte der Stände umfaßten 1. das Recht der Bewilligung der Steuern; 2. das der Bewilligung des Aufgebotes; 3. das

Recht, von jedem neuen Landesfürsten die Bestätigung der Privilegien fordern zu können; 4. Theilnahme an der Gesetzgebung für das Rechtswesen und die Verwaltung. Die Stände waren mitunter sehr eifersüchtig auf ihre Rechte geworden und hatten sich oft sehr bemerkbar gemacht.

Selbstverständlich mußte die unter dem deutschen Reichsterritorium (Oesterreich im engeren Sinne) und Böhmen und Ungarn bestehende Interessengemeinschaft die Gemeinsamkeit administrativer Einrichtungen, sowie das Bestreben begünstigen, die anfangs nur zufällige Verbindung zu einer dauernden und verfassungsmäßigen zu gestalten. Das erste gemeinsame Staatsgrundgesetz aller Länder der Monarchie ist die pragmatische Sanktion Karls VI. vom 19. April 1713. Sie ist ein feierlich kundgemachtes Hausgesetz, welches aber erst durch die Annahme seitens der Landstände der einzelnen Länder zu einem Staatsgrundgesetze wurde.

Maria Theresia und besonders Joseph II. versuchten das Reich centralistisch zu gestalten; Maria Theresia beschränkte ihre Absichten auf die deutsch-böhmischen Erbländer, während Joseph II. den Versuch machte, die Gesammtmasse des Länderbestandes in einen centralistischen Beamten- und Einheitsstaat mit deutscher Geschäftssprache zu verwandeln. Das ganze Gebiet wurde in 13 Regierungsbezirke mit Statthaltereien an der Spitze eingetheilt, die Landtage gar nicht mehr oder nur ganz formell einberufen und das Selbstverwaltungsrecht der Stände beseitigt. Ein allgemeiner Widerstand erhob sich gegen diese Reform und Leopold II. sah sich veranlaßt, die früheren Einrichtungen und insbesondere die landständischen Verfassungen der einzelnen Länder wieder herzustellen.

Endlich war es das sogenannte „Oktoberdiplom“ vom 20. Oktober 1860, welches, die föderative Organisation Oesterreichs anerkennend, die Wahl der Abgeordneten zum Reichsrathe durch die Landtage vornehmen hieß und damit den Landtagen der einzelnen Kronländer ihr ursprüng-

liche Bedeutung wieder gab. Zwar hat die Dezemberverfassung vom Jahre 1867 den Reichsrath wieder unabhängig von den Landtagen und damit zum Symbol des Centralismus gemacht; allein das Oktoberdiplom bleibt in den Herzen der Völker Oesterreichs eingegraben und wird von Niemanden herausgerissen werden können.

Ohne Weiteres schaut sowohl der Tyroler wie der Böhme, der Pole wie der Dalmatiner begeistert und treu zum Kaiser empor, als dem Repräsentanten und von Gott gesetzten Herrscher des großen Vaterlandes; aber was ihm den Kaiser so recht eigentlich lieb und theuer macht, ist der Umstand, daß er in ihm seinen König, seinen Erzherzog, seinen Herzog, kurz seinen Landesvater verehrt.

Die Föderalisten wollen Oesterreich nicht schwächen durch Schaffung vieler selbständiger Theile; sie wollen es stärken, indem sie die einzelnen Theile in ihren Rechten und Freiheiten schützen und dadurch lebenskräftiger gestalten. Der Centralismus ertödtet bei uns das Leben, der Föderalismus hat schon wiederholt das Todte belebt.

Unsere Centralisten sagen: Der Einzelne oder der einzelne Staatstheil hat nur insoweit ein Recht, als es ihm vom Staate bewilligt wird. Wir Föderalisten aber betonen: Die freie Bewegung des Einzelnen in der Gemeinde, der Gemeinde im Lande, der Länder im Reiche soll nur da beschränkt werden, wo es das Interesse der höheren Ordnung verlangt. Das Reich soll kein Recht haben, das zu seiner Erhaltung nicht nothwendig ist; ebenso sollen die Länder alles unnöthige Recht an die Gemeinde, und diese an die Einzelnen geben. Und wir glauben, daß wir damit der germanischen Auffassung treu geblieben sind.

Diese Darstellung rechtfertigt nun auch, daß die Parteien in jedem einzelnen Kronlande für sich abgeschlossene Organisationen sind. Die Landtage der verschiedenen Kronländer sind in ihrer Zusammensetzung sehr verschieden; die Einen haben eine conservative, die anderen eine liberale Majorität.

Die Parteienkämpfe gruppiren sich selbstverständlich zunächst um die Herrschaft im Landtage und damit im Landesausschusse, als der obersten autonomen Behörde des Landes. Es werden daher Programm und Taktik sich in den verschiedenen Kronländern ebenfalls verschieden gestalten müssen. Daß aber dieses Programm und diese Taktik auch auf den Reichsrath einwirken, leuchtet ein. So bringen es die Verhältnisse mit sich, daß katholisch gesinnte Abgeordnete in verschiedenen Kronländern auf das katholische Programm (zunächst die deutschen Alpenländer), in anderen auf das slavisch-nationale Programm (Krain, Dalmatien), in wieder anderen auf das antisemitisch-sociale Programm (theilweise Niederösterreich) u. s. w. gewählt werden. Diese Zustände wirken hemmend auf die Thätigkeit der katholischen Vertreter im Abgeordnetenhause.

Nehmen wir ein Beispiel! Es ist bezüglich der Schulfrage wiederholt die Ansicht ausgesprochen worden, es solle die Schulgesetzgebung ganz der Competenz der Kronländer übergeben werden. Es hätte ein solcher Antrag in der früheren Rechten wahrscheinlich die Majorität gefunden. Allein da kamen die entschiedenen Einwendungen der katholischen Abgeordneten jener Länder, welche liberale Landtagsmajoritäten und keine Aussicht auf baldige Aenderung haben. Sie verwahrten sich gegen eine solche Auslieferung und es entstand die Gewissensfrage, ob es gestattet sei, durch seine Abstimmung zwar dem eigenen Lande Nutzen, aber einem anderen unberechenbaren Schaden zuzufügen. Man sieht hieraus, wie complicirt die Verhältnisse in Oesterreich sind.

Dieser beklagenswerthe Zustand wird erst aufhören und Besserung erst eintreten, wenn einmal die leidigen nationalen Kämpfe aufhören und tieferen, edleren Ideen Platz machen. Das Freimaurerthum, zur langsamen aber sicheren Vernichtung Oesterreichs geschaffen, weiß jedoch leider stets Mittel und Wege, die nationalen Zwistigkeiten zu erhalten

Die Schwierigkeiten unserer inneren Kämpfe wird mancher der freundlichen Leser jetzt vielleicht lieber anerkennen und bereit sein, das Urtheil über die „Politik der Conservativen“ darnach zu formuliren.

XIV.

Sociale Congresse und sociale Umstände.

(Abermals Zuschrift.)

Es finden so viele Versammlungen statt, in welchen sociale Fragen erörtert, erforscht werden, daß es scheinen könnte, die Vollständigkeit sei längst erreicht, es sei nichts Neues mehr beizubringen. Man hält es für ausgemacht, daß die sociale Frage schon in all ihren Verzweigungen und von allen Seiten erschöpfend behandelt worden sei. Indeß soll hier auf sociale Theilfragen hingewiesen werden, welche bis jetzt jedenfalls nur ungenügend behandelt worden zu sein scheinen. Dahin gehören insbesondere das Verhältniß der Schule, des Heeres und der Geldanhäufung zur socialen Frage.

Das Heer ist nun einmal leider eine unumgängliche Nothwendigkeit, der Waffendienst übrigens auch nicht ohne Weiteres zu verurtheilen. Derselbe kann eine gewisse sittliche Hebung bewirken, welche für das bürgerliche Leben nicht ohne Werth ist. Der Soldat wird an Gehorsam, strenge Ordnung und Pflichterfüllung gewöhnt, er gewinnt an Selbstbewußtsein und Mannhaftigkeit, lernt seine Glieder gebrauchen, gewöhnt sich eine bessere Körperhaltung an. Mancher Stubenhocker gewinnt an Gesundheit und Körperkraft, kommt mit einem gleichsam gestählten Körper zurück. Die große Zahl alter Soldaten beweist, daß der Wehrdienst der Gesundheit eher zuträglich ist. Durch den Dienst unter der Fahne wird auch das vaterländische und Ehr=

bewußtsein gehoben, der Gesichtskreis erweitert. Die männlichen Eigenschaften und Tugenden werden gefördert und bleiben ein Erbtheil fürs Leben. Ein sehr kundiger Amerikaner sagte einmal: Ein Jahr strammer Militärdienst wäre all meinen Landsleuten eine wahre Wohlthat.

Hiedurch wird die wirthschaftliche Versäumniß, welche die Dienstzeit nothwendig mit sich bringt, mehr oder weniger ausgeglichen. Der Nachtheil wird erst fühlbar, wenn die Dienstzeit zu lange dauert, weil es dann dem jungen Mann auch schwerer fällt, sich wiederum in seinen bürgerlichen Beruf einzuleben und das Versäumte nachzuholen. Bei kürzerer Dienstzeit muß dieselbe so gründlich ausgenützt werden, daß dem Soldaten keine Zeit bleibt, Vergnügungen nachzugehen, sich an städtische Bedürfnisse und Genüsse zu gewöhnen. Bei längeren Dienstjahren sind die Freistunden zahlreicher, die Gefahren größer. Die dreijährige Dienstzeit hat unzweifelhaft auch Einiges zu der Landflucht, also zu der unheilbaren Verschiebung der Bevölkerung zu Gunsten der Städte beigetragen. Die beste Wehrverfassung ist daher diejenige, welche den Soldaten in kürzester Zeit vollständig ausbildet, also auch am wenigsten seinem Berufe, seinen Lebensverhältnissen entfremdet. Da ihm dabei auch am eindringlichsten klar wird, daß der Waffendienst eine Nothwendigkeit, eine höhere Pflicht ist, wird bei solcher Wehrverfassung der junge Mann dieselbe freudig erfüllen, und zur Fahne eilen, wenn der Kriegsherr ruft, um Haus und Herd zu vertheidigen.

Betreffs der Schule herrschen durchweg höchst einseitige Vorstellungen. Nicht allein Schulze-Delitzsch löste die sociale Frage mittelst Bildung. Schule und Bildung sind bei den meisten heutigen Socialgelehrten und Politikern das Allheilmittel der socialen Frage. Ihr erster Glaubenssatz lautet: Der Staat hat das Recht, die Kinder zum Schulbesuch zu zwingen; der zweite: Schule ist zu Allem das Beste. Kein Mensch denkt daran, das Verhältniß der Schule zum Leben, zu den wirthschaftlichen Verhältnissen in Erwägung zu ziehen. In den heutigen Köpfen ist die Schule die unantastbare, unverrückbare Grundlage des Staates und der Gesellschaft, nach der sich Alles und Alle richten müssen. Sie ist mit dem übernatürlichen Cha-

rakter umkleidet, welchen Manche der Kirche absprachen. Ackerbau und Gewerbe müssen sich unterordnen, nach ihnen wird erst gefragt, wenn die Schule befriedigt ist, besonders aber wenn gezahlt werden muß. Bei uns paßt sich die Schule nicht dem Leben an, sondern dieses muß sich nach ihr richten.

Dies ist das große Gebrechen der Zwangsschule. Denn diese kann nur Staatsschule sein; sie duldet keinen Mitbewerb, keine Freiheit. Sie ist eben Zwangsschule in jeder Hinsicht. Der Staat zwingt nicht nur Alle zum Besuche seiner Schulen; er beansprucht auch, allein und ausschließlich in der Schule zu herrschen, allein zu bestimmen, was und wie dort gelehrt wird, welcher Geist dort gepflegt werden darf. Der heutige Staat kennt aber nur sich selbst als Zweck, und bedient sich daher ganz besonders der Schule zu dessen Erreichung. An sich ist der Staat durchaus in seinen Beamten verkörpert. Diese sind, durch Staatsbildung, Gehalt und Ruhesold, über die Daseinsbedingungen des Volkes hinausgehoben, gegen den bei wirthschaftlichen Verhältnissen unvermeidlichen Wechsel sicher gestellt. Sie kennen dabei nur den Staatszweck, sind deshalb weniger als Andere befähigt, die Wirkung der Schule auf das wirthschaftliche Leben richtig zu beurtheilen. Und diese Männer herrschen allein in der Zwangsschule.

Die Wirkungen liegen denn auch zu Tage, und es gehört eine ungewöhnliche Blindheit dazu, dieselben nicht zu sehen und mit Händen zu greifen. Seit Einführung der dreijährigen Dienstzeit, besonders aber seit der unerbittlichen Durchführung des Schulzwanges bis zum vierzehnten und fünfzehnten Jahr, in einzelnen Fällen darüber hinaus, entvölkert sich das flache Land mit beständig zunehmender Schnelligkeit, während andererseits das Drohnenthum in den Städten und Fabrikorten in erschreckendem Maßstabe zunimmt. Der Ausdruck „Drohnenthum“ mag Vielen nicht gefallen; aber er ist der zutreffende. Ist es kein Drohnenthum, wenn, neben einer Unzahl entbehrlicher Beamten, noch unzählige Bewerber für die öffentlichen Stellen vorhanden sind, und viele Jahre hindurch ein müßiges, oder wenigstens unfruchtbares Leben führen müssen? Ist es kein Drohnenthum, wenn in Städten und Fabrikorten fortwährend Hunderttausende, nebst Angehörigen, ohne Beschäftigung

herumlungern? Die Erziehung all dieser Leute hat viel gekostet, ihr Unterhalt, so bescheiden er auch sein mag, verschlingt ebenfalls fortwährend große Summen. Dies sind doch gewiß schwere Lasten, welche von der Gemeinschaft getragen werden müßen Die eigentliche Armenverwaltung ist verhältnißmäßig nur gering daran betheiligt. Sie unterstützt nur diejenigen, deren Hilfsquellen gänzlich erschöpft sind. Es sind die Familien, die Verwandten, welche diese Lasten tragen; es ist das von den Eltern erarbeitete Vermögen, welches von diesen Unbeschäftigten verzehrt wird. Daß dieses unfreiwillige, durch unsere heutigen Staatseinrichtungen geschaffene Drohnenthum auf alle Verhältnisse wirkt, die Löhne, den Erwerb der Andern herabdrückt, die Sittlichkeit aber nicht hebt, wird uns alle Tage durch die Thatsachen vor Augen geführt.

Wie soll die sociale Noth gemildert werden, wenn dieser Zustand sich verschlimmert, die denselben bedingenden Ursachen fortbestehen, ja täglich stärker wirken? Wie soll die sociale Frage behoben werden, wenn das flache Land sich fort und fort mehr entvölkert, der Ackerbau kaum noch Fortschritte macht, alljährlich gewaltigere Mengen Getreide, Vieh u. s. w vom Auslande gekauft werden müssen, während der auswärtige Absatz der im Uebermaß hergestellten gewerblichen Waaren immer schwieriger und weniger lohnend wird? Es handelt sich heute viel weniger um Schutz und Fürsorge für Arbeiter in jeder Lebenslage, als um die Grundlage, den Bestand des gesammten wirthschaftlichen Lebens. Es handelt sich vor Allem darum, das wirthschaftliche Gleichgewicht wieder herzustellen, den wirthschaftlichen Boden wieder zu festigen, auf dem Staat und Gesellschaft stehen, ohne den ihr Dasein überhaupt unmöglich ist. Wäre die Grundlage wieder gesund, dann ergäbe sich alles Andere bald von selbst, während andernfalls alle noch so schön erdachten Veranstaltungen für Schutz und Versorgung der Arbeiter ihre Wirkung versagen oder gar nicht durchgeführt werden können.

Betreffs der Geldanhäufung herrscht dieselbe Blindheit. Ueberall werden die Leute zur Sparsamkeit angeleitet, prunkende Berichte über die in Sparkassen gesammelten Milliarden veröffentlicht, allerlei Anstalten zur Nutzbarmachung des Ersparten und sonstigen Förderung des Besitzes getroffen. Es

wird manches Ersprießliche dadurch erreicht, aber nicht verhindert, daß nach wie vor der Großgeldbesitz noch schneller wächst, ihm der beste Antheil der Ersparnisse des arbeitenden und schaffenden Volkes zufließt. Die öffentlichen Geldanstalten, Börse, Banken, Aktiengesellschaften, Versicherungsanstalten u. s. w. wirken nach wie vor als Saugpumpen, welche dem Volke Geld entziehen, um es dem Großgeldbesitz zuzuführen, also die Geldanhäufung zu fördern. Die heutige wirthschaftliche Ordnung gleicht ziemlich einem Körper, dessen Herz mit Blut überfüllt ist, während die Glieder, trotz ihrer Unentbehrlichkeit, daran Mangel leiden.

Die Aktiengesellschaften werden meist nicht gegründet und geleitet, um irgend einen Betrieb einzurichten und fortzuführen, sondern um Gründergewinn einzuheimsen und Börsenpapiere zu haben, durch deren Fallen- und Steigenlassen Geld gewonnen werden kann. Die Banken haben viel weniger den Zweck, Handel und Gewerbe mit Geld zu versehen, als denjenigen, Gründer- und Börsengeschäfte zu treiben, zu spielen und damit den unkundigen kleinen Leuten möglichst viel Geld abzunehmen. Die Versicherungsgesellschaften verwenden bekanntlich nur den kleinsten Theil ihrer Einnahmen zu Entschädigungen für Brand, Todesfälle u. s. w. Der größere Theil dient Bank- und Börsengeschäften, der Bereicherung der Leiter und Gründer, ganz wie bei den Banken. Nur Großbesitz, große Geschäftsleute haben heute Geld nach Bedürfniß, ja im Ueberfluß, zu billigem Preis. Der mittlere Geschäfts- und Besitzerstand kann sich einigermaßen Geld verschaffen; die kleineren Leute aber leiden an Betriebsmitteln, vermögen sie nur schwer zu erlangen, verfallen dem Wucher. Es fehlt bei uns noch gar sehr an Anstalten und Einrichtungen, um der schaffenden Arbeit das Geld zu erhalten, welches von ihr erzeugt und erworben wird. Die Gesetze über Aktienwesen und Börsengeschäfte bedürfen jedenfalls einer gründlichen Sichtung. Namentlich sind auch die Zeitgeschäfte an der Börse durchweg schädlich, indem sie vollständige Glücksspiele sind, bei welchen diejenige Partei sicher gewinnt, welche am reichsten ist, die meisten Verbindungen hat, sich Nachrichten, Gelegenheit und Waaren am ehesten und besten zu verschaffen vermag.

Unsere Gesetzgebung geht von dem unverbrüchlichen Grundsatze aus, den Besitz, das Geldvermögen zu sichern, selbst auf Kosten der Arbeit und der Existenz der Nebenmenschen. Der Schuldner wird bis auf's Hemd gepfändet und ausgezogen. Auch der Staat treibt die Steuern ein ohne Rücksicht auf die Daseinsbedingungen der Bürger, ohne Achtung der geheiligtsten sittlichen Einrichtungen und Bande. Dem kleinen Manne wird seine mühsam erworbene Wohneinrichtung, Bett und Tisch abgepfändet, der Wittwe streift der Steuereintreiber den Trauring vom Finger. Werkzeug und Einrichtungen, welche zum Betrieb des kleinen Geschäftes unentbehrlich sind, werden weggenommen. Der Taglöhner und kleine Bauer wird vom Steuereinnehmer und Wucherer von Haus und Hof vertrieben, als Besitzloser auf das Pflaster geworfen. Warum wird nicht seine Heimstätte, mit dem nothwendigsten Vieh und Betriebseinrichtungen, als unantastbar geschützt? Warum sind nicht Werkstatt und Werkzeug des Handwerkers unantastbar? Die Gemeinschaft hat doch wahrlich keine Ursache, es zu gestatten, daß Leute besitzlos gemacht werden, um einen Wucherer zu bereichern oder dem Steuersäckel zu seinem Rechte zu verhelfen.

Aber schlechte Schuldner würden sich solche Schutzgesetze zu Nutzen machen? Wohl; dafür würden jedoch dieselben Hunderttausende vor der Besitzlosigkeit bewahren, welche regelmäßig zur Heimathlosigkeit, zum Stromer- und Landstreicherthum führt. Gegen schlechte Schuldner gibt es ein unfehlbares Mittel: man borgt ihnen nichts mehr. Steuereintreiber und Gerichtsbeamte haben dann weniger zu thun, was auch nichts schadet.

Auch müßten die auf Arbeit beruhenden Forderungen den auf bloßem Besitz beruhenden vorgehen. Dadurch würde nur der Mißbrauch abgestellt, daß der Geldbesitzer, als wirthschaftlich Stärkerer, die Frucht der Arbeit in ungerechter Weise an sich zieht. Dem verunglückten Pächter wird Alles gepfändet, die Frucht auf dem Halme, das Vieh aus dem Stalle weggenommen; aber man vergütet ihm seine Feld- und sonstige Arbeit nicht, welche dem Grundbesitzer doch zu Gute kommt und überhaupt, als persönlicher Arbeitslohn, dem Pächter verbleiben sollte. Bekannt ist die ungeheuerliche Auswucherung der Bau-

Handwerker durch die Bauwucherer. Kürzlich führte ein Blatt aus, daß in den neuen Vierteln Berlins nur Bauwucherer bauen, nie aber Jemand, welcher sein eigenes Geld anlegen will. Der Bauwucherer schiebt einen vollständig besitzlosen Strohmann als Bauherrn vor, verkauft ihm den Bauplatz zum drei- und selbst zehnfachen Preise, läßt den Bodenpreis als erste Grundbuchschuld eintragen. Er bestreitet auch die Kosten der Grundmauern und des Erdgeschoßes, nimmt dann Grundbuchschulden auf, solange es geht. Die Bauhandwerker werden bis zu einem Drittel oder der Hälfte bezahlt. Dann macht der Strohmann Bankerott, das Haus wird versteigert. Der Bauwucherer kauft es, aber meist nicht zu höherem Preise, als die ihm gehörige Grundschuld beträgt. Die weiteren Grundbuchschulden und die Forderungen der Bauhandwerker fallen aus.

Auf diese Weise kommen fortwährend viele Tausende kleiner Leute um ihr mühsam erworbenes Vermögen, Tausende braver Handwerker um den Lohn ihrer Arbeit. Und da wundert man sich, daß der Mittelstand zurückgeht? Der Bodenwucher der Städte ist Gründerthum in anderer Auflage. Der Bodenwucher hat noch das Schlimme, daß er die Preise der Baustellen und Häuser ungeheuerlich in die Höhe schnellt. Dies vertheuert die Miethen, legt daher der ganzen Bevölkerung eine förmliche Steuer auf, saugt dieselbe zu Gunsten der Wucherer aus. Würde die Forderung des Handwerkers derjenigen des Boden- und Geldbesitzers vorgehen, so wäre diesem so äußerst schädlichen Wucher der Garaus gemacht. Staat und Bevölkerung haben wahrlich keinen Nutzen dadurch, daß übertheuerte Miethen bezahlt werden müssen. Es ist ihnen überhaupt sehr nachtheilig, wenn Grund und Boden, besonders auch landwirthschaftlich benutzter Boden zu hoch im Preise steht.

Unsere ganz von liberalen und manchesterlichen Vorurtheilen durchdrungene Gesetzgebung glaubte Wunder zu thun, als sie die allgemeine Wechselfähigkeit einführte, jeden Gewerbtreibenden, Handwerker und Bauer zum Kaufmann erklärte und ihn als solchen behandelte. Man sah nicht ein, welch gewaltiger Unterschied zwischen Handwerk, Ackerbau und Handel besteht. Bei dem Handwerker wie bei dem Bauer dreht sich Alles um Arbeit, diese ist die Hauptsache, die treibende Kraft.

Bei dem Handel dreht sich Alles um das Geld, dieses ist sein Grundlage und Triebkraft. Handwerk und Ackerbau erzeugen Waaren, stehen also in vollem Gegensatz zum Handel, welcher an sich nur Aenderung der Preise dieser Waaren schafft. Wenn zwei so verschiedene Kräfte und Lebensäußerungen unter dasselbe Gesetz gestellt werden, muß nothwendig eine derselben unterliegen, natürlich die schwächere. Dies ist aber unzweifelhaft der Handwerker und Bauer. Das Geld bleibt immer der Stärkere in unserer Zeit, wo dasselbe durch Banknoten, Werthpapiere, Wechsel bis in's Unendliche vervielfältigt werden kann. Es nützt dem Handwerker wenig, daß er auch Wechsel unterschreiben kann, denn er wird dadurch nicht zum Kaufmann, zum Geldmann. Er vermag demnach in keinem Falle sich gleich diesen mit dem Geldverkehr vertraut zu machen, hat auch nicht Geld genug, um dessen Macht gebrauchen zu können. Deshalb wird er durch die Gleichstellung mit Bankherren und Kaufleuten zu deren Untergeordneten. Er ist der irdene Topf neben dem eisernen Kessel.

Die schützende Zwischenwand, welche die mittelalterliche wirthschaftliche Ordnung zwischen beiden aufgerichtet hatte, ist niedergerissen Das Grundgebrechen unserer heutigen wirthschaftlichen Gesetzgebung besteht darin, daß sie nur Einen Maßstab kennt: das Geld. Dieses ist für sie die alleinige Grundlage für Alles. Die sittlichen Kräfte, welche hauptsächlich mit der Arbeit, den schaffenden Leistungen zusammenhängen, sind der jetzigen Gesetzgebung böhmische Dörfer, sie versteht dieselben nicht, vermag sie deßhalb auch nicht zu beaufsichtigen und zu schützen. Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse, Lösung der socialen Frage sind nur möglich, wenn die Gesetzgebung den ausschließlichen Geldstandpunkt aufgibt, um die Arbeit, Handwerk und Ackerbaubetrieb zu ihrem Mittelpunkt zu machen. Nur dann kann die jetzt riesig fortschreitende Geldanhäufung eingedämmt, die dadurch hervorgerufene Verarmung der Massen verhindert, wiederum ein zahlreicher ländlicher wie städtischer Mittelstand gebildet werden. Nur dann gelangen wir wiederum zum volkswirthschaftlichen Gleichgewicht.

Die sociale Frage ist durch Verdrängung der christlichen Grundsätze aus Gesetzgebung und öffentlichen Einrichtungen

entstanden. Diese Zurückdrängung hat ein Ueberwuchern staatlicher Anstalten und Einrichtungen mit sich gebracht, für deren Unterhalt die Steuern vermehrt werden mußten. Diese aber fallen stets am schwersten auf die arbeitenden, erzeugenden Klassen, gleichviel ob es sogenannte direkte oder indirekte Steuern sind. Wir stecken bis über die Ohren in der Staatsallmacht. Alles, besonders aber Familie und Erziehung sind verstaatlicht; der Staat nimmt Jedem einen Theil seines Geldes weg, gebietet (durch Wehrdienst und andere Obliegenheiten) über einen Theil unserer Zeit. Die Socialisten sind nur folgerichtig, wenn sie auch die Arbeit verstaatlichen wollen. Denn in Wirklichkeit läuft ihre Lehre nur hierauf hinaus. Der Staat hat die Arbeit zur reinen Geldsache gemacht, dieselbe den Geldleuten ausgeliefert; die Socialisten wollen dieselbe dieser Gefangenschaft oder Leibeigenschaft entreißen, um sie dem Staate einzuverleiben, zur Staatssache zu machen. Sie können nicht daran denken, die Arbeit der Gesellschaft zurückzugeben, denn diese ist wirthschaftlich nicht mehr vorhanden. Es gibt keine wirthschaftliche Schichtung, keine wirthschaftlich eingeordnete Gesellschaft mehr, sondern nur noch, Dank der neuzeitlichen Errungenschaften, einen formlosen Urbrei, eine unordentliche, zusammenhanglose Masse. Der Staat hat diesen Urbrei in seinen Rahmen fassen wollen; der Versuch ist nur sehr unzulänglich gelungen. Von selbständigem Aufbau und Neuschichtung kann da keine Rede sein, wenn auch hiezu gesunde Grundlagen und gute Anfänge genug vorhanden wären.

Da die Zurückdrängung der christlichen Grundsätze die Hauptursache der socialen Noth ist, muß unbedingt zuerst auf Hebung dieses Uebels gedacht werden. Wenn aber Staat und Gesellschaft wiederum ganz vom christlichen Geiste durchdrungen und getragen werden sollen, muß vorab wiederum der Kirche ihr Urrecht eingeräumt, ihre Freiheit zurückgegeben werden. So lange Lehr- und Liebesthätigkeit der Kirche, so lange christliches Leben vom Staate behindert werden, ist an Besserung der Zustände nicht zu denken, ist der Widerstand gegen die Socialdemokratie gelähmt und vergeblich.

XV.

Der Astronom P. Perry.[1])

Pater Stephan Perry, der langjährige Direktor der Sternwarte im College Stonyhurst, war nicht nur einer der tüchtigsten Astronomen Englands, sondern einer der liebenswürdigsten und anspruchslosesten Charaktere, der sich die Liebe und Zuneigung Aller gewann, die seine Bekanntschaft machten. Man darf kühn behaupten, daß er unter den Protestanten ebenso viele und so warme Freunde hatte, als unter den Katholiken. Was Pater Perry Allen so werth machte, war nebst seiner ungeheuchelten Frömmigkeit sein Eifer für die Wissenschaft und sein Pflichtgefühl.

Die Leser dieses Werkchens können lernen, daß bei den Jesuiten die Liebe zu den exakten Wissenschaften, namentlich der Astronomie, noch nicht ausgestorben ist. Der Uebersetzer verweist in der Vorbemerkung auf den Aufsatz eines Amerikaners: „Was haben die Katholiken für die exakten Wissenschaften geleistet?“ Er hätte auf die herrlichen Artikel des edlen Ringseis, welche in diesen Blättern veröffentlicht worden sind, hinweisen müssen; da würde er gefunden haben, was die deutschen Jesuiten für die Naturwissenschaften gethan haben.

Die Uebersetzung liest sich leicht und angenehm. Und somit sei das anziehende Lebensbild den Kreisen aller Gebildeten empfohlen.

---

1) P. Perry, F. R. S., Jesuit und Astronom. Sein Leben und sein Wirken und sein Tod. Von A. L. Cortie. Regensburg Pustet. 1892.

XVI.

Rom-Betrachtungen am Janiculus.

> Wer dich erkannt hat, scheidet nie von dir,
> Wie von der Mutter nie, die ihn geboren,
> Und trennt sich unser Leib von deinen Thoren,
> Zurück ein Stück der Seele lassen wir.
>
> P. Heyse.

Ueber den Ponte Sisto und durch Trastevere führt eine schöne Straße die Anhänge des Janiculus hinauf nach S. Pietro in Montorio. Schenkeldicke Agaven, Caktuse und unter den Bäumen Akazien und vereinzelte Palmen stehen ober den mit Tufgestein gezierten Rändern.

Die Terrasse oben ist frei, luftig und geräumig, der Blick über Rom einzig. Einige Händler und Burschen mit Photographien und Mosaiken bemühen sich zwar durch ihre Aufdringlichkeit möglichst lästig zu fallen, doch der Genuß ist so groß, daß er durch keinen römischen Krämer gestört werden kann. Rom, die alte Weltstadt, die Königin der Städte, liegt zu unsern Füßen wie ein Schatzgewölbe, von Reichthümern voll. Ein Häusermeer von 2½ deutschen Meilen im Umfang mit einer Unzahl von Kuppeln und Thürmen, ist es lieblich umkränzt von seiner Hügelkrone. Wie mit einer blauen Gloriole überwölbt es der südliche sonnige Himmel, während rings um die Stadt die grüne träumerische Campagna sich dehnt und die fernen Berge das Gesammtbild umrahmen. Es ist wie ein in frischen Farben gemaltes Gemälde, das einen so wunderbaren Rahmen und einen so

wunderschönen Hintergrund hat, daß man anfangs verwirrt nicht weiß, was man mehr bewundern sollte.

In grauem silbernem Glanze schaut hinter dem bewachsenen Hügel zwischen Pinienwipfeln hervor die Kuppel von St. Peter. Sie ist höher als der Monte Mario daneben, all ihre Nachbildungen, die sich über dem verworrenen, phantastisch bunten Häusermeere Roms erheben, sind zwergenhaft gegen sie.

Die Engelsburg, die Villa Medici, wo Galilei geweilt, der Quirinal, der Thurm Nero's, das mit Ara Cöli und Maria Maggiore nur ein Gemälde bildende Capitol, der Palatin, das Colosseum, der mit Grün geschmückte Cölius und der kahle, mit kurzem Gras überdeckte Scherbenberg — Monte testaccio — sowie ungezählte Spitzen, Thürme, Zinnen und Kuppeln treten aus der Masse als ein Besonderes hervor.

Im Hintergrund lagert das duftige Blau der Gebirge: die Albanerberge mit den schimmernden Häusergruppen von Marino, Rocca di Papa und Frascati. Rechts weit hinaus dehnt sich ödes, flaches Land, bis wo der Horizont mit dem Silberfaden des Meeres sich verbindet. An guten Tagen ist das Vorgebirge der Circe, wo Odysseus gelandet, zu erkennen

Man kann sich von dem Gemälde nicht losreißen, es will sich uns in die Seele setzen unvergänglich und unauslöschlich. Albert Kuhn sagt: Der Anblick vom „Goldenen Berge" (Montorio) aus ist so schön, so entzückend, daß der Schauende unwillkürlich sich sagt: der kann nie mehr ganz unglücklich sein, der einmal hier oben gestanden, denn im größten Leide müßte die Erinnerung daran den bittersten Wermuthstropfen versüßen.

Elegante Karossen fahren indessen die Rundstraße empor, Collegien von Knaben und Priesterzöglingen in bunten Uniformen machen ihren Spaziergang. Du kannst die Propagandisten sehen mit rother Cingula, vielleicht ver-

läßt der eine oder andere später unter wilden Völkern sein Leben für den Glauben, oder das Collegio Nazareno, Knaben mit schwarzem Frack, Cylinder und Handschuhen, oder Salesianer führen ihre Zöglinge herauf, Franziskaner, Karmeliter, Dominikaner, Fremde und Einheimische wandeln dazwischen.

Zur Kirche S. Pietro in Montorio am Hintergrund der Terrasse kam der heilige Ignatius von Loyola sehr oft. Er hatte hier seinen Beichtvater und las oft daselbst die heilige Messe. Ob er da mit Entzücken manchmal den Blick über die Thürme der ewigen Stadt gleiten ließ? Es heißt, er sei stets mit zum Himmel gerichtetem Blick einhergegangen und von ihm stammt das Wort, wie eckelt mich die Erde, wenn ich den Himmel betrachte. Wenn er aber manchmal nur einen Blick da hinab gethan hat an schönen Tagen, wo die alte Stadt der Päpste mit ihren Heiligthümern und Klöstern, mit ihren Martyrergebeinen und Reliquien wie ein neues Sion glänzte, so mußte er sich denken, wie schön muß der Himmel sein, da die Erde schon so schön ist. Auch der Abt Fulgentius hatte einst beim Anblick der noch nicht entschwundenen Pracht Roms ausgerufen: „wie schön muß nicht das himmlische Jerusalem sein, wenn schon dies irdische Rom in solcher Herrlichkeit erstrahlt!“ (Baron. ad ann. 500.)

Die Erde, auf der wir stehen, hat ein spanischer König, Philipp III., aufgehäuft, die Kirche hinter uns gehörte den spanischen Franziskanern, das Kloster daneben nebst dem kleinen, reizenden Rundtempelchen von Bramante ist von dem spanischen Königspaare Ferdinand und Isabella erbaut. An dem Gebäude neben der einfachen geschmackvollen Façade der Kirche steht: Real Academia Espagnola. Es ist die im Jahre 1873 von Castelar gegründete spanische Akademie, aus der schon manches hoffnungsvolle Talent hervorgegangen.

Die kleine Kirche hat eine Menge Rundkapellen und ist reich an merkwürdigen Grabmälern und Gemälden. „Bonis mors et vita dulcis est“ lesen wir gleich beim Eingang, an

einem andern Sarkophag ist in Relief die Auferstehung des Fleisches drastisch dargestellt. Unter den Gemälden ist das berühmteste die leider theilweise durch die Zeit und Feuchtigkeit der Wand verdunkelte Freske von Sebastiano del Piombo. Die Zeichnung lieferte dessen Freund Michelangelo, den wir in seiner Eigenart sofort an der Kraftgestalt des gegeißelten Heilandes erkennen. Der Umstand macht das Bild doppelt interessant, daß es Raphael, dem größten Maler der christlichen Zeit, in seinem Ruhme gleichkommen wollte.

Die von unzähligen Reisebeschreibern angeführte Nachricht, daß die Kirche an der Stelle des muthmaßlichen Kreuzigungsortes des heiligen Petrus soll erbaut worden sein, entstammt einer späten Zeit und ist von neueren Archäologen vollständig aufgegeben. Es erscheint kaum mehr zweifelhaft, daß der hl. Petrus an der Stelle des heutigen St. Petersdomes (nahe am Altar der Apostel Simon und Juda) seinen Martyrertod erlitten hat.

Eine wohlgepflegte Anlage mit fremdländischen Ziersträuchern und Bäumen, Agaven, Palmen, amerikanischen Fichten geleitet uns zur Acqua Paola. Mit ihrem ewig fließenden milchweiß schäumenden Gewässer erinnert sie an die Wildbäche der Alpen. Doch nicht von der Natur geformte grandiose Felsenmassen erheben sich in der Nähe, sondern gewölbte Bogen zwischen antiken Granitsäulen. Adler und Greif an den Flanken des Travertinaufsatzes und in dem von Engeln gehaltenen Wappen sagen uns auch außer der Inschrift, daß ein Papst aus der Familie Borghese (Paul V.) der Erbauer war. Vorsehung und Wohlthätigkeit eines Papstes, sagt die Inschrift, halten hier gleichsam einen ewigen ununterbrochenen Einzug. Kein Quell, wie viel auch immer das schöne Rom fluthspendend ausgießt, singt Graf Platen:

> Kein Quell, so weit einst herrschte der Sohn des Mars,
> Sei dir vergleichbar, auf dem Janiculum
> Mit deinen fünf stromreichen Armen
> Zwischen granitnen Säulen plätschernd.

Wir biegen von der Straße, die zur Martyrerkirche San Pancrazio, dem Lieblingsort des Cardinals Wiseman, führt, ab. Immer wieder neue herrliche Blicke eröffnen sich über dieselbe alte Roma. Im Winter stehen die Ulmen mit nackten Zweigen, die Hecken von Buchsbaum und Lorbeer, die Steineichen, Föhren, Pinien und Palmen haben hingegen das frischeste, glänzendste Grün. Wo die Villa Orsini steht, soll nach einigen Annahmen Martial das von ihm besungene Gütlein besessen haben.

Sanft erheben sich zu den klaren Sternen
schön und freundlich der hohen Villa Giebel.
Sehen kann man die sieben Herrscherberge
von hier aus und das ganze Rom betrachten
und die Tusculer und Albanerhügel
und was nahe der Stadt im Kühlen lieget . . .
(Martial — A. Berg.)

An dem Geländer hinschlendernd, unter den Kronen der malerisch geformten Steineichen durchblickend, bewegt ein Hochgefühl nach dem andern die Brust. Nachdem wir die erste Wendung des Hügels zurückgelegt haben, wird das landschaftliche Bild nur desto reizender. Es ist, als ob die Stechpalmen und die Pinien, Eukalyptus, Rosenhecken und Caktus uns an die Märchen unserer Jugend erinnern wollten, wo wir von den verzauberten Prinzen lasen, die in Feengärten wohnten. St. Peters Kuppel erhebt sich wie ein Berg erhaben schön in ihrer „schönsten Umrißlinie der Welt.“

Hier beim Cypressenwäldchen, wo amphitheaterartig Stufen heransteigen, bleiben wir stehen Wir sind im ehemaligen Garten von S. Onofrio. Eben hält ein Fiaker vor zwei Eichenbäumen, die einander gegenüber stehen. Der Eine wurde vor einem Jahre vom Blitze getroffen und ist jetzt deßhalb untermauert und mit Holzbalken gestützt. Der Kutscher erklärt dem Fremden, der zum Baume wie zu einer Reliquie andächtig emporblickt, daß dieß die Tassoeiche sei, unter welcher der schwerkranke Dichter gerne weilte, um über

die alte Weltstadt hinwegzublicken. Das graue verwitterte Kirchlein drüben mit dem kleinen Thurm, in dem die Glocke hängt, ist S. Onofrio. Dort zeigt man das Zimmer, in dem der Dichter in den Armen der guten Mönche starb, die in jüngster Zeit eine pietätlose Regierung von Besitz und Eigenthum vertrieben. Nächsten Tages sollte er auf dem Capitol gekrönt werden. Sein Grabmal steht noch in der Kirche gegenüber von dem des großen Sprachenkenners Cardinal Mezzofanti; seine Gebeine haben vor Jahren die Sorrentiner für sich verlangt.

Vor gleichfalls dreihundert Jahren saß unter dieser Eiche auch gern der im gleichen Jahre wie Tasso (1594) gestorbene heilige Philipp Neri im Kreise der Kinder, die er unterrichtete, mit denen er scherzte und lachte und betete. Und wenn ich nun unter mich hinabblicke, so sehe ich die Kuppel einer Kirche. Es ist die Chiesa nuova und dort unter einem Marmoraltar ruht der liebe heilige Philipp, von dem kein Römer, der ihn kennt, sprechen kann, ohne daß es ihm warm wird um's Herz. Noch wenige Tage vor seinem Tode sah man den Heiligen öfters hinauf nach San Onofrio schauen, verklärt, als ob er eine Erscheinung hätte, und seine Söhne, die Oratorianer, veranstalteten noch lange Zeit gerne in Frühlingstagen (nach dem dritten Sonntage nach Ostern) hier oben einen kleinen Vortrag vor dem versammelten Volke, das auf den Stufenreihen saß. Ein Musikstück mit Gesang, der Vortrag eines Kindes und das Absingen des Psalmes Laudate Dominum omnes gentes beschloß die sinnige Feier.

Die Weltstadt da unten, die herrliche südliche Natur, die sie umgibt, läßt uns nicht schnell von hinnen scheiden. Ach, die Natur ist sich gleich geblieben. Und da Ovid und Martial hier standen, war die Luft gleich weich und milde, der Himmel gleich blau, die Sonne gleich warm, und am Rande der Albanerberge bildeten sich ähnliche Wolkenstreifen und im Lorbeerhain der Gärten der Agrippina oder

des Nero am Abhang hinunter tönte ähnlicher Vogelsang von Amsel und Nachtigall, und Schwalben durchschwirrten die Luft wie heute. Der Soracte: „Vides ut alta stet nive candidum Soracte" schaute gleich still und ernst herüber und ähnliches leisedumpfes Geräusch drang aus der raschlebenden heidnischen Großstadt herauf, zum Zeichen, daß zwischen diesen Häuser- und Tempelmassen sich Leben rührte; aber was die Menschen bauten, ist anders geworden, und auch die Menschen selbst sind nicht die gleichen.

„Ueberall Paläste, überall Tempel, überall ragende Säulen und Thürme und Kuppeln, überall Denkmale und Siegeszeichen, aber kein Kreuz leuchtet im Morgenglanz, kein Denkmal erinnert an Christus. Und jetzt, soweit das Auge reicht, nichts als Kuppeln und Thürme, Dome und Kirchen, und von allen strahlt das Kreuz." (Kuhn.)

Hätte es Jemand dem Nero gesagt, der durch seinen goldenen Palast wandelte, daß der hebräische Fischer, den er in seinem Circus kreuzigen ließ, ein Grabmausoleum und ein Monument erhalten werde, zu dem viele Millionen wallen werden, wenn von seinem Staube auch kein Atom mehr zu finden sein werde!

Wie manche mögen hier gestanden sein im Laufe der Jahrhunderte. Keine Stadt hat so viele Beschreibungen und Schilderungen gefunden, wie Rom, keine so viele Empfindungen erregt. Schon im Jahre 1792 werden in einem bibliographischen Werke über Rom 751 Beschreibungen, historische und kunsthistorische Werke aufgezählt.[1] „Wenn man die Literatur", heißt es in der Vorrede der Platner'schen großen Beschreibung, „die zur Beschreibung Roms gehört, in Ein Werk wie Gruteri Thesaurus antiquitatum Rom. zusammenfassen wollte, so würden die Schriften über die alte Topographie gewiß 10 Folianten, die über das christliche Rom 20, und die über die Kunstsammlungen 40 einnehmen,

[1] Seb. Brunner, Studien u. Kritiken. II. S. 316.

ohne daß darin alle antiken Gebäude vollständig beschrieben oder verzeichnet oder alle Kirchen historisch kritisch behandelt wären, ja, was unglaublich scheint, ohne daß darin ein vollständiges Verzeichniß des vatikanischen Museums zu finden wäre."

Und es ist kein Wunder, schließt doch die ewige Stadt, das geheimnißvolle Verbindungsglied zweier Welten nach den Worten Gaume's, in ihren Denkmälern die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes unter dem zweifachen Einflusse des Heidenthums und Christenthums in sich. Gleichwie am Firmament alle Gestirne nach der Sonne gravitiren, und wie auf der Erde alle Ströme dem Ocean zueilen, so haben alle Ereignisse der alten und neuen Welt ihr Endziel in Rom. Für die künftige Königin des Heidenthums als Opfer bestimmt, sieht man neun Jahrhunderte hindurch die Republiken des Occidents und die großen Monarchien des Orients entstehen und vergehen, die erst alle andern verschlangen, dann hinwieder von dem Reiche verschlungen wurden, wovon Rom die Hauptstadt war.

In Rom hatten alle Religionen ihre Tempel, alle Jahrhunderte haben hier ihre Spuren zurückgelassen, alle Völker diesem Boden ihre Fußstapfen aufgedrückt. Hier ist jeder Stein ein Denkmal, der Staub spricht und bei jedem Schritte sieht der Wanderer einen Schatten erstehen, der zu ihm von einem großen Ereignisse drr Geschichte redet.

Göttin des Erdkreises und der Völker, der nichts gleich sei und nichts zu vergleichen, nannte sie Martial. Alle Wunder der Erde, sagt Properz, lasse sie im Schatten, was immer die Erde hervorgebracht, finde sich hier. Cicero spricht von ihr als von einer aus der Vereinigung der Völker gebildeten Gemeinde Sie war schon zur römischen Kaiserzeit, was sie heute ist, eine „gemeinsame Stadt", ein „Versammlungsort des Erdkreises", eine „Weltherberge", „ein Compendium der Welt", wie sie mit glücklichem Ausdrucke ein griechischer Lobredner nannte.

Willst Du Dir mit den Schwingen der Phantasie die stolze und lärmende Hauptstadt der Cäsaren erbauen, wie sie als glanzvolles Weltwunder Jahrhunderte lang da unten strahlte, so höre Aristides von Smyrna. Er sagt: Rom ist die Stadt der Städte, die Stadt der ganzen Welt. Ein Tag würde nicht hinreichen, was sag' ich? alle Tage eines Jahres wären zu wenig, um alle Städte zählen zu können, die in dieser göttlichen Stadt gebaut sind.[1]) Sie reicht in das Meer hinab, wo der Universalmarkt und der Zusammenfluß aller Produkte des Erdballs sich befinden; und die Größe Roms ist von der Art, daß der Schauende, er mag sein wo er will, immer meinen kann, er sei im Mittelpunkt. Seine unzähligen Gebäude bedeckten die Kreisfläche, heutzutage öde, welche sich in einem Durchmesser von sechs Meilen von Otricoli nach Ostia, von Albano und Tivoli nach Civita-Vecchia hin erstreckt. (Gaume, Rom, I. S. 196 ff.)

Der Kaiser Constantius kam auf seinem Zuge nach Rom in Otricoli an. Es war im Jahre 357 n. Chr. Schon hatte er einen Theil dieser Vorstadt durchschnitten, als er sich zu seinem Begleiter Hormisdas, einem berühmten persischen Baumeister, wandte und ihn fragte, was er von Rom dächte. Ueberrascht von der Pracht und der Festigkeit der Gebäude antwortete der Fremdling: „Ich glaube, wir haben schon die Hälfte hinter uns". Es war aber noch weiter als vier Meilen nach der eigentlichen Stadt.

Noch um das Jahr 384 n. Chr. war dies unermeßliche Rom so herrlich, daß es der Rhetor Themistius ein über jedes Wort erhabenes Meer von Schönheit nennt, und der oben erwähnte Kaiser Constantius sagte, nur das mißfalle ihm, zu wissen, daß auch hier die Menschen sterblich seien. Im Jahre 500 kam Cassiodorus an der Seite des Kaisers Theodorich nach Rom. Er meinte, Rom sei „die fruchtbare Mutter der Beredsamkeit, welche alle Wunder der Welt in

1) Casali, De Urbis splendore. 34.

sich zusammenfasse, so daß in Wahrheit gesagt werden könne, ganz Rom sei ein einziges Wunder".

Doch es kamen schlimme Zeiten über die Weltbeherrscherin. Im Jahre 410 wurde Rom durch Alarich, den Gothenkönig, zum ersten Male seit 800 Jahren erobert und durch drei Tage ausgeplündert. Der Gothen Beute war unermeßlich. Der hl. Hieronymus lebte als 80jähriger Greis im einsamen Bethlehem und schrieb voll Trauer: „Meine Stimme stockt und mein Seufzen unterbricht meine Worte: die Stadt ist bezwungen, welche den Erdkreis bezwang". Trotzdem konnte der heidnische Dichter Rutilius in jenen Tagen folgendermaßen es besingen:

Höre mich, Königin du, die Schönste der Welt, die dein eigen,
Roma, in's selige Reich himmlischer Pole versetzt,
Höre mich, Mutter der Menschen zumal und Mutter der Götter,
Wer deine Tempel betritt, wähnet dem Himmel sich nah.
Dich zu besingen ist Lust, solang das Geschick es gestattet;
Wer, dem Leben noch blüht, könnte vergessen dich je?
Gaben gewährest du ja, den Strahlen der Sonne vergleichbar,
Breitest sie ringsum aus, wo der Oceanus kreist . . . .
Die auf beständiger Bahn am Himmel sich drehn, die Gestirne,
Nie auf ein schöneres Reich schauten sie strahlend herab.

(Kuhn, Roma. S. 436.)

Im Jahre 455 kam Geiserich mit seinen Vandalen. Auf die Vorstellung Leo des Gr. hin, der ihm hier in der Nähe auf der Via Portense (S. Pancrazio kreuzend) entgegenging, gebrauchte er nicht Feuer und Schwert, plünderte aber Rom auf eine Weise, daß sie sprichwörtlich geworden. Im Laufe des 6. Jahrhunderts wurde Rom im Kampfe mit den Gothen so mitgenommen, daß es, das in seiner Blüthe vielleicht 5 Millionen Bewohner hatte, nur mehr 50,000 Einwohner zählte. Die Campagna war eine Wüste.

Gregor der Große hielt in St. Peter der Kaiserstadt die Leichenrede. Die Herrin der Welt ist darniedergebeugt von unermeßlichem Schmerz, von Entvölkerung der Bürger, vom

Sturm der Feinde, vom Schutt der Ruinen. Er vergleicht es einem Aar, der vormals zum Fluge seine Fittige erhoben und zum Raube ausgeflogen, dem aber nun die Schwungfedern ausgefallen sind, so daß er entfiedert, kahl und todesmatt auf den Hügeln am Tiberstrande sitzt. Von nun an ist Rom ein Verdienst der Päpste, wäre Rom ohne die Päpste ein öder Trümmerhaufen geworden.

Wahrlich schützten dich nicht der heil'gen Apostel Verdienste, längst schon wärst du o Rom ganz von der Erde vertilgt, heißt es in einem Gedichte vom Ausgang des 8. Jahrhunderts. Wie viele kamen seit dieser Zeit wieder, sie wandelten durch alte Tempelreste, in denen die Spinne ihre Netze flocht, durch die Ruinen des Palatin, über die in eine zauberische Wildniß verwandelten Orte ehemaliger heidnischer Größe schritten sie betend zu den Gräbern der Blutzeugen.

Es kam Dante, dem Rom der von der Vorsehung erwählte Ort für den Ruhm der Welt und der Sitz des Nachfolgers Petri war. Als Gelehrter und als gläubiger Christ umfaßte er voll Verehrung die Weltstadt, deren Mauern ihm „Ehrfurcht verdienten“ und deren Boden ihm würdiger dünkte, als die Menschen sagen. Es kam Petrarca nach der Stadt, welcher „keine gleich war, noch jemals gleich sein wird.“ Er war überwältigt von ihrem Eindruck und schrieb dem Cardinal Colonna, daß ihm hier noch alles größer erschienen, als er es sich gedacht hatte.

Ein Byzantiner schrieb im 14. Säculum seinem Kaiser nach Constantinopel, daß „Rom nicht ein Stück Erde, sondern ein Stück vom Himmel sei“, und Manuel Chrysolaras, ein Lehrer der griechischen Literatur, pries es als das herrlichste der Welt. Er fand in der Ruinenstadt ein Compendium des ganzen römischen und griechischen Alterthums, er las in den Trümmern die Macht, die Kunst, die Großartigkeit der alten Welt, und urtheilte, daß man aus den Gebilden, die Rom noch enthielt, Religion, Sitten und Gebräuche in Krieg und

Frieden von der Mythe bis zur Kaisergeschichte herab anschauend lernen könne (Gregorovius VI. 666).

Doch wer vermöchte all das Schöne, das über Rom gesagt wurde, aufzuzählen! Indeß neigt sich die Sonne tiefer und es beginnen die Herrschaftswägen vorbeizurollen und die Spaziergänger werden häufiger. Engländer mit dem rothen Reisehandbuch, Amerikaner mit hohem Cylinderhut und seidenem Halstuch, junge Eheleute auf ihrer Hochzeitsreise, all diese stellen sich neben uns und bringen uns mit ihrem Plaudern so aus der Fassung, daß wir in den schönen langen Lorbeergang dort unten hinabgehen wollen. Da gibts ein gar lauschiges Plätzchen, wo niemand uns stört. Dichte Lorbeerbäume schaffen Schatten und angenehmes Dunkel. Einige riesige Platanen, ein alter zerfallener Brunnen mit einer antiken Statue: es ist wie ein romantisch erdachtes Landschaftsgemälde, träumerisch still, poetisch. Und durch die Zweige siehst Du das ewige, herrliche goldene Rom.

Welch Glück, wenn Du durch dies herrliche Rom darfst schreiten. Aber wie? Weißt Du nicht, daß so mancher, der zum ersten Male nach Rom kommt, förmlich in Verzweiflung geräth, was er sich zuerst anschauen soll? Der fromme, der gläubige Katholik wird sich bald mit Ausschluß alles Zweifels für St. Peter entschieden haben. Das begreift jedes christliche Herz. Aber hören wir, was G. Forster in seinen Briefen über Italien schreibt: „Wie im Ocean befinde ich mich in der Mitte von Rom. Ein dreifaches Rom, jedes ein eigener Welttheil, steht hier vor meinen Augen, das Rom des Augustus, Rom Leo des Zehnten und Rom des jetzigen Papstes. Welches sehe ich zuerst? Alle laden mich ein. Wo ist das Capitol? Wo ist das Museum Clemens des Vierzehnten? Geschwind nach dem Bogen des Titus! Im Pantheon will ich mich verweilen. So zeigt mir Santa Maria Maggiore! Die Verklärung von Raphael will ich sehen! Ich vermisse den Apollo von Belvedere. Wie kann man wählen in Rom? Worauf den Blick haften lassen? Vor allen Dingen will ich

hier und dort umherschweifen, um die erste Ungeduld des Auges abzunutzen, die mir für jetzt noch keinen Blick erlauben würde. In Rom also bin ich, in dieser Stadt, auf welche die ganze Welt spannt! Ich stoße auf keinen Stein, der mir nicht einen wichtigen Zuwachs meiner Kenntnisse darböte, der nicht die Geschichte Roms und der Kunst ergänzte. Lernt sie fragen: sie sprechen".

Dies ist das erste Gefühl, wie es allein das Bewußtsein, in Rom zu sein, mit sich bringt. Bald darauf erfolgt eine Enttäuschung, aber nur, um bei noch längerem Verweilen eine noch größere und solidere Begeisterung zu erzeugen, als mit der wir gekommen. So schrieb Goethe bei seinem ersten Aufenthalte in Rom: „Das Vergnügen des ersten Eindruckes ist unvollkommen; nur wenn man nach und nach Alles recht durchgesehen und studirt hat, wird der Genuß ganz." Und am gleichen Tage (7. Nov. 1786) bemerkte er: „Man müsse mit tausend Griffeln schreiben, was soll hier eine Feder!" Und einen Monat später schreibt er: „Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage an, wo ich Rom betrat". Und zuletzt geht es einem, wie dem Historiker Böhmer, der anfangs von Rom vollständig enttäuscht, bald schrieb: „Nur mit Schauder denke ich an den Tag, an welchem ich dieses einzige Rom verlassen muß".

Rom muß diesen Eindruck machen, denn wir stehen im Mittelpunkt der Weltgeschichte. Der muß, sagt Hettinger, ein kleiner Geist sein, sehr klein, der in einer solchen Umgebung und unter solchen Eindrücken, die er täglich empfängt, nicht größer und reifer wird; in einer Atmosphäre, wo wir große Gedanken mit jedem Athemzuge einathmen, wird auch die Seele groß.

Der gelehrte Dominikaner Apologet P. Weiß schrieb, wohl im Anblicke Roms: „Die Weltgeschichte kann man eigentlich nur an zwei Punkten der Welt verstehen: in Jerusalem und in Rom. Studieren muß man sie in

Büchern, überschauen und begreifen lernen hier. Das ist gerade ein Unterschied wie zwischen Papier und Leben. Was dort todt war, steht hier leibhaftig vor uns". Aehnliche Bemerkungen finden sich bei den meisten Schriftstellern, die über Rom berichten.

Der große Geograph Karl Ritter schrieb in seinem ersten Briefe aus Rom: „Nirgends erweitert sich die Kenntniß des eigenen Wesens so sehr, etwa eine Weltreise um die Erdkugel ausgenommen, als gerade in dieser einzigen Weltstadt, die mit Recht so genannt werden mag, weil sich in ihrer Mitte das höhere Leben der gebildeten Menschheit wahrhaft concentrirt zu haben scheint. Hier ist das Höchste, was der Geist erdacht, was die Kunst vollführt, was die Sinne und Herzen der Menschen bewegt hat, in tausendfachen Formen niedergelegt zu einem aufgeschlagenen Buch für kommende Jahrhunderte, für das nachfolgende Menschengeschlecht".

Dies Jahr wird wieder Tausende und Tausende von Pilgern nach Rom führen zu den Füßen jenes hehren Jubelgreises, den auch in kleiner Hütte im fernen Lande der Kindermund schon nennt. Rom, die ewige, goldene Stadt, ist sein Besitz und sein Recht, wie auch immer die Umstände, die Verhältnisse gegenwärtig geschaffen. Die Liebe zu Rom erwecken, heißt auch die Liebe zum Oberhaupt der Kirche erwecken, der den kostbarsten, heiligsten Edelstein der Metropole der Christenheit bildet.

Ach Rom, ohne den heiligen Vater, hätte seine Seele, hätte seinen belebenden Hauch verloren!

Sollte gegenwärtiger Aufsatz nichts anderes erreichen, als die Liebe zu Rom, der Heimath der Christen, beleben und in ihnen den festen Entschluß erwecken, für das Recht des heiligen Vaters auf seinen Besitz immer wieder standhaft einzustehen, so ist es genug.

Gerade den Janiculus haben wir zu unserer Schilderung gewählt, um jenen, die zum ersten Male nach Rom kommen, den Rath zu geben, ihren ersten Gang nach St. Peter über

den Janiculus anzutreten. Auf diese Weise macht Rom, die Kuppel St. Peters und der Petersplatz, den man von der linken Seite der Colonnaden aus zuerst erblickt, den bei weitem nachhaltigsten und überraschendsten Eindruck.

XVII.

Landammann Gallus Jakob Baumgartner.

Die Leser der „Laacher Stimmen" vermißten ungern längere Zeit die geist- und humorvollen Artikel aus der gewandten Feder des Paters Alexander Baumgartner. Welches öde Eiland mag er besuchen, welche Steppen mag er durchwandern, um uns endlich wieder mit neuen Reisebildern, mit Schätzen der Poesie irgend eines scheinbar nicht mehr existirenden Volkes zu erfreuen? So fragte sich mancher ungeduldige Leser. Inzwischen aber saß der Nordlandfahrer in der Studirstube im Kloster zu Exaeten — vergraben in Convolute von Briefen und Bände von Zeitungen. Die stille Klosterzelle verwandelte sich vor seinem geistigen Auge in ein Thal der Schweizer Heimath — Jugenderinnerungen umgaukelten die Phantasie und erleichterten schwere Arbeit und mühevolles Sichten. Die Frucht dieser Thätigkeit liegt vor uns: das Lebensbild seines Vaters, zugleich ein Stück Geschichte des allzeit unruhigen Schweizervolkes.[1])

[1]) Gallus Jakob Baumgartner, Landammann von St. Gallen, und die neuere Staatsentwicklung der Schweiz (1797–1869). Mit Benützung des schriftlichen Nachlasses. Von Alexander Baumgartner S. J. Freiburg i. B., Herder. 1892. VIII, 536 S.

Wir wüßten aus neuerer Zeit kein biographisches Werk, welches uns derart angezogen, wie dieses Buch, dieses Denkmal kindlicher Liebe, diese glänzende Rechtfertigung eines viel bekämpften und angefeindeten Mannes, die um so höher anzuschlagen ist, als nicht der Schriftsteller der Vertheidiger ist, sondern das treu und ohne fremdes Zuthun gezeichnete Leben des Mannes selbst, den wir mit jeder Entwicklungsphase lieber gewinnen und bei dessen Tod wir das Gefühl haben, es sei einer der Besten geschieden und auch wir hätten einen Verlust durch diesen Tod erlitten.

Es war eine wilde Zeit, in der Gallus Jakob Baumgartner das Licht der Welt erblickte. Die Wellen der französischen Revolution hatten in das uralte von dem Krummstabe der Aebte regierte Stiftsland St. Gallen hinübergespült. Die Bauern revoltirten schon im Oktober 1795. Der Fürstabt war leider nachgiebig. „Der Sturm hätte sich wohl wieder gelegt, wenn nicht das revolutionäre Frankreich sich zum offenen Kampf wider die alte Schweiz erhoben hätte, um sie von ihren geordneten Verhältnissen zu erlösen und ihr jene Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu bringen, welche Paris und Frankreich bereits mit Strömen von Blut überfluthet hatten.“ Nach mannigfachem Hin und Her wird im Jahre 1799 durch Marschall Soult das alte Stift des hl. Gallus aufgehoben und als „Staatsgut“ erklärt. Nahezu zwei Jahre dauerte alsdann „inmitten von Kriegslärm und Wirren aller Art die nur durch schweizerische Gemüthlichkeit gemilderte Anarchie der sogenannten helvetischen Republik“ — bis im Jahre 1802 der „große Consul“ die Ordnung der Schweizerverhältnisse selbst in die Hand nahm. Ueberaus charakteristisch für die Schweiz einerseits und den Blick Napoleons andererseits ist seine Aeußerung, welche er den Schweizer Abgeordneten, die sich ihre neue Verfassung in Paris (!) holen mußten, machte: „Je mehr ich über die Beschaffenheit, die Geschichte und die Sitten eures Landes nachgedacht habe, desto stärker drängt sich mir die Ueber-

zeugung auf, daß es unmöglich sei, es einer einheitlichen Regierung und gleichförmigen Gesetzen zu unterwerfen". In dem von dem entthronten Fürstabte Pancratius für die Herstellung seines Klosters und der kirchlichen Ordnung überhaupt geführten 18jährigen Kampfe spielte der erste Präsident des neuen Kantons St. Gallen, Müller-Friedberg, als Gegner des Abtes eine Hauptrolle. Baumgartner wurde bei seinem Eintritt ins öffentliche Leben dessen Schüler, bald seine rechte Hand und nach seinem Tode sein Nachfolger und, dem Gange seiner Erziehung folgend, anfangs sein Nachahmer.

Ueber die Jugendjahre Baumgartners bringen die Kapitel 2—5 Autobiographisches. Der im Jahre 1797 zu Altstätten geborene Baumgartner kam 1809 an das neugegründete katholische Gymnasium zu St. Gallen. „Das religiöse, namentlich das specifisch katholische Moment wurde in dieser Schule katholischer Fundation nicht genugsam gepflegt. Es lag aber auch nicht im Geiste der Zeit und in jenem der Curatel, an deren Spitze Müller-Friedberg stand".

Dem Nationalzuge folgend, der in der zwischen den hohen Bergen aufwachsenden Schweizernatur noch stärker sein muß als in der Brust des nordischen Stammesbruders „teutscher Nation" — suchte Baumgartner, nach vollendeter Studienzeit (er hatte jura studirt) im Auslande einen Wirkungskreis für seinen vielseitig angelegten und ausgebildeten Geist. Frau Aventiure führte den strebsamen jungen Mann als Hauslehrer nach Ungarn, woselbst er in der Familie des Oberinspektors eines ungarischen Magnaten reichlich Gelegenheit fand, die österreichisch-ungarischen Verhältnisse zu studiren und die Bekanntschaft einer Reihe der angesehensten maßgebenden Leute der Doppelmonarchie zu machen. Seine Zugehörigkeit zu einem aus reiner Vaterlandssehnsucht in Wien gegründeten Schweizer Gesellschaft trug ihm, nachdem sein Pensum als Hauslehrer erledigt war, eine „Metternich'sche Verfolgung" ein, die mit Haft, Verhören und Ausweisung

aus den kaiserlichen Staaten endete und den Wandervogel wieder nach den heimathlichen Bergen zurückführte. Die 45 Jahre nach diesen Ereignissen niedergeschriebenen Erinnerungen des jungen Baumgartner sind überaus anziehend und geben über die großen politischen Verhältnisse der ersten zwei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts vollständig absichtslos, rein als Reminiscenzen niedergeschrieben, überdies interessante Streiflichter. Im Gesammtlebensbilde muß festgehalten werden, daß der gar nicht nach politischer Wirksamkeit dürstende junge Schweizer, lediglich weil er Schweizer war, und „man sich daher von ihm Dergleichen zu erwarten habe", als „höchst gefährliches Subjekt" auf dem Gebiete der Politik „aus dem Reiche hinaus" in die engen Schweizerberge zurückgetrieben wurde. Bekanntlich schon 4000 Jahre vor Metternich das probateste Mittel, Leute, denen die Politik nur als ein den Charakter verderbender Zeitvertreib erschien, zu Parteigängern ersten Ranges zu erziehen — wenn er nicht noch nebenbei Schweizer ist. Nirgend, in keiner Schweizergeschichte, in keiner Dichtung oder Sage selbst ist der Charakter des Schweizers so erklärt, als durch die Lektüre des Lebensbildes dieses Mannes, dessen ganzes Leben ein Abbild der Schweizer Geschichte seit ihrem Bestehen ist und sein wird. Aus diesem Lebensbilde heraus kann man so recht begreifen, daß der Sohn dieses Mannes ein Schwärmer für Nordland und Island werden mußte, aber auch, daß Charaktere sich nur durch die Reibung bilden. Leider ist unsere übrige Welt so flach, daß sie nicht derartige Charaktere erzeugen, erziehen und bilden kann.

Baumgartner selbst schreibt am Schlusse seiner Autobiographie über die Jugendwanderjahre: „Ich danke jetzt besonders nach Verlauf von 45 Jahren seit jenen Ereignissen der Vorsehung dafür, daß sie mich in mein Vaterland zurückkehren ließ und mich den Schwankungen entzogen, welchen frühere Lebensverhältnisse mich ausgesetzt hatten. Ich hätte, in Ungarn bleibend, namentlich eine geistige Befriedigung

nicht finden können, und für die bloß materiellen Interessen war ich weder in meiner Jugend noch in den späteren Jahren besonders eingenommen. Das Geschick, mit welchem ich im eigenen Vaterlande etwelche mir von Gott verliehene Gaben entfaltete, war mir bald Beweises genug, daß hier der wahre Wirkungskreis für meine Bethätigung gefunden sei".

Die „etwelchen Gaben", welche Baumgartner gegeben waren, um eine große öffentliche Thätigkeit zu entfalten, waren ihm in überreichem Maße zugemessen. Neben einem eminenten Verwaltungs- und Organisationstalente hatte ihm vor allem andern der liebe Gott ein Gefühl für Recht, nicht für Buchstaben- und Gesetzesrecht, sondern für das wirkliche einzige Recht der ewigen Gerechtigkeit in Herz und Sinn gelegt, das ihn befähigte, nicht nur Anderen gegenüber das Recht durchzufechten, sondern auch sich selbst zu corrigiren bis dahin, daß er sich sagen konnte und offen bekannt hat: ich habe das letzte liberale Kameel, die Jesuiten verschluckt, nachdem ich sie jahrelang als Mückenseiher verfolgt habe. Solche Charaktere bilden die Schweizer Berge eher und leichter als der märkische Sand; sie sind auch darum um so viel interessanter, als es ein Schweizer Berg gegenüber dem Kreuzberge bei Berlin ist. Jeder Schweizer ist ein Staatswesen, jeder Kanton eine Welt, die Urkantone sind d i e Welt und — Napoleon wird ewig Recht behalten!

Das muß man sich klar machen und festhalten bei Lesung der Kapitel 6—20 des Lebensbildes, die ein Bild der lächerlichsten Kantönliswirthschaft, die theilweise recht persiflirend an den Regensburger Reichstag seligen Angedenkens erinnert, anderseits aber einen klaren Beweis liefert, daß es keine widerspruchsvollere und unbegründetere Tyrannei geben kann als in einer sogenannten Republik.

Verfolgt man das Leben Baumgartners weiter, der alsbald nach seiner Rückkehr in die Heimath durch Müller-Friedberg in die politische Laufbahn eingeführt wurde, so darf man nicht vergessen, welche Schule er als Gymnasiast, als

Student und nun gar als junger Staatsmann unter seinem Vorbild durchgemacht hatte. Die landläufigen Phrasen von der Herrschsucht Roms, dem Ehrgeiz der Pfaffen u. dergl. waren ihm nicht Phrase, sondern überzeugte Glaubensartikel. Er ging in Geleisen, die leider Gottes durch liberale und liberalisirende Geistliche nicht nur ausgetreten und erweitert, sondern theilweise neu gezogen waren. Zum Verständnisse dessen, was Baumgartner gefehlt und gesündigt, muß die Charakteristik seines Lehrers und Ideals Müller-Friedberg dienen, die er selbst niedergeschrieben:

„Wo er stand und wirkte, überragte er alle durch sein vielseitiges Wissen, seine Gewandtheit im Umgange und in der Arbeit, mild-aristokratische Formen, wie sie der höheren Gesellschaft eigen sind, in der er auferzogen worden, und in der er vorzugsweise gern gelebt hatte. Er war kein Mann für kleine und engbegrenzte Verhältnisse; daher hatte er, und mit Recht, nicht bloß wegen der getrübten Verhältnisse in den St. Gallischen Landen, sondern zur Befriedigung seines eigenen Thätigkeitstriebes und zur Erringung einer sein ganzes Wesen befriedigenden höheren Stellung, eine Wirksamkeit im Auslande gesucht. Er war mit allen für einen Minister oder hochgestellten Diplomaten einer europäischen Großmacht erforderlichen Eigenschaften begabt. Stand er in weniger hoher Stellung, so war er schon nicht ganz am rechten Orte, selbst in der helvetischen Republik nicht, obschon er dort schon bald nach seinem ersten Auftreten einen weitreichenden und vielseitigen Einfluß sich errang. Und wo er war und lebte, da suchte er sich die entsprechendste Wirksamkeit eines nach Ansehen und Ruhm dürstenden Staatsmannes zu öffnen, indem er sich der Leitung aller auswärtigen Verhältnisse widmete, die ihn mit einem möglichst weiten und angesehenen Kreis von Personen in Verbindung zu bringen und zugleich in erwünschte höhere gesellschaftliche Lebensverhältnisse zu versetzen geeignet waren. So wurde er nach Gründung der Schweizerischen Föderation von 1803 nicht

nur einer ihrer thätigsten, sondern auch ihrer einflußreichsten Staatsmänner und Diplomaten, wie er zugleich um der bezeichneten Eigenschaften willen im eigenen Kanton eine andere als die erste Stelle nicht innehaben konnte. Ein populärer Mann im gewöhnlichen Sinne des Wortes war er allerdings nicht. Republikaner war er mehr theoretisch als praktisch; er erfüllte aber auch in dieser Stellung seine Pflicht. Die diplomatische Correspondenz der Regierung mit der Bundesbehörde, gesammten Kantonen und den angrenzenden Staaten führte und besorgte er selbst mit einer Rastlosigkeit, die fast an Uebermaß grenzte. Im Innern des Kantons wirkte er wohl für die Grundlagen seiner Organisation und Entwickelung nach allen Richtungen, überließ dann aber die viel schwierigere Sorge einer nachhaltigen Ausführung dem Eifer und der Sachkunde seiner Collegen. Seine hohe geistige Thätigkeit trieb ihn, sich vorzugsweise in den Angelegenheiten der Kirche und der Schule zu bethätigen, soweit ihm solches neben der Obsorge für die föderalen und auswärtigen Verhältnisse möglich war. Der Unstern aber setzte ihn mitten in eine Zeit, welche ihn der Kirche und ihren religiösen Instituten feindlich gegenüberstellte. Sohn der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, wurde er unter diesen Umständen zu einer Thätigkeit getrieben, die ihm die Träger ernsterer religiöser Anschauungen abwendig machten. Sein Charakter entsprach seinen diplomatischen Gelüsten; in der Auswahl der Mittel zu seinem Ziel bewegte er sich mit einer gewissen Ungebundenheit. Im Uebrigen blieb seine staatsmännische Wirksamkeit untadelhaft" (S. 52—53).

Selten mag ein Schüler bei Schilderung seines Lehrers so sein eigenes Bild gezeichnet haben, wie es hier Baumgartner gethan hat. Er war ein getreuer Schüler. Er war in seinem ersten selbständigen Auftreten eine fast sprechende Copie seines Lehrers und Meisters. Aber er war ein viel zu selbständiger Geist, als daß er nur aus „Schule" oder „Routine" hätte weiter „Müller-Friedberg" spielen können.

Was diesem Motiv war, ging ihm vollständig ab; was dieser aus Glattheit und als Produkt seiner Zeit aus Ueberzeugung that und schuf, daran zu rütteln und zu schütteln gebot die Noth der Zeit dem Nachfolger. Wir übergehen in diesem Referate die auf Müller-Friedberg'scher Ueberlieferung geführte Amtsthätigkeit Baumgartners um so lieber, als sie uns Baumgartner vom heutigen katholischen und von ihm später begriffenen Standpunkte aus als Culturkämpfer landläufiger Observanz erscheinen läßt. Ein idealer Zug aber in all diesem durch Mißerziehung und schiefe Anschauungen bewirkten Wirrsal muß hervorgehoben werden: sein Bestreben, die getrennten christlichen Confessionen zu vereinigen. In seinem Verfassungsentwurf vom Jahre 1831, den er in 47 Punkten niederschrieb, bildete den ersten Punkt der Satz: „Wiedervereinigung beider Confessionen zu einem Ganzen".

Daß das für ihn keine überkommene liberale Phrase war, kein Trik, zeigt sich darin, daß er diesen Wunsch noch lange, nachdem er „bekehrt" war, festhielt und durchzuführen beabsichtigte; ein Zeichen, daß er an seiner Religion festhing und eine Wiedervereinigung nicht ausgeschlossen hielt. Wer vereinigen will, hält an der „Eins" fest.

An dieser „Eins" hielt Baumgartner nicht aus Religiosität, innerem Bedürfniß, sondern lediglich aus Geradheit, Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeitsgefühl — Begriffe, die sich eigentlich decken, die dem Leser des Lebensbildes aber personificirt aus neuerer Zeit vielleicht nur in J. Fr. Böhmer so ausgeprägt entgegengetreten sind, wie in Baumgartner. Ersterer zog die Consequenz nicht. Baumgartner hat sie gezogen.

Und damit beginnt das Lebensbild derart das Interesse des Lesers zu gewinnen, wie Schreiber dieses es nie vorher an einem Buche erfahren hat. Wäre es nicht ein biographisches Werk, das nur aus Quellen gearbeitet vorliegt, man müßte dann dem Poeten Baumgartner den Preis zuerkennen, daß er, wie selten ein Biograph vor ihm, es

verstanden habe, seinen Helden aus der Nacht in die volle Beleuchtung nicht eines Feuerwerks, sondern in das der hellen, warmstrahlenden Mittagssonne zu versetzen.

„Veränderungen", wie man in der gesegneten Schweiz die Putsche und Revolutionen zu nennen pflegt, gehören eben in der Schweiz zu den naturnothwendigen Dingen so gut wie die Gletscherbewegungen, Bergstürze und Lawinen. Aber auch in der Schweiz wirkt eine politische Lawine nicht wie die andere. Das merkte auch Vater Baumgartner, als plötzlich im Jahre 1841 die liberale Klostersturmslawine im Aargau niederging.

Schon vorher hatte er in St. Gallen als unbestrittenermaßen in Amt und Würden gefestigter Landammann wegen einer Rechtsfrage harte Anfeindungen zu bestehen gehabt. Man wollte seitens der Radikalen das Privatvermögen des „kaufmännischen Direktoriums", das eines Privatvereins, der sich zur Handelskammer ausgebildet hatte, „säcularisiren". Baumgartner war auf der Seite derjenigen, welche das Privatrecht der Gesellschaft und deren Autonomie unbedingt anerkannten und vertheidigten. Das zog ihm den Haß der damals auflebenden Radikalen im höchsten Maße zu. Wie derselbe wachsen mußte, als in der, in vermögensrechtlicher Beziehung nicht nur, sondern auch nach der verfassungsrechtlichen Seite hin ganz gleichen Klosterfrage durch die Revolution im Aargau ein gewaltsamer Eingriff in die bestehenden Rechte und Verfassungen geschah, das zeigt so recht der Aargauer Klostersturm.

Baumgartner faßte die Frage zunächst rein und lediglich vom verfassungsrechtlichen Standpunkte aus auf. Bekanntlich hatte man — eine uralte Praxis — die sämmtlichen Klöster im Aargau beschuldigt, sie hätten sich zu einem Verfassungssturz in der Schweiz verschworen. Daß man Pulvertonnen und dergleichen Werkzeuge, wie sie die Revolutionäre zu gebrauchen pflegen, in einzelnen Klöstern gefunden habe, glaubten die in diesen Dingen bewanderten Radikalen natürlich

leicht. Auf solche Verläumdungen hin und durch heillose Wühlereien in der Presse und den Tagsatzungen hatte der „große Rath“ von Aargau am 13. Januar 1841 sämmtliche acht „hochverrätherischen“ Klöster des Aargau aufgehoben. „Am 20. war bereits über das Vermögen derselben verfügt, am 21. begann die Vollziehung. Mitten in der harten Winterszeit wurden die Mönche der alten Abteien Muri und Wettingen, die Kapuziner von Baden und Bremgarten, die wehrlosen Nonnen von Fahr, Hermetschwyl, Gnadenthal und Baden aus ihren friedlichen Zufluchtsstätten vertrieben.“ „In zehn Tagen war zerstört, was der Frommsinn und die Gottesfurcht vieler Jahrhunderte gestiftet Es wiederholten sich dabei vielfach dieselben empörenden Scenen wie bei den Klosterstürmereien des sechszehnten Jahrhunderts.“ (S. 176--77.)

Die Rädelsführer, im vollen Bewußtsein, daß sie den § 12 der Bundesverfassung flagrant verletzt hatten, mußten, wenn sie ihrer That den Erfolg sichern wollten, den angesehensten Mann der Schweiz, den St. Galler Landammann Baumgartner für sich — jedenfalls nicht als Gegner haben. Von verschiedenen Seiten wurde versucht, ihn zu captiviren. Obgleich Baumgartner in diesem Augenblicke das ganze Lügengewebe der Aargauer Regierung noch nicht durchschauen konnte, so lag „in dem ungestümen Drängen doch die Natur einer Gewaltthat, in der Sache selbst eine offene Verletzung des Bundesrechts vor Augen“. Er stand darum nicht an, schon in der nächsten Nummer des „Erzählers“ (22. Januar) Stellung gegen Aargau zu ergreifen:

„Der Erzähler gehört als Freund aller Cultur keineswegs zu den Verehrern von Klosterinstituten, wie sie gegenwärtig bestehen, besonders von den Mannesklöstern der Schweiz. Auch er glaubt, daß die Auflösung einer solchen Klostercorporation jeweilen für den betheiligten Kanton ein unberechenbarer Gewinn, für die umliegende Gegend ein wahrer Segen sei. Aber diese Ansicht entscheidet nicht:

der Zweck heiligt die Mittel nicht. Gegen barsche, besonders summarische Aufhebung von Klostercorporationen sprechen wesentlich zwei Gründe: 1. der positive Buchstabe des Bundesvertrages; 2. die begründete Meinung, daß damit weder in politischer noch kirchlicher Beziehung Entscheidendes gewonnen sein werde. Was den Bundesvertrag betrifft, so steht nun einmal der § 12 ganz unbedingt in demselben . . . Er (der Bundesvertrag) ist das einzige legale Band der Kantone und durch Mißachtung desselben wird es in der Schweiz nicht nur nicht besser, sondern wird die Verwirrung nur noch größer. Und wird aus solcher Verwirrung dereinst eine entsprechende Bundesverfassung hervorgehen? Wenn der Egoismus, das politische Ich jedes einzelnen Kantons ganz freien Spielraum gewinnt, wird's dann besser, dann eidgenössischer, dann vaterländischer hergehen in der Schweiz? Wir bezweifeln es . . . Will man die Aufhebung durch verfassungswidrige Handlungen der Klöster im Aargau legitimiren, so reicht man wieder nicht aus. Vom Abt bis zum letzten Laienbruder kann und soll sogar jeder wegen Vergehen und Verbrechen inquirirt und nach Maßgabe der Resultate bestraft werden. Der Bestand der Stifte aber bleibt von solcher Maßnahme unabhängig. Was würde man von einer Regierung sagen, wenn sie, unwillig über drei revoltirende Dörfer, dieselben in der Hitze rasiren ließe"? (178.)

Ungemein charakteristisch für die Republik Schweiz sind die an Baumgartner gerichteten Briefe, mit denen man ihn für Aargau's Klosteraufhebungsbeschluß gewinnen wollte. Der Eine nennt die widersprechenden Kantone „perfide", ein anderer meint, wenn's auch ein Verfassungsbruch sei — man solle die Aargauer Regierung schonen, „sie habe wahrscheinlich der ganzen Schweiz einen guten Dienst geleistet."

Den ganzen Kampf, der die Schweiz durchtobte, hatte Baumgartner aber nicht nur äußerlich mit zu durchkämpfen, er hatte ihn gleichzeitig auch in seinem Innern durchzufechten.

„Seine kirchenpolitischen Irrthümer und seine bisherigen Connexionen mit den radikalen Führern zogen ihn fast überwältigend auf die Seite des Radikalismus; seine Rechtlichkeit schrack vor Bundesbruch, Gewaltthat und Klosterraub zurück, sein diplomatisches Talent und mannigfache Erfahrungen drängten ihn mächtig hin . . . durch beschwichtigende Vorschläge die Gluthen der confessionellen Erbitterung zu dämpfen. Hätte er jetzt schon die Klosterfrage mit den Augen eines wohlunterrichteten kirchlich gesinnten Katholiken angesehen, so hätte er über seine Pflicht nicht im Unklaren sein können. Nun aber, da er die Klöster noch immer als ein Hinderniß der Civilisation und eines gesunden Staatslebens betrachtete, so kostete es ihn fast ein volles Jahr des herbsten schmerzlichsten Kampfes, bis er sich ganz von der Partei des Kampfes losrang und ganz und voll zu jener des Rechtes übertrat."

„Er fühlte wohl, daß in diesem Kampfe seine bisherige politische Existenz auf dem Spiele stand. Denn bei den Gegnern der Klöster hatten seine großen politischen Reformpläne wie seine administrativen Leistungen stets die zuvorkommendste Anerkennung, bei den Freunden der Klöster nur Feindseligkeit, Ablehnung und Mißtrauen gefunden. Ohne theilweisen Bruch mit der eigenen Vergangenheit, ohne den Schein der Unbeständigkeit, ohne tiefe Verdemüthigung und schweren persönlichen Nachtheil konnte er nicht von dem einen in das andere übergehen" (S. 181).

Seine Klarheit und Beredtsamkeit setzte sowohl im Heimathskantone als bei der Tagsatzung (dem gemeinsamen Bundesregiment) Vermittlungsvorschläge durch. Der Widerstand, den diese aber in den betreffenden Kantonen bei der Ausführung fanden, brachte Baumgartner endlich dahin, klipp und klar sich auf den Rechtsstandpunkt zu stellen und im großen Rath von St. Gallen zu verlangen, daß der § 12 der Bundesverfassung, welcher das Bestehen der Klöster in der Schweiz garantirte, ausgeführt und die acht Aargauer

[illegible] von der Regierung zu er- halten, wurde vom [illegible] mit einem warmen Dankgefühl [illegible] angenommen. Man empfand sie nicht in St. Gallen allein als eine Vorbedingung der Freiheit und des Rechts, und war eine zeitlang sehr [illegible].

XVIII.

Der kirchenpolitische Streit in Ungarn.

II.

Der seit länger als zwei Jahren andauernde kirchenpolitische Streit drohte namentlich in der Zeit der Sedisvakanz der Erzstühle von Gran und von Kalocsa in eine disciplinlose Agitation von Seiten des niederen Klerus und der diesen unterstützenden Tagespresse zu entarten. Da erfaßte der neue Fürstprimas die Zügel mit fester Hand und gewann damit die Geister, die sich seiner Superiorität willig fügten oder beugen mußten. Seitdem hat die kirchliche Bewegung in Ungarn ihr leitendes Haupt, ihre legitime, autoritäre Führung.

Der Fürstprimas, Klaus Vaszary, bis dahin Erzabt des Benediktinerstiftes zu Martinsberg in Ungarn, wurde am 27. Oktober 1891 von Sr. Majestät zum Erzbischof von Gran und Fürstprimas von Ungarn ernannt, die Sedisvakanz seit dem Tode des Cardinals-Fürstprimas Dr. Johann Simor († 23. Januar 1891) hatte also zehn Monate gedauert. Die Ernennung des neuen Hauptes der katholischen Kirche Ungarns rief eine allgemeine Ueberraschung hervor, weil ja der ungarische Episkopat in seiner Mitte hervorragende Männer zählt und die Bestellung eines Ordensgeistlichen zu solch hoher kirchlicher Würde zu den großen Ausnahmen gehört. Die Geschichte dieser Ernennung bildet zum Theile für den ungarischen Episkopat keine erhebende

Erinnerung; doch können und wollen wir uns mit dieser Sache hier nicht weiter befassen. Gleichzeitig mit dem Fürstprimas wurde der bisherige Bischof in der Zips, Georg Csaßka, zum Erzbischof von Kalocsa bestellt; so blieb nur noch das dritte erledigte Erzbisthum von Agram unbesetzt und ist es bis heute, zwei Jahre seit dem Tode des Cardinal-Erzbischofs Mihalovics, geblieben.

Diese Personalien gehören mit zur Charakteristik der bedauerlichen Zustände, in welche die katholische Kirche Ungarns gerathen war. Die herrschende liberalistisch-protestantisch-freimaurerische Strömung hatte überdies in der Zeit der Sedisvakanz des Primatialstuhles auch den Versuch unternommen, bei der Krone und in Rom die Verlegung des altehrwürdigen erzbischöflichen Sitzes von Gran nach Budapest zu erwirken. Solches Bestreben hatte bereits der verstorbene Cardinal-Fürstprimas Simor vorausgesehen, und deshalb in einer feierlich ausgestellten Urkunde vom 5. Mai 1887 das Erzkapitel dazu verpflichtet, daß es darüber zu wachen habe, damit die von dem Cardinal mit vielen Kosten gesammelten Bücher- und Kunstschätze dem Graner Erzbisthum in Gran unversehrt erhalten und nach keinem anderen Orte hin transferirt werden. Das Erzkapitel selbst legte in einer vom 25. Februar 1891 datirten ausführlichen Denkschrift vor dem Könige und vor dem Cultusminister gegen die beabsichtigte Uebertragung des Erzbisthums ernstliche Verwahrung ein. Diese Verlegung des erzbischöflichen Sitzes widerspreche den kirchlichen Gesetzen, verletze die schuldige Pietät gegen den Gründer und Stifter des Graner Erzbisthums, den König Stefan den Heil., verursache eine ungemeine Anzahl juridischer Verwirrungen, ohne das ins Auge gefaßte Ziel sicher zu erreichen; endlich wäre diese Verlegung sowohl für den Erzbischof wie für das Kapitel, für den Klerus wie für die Gläubigen mit empfindlichem Nachtheil in geistiger und materieller Hinsicht verbunden und erweise sich bei genauer Prüfung überhaupt als undurchführbar.

Die sogenannte „öffentliche Meinung“ in Parlament und Presse hatte diese Verlegung des Primatialstuhles nach der ungarischen Hauptstadt anscheinend bloß darum gefordert, damit die katholische Kirche in Budapest würdig repräsentirt sei, damit Ungarns erster Bischof an der Seite des Königs und dessen Regierung residire und mit diesem gesteigerten Ansehen, durch den größern äußern Pomp und Glanz des obersten Kirchenfürsten des Landes auch das katholische Leben in der stark verjudeten Hauptstadt eine Anregung und wirksame Unterstützung erhalte. Die treibenden Motive bei dieser von Seiten der Regierung und ihrer Partei angeregten und inscenirten Aktion waren indessen von ganz anderer Natur. Man wollte den erzbischöflichen Sitz von Gran hauptsächlich deswegen nach Budapest verlegen, um den Fürstprimas dem „öffentlichen Geiste der Nation näher zu bringen“, um ihn und sein Domkapitel aus „den Banden der beschränkten Weltanschauung im fernab gelegenen Städtchen Gran“ zu befreien und „in die Strömung der modernen Zeit“ mitten hineinzustellen u. dergl. mehr. Des Pudels Kern war: der Fürstprimas und sein Kapitel sollten unter eine Art von polizeilicher Aufsicht gestellt und verhindert werden, in kirchenpolitischen Dingen selbständige Beschlüsse zu fassen und selbständig zu handeln.

Das Manöver mißlang; es scheiterte einerseits an der Ablehnung von Seiten der Krone und Roms, andererseits aber auch an dem Willen des neuernannten Erzbischofs, der schon aus historischen Gründen jenen Ort seines alten Ruhmes nicht berauben konnte, wo vor neunhundert Jahren ebenfalls ein Sohn des hl. Benedikt als erster Bischof den Erzstuhl von Gran bestiegen hatte. Nur dazu verstand sich der neue Fürstprimas, daß er einen Theil des Jahres, namentlich wenn der königl. Hof sich in Budapest befindet, in der ungarischen Hauptstadt zubringen werde. Außerdem wurde die Bestellung eines erzbischöflichen Vikars mit dem Jurisdik-

tionskreis von Budapest in Aussicht genommen und seither auch bereits durchgeführt.

Der Fürstprimas betrat unter der Devise „Pax“ sein neues Hirtenamt und die volle Sympathie, die man ihm von allen Seiten entgegenbrachte, bewies deutlich das Vertrauen und die Hoffnung, welche man in seine Wirksamkeit setzte. Schon die ersten Schritte bewiesen, daß die sehnsüchtigen Erwartungen der Katholiken Ungarns nicht getäuscht wurden. Der verblichene Cardinal-Fürstprimas Simor hatte einen würdigen Nachfolger gefunden.

Selbstverständlich richtete sich die Aufmerksamkeit Aller sofort nach jener Richtung, welche der neue Fürstprimas zur friedlichen Beilegung des schwebenden kirchenpolitischen Streites einschlagen werde. Es waren hierüber die verschiedensten Gerüchte im Umlauf. Eine authentische Aufklärung bot indessen erst die bedeutsame Rede, welche der Fürstprimas am 22. März 1892 bei Gelegenheit der feierlichen Jahres-Versammlung des St. Stefans-Vereines in Budapest gehalten hatte. Darin spricht er sich über die Wegtaufungsfrage und über die katholische Autonomie in folgender bemerkenswerthen Weise aus:

„Den schwierigsten Theil meiner Erbschaft bildet die sogenannte Wegtaufungs-Angelegenheit. Es ist bekannt, daß die Gesetzgebung vom Jahre 1868, nach der Motivirung der damaligen Centralcommission des Abgeordnetenhauses in § 12 des G. A. LIII 1868, die Frage über die confessionelle Zugehörigkeit der aus Mischehen stammenden Kinder auf Grund der Lebenserfahrungen und auf praktischem Wege lösen wollte, um die vorausgesehene Verwirrung, Zwietracht, Erbitterung und Streitigkeiten zu vermeiden, das Heiligthum der Familie von fremden Einflüssen zu bewahren und endlich, um die Interessen der Religion zu sichern“.

„Inwiefern diese Intention der Gesetzgebung erreicht worden ist, hauptsächlich seitdem die Regierung durch die Ministerialverordnung vom 26. Februar 1890 eine dem § 12 des G. A. LIII 1868 entsprechende Matrikelführung zu verwirk-

lichen sich bestrebt: davon zeugen wieder reichlich die Erfahrungen des Lebens, namentlich jene Erbitterung und die daraus entspringende Aufregung, welche die Ruhe zahlreicher Gemüther gestört hat; ferner jene Conflikte, welche zwischen den katholischen und anderen christlichen Seelsorgern entstanden sind, und endlich die Thatsache, daß die katholischen Pfarrer in ihrer religiösen Ueberzeugung mit ihrem Berufe und dessen Verpflichtungen in Widerstreit gerathen sind".

„Andere fremde Staaten, wo ähnliche gesetzliche Verfügungen einige Zeit bestanden hatten, stellten sich nach den gemachten Erfahrungen über die Erfolglosigkeit der in dieser Richtung unternommenen Versuche auf den Standpunkt des Naturrechtes und säumten nicht, hinsichtlich der religiösen Kinder aus Mischehen das natürliche Recht der Eltern zu sichern, so daß in keinem europäischen, ja in keinem Culturstaate der Welt überhaupt ein dem unsrigen ähnliches Gesetz mehr existirt".

„Dagegen ist zu der in Bezug auf die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen zum Gesetz erhobenen Naturwidrigkeit auch noch die obenerwähnte Verfügung hinsichtlich der Matrikelführung hinzugekommen, wodurch die Angelegenheit nur noch mehr verwickelt wurde. Wir dürfen in diesem Vorgehen keine Absichtlichkeit erblicken; denn der dogmatische Charakter der Frage, die eigentliche Bedeutung des Gesetzesparagraphen, resp. der Conflikt mit dem natürlichen Rechte entwickelte sich erst mehr und mehr bei der Anwendung des Gesetzes".

„Wie ich mich aus den mir mitgetheilten Daten überzeugt habe, ist die am 26. Februar 1890 bona fide erlassene Ministerialverordnung nicht so sehr die U r s a c h e als vielmehr die W i r k u n g des Uebels, welches im § 12 des erwähnten Gesetzartikels wurzelt, so daß, falls diese Verordnung auch zurückgezogen würde, die in der Zeit von ihr seit 1868 aufgetauchten Uebelstände, Unannehmlichkeiten und Conflikte dennoch nicht aufhören würden".

„Ich glaube, daß die ungarische Regierung und Gesetzgebung das in dem mehrfach erwähnten Gesetzartikel wurzelnde Grundübel nach dem Beispiele fremder Legislativen um so rascher erkennen und erwägen werde, als der Standpunkt der

Katholiken in Betreff der Sicherung des natürlichen Rechtes der Eltern auf Grund der landtäglichen Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts durch die Gravamina der Protestanten, ferner durch die jeden Zweifel ausschließenden Aeußerungen der freisinnigsten Staatsmänner, in unserem Vaterlande eines B. Josef Eötvös, im Auslande eines Rotteck und Anderer gerechtfertigt werden kann. Als die moderne liberale Gesetzgebung Ungarns mit Zustimmung der Katholiken die Gleichberechtigung und Reciprocität der Confessionen festgestellt, würde sie mit sich selber, außerdem mit der gegenseitigen Gerechtigkeit und Billigkeit, endlich mit den Anforderungen des Liberalismus in Widerspruch gerathen, falls sie die religiöse Ueberzeugung der Mehrheit der Bevölkerung des Landes verletzen und diesen die Gemüther beunruhigenden Zustand noch fernerhin aufrecht erhalten würde, ohne zu erwägen, daß die Aufrechterhaltung dieses gegenwärtigen Zustandes auch den Interessen des Staates widerspricht, denn „nihil liberale, quod non una est justum".

„In diesem so begründeten Glauben, voll der Ueberzeugung und Hoffnung sowie im Hinblicke darauf, daß nach den Dogmen der Kirche in den Fragen des Glaubens und der Sitten das alleinig competente Forum der hl. römische Stuhl ist, habe ich nach Ablegung meines erzbischöflichen Doppeleides sofort die Weisungen des hl. römischen Stuhles erbeten und auf Grund der huldvollst eingeräumten Bevollmächtigung ungesäumt die Verhandlungen mit der Regierung unseres Vaterlandes begonnen. Diese sind zur Gewinnung eines aus dem Gesichtspunkt der öffentlichen Interessen wünschenswerthen einstweiligen modus vivendi ohne Unterbrechung im Zuge".

„Wer die obwaltenden Schwierigkeiten, die vollendeten Thatsachen und die mehr denn 23 jährigen Entwickelungen sowie deren Prämissen gehörig in Erwägung zieht, der wird das Resultat der Verhandlungen in Geduld abwarten, umsomehr, als ich die aus meinem bisherigen und weitern Vorgehen und aus meiner Stellung fließende große Verantwortlichkeit sowohl meiner Kirche als meinem Vaterlande gegenüber auf mich nehme und deren Schwergewicht vollkommen erkenne. Ich werde ferner gemäß meiner schon bei anderer Gelegenheit gethanen

Erklärungen bestrebt sein und Alles versuchen zu dem Zwecke, daß das friedliche Verhältniß zwischen Staat und Kirche je eher gesichert werde, und obgleich ich vom Standpunkte der kirchlichen Principien auch kein Körnlein nachgebe, habe ich dennoch die Hoffnung auf das Gelingen meines Vorgehens noch nicht verloren, nachdem mein aus der Gerechtigkeit unserer Sache hervorgehender Standpunkt mit dem Grundsatze der Gleichberechtigung und der Reciprocität aller gesetzlich anerkannten Confessionen nicht im Widerspruche steht, die Interessen der anderen Confessionen nicht verletzt und endlich das Ansehen der Gesetzgebung und der Regierung nicht beeinträchtigt, dieses vielmehr heben und befestigen wird".

„Jetzt gehe ich zur Frage der Autonomie über. Voraus sei bemerkt, daß angesichts jener wesentlichen Veränderung, welche in dem seit der Gründung des Königreiches bestandenen engen staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen der kathol. Kirche und dem Staate hauptsächlich durch den G. A. XX 1848 und seit der Wiederherstellung der Verfassung eingetreten ist; daß ferner angesichts der gegenwärtigen Richtung, welche die Entwickelung unserer kirchenpolitischen Verhältnisse genommen: ich die Organisirung der katholischen Autonomie hinsichtlich der weltlichen Angelegenheiten unserer Kirche für nothwendig halte".

„Allein bei Behandlung und Lösung dieser weittragenden Frage darf die hierarchische Verfassung der katholischen Kirche nicht außer Acht gelassen werden, namentlich daß die kirchliche und disciplinäre Jurisdiktionsgewalt (potestas ordinis et jurisdictionis) dem Klerus übertragen worden ist. In dieser Beziehung besteht zwischen der Verfassung der katholischen Kirche und der protestantischen Kirchenordnung ein wesentlicher Unterschied, nachdem die protestantischen Kirchen kein besonderes Priesterthum kennen, sondern die kirchliche Gewalt dort der Gesammtheit der Gläubigen, dem allgemeinen Priesterthum überlassen ist".

„Gemäß dieser ultima differentia kann das System der protestantischen Kirchenautonomie von uns Katholiken nicht zur Basis angenommen werden. Die unversehrte Aufrechterhaltung der hierarchischen Verfassung der katholischen Kirche wird stets

ein unbedingtes Veto sein gegen alle etwaigen Bestrebungen und Absichten, um die katholische Kirchenverfassung zu demokratisiren, namentlich auch um dem autonomen katholischen Organismus, wo Klerus und Laien gemeinsam wirken sollen, etwa auch einen Einfluß auf die nichtweltlichen Angelegenheiten der Kirche sichern zu wollen".

„Ferner muß jene historische Thatsache in Betracht gezogen werden, daß die wahrhafte Selbstverwaltung nur in jenen Ländern zu Stande gekommen ist, in denen Staats- oder herrschende Religionen bestanden hatten, wo also gegen diese die Anhänger aller anderen Glaubensbekenntnisse für eine solche Art der Selbstvertheidigung sorgen mußten, die einerseits dem innern Organismus und der geschichtlichen Entwicklung der betreffenden Confession entsprach; andererseits in ihrer äußerlichen Verfassungsform die Vertheidigung der Rechte, Interessen, Besitzthümer, Schulen und Freiheiten dieser Confession sicher stellte. So entstand in dem eigentlichen Ungarn neben der katholischen Staatsreligion die protestantische, so in den siebenbürgischen Theilen Ungarns in den Zeiten der vorwiegend protestantischen Herrschaft die katholische Autonomie, eine Institution, die meines Wissens auf der ganzen Welt nicht wieder existirt".

„Endlich dürfen bei der Frage der Autonomie die unvergleichlichen, mit der h. ungarischen Krone unzertrennlich verbundenen obersten Patronatsrechte des apostolischen gekrönten Königs von Ungarn nicht außer Acht gelassen werden und zwar in jenem Umfange, wie dieses oberste Patronatsrecht außer der Sylvestrinischen Bulle in unseren Gesetzen und in der neunhundertjährigen Rechtspraxis tief, unausrottbar wurzelt. Wenn ich den öffentlichen Geist der Nation gut beobachtet habe, so ist es auch der Wille der Nation, daß unser apostolischer König dieses eminente Recht unversehrt aufrecht erhalte".

„Wir dürfen deshalb bei der Organisirung unserer Autonomie nicht gegen oder ohne unseren apostolischen König und obersten Patronatsherrn vorgehen, sondern mit ihm im Einvernehmen, und es ist unsere erste Pflicht, in homagialer Huldigung die a. gn. Entschließung Sr. Majestät dahin zu erbitten, in welchem Ausmaße und in welcher Weise er geneigt ist und es

für zweckdienlich erachtet, dieses in der Welt einzig dastehende Patronatsrecht durch seine katholischen Unterthanen ausüben zu lassen. Demnach kann im Grunde die Art und Weise der Organisirung der Autonomie nur nach a. h. Erlaubniß Sr. k. und k. apostolischen Majestät und auf Basis der a. h. Genehmigung in Angriff genommen werden".

„In dieser Beziehung verdient die Organisation der katholischen Autonomie in Siebenbürgen unsere volle Aufmerksamkeit. Denn obgleich die Entstehung derselben mit den heutigen Verhältnissen nicht analog ist, so muß doch in Betracht gezogen werden, daß in den siebenbürgischen Landestheilen der König das oberste Patronatsrecht auf derselben Grundlage besitzt und ausübt, wie hier im eigentlichen Ungarn".

„Man kennt die auseinandergehenden Meinungen über die Art und Weise der Organisirung der Katholiken-Autonomie. Die Einen wollen nur eine Gemeinde-Autonomie, die Anderen nach dem Projekte des Katholiken-Congresses von 1870/71 eine umfassend organisirte Landes-Autonomie".

„Es ist unleugbar, daß die Bedürfnisse des praktischen Lebens in erster Linie die baldigste Herstellung der katholischen Gemeinde-Autonomie fordern; in den confessionellen Gemeinden soll der Grundstein der Autonomie gelegt werden, denn nur auf gutem und gesichertem Fundamente kann man weiter bauen".

„Hinsichtlich des Congreßelaborats vom Jahre 1870/71 sei die kurze Bemerkung erlaubt, daß dessen Wiederaufnahme nur deshalb nicht zweckmäßig erscheint, weil zu besorgen ist, daß die Verhandlung über die damit in Verbindung stehenden großen Fragen die Lösung der eigentlichen Lebensfrage auf Decennien hinausschieben würde".

„Ich habe deshalb angesichts der herrschenden Meinungen den Mittelweg eingeschlagen in dem Bewußtsein, daß ich dadurch unseren Interessen und den bestehenden Verhältnissen gemäß vorgehe".

„Wollen wir bezüglich des Aufbaues dieses ganz neuen, bei uns noch nicht erprobten, in den öffentlichen Geist noch nicht eingedrungenen, sondern bloß in der Idee vorhandenen Institution erfolgreich wirken, so müssen wir unter Beiseitelassung

unfruchtbarer Principienstreitigkeiten uns auf den hauptsächlich durch das praktische Bedürfniß vorgezeichneten Weg begeben, auf welchem Weg wir das ausgesteckte Ziel weit sicherer erreichen werden, d. i. daß wir eine öffentliche Meinung schaffen zum werkthätigen Dienste in der katholischen Autonomie".

„Endlich erkläre ich, daß ich, obgleich ich mich keiner, wo immer herkommenden Besserweisung verschließe, es dennoch für entsprechend gehalten habe, im Sinne des hier Vorgetragenen competenten Ortes bereits vorzugehen und zwar bisher mit der Hoffnung auf Erfolg".

Wir haben diese längere Stelle aus der Ansprache des neuen Fürstprimas hauptsächlich aus dem Grunde im Wortlaute mitgetheilt, weil daraus der Standpunkt und das Aktionsprogramm des hochwürdigsten Episkopats in dieser kirchenpolitischen Frage deutlich erkennbar und überdieß zugleich in großen Zügen angedeutet ist, welche Haltung die Leiter der katholischen Kirche Ungarns gegenüber der weiteren Verhandlung und Lösung der schwebenden Fragen einzunehmen entschlossen sind.

Die Rede des Fürstprimas, diese erste öffentliche Kundgebung des obersten Bischofs in Ungarn, erregte mit Recht allgemeines Aufsehen. Die Katholiken begrüßten sie mit jubelnder Freude, denn sie bestätigte die Ueberzeugung, daß in dem neuen Fürstprimas der Kirche dieses Landes ein erleuchtetes, weises Haupt zu Theil geworden, würdig des vollen Vertrauens aller Gläubigen. Er wird weder an der Reinheit der Lehren und Satzungen noch an den Rechten und Besitzungen der Kirche die geringste Trübung, Benachtheiligung oder Schmälerung zulassen, sondern Recht und Wahrheit überall mit offenem Freimuthe vertreten, dabei zwar den Frieden suchen, jedoch dem aufgenöthigten Kampfe nicht ausweichen. Die von ihm zur Lösung der schwebenden Fragen unternommenen Schritte bezeugten zugleich die Umsicht und Fürsorge des neuen kirchlichen Hauptes von Ungarn. Enttäuschung und Besorgniß zeigten sich allerdings

in den Reihen derjenigen, die etwa gehofft hatten, in dem früheren Benediktinermönche ein weltunkundiges, gefügiges Werkzeug zu finden, das schon um des lieben Friedens willen all den Angriffen, Aspirationen und Machttendenzen des nach Omnipotenz strebenden modernen Staates nachgeben und Folge leisten werde.

Die energischen, aber dennoch conciliauten Erklärungen des Fürstprimas hatten in Bezug auf die Weiterentwicklung des kirchenpolitischen Streites leider nicht die von dem hochwürdigsten Erzbischofe selbst gehofften Wirkungen. Zwar die Erregtheit unter dem niederen Klerus verschwand, an ihre Stelle trat zuversichtliches Vertrauen in die Führung des Fürstprimas, der seinerseits eifrig bemüht war, durch Verhandlungen mit der Regierung zu einem erträglichen modus vivendi zu gelangen. Diese Bemühungen mußten indessen von Anbeginn her aussichtslos bleiben, wenn man den Standpunkt erwägt, den bei diesen Ausgleichsverhandlungen die ungarische Regierung resp. der Cultusminister einnahm. In einer bedeutsamen Parlamentsrede vom 20. Mai 1892 sagte der Minister Graf Albin Csaky mit Bezug hierauf Folgendes: „Ich wollte den betreffenden Faktoren bis zum letzten Augenblicke Gelegenheit bieten, einen solchen modus vivendi vorzuschlagen, der eventuell auch angenommen werden könne. Natürlich habe ich unter einem modus vivendi niemals etwas Anderes verstanden noch verstehen können, als eine solche Vereinbarung, welche die Autorität des Staatsgesetzes in vollem Maße wahrt, wobei ich es den betreffenden Faktoren überließ, in jenem modus vivendi dasjenige festzustellen, was geeignet wäre, das Gewissen der betreffenden matrikelführenden Seelsorger zu beruhigen."

Der Staat oder vielmehr die Regierung forderte also unbedingte Unterwerfung unter die als gravaminös bezeichneten gesetzlichen Bestimmungen und behördlichen Anordnunge und wenn diese Unterwerfung geschehen sein wird, dann

überläßt es dieser Staat gnädigst den Bischöfen, die Gewissen ihrer Geistlichkeit zu beruhigen. Man weiß nicht, was hier größer ist: die beleidigende Zumuthung oder die hochmüthige Ironie, mit welcher die Kirche hier behandelt wird. Auch sagt der Minister nicht die ganze Wahrheit, wenn er die Lage in der Weise schildert, als ob nur die kirchlichen Faktoren die Vermittlungs- und Ausgleichsvorschläge zu machen hatten. Die Thatsachen beweisen es vielmehr, daß (wie es auch in diesem Falle selbstverständlich ist) die Regierung es war, welche der Kirche verschiedene Anträge gestellt hatte, die aber alle für unannehmbar befunden wurden.

Daß bei solcher Gesinnung und Haltung der Staatsgewalt gegenüber der Kirche die vom Fürstprimas angekündigten Ausgleichsverhandlungen zu keinem guten Erfolge führen konnten, liegt auf der Hand. Aus einer Mittheilung der römischen „Voce della Verità“ erfahren wir, daß der heilige Stuhl während dieser langwierigen Unterhandlungen die möglichste Rücksicht und Schonung beobachtet hatte. Er ging bis an die äußersten Gränzen der Nachgiebigkeit und machte erst dort Halt, wo nicht nur die kirchlichen und bürgerlichen, sondern die göttlichen und natürlichen Gesetze selbst den Stillstand geboten.

Die Regierung hatte hinsichtlich der Ausfolgung der Matrikular-Auszüge bei „Wegtaufen“ beantragt, daß diese nicht dem betreffenden akatholischen Seelsorger, sondern dem hiezu bezeichneten politischen Beamten ausgefolgt werden sollen, damit dieser sie dem akatholischen Pfarrer überliefere. Oder daß man die Eltern dieser Kinder oder die Hebammen verhalten solle, diesen Matrikular-Auszug (Taufschein) zu obigem Zwecke zu übernehmen. Der ungarische Episkopat und der heilige Stuhl konnten jedoch diese „Vermittlungs“-Anträge nicht annehmen, denn abgesehen davon, daß dadurch die Streitfrage nicht gelöst, sondern nur verschoben worden wäre, lag dennoch die Hauptschwierigkeit und die Unannehmbarkeit dieser Vorschläge darin, daß bei ihrer Annahme

der Papst und der Episkopat in die Vergewaltigung der Gewissen des Pfarrklerus oder der Eltern durch die Staatsgewalt eingewilligt und die Ausfolgung der katholisch getauften Kinder an nichtkatholische Confessionen gebilligt oder mindestens zugelassen hätte.

Nachdem es der Regierung auf diesem Wege nicht gelungen war, ihre Absichten hinsichtlich der Matrikel-Ausfolgung zu erreichen, entschloß sie sich zu einem weiteren Schritte, der diese Angelegenheit nur verwickelter, die Lösung nur schwieriger machen mußte. In der oberwähnten Parlaments-Rede vom 20. Mai 1892 vertheidigte der Cultusminister Graf Albin Csaky seine Verordnung vom 26. Februar 1890 und wiederholte die Erklärung, daß er weder diese Verordnung zurückziehen, noch in die Revision des G. A. LIII 1868, §. 12 zu Gunsten des natürlichen Rechtes der Eltern einwilligen könne. Um aber „die Gewissensskrupel zu respektiren", welche in letzter Zeit unter den katholischen Geistlichen entstanden sind, und zur Abstellung des gegenwärtigen Zustandes habe die Regierung sich entschlossen, „der Gesetzgebung eine Vorlage zu machen, welche dahin geht, daß bis zu dem Zeitpunkte, als die Einführung allgemeiner Civil-Matrikeln möglich sein wird, für die aus gemischten Ehen stammenden Kinder partielle Civil-Matrikeln eingeführt werden". Der betreffende Gesetzentwurf wurde für die nächste Herbstsession des Reichstages in Aussicht gestellt.

Mit diesem Entschlusse hatte die Regierung die abschüssige Bahn ihrer Kirchenpolitik weiter verfolgt und es war nur in Consequenz dieser ihrer Haltung, daß sie jetzt auch einem andern Antrage beistimmte, den sie bisher seit mehr als 20 Jahren und in jedem Jahre beharrlich abgelehnt hatte. Der Führer der äußersten Linken, der Abgeordnete Daniel Iranyi, ein Genosse und Freund Ludwig Kossuths, brachte nämlich seit 23 Jahren jährlich den Antrag auf freie Ausübung der Religion und Gleichberechtigung aller Con-

fessionen im Reichstage ein; dieser Antrag begegnete jedoch seitdem bei allen Regierungen entschiedener Ablehnung. Diesmal aber, da das ungarische Ministerium sich zu einer aggressiven Kirchenpolitik entschlossen hatte, fand auch der Iranyi'sche Antrag bei der Regierung eine günstige Aufnahme und der Cultusminister wie auch der Ministerpräsident stellten ebenfalls für den Herbst die Einbringung einer Gesetzesvorlage über die freie Religionsübung in Aussicht.

Noch eine dritte kirchenpolitische Frage drängte sich im Reichstage in den Vordergrund, nachdem sie schon bei den letzten Reichstagswahlen eine namhafte Rolle gespielt hatte, wie wir das seinerzeit in diesen Blättern[1]) mitgetheilt haben. Wir meinen die gesetzliche Aufnahme und Gleichberechtigung der jüdischen Confession mit den „recipirten" christlichen Kirchen und Confessionen. Die bürgerliche „Emancipation" und Gleichstellung der Juden in Ungarn war schon mittelst Gesetz-Artikel XVII vom Jahre 1867, also gleich nach dem Zustandekommen des österreichisch-ungarischen staatsrechtlichen Ausgleiches zu Stande gekommen; die jüdische Confession blieb jedoch in der Reihe der bloß „tolerirten" oder geduldeten Bekenntnisse. Dieser Zustand war den in Ungarn mächtigen Juden schon längst ein Greuel und sie strebten nach Beseitigung desselben; allein ihre ungemein gestiegene Macht und erschreckende Zunahme erweckte auf Seite der Christen mit Recht steigende Besorgniß ob der Zukunft des christlichen Volkes, und die Regierungen selbst wagten trotz aller officiellen Judenfreundlichkeit nicht, die gesetzliche Reception des jüdischen Bekenntnisses im Reichstage zu beantragen. Hiefür war der Zeitpunkt erst jetzt gekommen, da Ungarns Regierung im Begriffe stand, mit der ältesten, mit der staatsgründenden und staatserhaltenden Kirche einen Kampf aufzunehmen. Die Bundesgenossenschaft

---

1) „Histor.-polit. Blätter", 1892, Bd. 109, Heft 5: „Die neuen Reichstagswahlen in Ungarn", S. 348 ff.

und Unterstützung des Judenthums für diesen „Culturkampf“, wie der absichtlich herbeigezerrte kirchenpolitische Streit ganz unrichtig benannt wird, sollen der Regierung den Sieg sichern. Es war also nur consequent, daß das Ministerium im Reichstag die feierliche Erklärung abgab, es werde noch vor Ablauf des Jahres 1892 der Gesetzgebung die Vorlage über die „Reception“ der jüdischen Confession zur verfassungsmäßigen Behandlung einreichen.

Angesichts dieser Haltung und Tendenz der Regierungspolitik in den kirchlichen Streitfragen sah der Episkopat Ungarns sich genöthigt, auch seinerseits die Grenzpunkte für sein Verhalten deutlich abzustecken. Dies geschah unter Anderem in der Bischofsconferenz vom 10. Mai 1892, in welcher die von uns oben angedeuteten sogenannten Vermittlungs-Vorschläge der ungarischen Regierung definitiv abgelehnt, dagegen die Nothwendigkeit der Revision des §. 12 des Gesetz-Artikels 53: 1868 entschieden bejaht wurde. Die Bischöfe billigten damit zugleich das Vorgehen des niederen Klerus und die zahlreichen Petitionen der Gläubigen, welche zu Gunsten dieser Gesetzes-Revision an beide Häuser des Reichstages gerichtet worden waren.

Allein trotz dieser offenkundig gewordenen Differenz in der Auffassung der Regierung und des Episkopats suchte der Letztere gemäß den Weisungen aus Rom und im wohlverstandenen Interesse der Kirche und des Staates noch immer einen Bruch mit der Regierung wo möglich zu vermeiden. Namentlich blieb es das Bestreben des Fürstprimas, getreu seinem ersten Hirtenbriefe, im Dienste der Erhaltung des Friedens zwischen den geistlichen und weltlichen Gewalten alles Erlaubte zu versuchen.

Es geschah dies von Seiten des Fürstprimas in seiner monumentalen Rede, die er am 4. Juni 1892 im ungarischen Magnatenhause gehalten und wodurch er mit Einem Schlage die wärmste Sympathie, das freudigste Vertrauen aller Katholiken, aber auch bei den Akatholiken die aufrichtigste

wies den Vermittlungs-Vorschlag des Fürstprimas kurzer Hand von sich, und so war auch dieser letzte Versuch von kirchlicher Seite zur friedlichen Verständigung gescheitert.

In der Thronrede, womit Se. Majestät am 22. Februar 1892 den neugewählten ungarischen Reichstag eröffnet hatte, hieß es: „Hinsichtlich der religiösen Angelegenheiten hoffen und erwarten Wir mit Sicherheit, daß die Kirche und der Staat ihre erhabenen Aufgaben, unter Wahrung ihrer gegenseitigen Interessen und Rechtskreise, in jener traditionellen Harmonie erfüllen werden, welche als eine Hauptgarantie der allgemeinen Rechtsordnung und der Religiosität in Unserm geliebten Ungarn zwischen Kirche und Staat im Interesse und zum Wohle Beider seit Jahrhunderten bestanden hat".

Diese berechtigte allerhöchste Hoffnung und Erwartung ging, wie wir gesehen, nicht nur nicht in Erfüllung, sondern statt der jahrhundertelang bestandenen Harmonie zwischen Kirche und Staat entwickelte sich, in Folge der Haltung der Regierung und ihrer Principiengenossen in Parlament und Presse, der anfänglich wenig bedeutsame Wegtaufungsconflikt mehr und mehr zu einem großen Kampfe zwischen den kirchlichen und den weltlichen Gewalten auf der ganzen Linie der Kirchenpolitik.

(Schluß-Artikel folgt.)

Ma;
die
Ka

XIX.

Die „Elsaß-Lothringische Frage“ und der „Neue Curs“.

Gibt es denn wirklich eine „Elsaß-Lothringische Frage?“ Es ist möglich, daß es bislang eine solche nicht gab oder hat geben sollen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sich mancher, der an die Existenz dieser „Frage“ glaubte, bislang eifrig gehütet hat, diesem seinem Special-Glauben Ausdruck zu geben, um nicht in die Classe der „Attentäter“, „Hochverräther“, der Reichsfeinde schlimmster Sorte verwiesen zu werden. Denn wenn der „Reichsfeind“ in Gänsefüßchen heute auch kaum beim Volke größeren Credit hat, als der „schwarze Mann“ bei kleinen Kindern, so läßt sich doch nicht verkennen, daß mit dem Brustton vollster Ueberzeugung der Reichsfeind gegen den geschleudert werden wird, der es wagen sollte, zuerst ernsthaft von der Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich zu reden. Und das mag, wie gesagt, die Ursache sein, daß so mancher verschweigt, was er über Elsaß-Lothringen und seine Zukunft denkt.

Ist es unter diesem Gesichtspunkte schon sehr bemerkenswerth, daß thatsächlich neuerdings Jemand die „Elsaß-Lothringische Frage“ angeschnitten hat, so ist es noch bemerkenswerther, daß dieß ein höherer Reichsbeamter war. Und ist es wiederum sehr bemerkenswerth, daß die verbündeten Regierungen zu einem solchen Vorgehen schwiegen, so ist es noch bemerkenswerther, aber aus dem Vorherbemerkten leicht erklärlich, daß Niemand unseres Wissens

gethan hat, als hätte er das Anschneiden durch einen kaiserlich deutschen Generalconsul einerseits, das Schweigen der „competenten" Kreise andererseits bemerkt.

Nun, diese „Blätter" haben schon so manches Odium auf sich genommen, diesmal werden sie wohl nicht schwer tragen, wenn sie den Worten des Herrn Julius von Eckardt, kaiserlich deutschen Generalconsuls zu Stockholm und Unterhändler des handelspolitischen modus vivendi mit Rußland, in Sachen Elsaß-Lothringens einige größere Publicität geben.

In seinem nach mehr als einer Richtung hin merkwürdigen anonymen Buche „Berlin — Wien — Rom,[1]) welches dem Fürsten Bismarck bekanntlich so großen Verdruß bereitet hat, daß er der Welt „eine Geschichte erzählte, wie man Generalconsul wird," von Tunis nämlich, — in diesem Buche spricht sich Hr. v. Eckardt an einer Stelle über die Elsaß-Lothringische Frage aus, wo er es gar nicht nöthig gehabt hätte. Daraus dürfte wohl richtig zu folgern sein, daß er sich über diese Frage aussprechen wollte und daher sich über dieselbe ausgesprochen hat, daß es sich also um eine mit voller Absichtlichkeit herbeigeführte Anschneidung der Frage handelt. Lassen wir zunächst dahingestellt, ob der Urheber der Anschneidung hier dem eigenen Triebe folgte, oder ob er dazu, wie zu seinem ganzen Werke, von „Niemand" eine Anregung empfangen hat. Halten wir zunächst fest, daß unser für den „Neuen Curs" in die Arena anonym hinabsteigende General-Consul nicht zu seiner Aeußerung provocirt war, sondern aus sich heraus dieselbe machte.

Denn es will doch nicht verfangen, daß er dem Programm, auf welches nach ihm die Anhänger des Fürsten Bismarck sich eingeschworen glauben und dessen Durchführung

1) „Berlin — Wien — Rom. Betrachtungen über den neuen Curs und die neue europäische Lage". Leipzig, Duncker und Humblodt, 1892. IX u. 273 S.

sie als „Erbschaft Bismarcks" fordern, an letzter Stelle auch folgenden Punkt einfügt (S. 9 f.): „Mit Frankreich auf dem politischen Kriegsfuß zu bleiben, sind wir genöthigt, solange die Besiegten von 1870 nicht vollständig und in aller Form auf Elsaß-Lothringen verzichtet haben. Ganz Europa weiß, daß wir diese uns stammverwandten und unentbehrlichen Länder zu rechtmäßigem Eigenthum erworben haben, und daß jede Antastung unseres Eigenthums zugleich ein Attentat gegen den bestehenden Rechtszustand bedeutet. Zugeständnisse und gute Worte sind in Frankreich ebenso übel angebracht, als in den Reichslanden. Wir müssen von unseren Machtmitteln jeden Gebrauch machen, der keine direkte Herausforderung in sich schließt, anderen Erwägungen, als denjenigen des eigenen Vortheils, aber auch in Elsaß-Lothringen die Thüre verschließen".

Wir sagen, die Einfügung dieses Punktes in's Programm der „Bismärckler" verfinge nicht, um Hrn. von Eckardt als provocirt darzustellen. Denn die erste Hälfte ist doch bis jetzt gegen Frankreich auch von anderen Leuten vertreten worden, als von „Bismärcklern"; gegen den „Neuen Curs" sie zu proklamiren, hätte doch nur dann einen Sinn, wenn der „Neue Curs" an eine Herausgabe Elsaß-Lothringens dächte. Davon aber hatten wir bis jetzt (bezw. bis zum Erscheinen des Eckardt'schen Buches) nichts gehört und ebensowenig davon, daß eine derartige Proklamation an den „Neuen Curs" irgendwo erlassen ist. Es handelt sich also um ein Fechterkunststück des Verfassers, der an die erste „frei erfundene" Hälfte sehr geschickt jene Tiraden knüpft, die thatsächlich gegen den „Neuen Curs" aus Anlaß der Aufhebung des Paßzwanges gemacht sind. Wie Thomas Däumling sich nach dem englischen Märchen erst aus Pappe die Riesen machte und sie dann nachher todtschlug, so auch unser Verfasser: er hat den Nagel in die Wand geschlagen, an den er seinen Rock hängen will. Denn wohlgemerkt: auf die Rechtfertigung der Paßzwangs-Aufhebung kommt

der Verfasser S. 145 bis 148, ohne dabei die fatale Elsaß-Lothringische Frage anders als im landläufigen Sinne zu berühren, hier aber, zu Beginn seines Buches, läßt er jene Rechtfertigung bei Seite, um sublimste Politik zu treiben. Und zu dem ersten Fechterstück fügt er gleich das zweite.

Der so sonderbar gemischte Elsaß-Lothringische-Passus in dem Programm der Bismärckler war, wie schon bemerkt, der letzte Punkt desselben. Der Verfasser hält es nun, wo er sich mit diesem Programm näher beschäftigt, für angemessen, diesen letzten Punkt zuerst zu behandeln — ein neuer Beweis, daß er nicht einer Provocation begegnen, sondern, ohne Rücksicht auf eine solche, sich aussprechen, ja am Ende selbst provociren wollte. Doch darüber später. Hören wir jetzt einmal, was Hr. von Eckardt (S. 11) den oben mitgetheilten Sätzen entgegenstellt:

„Schade nur, daß gerade in den entscheidenden Punkten große und tiefgehende Unterschiede zwischen der Auffassung des Meisters und den Doktrinen der Schüler bestanden und daß die Voraussetzungen, von denen er ausgegangen war, zu denjenigen der herrschenden Meinung nur ausnahmsweise stimmten. Uns hatte die Wiedererwerbung Elsaß-Lothringens die Befriedigung eines tiefgefühlten nationalen Bedürfnisses bedeutet, — er hatte sie als Frohne (corvée) bezeichnet".

Und nun kommen Auseinandersetzungen nicht des Fürsten Bismarck, sondern des Verfassers, von solcher Tragweite und Gewichtigkeit, daß wir sie mit einem gewaltigen „Hört, hört!" einleiten müssen. Hört, hört! was uns ein kaiserlich deutscher General-Consul sagt (S. 11—15):

„Und eine „corvée", eine von Jahr zu Jahr anwachsende Last war diese Erwerbung geworden, die nicht der Befriedigung eines romantisch-nationalen Dranges, sondern lediglich der unabweisbaren militärischen Nothwendigkeit gegolten hatte, jener Nothwendigkeit, die von Wilhelm I. von Württemberg in das bekannte Wort zusammengefaßt worden war, ‚daß Süddeutschland sich einer deutsch-nationalen Politik rückhaltlos nicht hin-

geben könne, solange Straßburg nicht deutsch geworden'. Dem Gebote dieser Nothwendigkeit konnte nur um den Preis der Uebernahme schwerer Lasten entsprochen werden. Denn als Last mußte es empfunden werden, daß wir einen nationalen Umschmelzungsproceß durchführen sollten, der sich in der grellen Tagesbeleuchtung des 19. Jahrhunderts durchaus anders ausnahm, als verwandte Wandlungen vergangener Zeitalter, in denen die Menschen sich unerbetenen staatlichen Veränderungen gewohnheitsmäßig und in aller Stille unterworfen hatten. Auf das Gaukelspiel einer Volksabstimmung, wie sie 1860 in Savoyen vorgenommen worden, hatte das deutsche Wahrheitsgefühl sich nicht eingelassen, damit aber zugleich auf die wohlklingenden Umbenennungen eines Vorgehens verzichtet, das den Schein der Gewaltsamkeit nicht immer meiden konnte. Was bedeuteten Deutschheit und allemannische Sprache der national-indifferenten Masse, gegenüber dem hartnäckigen Widerstande, den die Gebildeten der Reichslande uns entgegengesetzt? Welcher Einfluß konnte für geschichtliche Erinnerungen versunkener Jahrhunderte in Anspruch genommen werden, wo das lebendige historische Bewußtsein des Landes keine andere Vergangenheit kannte und kennen wollte? Auf anfängliches Sträuben der ‚wieder unser' gewordenen Stammesgenossen hatten wir uns ebenso gefaßt gemacht, wie auf die Unvermeidlichkeit eines vieljährigen Rüstungszustandes; daß unsere, in bester Meinung unternommenen, den gesammten Kreis vorhandener Möglichkeiten erschöpfenden Verständigungsversuche sammt und sonders an dem Uebelwollen der einen und der Gleichgiltigkeit der andern abprallen würden, und daß der deutsche Bewaffnungszustand sich zu einer Kriegsbereitschaft der halben Welt erweitern werde: das übertraf alle Befürchtungen. Während wir mit ansehen mußten, daß die deutsche Besitzergreifung Elsaß-Lothringens zum Vorwande erbarmungsloser und erfolgreicher Zerstörungen in zahlreichen außerhalb der Reichsgrenze gebliebenen Vorwerken deutscher Bildung genommen wurde, ließen greifbare Erfolge unserer Germanisationsarbeit sich nicht nachweisen. Den Hoffnungen, welche hier auf Wiederbelebung von Patrikularismus und Autonomismus der Elsaß-Lothringer, dort auf Würdigung der ihnen zugewendeten wirthschaftlichen Vortheile gegründet worden

waren, folgte die Enttäuschung, so oft unsere neuen Mitbürger an die Wahlurnen traten. Die Rathschläge, welche Presse und Publikum den an die Vogesen entsendeten altdeutschen Pionieren gönnten, blieben ebenso unfruchtbar, wie die an den reichsländischen Verwaltungen geübten Kritiken. Mißgriffe ließen sich den Männern, welche die schwierigste aller politischen Aufgaben der Zeit übernommen hatten, vielfach nachweisen; Fehler, auf welche der Mißerfolg als solcher hätte überwälzt werden dürfen, lagen nicht vor. Man hatte es weder an Geduld, noch an Unermüdlichkeit fehlen lassen, weder sanfte, noch energische Mittel gespart und guten Rath angenommen, wo immer derselbe zu haben gewesen war. Und dennoch blieb es dabei, was ein geistreicher, gouvernementalen Kreisen durchaus fernstehender Beobachter bereits vor Jahren gesagt hatte: ‚Und wenn ein Engel vom Himmel herabkäme, so würde er nichts ausrichten, solange die gegenwärtige, in Pariser Ueberlieferungen emporgekommene elsaß-lothringische Generation am Ruder ist!‘

„Die Last dieser undankbaren und dennoch unvermeidlichen Arbeit ist von der Nation mit musterhafter Geduld getragen worden. Auf die andere Last, diejenige eines vieljährigen, gegen Frankreich gerichteten Rüstungszustandes, hatten wir uns von vornherein eingerichtet. Herrschender Meinung nach sollten die den Franzosen gemachten Friedensbedingungen für die Dauer des errungenen Friedenszustandes gleichgiltig gewesen sein. Man nahm an, daß die Besiegten von 1870 in jedem Falle, auch demjenigen der Beibehaltung der alten Grenzen, auf Wiedervergeltung Bedacht genommen haben würden, und daß die Unvermeidlichkeit eines abermaligen Krieges uns ein Recht mehr gegeben habe, das wichtige Grenzland in Besitz zu nehmen Auf Groll, Haß und Verläumdung derjenigen, die an den französischen Verlusten von 1871 betheiligt gewesen, waren wie gleichfalls gefaßt. Mit diesen allein sollten wir indessen nicht zu rechnen haben. Es gewann vielmehr den Anschein, als ob es Unbetheiligte überhaupt nicht mehr gebe. Nicht Frankreich allein, die halbe Welt trat unter die Waffen, von nahen wie von entfernten Nachbarn wurden wir dafür verantwortlich gemacht, daß ein allgemeiner Rüstungszustand eingetreten sei und daß Europa das Friedensgefühl nicht mehr wiederzufinden ver-

möge. Die eine Grenzverrückung sollte alle Grenzsicherheiten in Frage gestellt, alle Staaten, und insbesondere diejenigen mit deutscher Bevölkerung an die Gewehre gerufen haben. Uns wurde zur Last gelegt, daß Europa sich in ein ungeheures Arsenal verwandelt habe, daß die nationalen Gegensätze sich zu noch nicht dagewesener Schärfe steigerten, daß sie allenthalben ruhige Bildung zurückdrängten und daß sie die Solidarität der europäischen Culturinteressen in Frage stellten. Die einzelnen billigen Stimmen, die sich zu Gunsten des von uns geübten Kriegsrechts erhoben, wurden von einem Chorus überschrieen, der uns Verleugnung der Ideen des Jahrhunderts und Antastung des angeblichen Selbstbestimmungsrechts der Völker und Individuen vorwarf. Den Zustand der Isolirung, den Graf Moltke in die bekannte klassische Formel gebracht hat, sollten wir selbstverschuldet und durch die Wegnahme Elsaß-Lothringens absichtlich herbeigeführt haben!"

Wir haben uns der Versuchung enthalten, da und dort Bemerkungen zu machen, bitten aber nun den geneigten Leser, die Eckardt'sche Ausführung noch einmal zu lesen und sich dann zu sagen, ob wir Unrecht haben mit dem Satze: Der langen Rede kurzer Sinn ist der: „Das deutsche Reich hat eine offene Wunde am Leibe, und diese offene Wunde heißt Elsaß-Lothringen".

Es ist äußerst interessant, den Verfasser darüber zu hören (S. 15—22), wie gerade die Elsaß-Lothringische Frage Frankreich zu der so widernatürlichen (ob geschriebenen oder ungeschriebenen, jedenfalls vorhandenen) Anbündelung an Rußland getrieben hat. Es ist interessant, aber die Wiedergabe an dieser Stelle ist nicht von Nöthen. Der Eindruck, daß es sich um eine offene Wunde handle, wird durch jene Ausführungen verstärkt, ohne daß eigentlich ein neuer Gesichtspunkt in Erscheinung tritt. Hören wir also nur den Schluß, da dieser Schluß wieder zum Fürsten Bismarck und von der französischen zur deutschen Auffassung von der offenen Wunde überleitet (S. 22 f.).

„Ueber Tragweite und Verantwortlichkeit, Rußland zur Ueberfluthung Mitteleuropas einzuladen und dadurch panslavistischen Plänen Vorschub und Vorspann zu leisten, hat die Masse chauvinistischer Revancherufer sich begreiflicher Weise niemals Rechenschaft gegeben. Wiesen Männer, wie der greise Dufaure und Baron Stoffel auf die Ungeheuerlichkeit dieses Gedankens hin, um einer inneren europäischen Angelegenheit willen den Osten zu einem Angriff auf die abendländische Culturwelt einzuladen, so gab man ihnen zur Antwort, daß Deutschland es ja in der Hand habe, diese drohende Eventualität durch Herausgabe seiner Eroberungen auszuschließen. Der Sieger, nicht der Besiegte von 1870 werde die Verantwortlichkeit dafür zu tragen haben, wenn die Wiederherstellung der alten französischen Grenzen mit einer Gefährdung des Besitzstandes abendländischer Bildung bezahlt werden sollte. Dem deutschen non possumus in Sachen Elsaß-Lothringens müsse ein ebenso energisches französisches non possumus entgegengesetzt und deutschen Klagen über Gefährdung der gesammten europäischen Civilisation zur Antwort gegeben werden, daß die Verantwortung dafür dem Sieger, nicht dem Besiegten von 1870 zufalle!“

Im unmittelbaren Anschluß an diese Worte fährt der Verfasser fort (wir lassen nur eine Stelle, 19 Worte, aus, welche sich auf die von uns nicht wiedergegebenen Auseinandersetzungen des Hrn. v. Eckardt über das französisch-russische Bündniß beziehen, und punktiren die Lücke), wie folgt (S. 23 f.):

„Ob Fürst Bismarck vorhergesehen hat, daß die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens bei Ausgang des Jahrhunderts zum einzigen, die gesammte übrige Staatsraison verschlingenden, Zwecke der französischen Politik und damit zur Quelle einer europäischen Gefahr werden werde, wissen wir nicht. Daß er unbeirrt durch den Jubel der Theilnehmer und Zeugen seines größten Erfolgs die Tragweite desselben nüchtern geprüft hat, beweisen ... ungezählte Akte der weisen und besonnenen Mäßigung, die er Frankreich gegenüber beobachtete. Sieht man von der — eigentlich niemals opportun gewesenen — Maßregel betreffend die in die Reichslande ausgestellten Fremdenpässe ab,

so ergibt sich, daß Selbstgefühl und berechtigte Interessen eines feindlichen Nachbarn niemals unbefangener und billiger geschont worden sind, als durch den deutschen Staatsmann des Jahrhunderts. Wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, die Besiegten von 1870 mit ihren Territorialverlusten zu versöhnen, so hätte ihm das gelingen müssen. Seine Ausführungen über das Mißverhältniß von Gewinn und Verlust bei mitteleuropäischen Kriegen, seine Nachweisungen der Vortheile, die Frankreichs natürliche Nebenbuhler von fortgesetztem Hader der Combattanten des letzten großen Krieges gezogen, sind den französischen Interessen so zu sagen auf den Leib geschrieben. Seine Kundgebungen in Sachen des Ankaufs der englischen Suezkanal-Aktien (1875), die von ihm vermittelte englisch-französische Verständigung vom Mai 1879 (in Sachen Egyptens), sein in der tunesischen Angelegenheit (1881) beobachtetes Verfahren, die Art der Erledigung der Streitfälle Schnäbele und Kaufmann, dürften ihrem vollen Umfange nach nur da gewürdigt worden sein, wo man sich der vollen Tragweite der elsäßisch-lothringischen Frage bewußt gewesen ist. Denn darüber sind niemals, auch nicht zur Zeit günstigen Standes unserer Beziehungen zu Rußland, Zweifel möglich gewesen, daß die Annexion des zwei Jahrhunderte lang französisch gewesenen Grenzlandes schließlich eine Anweisung Frankreichs auf die russische Allianz bedeute, welche früher oder später einkassirt werden würde. Unverhofft günstige Umstände hatten diese Gefahr von Jahr zu Jahr hinausgeschoben: sie wurde unabwendbar, als Frankreich alle übrigen zum Ziele führenden Wege abgeschnitten worden waren und als Rußland auf anderweite Bundesgenossen nicht mehr zu rechnen hatte".

Und damit — hört, hört! — schließt Hr. von Eckardt seine Auslassungen über die Elsaß-Lothringische Frage und geht zu etwas Anderem über.[1]) Wie? Geht

1) Er streift diese Frage allerdings noch einmal (S. 89 f.), aber in einem andern Zusammenhange. Er setzt nämlich, gegen ein deutsch-russisches Bündniß polemisirend, auseinander, wenn Deutschland Rußland geholfen habe, Oesterreich zu vernichten,

die Sache, der so viel Worte, ja Seiten, gewidmet sind, aus, wie das Hornberger Schießen? War die Sache Hrn. von Eckardt wichtig genug, sie in so verblüffend deutlicher Weise auf's Tapet zu bringen, so geschah das gewiß aus gewichtigem Grunde! Aber welches mag der Grund sein?

Herr von Eckardt will offenbar zunächst darauf aufmerksam machen, daß der „Neue Curs" in seiner Erbschaft die offene Wunde vorgefunden hat. Des Weiteren hat er dieselbe mit der kritischen Sonde wohl deßhalb nur so genau untersucht, um uns zu sagen: „Noch ist die Wunde nicht brandig; aber sie wird unbedingt brandig, wenn's so fortgeht. Und wird sie brandig, so sind wir, ist der ‚Neue Curs' schuldlos. Die Schuld fällt auf den, der die Wunde schuf sowohl, wie auf den, der uns nicht die Mittel gibt, sie auszubrennen."

Eine weite Perspektive ist es, welche sich da vor uns aufthut! Der getreue Eckardt des „Neuen Curses" sagt uns zwar wortlos, aber nicht undeutlich: „Macht Eure Vorschläge — oder bewilligt Eine Militärvorlage nach der andern!"

In welcher Richtung diese Vorschläge liegen müßten, um des Verfassers Beifall zu finden, das ist nicht schwer zu errathen. An der bereits in einer Anmerkung gekennzeichneten Stelle führt er aus, wie Deutschland gar leicht bei einer falschen Politik (Bündniß mit Rußland) Elsaß-Lothringen verlieren könne. Nach dem ganzen Gedankengang seines Werkes läßt sich seine Ansicht von einer richtigen Politik Deutschlands dahin formuliren: 1) Engstes Zusammengehen mit Oesterreich. 2) Versöhnung mit Frank-

---

dann sei es von Rußland abhängig und dieses könne eines schönen Tages Frankreich seine Orientansprüche abkaufen mit — Elsaß-Lothringen. Ob sich aus diesem wiederum nicht provocirten Zukunftsbild ein Schluß auf die Gegenwart ziehen läßt, wollen wir im Verfolg des Textes versuchen.

reich, 3) Verdrängung Rußlands aus der europäischen Machtsphäre. Und das Alles, Alles, deutet unser diplomatischer Verfasser an, ist zu haben für .... Es wäre Alles in Ordnung, wenn ....

Sicherlich könnte Hrn. von Eckardt kein größerer Gefallen geschehen, als wenn Jemand seine unausgesprochenen „....." in ein verständliches Deutsch übersetzte. Mit andern Worten: Hr. von Eckardt hat nicht nur das größte Interesse daran, die von ihm so nachdrücklich aufgerollte Elsaß-Lothringische Frage im Fluß bleiben zu sehen, sondern am liebsten wäre es ihm gewiß, wenn Jemand das erlösende Wort spräche: „Gebt Elsaß-Lothringen zurück!"

Wir sehen nicht ein, daß wir Hrn. von Eckardt diesen Gefallen thun sollten. Wir machen vielmehr auf einen Gesichtspunkt aufmerksam, der denn doch gewichtig genug ist, auch diesem die verdiente Publicität zu geben. Der geschwätzige Alte von Friedrichsruhe hat nämlich in einem seiner beinahe unzähligen Interviews ausgeplaudert, und es scheint uns das zu wenig beachtet zu sein, die französischen Unterhändler hätten 1871 die Neutralisirung Elsaß-Lothringens, eventuell unter Vereinigung mit der Schweiz, ihm in Vorschlag gebracht. Nun, wenn der Mann nicht geflunkert hat, so war dieser Vorschlag vielleicht nicht der dümmste zur Herbeiführung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Frankreich und Deutschland. Wie ein zweites Polen, das einst der Prellbock zwischen Rußland und Europa war, eine Zone von den Alpen bis zum Meer (Schweiz, Elsaß-Lothringen, Belgien) zwischen den Kämpfern von 1870/71: das ist ein Gedanke, den wohl ein Bismarck unbesehen verwerfen konnte, den zu überlegen aber dazumal immerhin von einiger Klugheit gezeugt hätte.

Noch könnte fraglich sein, mit welcher Berechtigung wir in der Ueberschrift zu diesen Zeilen nicht Hrn. von Eckardt, sondern den „Neuen Curs" mit der Elsaß-Lothringischen Frage in Verbindung brachten. Darüber jetzt noch einige Worte

Die „Hamburger Nachrichten“ und ihr sattsam bekannter Hintermann haben sofort nach dem Erscheinen des Eckardt'schen Buches dasselbe als „officiösen“ Ursprungs, als „inspirirt“ u. s. w. ausgeschrieen und demgemäß — verhämmert. Die bekannten „nahestehenden“ Blätter in Berlin und anderswo haben das Gegentheil „festgestellt“. Danach hat man im Auswärtigen Amte erst nach dem Erscheinen des Buches dasselbe kennen gelernt. „Niemand“ hat Hrn. von Eckardt „veranlaßt“ u. s. w. Alles dieses pro und contra läßt uns sehr kalt. Wir sagen uns so: der „Neue Curs“ konnte mit der Vertheidigung, wie das Eckardt'sche Buch sie ihm lieferte, im Allgemeinen sehr zufrieden sein, und schwieg also — ein gewichtiges Lob. Falls der „Neue Curs“ aber mit der Aufrollung der Elsaß-Lothringischen Frage, so wie Hr. von Eckardt sie aufgerollt hat, nicht einverstanden war, so durfte er nicht schweigen! Der Artikel des Botschafters z. D. in der „Post“ war denn doch wahrlich der Gipfel von Harmlosigkeit gegen diese Elsaß-Lothringische Excursion des aktiven General-Consuls! Dort ein regelrechtes Disciplinar-Verfahren, hier ein regelrechtes — Ausschweigen! Wer uns da einen Vorwurf machen will, wenn wir sagen: Herr von Eckardt hat uns das gesagt, was der „Neue Curs“ über diese Frage denkt, den wollen wir sehen!

„Schlage mich, aber höre mich!“ ist das Motto, welches Hr. von Eckardt seiner Schrift vorgesetzt hat. Nun, wir haben ihn gehört; das Schlagen überlassen wir Anderen!

X.

II.

Festschrift zum goldenen Bischofsjubiläum[1]) Leo's XIII.

Am 19. Februar 1893 wird ein Zeitraum von fünfzig Jahren seit jenem Tage verflossen sein, an welchem der Staatssekretär Gregors XVI., Ludovico Cardinal Lambruschini, dem damaligen päpstlichen Delegaten von Perugia, Msgr. Gioacchino Pecci, welchen der Papst zum Titularerzbischof von Damiette erhoben, die bischöfliche Consecration ertheilte. Die erhabene Feier vollzog sich in der altehrwürdigen Titelkirche St. Lorenzo auf dem Viminalischen Hügel zu Rom in Anwesenheit des belgischen Gesandten Grafen D'Oultremont und anderer belgischer Landsleute von Auszeichnung, welche damit den hervorragenden Prälaten ehren wollten, welchen der hl. Vater mit der Stellung eines Nuntius am Hofe König Leopolds I. betraut hatte. Fünfzig Jahre bischöflichen Wirkens wurden ausgefüllt durch die Bekleidung der Nuntiatur in Brüssel, die geistliche Verwaltung der Diöcese Perugia und seit dem 20. Februar 1878 durch die Führung des Oberhirtenamtes auf dem Stuhle des heil.

---

1) Leo XIII. Seine Zeit, sein Pontifikat und seine Erfolge. Von Dr. theol. Johannes Weinand, Gymnasial-Oberlehrer und Religionslehrer am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium zu Aachen, Ehrenkämmerer Sr. Heiligkeit. Unter Benützung der mit Gutheißung Sr. Heiligkeit von Dr. Bernard O'Reilly herausgegebenen authentischen Aufzeichnungen. Neue reich illustrirte Ausgabe. Köln a. Rhein, J. P. Bachem. Lex. 8°. XXIV, 464 S.

Petrus. Auf das glorreiche Wirken des heiligen Vaters hier nochmals eingehen, hieße Eulen nach Athen tragen, nachdem der preußische Episkopat in einem umfassenden Hirtenbrief vom 20. November 1893 in gedrängter Uebersicht die vornehmlichsten Ereignisse aus der gesegneten Wirksamkeit Leos XIII. zusammengestellt und auf die Bedeutung des hohen Festes hingewiesen. Neben diesem denkwürdigen Aktenstück wünschen wir auch das ganz hervorragende Pastoralschreiben des eben mit dem Erzbischof Philippus Krementz von Köln und dem Fürstbischof Georg Kopp von Breslau in das heilige Collegium berufenen neuen Erzbischofs Herbert Vaughan von Westminster hervorzuheben. In beredten Worten und unter weiser Verwendung geschichtlicher Thatsachen schildert dasselbe Englands Verbindung mit dem apostolischen Stuhl und beleuchtet außerdem die erhabene Wirksamkeit Leo's XIII., welchem die englische Kirche schon heute wegen so vieler rührender Beweise oberhirtlicher Sorgfalt zu unsterblichem Danke verbunden sei.

Neben diesen dem unmittelbaren praktischen Bedürfniß dienenden Dokumenten verdienen aber auch jene Schriften unsere Beachtung, die sich ein umfassenderes Ziel stecken, indem sie das ganze Leben und Wirken des heiligen Vaters zum Gegenstand der Behandlung erheben. Wir stehen nicht an, der Papst-Biographie von Weinand unter allen hier einschlagenden Versuchen die Palme zuzuerkennen. In der ersten Auflage von 1887 stand derselbe noch unter dem Einfluß der Vorlage von O'Reilly, die jetzige zweite Auflage erscheint dagegen als eine durchaus originale Leistung, wie wir sie berechtigt sind von einem Manne zu erwarten, der zu den namhaftesten Mitarbeitern des Kirchenlexikons und des Staatslexikons gehört. Abweichend von O'Reilly, der bei aller Bildung und Schärfe nicht selten im Banne iro-amerikanischer Anschauungen steht, bewegt Weinand sich auf der katholischen Höhe. In erhebenden Worten stellt das einleitende Wort den Unterschied zwischen der Priestersecundiz

und der Bischofssecundiz des heiligen Vaters dar. In jener erschien Leo XIII. als der Bringer des kirchlichen Friedens, in dieser leuchtet er als der Hort des socialen Friedens. In einer Zeit, welche der Behandlung der Naturwissenschaften überwiegende Bedeutung zuerkennt, dagegen die Wissenschaft des Geistes zurückdrängt, erscheint uns namentlich die genaue Beschreibung des Ganges der klassischen Studien im Leben Pecci's von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die nicht wenigen geistreichen Bemerkungen Weinands, welche sich auf Zustände und Bestrebungen der Gegenwart richten, sind ebenso viele Worte der Vertheidigung der in den katholischen Schulen althergebrachten Methode.

Ein bedeutender Vorzug unserer Schrift liegt in den knappen aber scharfen Zügen, mit welchen der Verfasser die politische, religiöse und sociale Lage der einzelnen Länder schildert, auf welche die oberhirtliche Wirksamkeit des Bischofs und Papstes sich bezieht. Was der Verfasser über Italien, Frankreich, England und Irland, Nordamerika, Afrika, Ostindien und Japan in dieser Beziehung in seine Darstellung eingeflochten, dünkt uns ein Hintergrund, von welchem die gesegnete Wirksamkeit des Papstes glänzend sich abhebt. Insbesondere scheinen Irland und Frankreich, entsprechend dem Gange seiner Studien und literarischen Leistungen, seine Aufmerksamkeit gefesselt zu haben. Bei der bloßen Nennung der großen Lehrschreiben des Papstes ließ Weinand es nicht bewenden. Als gewiegter Theologe weiß er sie kurz, und dennoch klar, in gemeinverständlicher Weise zu beleuchten. Als äußerst dankenswerth bezeichnen wir die erschöpfende und genaue Behandlung der auf Beilegung des Culturkampfs gerichteten Bemühungen des heil. Vaters und der Kaiser Wilhelm I. und Wilhelm II., wohin wir auch die neuesten kirchenpolitischen Vorgänge in Bayern, welche den Niedergang des sogenannten Altkatholicismus bezeichnen, einbeziehen.

Mit besonderer Vorliebe hat Weinand das letzte Kapitel „Vom goldenen Priesterjubiläum (31. Dezember 1887) bis

zum goldenen Bischofsjubiläum (19. Februar 1893)" ausgearbeitet. Wahre Glanzpunkte bilden hier die Schilderung der Theilnahme des Papstes an der Antisklaverei-Bewegung in Afrika und Brasilien, sowie sein Eintreten zu Gunsten der Arbeiter in der Encyklika „Rerum novarum". Das letzte große Schreiben des Papstes wider die grundstürzenden Bestrebungen der italienischen Freimaurerei vom 8. Dezember 1892 erschien erst, als Weinand sein Manuskript abgeschlossen hatte.

Das erhebende Bild, welches uns hier von Leo XIII. auf den verschiedenen Gebieten seiner weltumspannenden Thätigkeit gezeichnet wird, läßt sich in den Schlußsatz zusammenfassen: „Er ist für Kirche und Welt in Wahrheit das ‚Licht am Himmel' geworden, welches über die Schwelle des Jahrhunderts hinüberleuchtet hell und mächtig in das Dunkel der Zukunft".

Endlich wollen wir die vornehme Ausstattung der weit über die Bedeutung einer Gelegenheitsschrift hinausgehenden Arbeit betonen. Nicht weniger als hundertdreiundfünfzig Bilder in den besten Lichtdrucken, darunter eine Anzahl Vollbilder, gereichen ihm zu besonderer Zierde. Der nichtkatholische Leser wird sich bei der Lektüre des reichhaltigen Buches vor der ehrwürdigen Persönlichkeit Leos XIII. achtungsvoll beugen, der Katholik aber außerdem seines heiligen Glaubens froh werden.

XXI.

Zeitläufe.

Liberalismus und Militarismus an der Zeiten Wende. I.

Den 24. Januar 1893.

Ein Glück hat das neue Jahr doch gebracht: den Liberalismus in tausend Aengsten. Alle Umwälzungen in Europa gehen nun einmal von Frankreich aus, und gerade hundert Jahre nach jener ersten großen Erschütterung durchzittert der Beginn der zweiten die ganze alte Welt. In welcher Richtung das Erdbeben verlaufen wird, vermag kein Menschenverstand zu berechnen; aber Eines ist gewiß: jene Classe, die damals aus dem Meere blutiger Frevel sich allmählig zur Herrschaft über Staat und Gesellschaft aufgeschwungen hat, ist ihres Credits verloren gegangen. In deutscher Sprache gibt es keinen Eigennamen für diese Classe; denn es wäre eine Schändung des „Bürgerthums", wenn man es mit der „Bourgeoisie" zusammenwerfen wollte. Bei uns deckt sich der Begriff mit dem vom Juden, und das gemeinsame Merkmal ist der Liberalismus.

Was für den Staat der alten Gesellschaft die Monarchie war, das war für den Staat der neueren Gesellschaft der Parlamentarismus mit oder ohne Republik, und diese Herrschaftsform des Liberalismus ist jetzt mit einem schmählichern Ende bedroht, als vor hundert Jahren die mittelalterliche Monarchie. Keine Menschenkraft schien der liberalen Tyrannei

mehr gewachsen, denn sie hatte das Geld. Jetzt endet sie plötzlich durch Selbstmord mit Geld. Vor Kurzem noch war es ihr „eine Lust zu leben"; „heute", rief ein Socialistenführer in Paris ihr nach, „ist Alles Waare: die Arbeit, die Intelligenz, das Geschlecht". Und zur selben Zeit herrschte der französische Finanzminister bezüglich der in seinen Geheimfond geleiteten Panama-Gelder die republikanischen Abgeordneten an: „Wenn wir sie (die Gelder) nicht gehabt hätten, so wären Sie alle nicht gewählt worden".

So ist das erste Neujahr seit Menschengedenken eingetreten, an dem die liberale Presse aller Schattirungen es „ungemein schwer findet, an dem jetzt so düstern Horizont irgendwelche Lichtpunkte zu entdecken",[1]) und verzweifelt nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurückschielt. Ein sprechendes Beispiel dieses Humors bietet das große Wiener Organ des capitalistischen und jüdischen Liberalismus. Aber man lese es nur ja ohne Schadenfreude! Denn es besteht wenig Hoffnung, daß wir alle, die wir die Geknechteten der liberalen Aera waren, nicht auch ihr Ende mit Schrecken mitbüßen müssen. „Ja, wenn man nur dieser seiner Zeit entlaufen könnte!" seufzt das Blatt am Neujahrstage[2]), und fährt dann fort:

„Wenn wir nicht dabei seyn müßten, bei den qualvollen Zurüstungen und Vorbereitungen für das Unbekannte, das kommen wird; wenn wir erst die langsame Auflösung des Bestehenden mit ihrem Verwesungsgeruch überstanden hätten! Aber einstweilen ist es unser Schicksal, am Krankenbette des seinem Ende entgegengehenden Jahrhunderts zu stehen, das alt und siech und schaffensohnmächtig geworden ist, und dessen letzte Jahre unter hoffnungslosen Schmerzen verfliegen. Das Jahr, welches wir heute abschließen, trägt durchaus den greisen-

1) Frankfurter Börsenbericht der Münchener „Allg. Zeitung" vom 1. Januar 1893.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 1. Januar 1893.

jenen, hippokratischen Zug des Zeitalters der Decadenten. Ueberall knistert es im Bau der staatlichen Ordnung, die alten Parteien sind morsch, die alten Ideale abgenutzt, ein unwiderstehlicher Trieb der Zerstörung geht durch die Massen. Das, was uns am meisten bekümmert, ist aber, daß nirgends ein klar umrissenes Ziel dieses Krieges gegen das Bestehende zu erblicken ist. Als das 18. Jahrhundert unter den Ungewittern der Revolution und dem Donner der Kanonen zu Ende ging, leuchtete selbst über der Blutarbeit der Guillotine der Stern bürgerlicher Freiheit. Das Dunkel, welches uns umgibt, wird durch kein ähnliches Ideal erhellt. Das Charakteristische des abgelaufenen Jahres ist der ziellose Trieb zur Vernichtung der auf liberalen Grundlagen aufgerichteten Staats- und Gesellschaftsordnung, ein Trieb, dem die Massen sich überall hingeben, ohne nach dem zu fragen, was an die Stelle des Zerstörten kommen soll".

Allerdings klingt hier die Furcht vor dem um sich greifenden Antisemitismus deutlich hervor; aber es ist um so mehr bedeutsam, daß der aufgedeckte Unrath jetzt der Gesammtpartei solche Sätze auspreßt, welche sich vermessen hatte, anstatt des „veralteten und unfruchtbar gewordenen Christenthums" auf Grund ihrer Weltanschauung eine neue Staats- und Gesellschaftsordnung zum Heile der Menschheit zu schaffen. Derselbe liberale Stimmführer klagt aber noch weiter, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts wenigstens noch bedeutende Männer vorhanden gewesen seien, um das große Werk der Wiedergeburt in Angriff zu nehmen, während jetzt „keine einzige überragende Individualität sich von dem dunklen Hintergrunde abhebe". In Frankreich sei nichteinmal ein Cäsar zu erblicken, und „unsere Zeit habe seit Bismarck keinen hervorragenden Mann hervorgebracht".

Bismarck hat allerdings dem Liberalismus den wesentlichsten Dienst gethan, indem er den letzten Rest des gläubigen Vertrauens auf die Monarchie zerstörte. Seine Existenz war das größte Unglück für die eigene Dynastie, da er ihr den Nimbus der Legitimität von der Krone riß. Denn

nicht nur, daß er die gleichberechtigten, aber schwächeren Dynastien ausraubte oder beseitigte und beseitigen half, sondern er setzte sich auch selbst an die Stelle des Monarchen, indem er denselben zum bloßen Vollzieher seines despotischen Kanzlerwillens hinabdrückte. Als der Enkel sich in diese Dressur nicht wie der greise Vorgänger fügen wollte, ging er in unerhörtem Frevelmuthe gegen jede Maßregel der Regierung los, die, wie er stets zwischen den Zeilen lesen ließ, „ohne Bismarck überhaupt nicht existiren würde,“ und für die „er wie der grimme Hagen mit Blut und eiserner Faust ein großes Reich zusammengeschweißt und gekittet habe“.[1]) Er, der im Parlament sich so oft in Demuth vor seinem kaiserlichen Herrn gebeugt, er, der einst die Redefreiheit der Abgeordneten unter staatsanwaltliche Aufsicht stellen ließ, er, dem auch der Reichstag „nicht imponirte“: er rief in öffentlicher Rede auf dem Marktplatze zu Jena das „gebildete Bürgerthum Deutschlands“ auf zum Kampfe für „die Stärkung des Parlaments“; er ließ sein Leibblatt verkünden: „wenn die Regierung“ — die „kaiserlichen Commissäre“, wie er in Jena sagte — „sich einer geschlossenen, einheitlichen Masse zielbewußter, deutschnational empfindender Männer gemäßigter Richtung im Reichstag gegenüber wisse, wenn diese parlamentarische Masse den Muth und das Selbstbewußtseyn habe, dann werde das Vaterland den größten Nutzen davon haben.“[2]) Erst jüngst noch gegenüber der Vorlage Caprivi's mahnte er abermals, unter wiederholter Anspielung auf die bekannten kaiserlichen Sinnsprüche: „dem Ansehen der Volksvertretung geschähe, wenn sie den Druck acceptirte, um einem Conflikt zu entgehen, auf's Neue ein schwerer Schade, und immer dringender fiele der

---

1) „Eine süddeutsche Stimme über Bismarck“ s. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 12. Juli v. Js.

2) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 24. September v. Js.

Verdacht auf sie, daß ihr nicht das salus publica, sondern regis voluntas suprema lex sei.“[1])

„Man täusche sich nicht: mit dem Appell an die Regierung ist es hier nichts mehr“: schrieb der Führer der westpreußischen Conservativen nach der verunglückten Wahl in Marienwerder. Das gilt aber nicht nur von dem rebellischen Zerstörungswerk Bismarck's, es gilt auch von den Parteien selbst und am meisten vom Nationalliberalismus. Nicht nur der Glaube an ihn ist verloren, auch an sich selber glaubt er nicht mehr. Die protestantisch Conservativen haben sich verhältnißmäßig leicht gethan mit der Auffrischung ihres Programms, obgleich dasselbe sich auf das antisemitische Glatteis begeben hat; nur eine Handvoll „Wadenstrümpfler“ sind verloren gegangen. Der Nationalliberalismus dagegen ist daran, seinen eigenen Geschlechtsnamen aufzugeben und nur mehr unter der Firma „national“ das Geschäft fortzuführen. Aber auch diesen Versuch vermag er nicht einheitlich zu unternehmen. Sein sprüchwörtliches Unglück in der Programmmacherei endet nun damit, daß auch die neue Firma in zwei verschiedene, ja entgegengesetzte Geschäftshäuser auseinandergehen soll.

Nach dem Aufruf Bismarck's an seine Rächer umarmte er sich mit dem Festredner auf dem Marktplatze zu Jena, dem bekannten Professor der Affenlehre, und alsbald erließ dieser ein Manifest mit der Aufforderung: „um das gesunkene Ansehen des deutschen Reichstags wieder zu heben', sei eine große National-Partei zu schaffen, welche über den kleinlichen Hader der Fraktionen hinwegsehe“.[2]) Selbst die freisinnige Tante Voß in Berlin meinte, das ginge wohl, denn „in einem erheblichen Theil der Nationalliberalen sei längst kein Funke von Liberalismus mehr vorhanden.“[3]) Aber den

1) Berliner „Germania“ vom 8. Januar d. Js.
2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 8. August v. Js.
3) „Kölnische Volkszeitung“ vom 25. August v. Js.

Liberalismus abzuschütteln, das wäre noch das Geringste gewesen. Kaum waren indeß die ersten Schritte zur Gründung der „National-Partei“ an's Licht getreten, so platzte das große weiland liberale Blatt am Rhein, das mit dem „Neuen Cours“ inzwischen seinen Frieden gemacht hatte, derb heraus: die neue Partei sei gegen die Dynastie gerichtet. Das traf drüben in's Schwarze. „Jene Bestrebungen sind symptomatisch für die Zeit,“ so erklärte in Sperrdruck der Bismarck'sche Berliner Correspondent für Süddeutschland, „in welcher wir leben und in welcher das Verlangen nach neuen Männern täglich lebhafter wird; Jungdeutschland will zu Worte kommen, will das große Werk der deutschen Einigung, zu welchem und zu dessen Schöpfern es verehrungsvoll aufblicken gelernt hat, nicht verkümmern lassen“.[1] Sonderbar: in Frankreich ruft gleichfalls Alles nach „neuen Männern“; aber während es den „Jungen“ dort Ernst ist mit der Säuberung hoch oben, wollen diese unsere „Jungen“ den Alten wieder haben, und gleichzeitig mit dem Zusammentritt ihres Comité's meldeten sich andere „Junge“ mit dem Plan der Gründung einer andern „nationalen Partei, aber — auf streng monarchischer Grundlage“. Was wird denn endlich die Monarchie der Republik noch vorzuwerfen haben?

„National“: das ist freilich der große Hut, unter dem der ehemalige Kanzler alles Mögliche untergebracht hat, auch den Culturkampf, wie die 22 Millionen des Welfenfonds und Anderes von derselben Sorte — nur Rußland nicht. Denn Rußland will eben auch „national“ seyn. Dieser riesige Rechnungsfehler hat alles politische Elend verschuldet, unter dem ganz Europa seufzt. Der Nachfolger auf dem Thron und der Nachfolger im Amt muß mit büßen, und Graf Caprivi brauchte zur Begründung seiner Militärvorlage nur

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 28. December v. Js.

mit dem Finger nach Friedrichsruh zu zeigen und zu sagen: „Dort sitzt der Schuldige!" Der hätte auch selbst das Reich mit den ungeheuern, Land und Leute ruinirenden, Opfern nicht verschonen können, nur langsamer hätte er sie auferlegt, weil er immer noch den Schein aufrecht erhalten mußte, als ob seine Schliche voll Lug und Trug endlich doch zur neuen Begütigung Rußlands führen würden. Konnte er den Schein nicht mehr aufrechterhalten, so mußte er ebenso, wie sein ehemaliges Regierungsblatt dreimal in Einem Aufruf für die Militärvorlage thut, hoch und theuer versichern: „Die Existenz des deutschen Reiches stehe auf dem Spiel". Für ihn muß jetzt Caprivi das beschämende Geständniß ablegen.

„Wie eine chronische Krankheit würde diese Militärvorlage auf dem deutschen Volke lasten; es würde der Nation damit ein Nessushemd übergeworfen werden, dessen Brennen sie fortwährend veranlassen müßte, sich wieder davon zu befreien": so hat der Vorgänger in seinem jetzigen Leibblatte erklärt. „Wir glauben", fährt er, der wüste Hasser, fort, „daß das politische Judicium bei der Anlage der Vorlage bisher noch nicht hinreichend zur Hebung kommt, namentlich bezüglich der Zukunft, der wir entgegengeführt werden; es wird Sache des Reichstags seyn, das nachzuholen".[1]) Des Reichstags! Das sagt er, unter dessen Druck der Reichstag sich zwanzig Jahre lang jede Berührung der auswärtigen Politik verbieten ließ. Der Reichstag mußte blindlings an die Unfehlbarkeit des politischen Judiciums des Mannes glauben der selber keinen Ausweg vor sich sah, als in aller Bequemlichkeit auf die russischen Tauben zu warten, die ihm auf Kosten Oesterreichs gebraten werden sollten. Jetzt ist das Eis endlich so weit gebrochen, daß der Reichstag, wenn er will, thun kann, was seines Amtes ist. Jedenfalls wird die Fraktion

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 8. December 1892.

Liberalismus abzuschütteln, das wäre noch das Geringste gewesen. Kaum waren indeß die ersten Schritte zur Gründung der „National-Partei" an's Licht getreten, so platzte das große weiland liberale Blatt am Rhein, das mit dem „Neuen Cours" inzwischen seinen Frieden gemacht hatte, derb heraus: die neue Partei sei gegen die Dynastie gerichtet. Das traf drüben in's Schwarze. „Jene Bestrebungen sind symptomatisch für die Zeit," so erklärte in Sperrdruck der Bismarck'sche Berliner Correspondent für Süddeutschland, „in welcher wir leben und in welcher das Verlangen nach neuen Männern täglich lebhafter wird; Jungdeutschland will zu Worte kommen, will das große Werk der deutschen Einigung, zu welchem und zu dessen Schöpfern es verehrungsvoll aufblicken gelernt hat, nicht verkümmern lassen".[1] Sonderbar: in Frankreich ruft gleichfalls Alles nach „neuen Männern"; aber während es den „Jungen" dort Ernst ist mit der Säuberung hoch oben, wollen diese unsere „Jungen" den Alten wieder haben, und gleichzeitig mit dem Zusammentritt ihres Comité's meldeten sich andere „Junge" mit dem Plan der Gründung einer andern „nationalen Partei, aber — auf streng monarchischer Grundlage". Was wird denn endlich die Monarchie der Republik noch vorzuwerfen haben?

„National": das ist freilich der große Hut, unter dem der ehemalige Kanzler alles Mögliche untergebracht hat, auch den Culturkampf, wie die 22 Millionen des Welfenfonds und Anderes von derselben Sorte — nur Rußland nicht. Denn Rußland will eben auch „national" seyn. Dieser riesige Rechnungsfehler hat alles politische Elend verschuldet, unter dem ganz Europa seufzt. Der Nachfolger auf dem Thron und der Nachfolger im Amt muß mit büßen, und Graf Caprivi brauchte zur Begründung seiner Militärvorlage nur

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 28. December v. Js.

mit dem Finger nach Friedrichsruh zu zeigen und zu sagen: „Dort sitzt der Schuldige!“ Der hätte auch selbst das Reich mit den ungeheuern, Land und Leute ruinirenden, Opfern nicht verschonen können, nur langsamer hätte er sie auferlegt, weil er immer noch den Schein aufrecht erhalten mußte, als ob seine Schliche voll Lug und Trug endlich doch zur neuen Begütigung Rußlands führen würden. Konnte er den Schein nicht mehr aufrechterhalten, so mußte er ebenso, wie sein ehemaliges Regierungsblatt dreimal in Einem Aufruf für die Militärvorlage thut, hoch und theuer versichern: „Die Existenz des deutschen Reiches stehe auf dem Spiel“. Für ihn muß jetzt Caprivi das beschämende Geständniß ablegen.

„Wie eine chronische Krankheit würde diese Militärvorlage auf dem deutschen Volke lasten; es würde der Nation damit ein Nessushemd übergeworfen werden, dessen Brennen sie fortwährend veranlassen müßte, sich wieder davon zu befreien“: so hat der Vorgänger in seinem jetzigen Leibblatte erklärt. „Wir glauben“, fährt er, der wüste Hasser, fort, „daß das politische Judicium bei der Anlage der Vorlage bisher noch nicht hinreichend zur Hebung kommt, namentlich bezüglich der Zukunft, der wir entgegengeführt werden; es wird Sache des Reichstags seyn, das nachzuholen“.[1]) Des Reichstags! Das sagt er, unter dessen Druck der Reichstag sich zwanzig Jahre lang jede Berührung der auswärtigen Politik verbieten ließ. Der Reichstag mußte blindlings an die Unfehlbarkeit des politischen Judiciums des Mannes glauben der selber keinen Ausweg vor sich sah, als in aller Bequemlichkeit auf die russischen Tauben zu warten, die ihm auf Kosten Oesterreichs gebraten werden sollten. Jetzt ist das Eis endlich so weit gebrochen, daß der Reichstag, wenn er will, thun kann, was seines Amtes ist. Jedenfalls wird die Fraktion

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 8. December 1892.

nicht länger mehr schweigen, aus der ein hervorragendes Mitglied jüngst für die unbedingte Nothwendigkeit allgemeiner Abrüstung eintrat, damit ein „neues europäisches Völkerrecht an die Stelle des allgemeinen Kriegszustands im Frieden" trete Seine Reichstagsrede ergänzend sagte Dr. Lieber in der Wählerversammlung zu Montabaur:

„Nicht Deutschland allein, alle Völker Europa's seien durch die sich immer mehr und bis in's Ungeheuerliche steigernden Rüstungen in ernste wirthschaftliche Noth gebracht. Sie müßten sich deswegen alle in dem Ruf begegnen, den er im Reichstage erhoben: ‚Auf diesem Wege geht es Ein für alle Mal nicht weiter!' Als Windthorst dies im Reichstage vor zwei Jahren ausgesprochen, da sei er noch belächelt worden. Heute habe dieser Ruf Echo genug, um jeden Spott zu übertönen; er hoffe, daß bald auch der zäheste Widerstand ihm werde weichen müssen. Denn nicht nur gegenüber der wachsenden Kriegsnoth in Europa, die uns schon im Frieden auffresse, gebe es keine andere Rettung mehr, als eine allgemeine Friedensconferenz. Auch der wirthschaftliche Vernichtungskampf, den Nordamerika auf dem Weltmarkt gegen ganz Europa aufgenommen, erst in der Landwirthschaft, hernach auch in der Industrie, zwinge zur Schaffung der Vereinigten Staaten Europa's in irgend welcher, unserer Geschichte angemessenen Form. Dies umsomehr, als alle Kenner einig darin seien: wie jener Zukunftskrieg, auf den sich Alles krampfhaft vorbereite, in welchem zehn Millionen Bewaffnete wider einander stehen und 10,000 Geschütze im Felde donnern würden, mit dem verheerenden kleinkalibrigen Gewehre und dem rauchlosen Pulver, mit allen anderen Erfindungen seit 1871, verlaufen würde, könne der findigste Sachkenner nicht voraussehen, wohl aber stehe jetzt schon fest, daß er die Länder, die ihn führten, Sieger wie Besiegte, in einen Jammer und ein wirthschaftliches und finanzielles Elend stürzen müßte, wie kein Krieg zuvor".

Ja, aber der neue Begriff „national!" Man ist jetzt nicht mehr zuerst Mensch und dann erst Sohn eines bestimmten

Volksstammes. Bismarck ist noch unter diese Linie heruntergegangen. Er hat selbst einst Franzosen und Italienern zugeflüstert: „Ich bin kein Deutscher, ich bin Wende, Preuße;" damit erklärte er seine Preußenpolitik unter deutscher Maske. Aber auch jener ehrliche Nationalismus ist an und für sich friedhässig, die Grundwurzel des Militarismus. Er machte auch alle die freien Versammlungen der sogenannten Friedenscongresse zunichte. Das hat sich erst noch bei dem jüngsten Congresse zu Bern gezeigt. „Der größte Feind solcher friedlichen Lösungen ist das hoch entwickelte Nationalbewußtseyn, das sich schon etwas zu vergeben glaubt, wenn der eigene Staat, das eigene Volk in irgend einer Angelegenheit zurückweichen würde. Darum ist es der größte Fehler, den ein Friedenscongreß begehen kann, wenn er in nationale Fragen sich einläßt, die in unserer Zeit die gefährlichsten Zündstoffe enthalten. Diese müssen für seine Bestrebungen so gut wie nicht vorhanden seyn. Es darf in seiner Mitte nur Menschen geben. Sobald sich seine Mitglieder daran erinnern, daß sie Deutsche, Franzosen, Italiener oder Rumänen sind, führen sie ihn ad absurdum, und das ist leider schon öfter geschehen". [1])

Und nun erst die Verzerrung des Begriffs „national," die der Gründer des neuen Reiches dieser seiner Schöpfung aufgeprägt hat. „International" soll für sie der baare Humbug seyn; was nicht ihre „nationalen" Interessen berührt, existirt nicht für dieselbe. Eine europäische Gemeinsamkeit gibt es nicht für dieses Reich; sogar Bundesgenossen braucht es nur zu seiner Sicherung; was diese sonst noch für Lebensbedingungen haben mögen, geht uns nichts an, braucht man sie nicht mehr, so läßt man sie laufen. Man wird unwillkürlich an die Stellung des Judenthums in der

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 25. August 1892.

christlichen Gemeinschaft erinnert: Alles ausbeuten und dann wegwerfen. Auch der „Friede", dessen Erhaltung sich die Bismarck'sche Aera zum Ruhm angerechnet hat, gleicht auf's Haar einer jüdischen Spekulation. „Es gibt", so hat selbst einer der Getreuen aus Wien vor Kurzem gewarnt, „finanzielle Interessen, für welche die Erzeugung einer rührseligen Stimmung eine Lebensfrage ist; von hier aus wird ein künstlicher Optimismus erzeugt, der dadurch bedenklich ist, weil die nothwendigen Rückschläge die öffentliche Meinung wieder verdüstern müssen".[1]) Wenn es sich dann nicht mehr rentirt, so mag's losgehen. Und eine solche nationale Leitung hat den gesammten Liberalismus hingerissen, wie Alles, was dem Juden gefällt!

So oft der Reichstag vor eine Militärvorlage gestellt war, hat es regelmäßig geheißen, man möge die Commissions-Berathungen, die bekanntlich geheim seyn sollten, abwarten, wo naturgemäß manches Moment werde zu Tage kommen müssen, das sich vor der Welt nicht darlegen lasse. Wenn die Commission Aufklärungen über die politische Lage erwartete, so war sie jedesmal angeführt: sie erfuhr nur, was man ohnehin schon wußte. Diesmal war es doch etwas anders. In Friedrichsruh stand Graf Caprivi von vornherein schwer in Verdacht, daß er sich wieder der „schädlichen Neigung des deutschen Idealismus" hingeben werde, wie er schon bei den Handelsverträgen „höhere politische Gesichtspunkte" geltend gemacht habe. Durch Zuwendungen materieller Art, predigte das Hamburger Leibblatt, habe er den Dreibund stärken wollen, während „derselbe für seinen Schöpfer nie mehr gewesen sei, als das beste Auskunftsmittel gegenüber bestimmten Eventualitäten, ein Mittel, das er beizu-

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 18. Oktober v. Js.

behalten oder fallen zu lassen, entschlossen war, je nachdem die politische Zukunft sich gestaltete". Ueberhaupt sei dieser Trieb für internationale Zwecke stets nur den fremden Mächten zum Vortheil gewesen. „Was die Staatskunst des Fürsten Bismarck von derjenigen früherer Zeiten unterschied und zu ihren Erfolgen verhalf, war u. A., daß sie den verschwommenen kosmopolitischen Neigungen heilsame Gewalt anthat und dem Egoismus des Vaterlandes zu seinem Recht verhalf".[1]) Beim Anhören dieser Strafpredigt mag sich Graf Caprivi gedacht haben, es könnte am Ende dahin kommen, daß alle Mächte sich vereinigten, um eine solche jedem europäischen Rechtszustand abträgliche Räuberhöhle an der Spree auszuräuchern. Kurz, er ließ in der Commission ein paar Aeußerungen fallen, die den hellen Zorn aller „Nationalen" entflammten.

Man denke nur, was er da zu sagen wagte! Rußland strebe nach Constantinopel und erwäge die Chancen eines Angriffs auf die Türkei; in der dortigen öffentlichen Meinung rede man neuerdings davon, „der Weg über den Balkan gehe nicht mehr allein über Wien, sondern auch durch das Brandenburger Thor;" die Richtschnur unserer äußeren Politik sei und bleibe „die Erhaltung der vollen Großmachtstellung Oesterreich Ungarns, und es wäre durchaus falsch, um augenblicklicher Vortheile willen uns Rußland gegen Oesterreich zu nähern". Also, nichteinmal den Balkan und Constantinopel will er den Russen lassen, das ihnen doch Bismarck längst zugesprochen hat; dergestalt soll der „ehrliche Makler" um das russische Geschäft gebracht werden, „Oesterreich und noch mehr England zu lieb": so schrie die „nationale" Seele laut auf.[2]) Der Herr Graf hatte alle Hände voll zu thun, um

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 6. Januar d. Js.

2) Man vergleiche z. B. die Bismarck-Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 14. Januar d. Js.

zu begütigen und darzuthun, daß er gewiß immer nur im deutschen Interesse handeln werde.

Gerade in diesem Interesse liegt es, daß das Reich sich befähige, natürliche Bundesgenossen zu haben. Rußland kann zu diesen niemals gehören; es ist der wahre „Nationalfeind“, mit dem immer nur eine Raubgenossenschaft eingegangen werden könnte. Bismarck wollte den Orient dem Moskowitismus preisgeben, und damit hat er die Natur einer solchen Genossenschaft thatsächlich eingestanden, wenn er sich auch über seinen Antheil am Geschäft ausschweigen mußte. Es wäre Zeit, daß im Reichstag der unter seiner Gewaltthäterei erstorbene Begriff von einer „natürlichen“ Allianz wieder auflebte; das wäre der allererste Schritt zur Zurückdrängung des Militarismus.

XXII.

N. von Salis' Convertitenbilder. [1])

Obschon auch in der letzten Zeit es nicht an vereinzelten Uebertritten zur katholischen Kirche gefehlt hat, so ist doch ihre Anzahl, soweit sie wenigstens in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, auffallend zurückgegangen. Die Ursache davon ist schwer anzugeben, dürfte aber in verschiedenen Umständen

---

1) Die Convertiten der Familie von Salis. Von P. Nicolaus von Salis-Soglio, O. S. B. aus der Beuroner Congregation. Luzern, Gebr. Räber. 1892. VIII, 134 S., mit einem Bilde des Stammsitzes Soglio. (2.80 Fr.)

begründet sein. Doch ist die Zahl der Conversionen vielleicht größer als man meint, denn wer vermag sie zu überschauen? Sicher viele bleiben lange unbekannt, so daß die Welt keine Ahnung davon hat. Solche Gedanken erwecken mir eine vor Kurzem erschienene Conversionsschrift, eine Art Anhang zu der bereits in diesen Blättern besprochenen Schrift desselben Verfassers.[1]) Vielleicht mehr als jene erste Schrift dürfte dieser Nachtrag für weitere Kreise Interesse haben. Nach dem Leben der Heiligen gibt es wohl wenige Schriften, welche das Wirken Gottes in den Herzen der Menschen so deutlich vor Augen führen, wie Convertitenbilder. Im vorliegenden Falle haben wir das Eigenthümliche, daß die zwanzig Convertiten, die an unserm Auge vorüberziehen, sämmtlich einer, allerdings weit verzweigten, Familie angehören, die einst ein Bollwerk der Reformation war. Die einzelnen Umstände jeder Conversion sind natürlich ebenso mannigfaltig, wie die äußeren Lebensverhältnisse der Betreffenden.

Das erste der hier mitgetheilten Bilder führt uns einen Geistlichen vor, Friedrich von Salis-Samaden. Seine Eltern waren von überaus streng protestantischer Gesinnung und auch politisch die entschiedensten Gegner der katholischen Partei, sandten aber dennoch ihren Sohn zur Ausbildung an die Jesuiten-Universität Ingolstadt, wo mehrere seiner protestantischen Landsleute studirten, ohne daß bei der Mehrzahl derselben Hinneigung zur katholischen Religion bemerkbar wurde. Dagegen ist es wohl den hier erhaltenen Eindrücken zuzuschreiben, wenn Friedrich schon ein Jahr nach Abgang von Ingolstadt 1594 in Paris, noch nicht zwanzigjährig, das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Nachdem er Priester geworden, gab er mehrere Controversschriften heraus, der erste katholische Graubündner, der in dieser Richtung thätig war.

---

1) Die Familie Salis. Vergl. Bd. 107, S. 595—604.

In einer Zeit, wo die Wogen der politisch-religiösen Kämpfe höher denn je gingen, wurde der tapfere Hauptmann Rudolf von Salis, welcher mit der Rede wie mit dem Schwerte für den Protestantismus gekämpft, auf wunderbare Weise 1622 durch den hl. Kapuziner Fidelis von Sigmaringen für den wahren Glauben gewonnen und von da an ein ebenso entschiedener Anwalt desselben, wie er früher für das Gegentheil eingetreten war.

Im 18. Jahrhundert zählte die Familie keinen Convertiten. In den Anfang des 19. (1803) fällt die Conversion des Grafen Johann von Salis-Soglio-Bondo. Er ist „das Ideal eines Convertiten", die Perle seiner Familie eine echt aristokratische Gestalt, ein hervorragender Mann in mancher Hinsicht, auch wenn er nicht Convertit wäre. 1776 zu Chiavenna geboren, verbrachte er den größten Theil seiner Jugend in England und Irland, wo seine Familie bereits seit einem Menschenalter naturalisirt und ansässig war. Zum Erzieher hatte er einen französischen exilirten Priester, dessen frommer Wandel, verbunden mit dem Studium der hl. Väter und der Lektüre der „Nachfolge Christi" ihn von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugte. Dennoch zögerte er mit dem Uebertritt, der viele Jahre nachher noch ein streng bewahrtes Geheimniß blieb. Als „ein wahrer Apostel", wie C. Ludwig v. Haller ihn nennt, ist er im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts auf zahlreichen Sendungen in ganz Europa von Neapel bis Norwegen thätig und hat wesentliche Verdienste an der Befreiung Europas von dem Joche Napoleons. Kaiser Franz von Oesterreich, Metternich, Senfft von Pilsach, Johannes Müller, bevor er von Napoleons Netzen umstrickt war, beehrten ihn mit ihrer Hochachtung, nicht minder die Bischöfe Buol und Greith und Cardinal Reisach. Natürlich konnte er auch dem Hasse der Revolutionäre und Freimaurer nicht entgehen. Im Jahre 1832 berief ihn Herzog Franz IV. von Modena, Erzherzog von

Oesterreich-Este, zu einer ehrenvollen Stellung an seinen Hof und 1837 in den Staatsrath, wo er das Ressort eines Quasi-Cultusministers bekleidete. Vier Jahre später ward er Obersthofmeister, welche Stelle er bis zu seinem Tode inne hatte († 1855). Ein besonders ehrender Zug seines Charakters ist, daß er für seine Person keinen Aufwand machte, einfach gekleidet war, dafür eine großartige Wohlthätigkeit entfaltete, namentlich auch gegen arme Studenten, immer aber mit der zartesten Rücksicht. Das Bild dieses wahren Edelmannes ist vom Verfasser mit offenbarer Vorliebe gezeichnet, der hiebei von dessen werthvoller Correspondenz im Salis'schen Familienarchive zu Zizers in Graubünden ausgiebigen Gebrauch machen konnte. [1])

Ziemlich gut sind wir auch über die Conversion der acht Damen unterrichtet, mit denen der Verfasser uns bekannt macht, da sie schon vermöge ihres Naturells auch über solche innere Vorgänge, wie die Conversion, sich leichter aussprechen.

Da ist einmal die Gräfin Zaire, welche ihren maurischen Namen der lebhaften Vorliebe ihres Vaters für Voltaire verdankte. Ein wechselvolles Geschick brachte diese vielbeschäftigte Schmerzensmutter in Beziehung zum Fürsten Alexander

---

1) Hier sei gleich hingewiesen auf eine andere Veröffentlichung desselben Verfassers, die aus der gleichen Quelle stammt und ebenfalls einen kleinen Beitrag zur Charakteristik des Grafen Johann liefert, nämlich Acht Briefe des Sonderbundsgenerals Johann Ulrich von Salis-Soglio aus den Jahren 1847—1855 in „Katholische Schweizerblätter", Neue Folge, 8. Jahrgang (1892), Heft 3, S. 326—349. Sie sind an den Grafen Johann geschrieben, die ersten davon mitten in den kriegerischen Ereignissen des „Sonderbund", und von Interesse für die Beurtheilung sowohl der damaligen politischen Verhältnisse, wie des Generals, der als trefflicher Mann und Charakter dasteht.

von Hohenlohe, der 1848 ihre Conversion bewirkte. Schon 1825 war ihre Schwester Elise ihr mit diesem Schritt vorangegangen, um dann 1836 als Schwester Maria Franziska im Kloster der Redemptoristinen in Wien die übrigen Jahre ihres Lebens in stillem Frieden zu verbringen. Aber das verhängnißvolle Jahr 1848 entriß sie grausam dieser glücklichen Abgeschiedenheit und warf sie in die geräuschvolle Welt zurück. Bei einbrechender Nacht und rauher Witterung waren die Nonnen genöthigt, bei Fremden ein Obdach zu suchen. Erst nach fünf Jahren konnte Schwester M. Franziska wieder in ihr Kloster zurückkehren, wo sie 1862 starb. Sehr merkwürdig, ja geradezu wunderbar ist die Conversion der Gräfin Sidonia von Salis-Soglio.

Nicht am wenigsten interessant ist schließlich, was der Verfasser, geboren 1853 auf Schloß Greifenstein bei Rorschach, über sich selbst und seine Conversion, die im Alter von 20 Jahren in Stuttgart geschah, mittheilt. Von Herzen stimmen wir seinem Wunsche bei, den er am Schlusse seiner Schrift ausspricht: Mögen der Reihe dieser Convertiten sich noch recht viele anschließen, und Ein Hirt und Eine Heerde sein.

Stift Einsiedeln. P. Gabriel Meier.

XXIII.

Zur poetischen Literatur.

J. Pohl's „Kränze um die Tiara".[1])

Ein poetisches Weihegeschenk für das päpstliche Jubelfest in Rom — als solches will der Liederstrauß des ermländischen Dichters und Domherrn in Frauenburg angesehen und aufgenommen sein, und wird auch als solches seinen Weg machen. Obwohl in dieser Sammlung Gedichte aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Anlässen vereinigt sind, so hat doch die Mehrzahl einen Bezug auf Rom und seine geweihten Stätten oder wenigstens auf kirchlich-religiöses Leben, wodurch die Wahl des Titels ihre Berechtigung erhält. Sind es ja die Erfahrungen, Eindrücke und Empfindungen eines reichen Priesterlebens, die hier in einem lyrisch-didaktischen Auszug niedergelegt sich finden.

Der edlen Stiftung eines Frauenburger Domherrn (Johann von Preuck 1593—1631) verdankte, gleich andern begabten geistlichen Ermländern, der Verfasser schon in jungen Jahren das Glück einer Romfahrt mit längerem Aufenthalt in der ewigen Stadt. In diesen römischen Tagen erblühte dem priesterlichen Sänger, der in der Hingebung für seinen Beruf

1) Jubelgold. Kränze um die Tiara von Julius Pohl. Paderborn, F. Schöningh. 1893. Mit Titelbild und Musikbeilage. (M 2.50.)

der poetischen Muse hatte entsagen wollen, ein neuer Liederfrühling, der ihm den Aufenthalt verschönte und später noch lange in den Erinnerungen nachwirkte und befruchtend sich erwies. Gerade die besten und gereiftesten seiner dichterischen Ergüsse feiern die Herrlichkeiten Roms, die Leuchten der Kirche und Verwandtes in den mannigfaltigsten Tönen und in Versen, die den begnadeten Dichter verrathen. Von ächt jubilirendem Schwung getragen, rauscht gleich die Jubelhymne, die mit zwei andern Weiheliedern die Sammlung eröffnet, dahin:

Rausche, Welt-Liederstrom,
Rausche zum ewigen Rom,
Wie Orgelklang u. s. w.,

wozu dann „der Kindesliebe Jubelgold“ am Schluß der Sammlung das entsprechende Gegenstück bildet.

Die ersten Blüthen des römischen Liederfrühlings sind in einen Sonettenkranz gewunden. Und man fühlt, wie der neue Reiz der italienischen Natur, Himmel und Luft Latiums — „ein Bad von Licht und Duft und Gold“ — Sinn und Gemüth des deutschen Ankömmlings erfaßt und beschwingt:

O Dichterglück, in diesen Vignen,
Beschirmt vom Dache schlanker Pinien,
Des Tages lauten Lärm zu meiden!
O Wonne, hier den Blick zu weiden
An der Sabinerberge Linien,
Wie sie in neuen Reiz sich kleiden! (19.)

Dem Monte Pincio, San Pietro in Montorio, dem Colosseum gelten seine begeisterten Grüße, in denen ein warmes Naturgefühl mit lebendiger Geschichtsauffassung sich verbindet. Ein „Abend in San Pietro in Montorio“ ist ein wahres, landschaftlich schönes Stimmungsbild.

Eine zweite Abtheilung: „Aus dem Leben der Kirche“, behandelt vornehmlich Legendenstoffe (St. Maurus, Francisca Romana, Philippus Neri, die Kirche Domine quo vadis), welche im schlichten, mitunter fast zu schmucklosen Legendenton

gehalten sind. Ganz anders hinwiederum, gehobenen Ganges schreitet das prächtige Preislied auf die Via Appia (73—82) dahin; ein weltgeschichtlicher Athem weht daraus, wie er nur dieser Königin der Straßen, mit der überwältigenden Größe ihres historischen Hintergrundes, entströmen mag. Dieses Gedicht gäbe der Liedersammlung für sich allein schon Gehalt und Bedeutung.

Der ermländische Poet scheint das knappe Gewand der Sonettenform zu lieben. In dem folgenden Abschnitt „Christliche Weisheit" ist aus Sprüchen und Bildern der hl. Schrift und weltlichen Gegensätzen wieder ein Kranz von zwanzig wohlgeformten und meist auch inhaltlich anmuthenden Sonetten geflochten; beispielsweise nenne ich „Eine Frage" (97) und „Nachklänge" (103), beides ernste, sinnvolle Strophen. Daran reihen sich weiterhin Betrachtungen „erbaulich-beschaulicher" Art, Mahnendes und Tröstendes in allerlei Formen und Weisen, aus denen der die Wandlungen des Menschenlebens begleitende „Engel der Wehmuth" (123—127) mit dem Refrain „Noch eine kleine Weile" hervorgehoben zu werden verdient. Als Probe eine Strophe:

— — Und alle Noth und alles Leid,
Das je dich hat betroffen,
Ein süßer Trost war ihm bereit,
Dir blieb ein christlich Hoffen;
Der Engel trat an dich heran,
Und sanfter dann die Thräne rann:
Noch eine kleine Weile! . . .

Die Reihe der „Zeitgedichte" wird durch ein Mailied „aus der Zelle" eröffnet, nämlich aus der Gefängnißzelle; denn der Poet hat als Redakteur der Ermländischen Zeitung „Papst Pius' ernstes Warnerwort", d. i. das päpstliche Rundschreiben vom 5. Februar 1875 in seinem Blatte veröffentlicht und mußte sein Unterfangen mit langwierigem Proceß und Strafhaft büßen, ein Opfer der Maigesetze, im Jahre 1877. Die vier Zellenlieder erinnern an jene schwerste Zeit der Verfolgung, die ein Hohn auf alle Cultur, für den Bekenner-

muth der Katholiken aber eine unvergängliche Ehrenzeit bleiben wird. Daran fügt der Verfasser nicht unpassend die dem Andenken des großen Führers und Streiters Windthorst gewidmeten Gesänge, um schließlich in dem Gedichte „Ermland und Rom" wieder den Blick nach dem Mittelpunkt der Christenheit zu lenken und die geschichtliche Verbindung der Heimathdiöcese mit dem Stuhle Petri in einer erlesenen Schaar apostolischer Gestalten zu feiern.

Im Wesentlichen entspricht also der Inhalt des geschmackvoll ausgestatteten Büchleins der Bestimmung, welche im Titel ausgesprochen ist. Aber nicht minder auch vom ästhetischen Gesichtspunkt dürfen diese gedanken- und gehaltvollen Dichtungen, die mit verschwindenden Ausnahmen durch tadellose Formschönheit sich auszeichnen, als eine würdige Festgabe begrüßt werden.[1]) In vielen christlichen Herzen wird gerade in diesen Tagen der Ruf widerklingen, in den der Schlußgesang ausklingt:

In allen Landen schallt es:
Wohlauf nach Rom, nach Rom!
Auf allen Wegen wallt es
Zum heil'gen Petersdom!
Wo ist der Fürst, wo war er je,
Dem eine solche Hilfsarmee
Von Betern stand im Streite
Wie, Leo, Dir zur Seite! — —

---

1) Dieses Urtheil wird durch die warme Aufnahme und rasche Verbreitung des Büchleins bestätigt. Wie man mir mittheilt, ist bereits eine zweite Auflage im Erscheinen begriffen.

XXIV.

Landammann Gallus Jakob Baumgartner.

(Schluß.)

Der Verfasser des Lebensbildes benutzt diese Pause im öffentlichen Leben, um in einem Kapitel (22) die häuslichen Leiden und Freuden des Landammanns und seine Beziehungen zu dem Volksdichter J. J. Reithard, einem Schwager desselben zu schildern; wir erhalten da in der Alexander Baumgartner eigenen Weise ein Bild der Schweizer Poesie aus jener Zeit — eine köstliche Beigabe, ein calmirendes Adagio nach einem verteufelten Potpourri. Das folgende Kapitel gibt eine Charakteristik der damaligen Führer des katholischen St. Gallen, Mirer, Greith, Falk und Gmür, auf deren Seite nun der Landammann gedrängt war. Ein eingeflochtener Briefwechsel mit einem Jugendfreunde, dem nach Schweden verschlagenen St. Galler Lorenz Studach, der dort seit 1833 apostolischer Vikar war, bildet den Glanzpunkt des ganzen Buches. Dieser Briefwechsel, plötzlich, aus Sehnsucht des nach Schweden verschlagenen Schweizers nach den Heimathsbergen angefangen, einer der merkwürdigen Wege, deren sich die Gnade Gottes bedient, ward für Baumgartner der Pfad, auf welchem er vom Vertheidiger der Kirche aus Rechtsgefühl, warmes innigfrommes Glied desselben wurde und, wenn auch in nicht mehr so maßgebender und autoritativer Stellung wie seither, doch noch einen politischen „Nachsommer" erlebte, der ihn durch seine Harmonie weit mehr beglücken und befriedigen mußte, als seine früheren

Bestrebungen, deren Verwirklichung schon Napoleon I. für unmöglich gehalten hatte. Wir wünschen von Herzen, daß P. Alexander Baumgartner den vollen Briefwechsel Studachs mit seinem Vater und vielleicht noch weitere Briefwechsel mit andern Personen herausgeben möchte. Nichts erklärt und rechtfertigt so sehr die Charaktere, als die Briefe mit intimen Freunden. Es sei gestattet, wenigstens einzelne Stellen aus den (1838 bis 1842 gewechselten) Briefen anzuführen. Studach schreibt 12. 3. 1839:

„Ich sehe die katholische Kirche wirklich als die Rückenmarksäule für die menschliche Gesellschaft an und die Bischöfe als ihre Wirbelgelenke. Die Krankheit in der Wirbelsäule ist gefährlich und benimmt im gelindesten Falle die aufrechte Stellung. Was wie nirgendwo anders den Protestantismus in Schweden bis auf diesen Tag in seiner Integrität erhalten hat, sind seine Bischöfe, weil eine organische Lebenskraft in diesem Institute ist, wo es auch sei. Man rüttelt eben hier (in Schweden) daran, wie auch in England. Die Kirche wird den Sieg behalten, welche die meisten Bischöfe am längsten nährt. Es ist der Sieg der Apostel. — Ich sehe mit Betrübniß auf die Schweiz, sehe nur niederreißen, nicht aufbauen, erblicke keinen, der mit starker Hand eine gerechte Wage hielte, der dem Kaiser was des Kaisers und Gott gibt, was Gottes ist. Freund, es sind die Früchte jener kalten Erziehung, die in unsern Jugendtagen gewaltet. Mich friert noch, wenn ich daran denke. Ob es jetzt wärmer ist, weiß ich nicht. — Ich sage zwar, wen Gott in die Hände seiner Feinde gibt, den hat er gerichtet. So die Sache der Schweizer Klöster. Ich möchte aber doch nicht die Ruthe gewesen sein, mit der Gott geholfen; er hat sie bisher gewöhnlich ins Feuer geworfen".

Derselbe 23. 11. 1841.

„Derselbe Mephistopheles, welcher die Schweiz aufrührt und ihren Frieden da anfällt, wo er am verletzbarsten ist, zeigt sich in vielen Ländern, wenn auch in scheinbar anderer

Gestalt. In ganz protestantischen Staaten, wo er keine Klöster zum Vorwande hat, weist er ihrem innern und innersten Haushalt den Zahn und frißt, unbekümmert um di rechtlichste Abwehr, an ihrer Herzwurzel. Ich habe täglich Gelegenheit, ganz unparteiisch die Natur dieses Geistes zu prüfen. Sie zwingt ihn zu protestiren auch da, wo schon gegen alles protestirt ist, wo es nichts mehr zu protestiren gibt, als gegen den Protestantismus selbst. . . . Scheu vor dem Gesetz war nie in der Schweiz und die Gerechtigkeit hat sie nie anders als über das Knie gehandhabt".

Baumgartner 22. 2. 1842 (über seine Demission an Stubach):

„Ich wollte ein Beispiel und die Warnung geben: daß man entweder mit Magistraten anständig umzugehen oder zu gewärtigen habe, daß sie dem Volke ihren Dienst versagen. Herrschsucht war ohnehin nie meine Krankheit. Ich wußte von Jünglingsbeinen an, daß republikanische Ehrenstellen höchstens zu einem meist verachteten Alter führen, und habe daher den mir hingeworfenen Anlaß ergriffen, um einen freieren und weniger herben Wirkungskreis zu suchen".

Am 20. November 1841 ging der Große Rath ziemlich mißmuthig über den Stand der Dinge auseinander und Baumgartner zog sich nun ins Privatleben zurück, um sich vor allem einmal etwas Ruhe zu gönnen. „Allein für eine Natur wie die seine konnte Ruhe höchstens Wechsel der Beschäftigung bedeuten. Das erste war, daß er seine Schriften und Correspondenzen ordnete, um sobald als möglich seine ‚Politischen Denkwürdigkeiten von 1820 bis 1841' zu schreiben."

Zunächst verfaßte er eine kleine politische Schrift: „Die Schweiz im Jahre 1842"; ehe er aber an weitere Arbeiten kam, riefen die Ereignisse den unermüdlichen Vaterlandsfreund wieder zu öffentlicher Thätigkeit auf. Die Zerrissenheit in der Schweiz hatte einen solchen Grad erreicht, daß die Urkantone vom Bund zurückzutreten beabsichtigten. Baumgartner mahnte entschieden davon ab; die Rechte der katho-

lischen Schweiz dürften bloß aus staatsrechtlichem, nicht aber aus kirchlichem Gesichtspunkte vertheidigt werden; man müsse auf dem Wege der Presse und politischer Organisation zu wirken suchen; um keinen Preis war er für Verschärfung der confessionellen Gegensätze und erklärte sich deshalb entschieden gegen die Berufung der Jesuiten nach Luzern, von der schon die Rede war. Er sah das Heil in einer großen conservativen Partei, welcher auch die rechtlich denkenden Protestanten angehören sollten. Nach einem mißglückten Versuche, als Redakteur der „Allgemeinen Zeitg.“ anzukommen, um vom Auslande her, vielleicht mit mehr Nachdruck, als es ihm im Lande möglich gewesen wäre, für dieses Projekt zu wirken, gründete er zu dessen Verwirklichung die erste täglich erscheinende große Zeitung in der Schweiz: die „Schweizer Zeitung“. Inzwischen hatte ihn der Große Rath wieder zu seinem Präsidenten und zum ersten Gesandten St. Gallens an der Tagsatzung gewählt. Im Jahre 1843 ward er wiederum Landammann, aber erhielt zu Collegen in der Regierung zwei erbitterte Gegner und einen solchen als Präsidenten des großen Rathes. Die Aargauer Klosterfrage erfuhr in diesem Jahre bei der Tagsatzung eine klägliche Lösung, dagegen erfocht Baumgartner in der Heimath einen Sieg in Bezug auf die früher erwähnte Sache des Direktoriums. Damals versuchte Siegwart = Müller von Luzern, der vom Culturkämpfer zum eifrigen Führer der Katholiken vorgerückt war, Baumgartner für seine Politik zu gewinnen; er rieth zu einer Verfassungsrevision, welche den Katholiken in St. Gallen die Oberhand verschaffen sollte und die man in der Schweiz anwendet, wie in einem Haushalt etwa den halbjährlichen Hausputz. Baumgartner, der die Verhältnisse in St. Gallen besser kannte, als Siegwart, wollte davon nichts wissen, und so fanden sich die beiden aus dem kirchenfeindlichen Lager durch den Radikalismus in das katholische Lager gedrängten Führer zunächst noch

nicht zusammen. Die Ereignisse thaten das Ihre, um sie zu gemeinsamem Wirken zu führen.

Luzern berief die Jesuiten; der Einfall der Freischärler, eine der crassesten Verletzungen des Bundesrechtes, folgte und theilte die ganze Schweiz unter dem Vorgeben der Jesuitenfrage in zwei Lager. Baumgartner trat mit derselben staatsrechtlichen Consequenz wie in der Aargauer Klosterfrage nicht etwa für die Jesuiten, aber für das Recht Luzerns und gegen die Verletzer des Bundesrechts ein.

Mitten in diesen Wirren, welche bald mit dem Sturz der alten Eidgenossenschaft enden sollten, gelang es Baumgartner, den Katholiken der Schweiz noch einen Erfolg von bleibender Wichtigkeit zu erkämpfen: die Neuorganisation des Bisthums St. Gallen.

Zwar wurde die Angelegenheit nicht nach seinem und im streng kirchlichen Sinne geregelt; er kämpfte gegen alle Versuche, das Bisthum auf gallikanische Grundlage zu stellen, mannhaft an: „Der kleine Rath will, daß der St. Gallische Episcopat auf der Grundlage der Staatsverfassung fuße. Ein St. Gallischer, wie jeder andere Episcopat kann nach den Ansichten des Referenten (Baumgartner) nur auf den Grundlagen der Verfassung der katholischen Kirche fußen und es ist immer irrtühmlich, wenn man katholische Institutionen nach protestantischen Begriffen und Organisationen mißt und beurtheilt. . . . Die bürgerliche Verfassung gibt uns die Mittel nicht an die Hand, ein bischöfliches Staatsdienerthum zu schaffen".

Schließlich gab er, um die canonische Wiedererrichtung der Hierarchie in St. Gallen zu ermöglichen, soweit nach, als auch Rom entgegenkam. Damit war die Errichtung des Bisthums in St. Gallen durchgefochten.

„Vom Beginn des Jahres 1845 betrachteten ihn denn auch die St. Gallischen Katholiken als ihren politischen Führer und er selbst begann sich als solchen zu fühlen." Sein nunmehriges politisches Programm bezeichnet am besten die Prä-

sidialrede, mit welcher er am 3. Juni 1845 die Session des katholischen Großrathscollegiums eröffnete: „Die St. Gallischen Katholiken. Was sie sind und was sie wollen".

Die Freude über dieses Ereigniß wurde ihm arg vergällt; während er den neuen Bischof Mirer als Vertreter der Regierung begrüßte und beglückwünschte, hatten die Neuwahlen infolge der radikalen Wühlereien ihn gestürzt; die Wahlen fielen so aus, daß er nicht wieder in die Regierung oder an einen hervorragenden Posten gewählt werden konnte — er war zu den „Jesuiten" geworfen worden. Indeß tobte, nicht am wenigsten gegen ihn, die Wuth der Radikalen weiter. Er verfaßte als Antwort seine Schrift: „Die Jesuitenfrage und die Instruction von St. Gallen" (1847).

Sätze wie: „Die Katholiken sind nicht schuldig, den Protestanten über Werth und Unwerth des Jesuitenordens Rede und Antwort zu stehen; das ist eine häusliche Angelegenheit der Katholiken, die sich auf religiösem Gebiete nicht nach den Wünschen und Forderungen der Protestanten einrichten können". „Hinweg von unserem Heiligthum"! „Das Eurige lassen wir euch, aber auch das Unsere soll keine frevle Hand betasten!" — athmen den Geist Mallinckrodts, wie denn bei Lesung des ganzen Lebensbildes fortgesetzt Vergleiche mit diesem unvergeßlichen Führer des katholischen Deutschland ebenso sich dem Leser aufdrängen, wie mit dem diplomatisch-klugen, nicht minder zähen Windthorst. Baumgartner hatte die Eigenschaften beider.

Die Sonderbundskatastrophe brachte Baumgartner vollends in Acht und Bann. Er suchte ernsthaft nach einer Anstellung in Oesterreich; allein die radikalen Gegner in der Schweiz wußten dies zu hintertreiben. Er hat es nicht bereut; er kehrte in die Heimath zurück und arbeitete, im Bewußtsein, einer guten Sache zu dienen, weiter. In seinem Blatt „Die neue Schweiz" schuf er sich eine neue politische Existenz; er drängte zunächst anläßlich der Neuorganisation und allgemeinen Verfassungsrevision die kirchenpolitischen Fragen zurück; allein

er drang damit nicht durch. Zu der allgemeinen Zersplitterung gesellte sich eine nur zu natürliche Muthlosigkeit — das politische Leben zog sich ganz in die „Kantönli-Sphäre" zurück. Zwar behielt er immer noch untergeordnete Posten im Staatswesen bei; allein abgesehen davon, daß sie ihm, was er war und mitbrachte, nicht genügen konnten, ward er genöthigt, um nicht materiell unterzugehen, eine Advokatur zu eröffnen. „Die neue Schweiz" mußte er aus Mangel an Mitteln eingehen lassen, beschäftigte sich aber dabei schriftstellerisch. Sein „Schweizerspiegel, drei Jahre unter der Bundesverfassung von 1848", fand bei allen Gutgesinnten warme Anerkennung und Billigung — Reding nannte ihn „das Programm zur Sammlung der bessern Elemente in der Schweizer Politik" — aber es fehlte der Muth, nach allen den vorangegangenen Wirrnissen ein neues Programm thatkräftig aufzunehmen.

Die Anstellung, die er bei den damals projektirten großen Schweizerbahnen — welchen Projekten er aus früherer Amtsthätigkeit das größte Verständniß entgegenbrachte — fand, enthob ihn materieller Sorgen; aber die Arbeit war keine freudige; die Verfolgungswuth gegen den „Jesuiten" wußte ihn auch hier zu treffen.

In dem in St. Gallen entbrannten Kampf für die Mischschulen unterlag er im katholischen Großrathscollegium 1856, als glänzender Vertheidiger des confessionellen Schulwesens (Kap. 40). Es beugte ihn nicht. Zwar hatte er, 11 Jahre aus der eigentlichen Regierungsthätigkeit entfernt, im Jahre 1857 sich ein rein privates Lebensprogramm gemacht, das gleichwohl in seinen Zielen ganz für das öffentliche Leben und den Katholicismus eingerichtet war — da brachte eine Wendung in den Wahlen ihn in die Bundesversammlung, die neugeschaffene oberste Repräsentativ-Corporation der Schweiz; er mußte, 60 Jahre alt, am 7. Dezember 1857 sogar als Alterspräsident die Sitzung derselben eröffnen. Die Jahre 1859 und 60 führten ihn nochmals in alle alten

Würden im Heimathkantone ein: wiederum Landammann. Die Verhältnisse begannen sich zu beruhigen — zum größten Schmerze der Radikalen. Da trat ein Ereigniß ein, das ihnen eine neue Waffe gegen den gehaßten Landammann in die Hand gab. Sein jüngster Sohn, der Schreiber unseres Buches, Alexander, trat in den Jesuitenorden ein, nachdem seine Schwester Pia bei den Frauen vom heiligen Herzen den Schleier genommen hatte. Am 11. April 1861 brachte die St. Galler Zeitung die Nachricht mit dem Bemerken: „Wer dies 1834 prophezeit hätte, den würde man ins Tollhaus geschickt haben“.

Daß die dunklen Ehrenmänner seine amtlichen Handlungen ohne Unterlaß in der schnödesten Weise verläumdeten und verunglimpften, war Baumgartner schon schwer genug gefallen; aber daß sie es nun wagten, in sein Privat- und Familienleben sich einzumischen, die Standeswahl seiner Kinder vor ihr Forum zu ziehen, glaubte er als freier Mann nicht dulden zu dürfen. Er veröffentlichte mit seiner Unterschrift einen Protest, eines der ehrenvollsten Aktenstücke seines Lebens (S. 413—15). Trotzdem eine der gemeinsten Agitationen gegen ihn inscenirt wurde, hielt ihn der gesunde Sinn des Volkes auf seinem Posten und noch zweimal bis 1864 ward er Landammann in St. Gallen.

Am 8. Juni 1864 wurde der „Jesuit“ Baumgartner aus der Regierung entfernt. Damit war der Kanton St. Gallen aus den Gefahren des „Ultramontanismus“ gerettet.

Er ordnete noch die laufenden Regierungsgeschäfte und trat dann definitiv und für immer ins Privatleben zurück, ohne je wieder eine Magistratur anzunehmen; als Mitglied des großen Raths und anderer Corporationen, sowie als Abgeordneter der Ständeversammlung blieb er, bis er todkrank wurde (1869), für Vaterland und Kirche thätig. Sofort nahm er das längst angefangene Geschichtswerk „Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830

bis 1850" wieder auf und vollendete in kaum anderthalb Jahren den dritten und vierten Band desselben.

„Das Werk ist die schönste Apologie, die er seinem eigenen Leben und Streben halten, die würdigste Rache, die er an seinen Gegnern nehmen konnte. Er hat sie selbst und alle ihre Schmähungen und Verläumdungen überlebt und dürfte sie auch noch weiter überleben, da sie nichteinmal als Tagespublicisten ihm gewachsen waren, und wesentlich nur immer verneinend, zerstörend, verfolgend, kein Denkmal ruhig schaffenden Fleißes hinterlassen konnten". (S. 445.)

In noch manchen Kämpfen vertrat er die katholischen Grundsätze mit jugendlichem Eifer, so die Rechte der Kirche auf dem Gebiete des höheren Unterrichts (Kap. 49), so das Recht auf confessionelle Volksschulen, auf Einhaltung der katholischen Feiertage und für Berufung von Lehrschwestern (Kap. 50). Daneben schrieb er von 1866—69 in drei Bänden die „Geschichte des schweizerischen Freistaates und Kantons St. Gallen" und war vielfach publicistisch thätig. Dabei nahm er von 1864 an, wie früher, an allen Sessionen der zwei legislativen Körperschaften Theil, an den Versammlungen des großen Raths vom Juni 1864 bis November 1868, an jenen des katholischen Collegiums vom Juni 1864 bis Juni 1868; erst als 1869 Krankheit ihn überhaupt ans Zimmer bannte, blieb sein Platz im Saale leer. „Sonst mochten noch so Viele sich für entschuldigt halten: er blieb von keiner Sitzung weg. Mochten jüngere Leute sich einer lästigen Ausschußberathung entziehen: er lehnte ohne zwingenden Grund nicht ab. In den Sitzungsberichten stößt man fort und fort auf seinen Namen und zwar bei Fragen der verschiedensten Art, aus allen Zweigen der Staatsverwaltung. Er, der Aelteste, war noch der Lebhafteste, Jugendlichste der Versammlung. Für alles hatte er Interesse; alles faßte er mit Ernst und Fleiß an". (S. 472.)

Das thatenreiche Leben schloß ein frommes Hinscheiden

am 12. Juli 1869 nach einem überaus erbaulichen dreiwöchentlichen Krankenlager. Als einmal sein Beichtvater mit ihm betete und der Kranke vor der Heftigkeit der Schmerzen laut aufseufzte: „Mein Gott! mein Gott!" — wollte jener ihn ergänzen und sagte: „warum hast du mich verlassen?" — „Nein, nein!" rief der Kranke aus — „das darf ich nicht sagen, Gott hat mich nie verlassen. Schwer prüfte er mich, aber verlassen thut er mich nicht. Ich habe Hilfe, Pflege, Trost. Das alles hatte der liebe Heiland nicht, als er am Kreuze seinen Geist aufgab".

Noch einmal wurde ihm die Freude zu Theil, seinen Sohn im Ordensgewande des hl. Ignatius bei sich zu sehen, ihm sein Herz zu eröffnen, mit ihm zu beten und ihm seinen Vatersegen zu spenden. Gern hätte der Sohn an seinem Schmerzenslager ausgeharrt, allein die Pflicht rief ihn nach Feldkirch zurück. Freudig nahm der greise Vater auch dieses Opfer auf sich. „Du mußt an deinen Posten", sagte er, „Gott segne dich und alle deine Brüder diesseits und jenseits des Weltmeers!"

An dem offenen Grabe schrieb ein lutherischer Berner, ein seitheriger offener Gegner Baumgartners, im Berner Intelligenzblatt:

„Unter den schweizerischen Staatsmännern der 30er und 40er Jahre war Herr Baumgartner — wenn man auf alle Eigenschaften, welche ein Staatsmann in sich vereinigen soll, Rücksicht nimmt — unbestritten der erste, gewaltigste und hervorragendste. Es fällt dem Verfasser des Vorliegenden als Berner etwas schwer, dieses Bekenntniß abzulegen, allein die Wahrheit verlangt solches. Mag vielleicht der eine oder andere Staatsmann neben ihm in einer einzelnen Richtung ihm den Rang streitig gemacht haben, so doch keiner in der Gesammtsumme aller vorzüglichen Eigenschaften eines Vorstandes von einem Gemeinwesen. Er hätte mit seinen mannigfaltigen eminenten Talenten und Fähigkeiten, besonders auf dem Gebiete der Administration, außer Zweifel im

englischen Parlament und in einer eigentlichen Nationalversammlung von Frankreich eine entschieden hervorragende Rolle gespielt".

Diesem Urtheil wird jeder Leser des Lebensbildes beistimmen und an gar mancher Stelle bedauern, daß eine solche Kraft nicht größerem Wirkungskreise zugeführt worden ist. Baumgartners Platz war entschieden der eines Ministerpräsidenten in einem Großstaate. Ob er dann allerdings die Läuterungen erfahren hätte, die er zu seinem Heile und dem seines engeren Vaterlandes durchgemacht und siegreich durchgemacht hat — das weiß nur Gott und sein Schutzengel. Jedenfalls ist er auch in dem räumlich kleinen Wirkungskreise ein ganzer Mann gewesen und ein Charakter, wie die Geschichte nicht zu viele aufweist. Solon war auch nur in einem kleinen Staate Gesetzgeber, und schließlich ist die Kunst, hundert selbständige Köpfe zu leiten und ihnen zu imponiren, größer, als die, hundert Quadratmeilen voller Sklaven oder Halbsklaven zu regieren. Die Kunst aber, sich selbst zu besiegen und erkanntes Unrecht rückhaltlos zu sühnen, für eine verfolgte Sache als Vertreter einzutreten, wo man Verfolger war, die ist und bleibt die größte Kunst, und sie steht vor Gott, vor der vorurtheilslosen Mitwelt und allemal vor der Nachwelt höher als alle Staatskunst.

v. Steinle.

XXV.

Apostolicus und Apostolicum.

Seit vielen Monaten geht eine freudige Bewegung durch die katholische Kirche, allenthalben bereitet man sich zu festlicher Feier des Bischofsjubiläums Leo's XIII. vor. Der apostolische Stuhl, dessen Inhaber seit dem frühen Mittelalter so häufig einfachhin „Apostolicus" hieß, übt seine durch anderthalb Jahrtausende bewährte Anziehungskraft vom Mittelpunkt der katholischen Einheit aus bis an die äußerste Peripherie des Reiches Christi, bis an „die Grenzen der Erde".

„In der evangelischen Kirche Deutschlands lodert seit Monaten ein heftiger Streit. Es handelt sich um die theologische Würdigung und praktische Geltung des sogenannten apostolischen Bekenntnisses", [1]) oder, wie es meistens genannt wird, des „Apostolicums".

Diese zwei Thatsachen, nebeneinandergestellt, ergänzen einander, wie der positive und der negative Beweis für die nämliche Wahrheit: das apostolische Lehramt ist durch die unvergängliche Anordnung Jesu Christi allein beglaubigt, seine Lehre zu verkündigen, allein bestimmt, seine Kirche zu bauen, allein befugt, seine Heerde zu leiten. Wo Petrus ist, dort ist die Kirche, dort die Lehre Christi: und umgekehrt: ohne Apostolicus kein Lehramt und kein Bekenntniß.

---

1) „Allgemeine Zeitung" vom 10. Jan. 1893. Beil. Nr. 8.

Es ist nicht ein [illegible] Kunstgriff, der diesen so bedeutungsvollen Gegensatz zwischen dem lodernden Streit um das Apostolicum und dem friedlichen Fest unseres erhabenen Apostolicus geschaffen, sondern die Ereignisse selbst. Wirksam ist vor unseren Augen dort das Princip religiöser Spaltung und Zwietracht, hier das Princip friedlicher Einheit. Das zeitliche Zusammentreffen mag als Zufall angesehen werden, aber im [illegible] Gegensatz waltet nicht Zufall, sondern Nothwendigkeit, die unerbittliche Nothwendigkeit folgerichtigen Denkens, welche die Wahrheit wie den Irrthum bis in die letzten Consequenzen entwickelt.

In seiner Allocution vom 16. Januar ds. Js. sagte der heilige Vater mit Bezug auf die bevorstehende Jubiläumsfeier seiner bischöflichen Amtsführung u. A., ein Ereigniß von privatem Charakter werde durch die Fügungen der Vorsehung zu einer Stärkung der Religion und des Glaubens[1]:

Wir meinen demnach den Absichten des heiligen Vaters zu entsprechen, wenn wir die Zeichen der Zeit in diesem Sinne erwägen, dazu beitragen, daß die Lehre nicht unbeherzigt bleibe, welche die Ereignisse selbst uns vor Augen stellen: Ohne Apostolicus kein Apostolicum.

Die orthodoxen und die liberalen protestantischen Theologen sind im Streite um das Apostolicum wieder einmal hart aneinander gerathen. Zwar trennt die beiden Lager keine scharfe Grenze — der mindest Orthodoxe sieht dem mindest Liberalen oft zum Verwechseln ähnlich —; dennoch aber besteht zwischen ihnen ein schlechthin unversöhnlicher Gegensatz. Es sind nicht mehr zwei Schulen, zwei Denominationen, die einander gegenüberstehen, sondern, wie von orthodoxer Seite schon häufig gesagt wurde, zwei verschiedene Religionen.

1) Vgl. „Germania" vom 20. Jan. 1893. Nr. 16.

Der Streit um das Apostolicum heißt auch der Fall Harnack und hat seinen Ursprung im Fall Schrempf. Solcher „Fälle“ gab es schon viele. Der immer vorhandene, zuweilen latente Gegensatz entzündet sich eben an concreten Vorkommnissen immer von Neuem. Die feste Burg der Orthodoxen sind bekanntlich die Consistorien. Unter orthodoxer Aufsicht stehen deßhalb die Diener am Wort, steht die gesammte in den geistlichen Aemtern praktisch thätige Geistlichkeit. Die Liberalen dagegen haben weitaus die meisten Universitätslehrstühle inne und bilden die studirende Jugend. Da aber diejenigen, welche heute Diener am Wort sind, einst Universitätshörer waren, und die heute die Hörsäle besuchen, einst Diener am Wort sein werden, gäbe es nur Einen Weg zu gesichertem Frieden zu gelangen: der Uebergang von der Universität zum Amt müßte zugleich ein Uebergang vom liberalen zum orthodoxen „Glauben“ sein; bei der „Ordination“ müßte der Ordinand seine Vorbildung zur Ordination abschwören; um die evangelische Wahrheit lehren zu können, nachdem er sie gelernt hat, müßte er zunächst einen Religionswechsel vornehmen. Die zwei Religionen können noch weniger in zwei Kirchen auseinandergehen, sie sind durch praktische Rücksichten aneinander geschmiedet. Eine völlige Trennung würde, da die Diener am Wort nicht „ausgehoben“ werden können, entweder zu unbesetzten Stellen führen, oder, weil doch nur wenige Aussicht, haben als Privatdocenten Anstellung zu finden, zu unbesetzten Hörsälen, d. h. zu solchen, die nichteinmal besetzt sein sollten. Da man nun beisammen bleiben muß, können Conflikte zwischen den von der Universität bezogenen religiösen Ueberzeugungen und den Amtshandlungen nicht ausbleiben, und daraus entstehen die „Fälle“.

Der junge Prediger geräth zunächst in einen inneren, persönlichen Zwiespalt. Er hat z. B. von Harnack gelernt, daß die Idee vom Gottmenschen nichts weiter ist als die

Vorstellung eines „Centaurs“, eines „Bockhirsches“,[1]) eine Chimäre also, und soll nun aus der Fülle solcher Ueberzeugungen von der Erlösung durch den „Herrn Jesus“ predigen. Er hat gelernt, daß die heilige Schrift kein „vom Himmel gefallenes Buch“ ist, sondern gleich anderen Büchern Menschenschriften enthält; daß Interpolation und jegliche Art von Verfälschung darin arg gehaust hat. Nun aber soll er mit der Bibel Luthers in der Hand das „lautere Evangelion“ preisen. Der Dienst am Wort muß ihm zur Qual werden. Am hohen Weihnachtsfeste kommt er sich vor wie ein Gaukler, der im tiefsten Brustton heiliger Ueberzeugung die Gemeinde mit „Märchen“ bedient;[2]) auf der Universität hörte er ja, daß der evangelische Bericht über das Festgeheimniß und der christliche Glaube daran eine „plastisch gestaltete Sage“, ein „gnostisches Fündlein“, eine „gynäkologische Phantasie“ ist.“[3]) Jedes Sonntagsevangelium bringt ihn zur Verzweiflung, Wunder über Wunder! Auf der Universität, in der „christlichen Dogmatik“ heißt es aber: „Wunder? — Sind nicht“![4]) Der Ostertag bringt ihm erst recht keine Erlösung. Sein christliches Gefühl drängt ihn, etwa den Text des heiligen Paulus zu Grunde zu legen: „Wenn Christus nicht erstanden ist, so ist eitel unsere Predigt, eitel auch euer Glaube. Erfunden werden wir als falsche Zeugen . . . .“[5]) Schöpft er nun in seiner Vorbildung, um eine begeisternde Osterpredigt abzufassen, so bleibt ihm nichts übrig, als den Heiland ent-

1) Lehrbuch der Dogmengeschichte II. 441. (Citat aus P. v. Hoensbroech S. J. „Christ und Widerchrist“. S. 58.)

2) „Allg. Ztg.“ 14. Jan. 1893. Beil. Nr. 12 S. 5.

3) Die Nachweise aus Pfleiderer und Harnack bei v. Hoensbroech a. a. O. S. 137.

4) „Die Wissenschaft kennt kein Wunder“, H. Lang: Versuch einer christlichen Dogmatik. S. 78. Weitere Belege bei v. Hoensbroech S. 141 ff.

5) 1 Cor. 15, 14. 15.

weder mit v. Hase nicht sterben, oder mit Harnack nicht auferstehen zu lassen. Da hält es fürwahr schwer, an „eitler Predigt“, „eitlem Glauben“, „falschem Zeugniß“ vorbeizukommen.

Unter den Trägern des Zwiespaltes, „hie Oberconsistorialräthe, hie Universitätsprofessoren“, gibt es wohl manche, welche wünschen, es möge jeder sehen, wie ers treibe. Man könnte sich dann von Seite der kirchlichen Autorität mit stillen Verwarnungen begnügen und eventuellem Widerstreben mit kleinen Zwangsmaßregeln oder großen Gunstbezeigungen nachhelfen; von Seite der Universitätsprofessoren aber könnte man sich mit wiederholten Mahnungen, den Idealen der Jugend treu zu bleiben, bescheiden,[1]) damit die idealen Lehren und Ansichten vom Centaur und vom Bockhirsch, von den Hallucinationen der Apostel und dem Gewimmel von Falschheiten in den Evangelien auch im späteren Leben zuweilen noch eine Quelle der Andacht und der Erbauung erschlössen. So würde hüben und drüben gezeigt, daß man auf seinem Posten ist, daß man „hier steht und nicht anders kann“, aber das störende Kampfgetöse bliebe doch vermieden. So rücksichtslose Störenfriede, wie David Strauß, die gleich in die ganze Welt es hinausposaunen: „Wir sind keine Christen mehr“, die kommen zum Glück doch selten.

Wenn nun aber einer von den beklagenswerthen Subalternen, an denen der innere Widerspruch des Protestantismus sich so grausam rächt, einmal aufschreit und nicht mehr mitmachen zu können erklärt, dann muß man Schanden halber einerseits einschreiten, andererseits zu Hilfe eilen, und der „Fall“ ist fertig. Das Publikum hört dann eine Zeit lang erregte Reden; in Flugschriften und Zeitungsspalten werden Schlachten geschlagen; Protestversammlungen da, Landeskirchenconferenzen dort; endlich, wenn es feierlich zugeht, die würdevolle Erklärung eines Consistoriums, welche am besten

1) „Allg. Zeitung“ vom 10. Januar 1893. Beil. Nr. 8 S. 3

nach dem alten Recept abgefaßt wird: „Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß". Dann pflegt man in den alten Geleisen zu fahren bis zum nächsten Fall und Zusammenstoß.

So geht es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und so ging es in der ersten, so auch im 18., im 17., 16. Jahrhundert; so ging es, als die ersten Herolde des Protestantismus sich zum erstenmal die Frage beantworten wollten: Was glauben wir und was glauben wir nicht?

Es ist also eine alte Geschichte in neuen und sogar unveränderten Auflagen, denn nur Nebensächliches wechselt, die Namen der Kämpfer, der nächste Anlaß zum Streit. Und nicht blos eine alte Geschichte ist es, sondern auch ein nothwendiger Proceß. Die Orthodoxen wollen zweifellos ein echt protestantisches Princip vertreten, die Liberalen vertreten ein mindestens ebenso zweifellos protestantisches. Es sind einander bekämpfende Principien, und so muß es zwischen deren Vertretern zum Kampf kommen. Und zwar müßte er in einen Kampf ums Dasein ausarten, weil es durchaus grundlegende Principien sind, solche deren Preisgabe ihren Vertretern als Preisgabe sei es des Protestantismus, sei es des Christenthums überhaupt vorkommen muß. Was endlich dem Streit seine besondere Schärfe gibt, ist nicht blos der Umstand, daß es diametral entgegengesetzte, durchaus unvereinbare Principien sind, sondern vorab, daß ihre erzwungene Vereinigung gerade das Wesen des Protestantismus ausmacht. Man ist aneinander geschmiedet und Scheidung gibt es nicht.

Die alte Geschichte ist uns nicht neu, noch dünkt uns befremdlich der nothwendige Proceß. Wohl aber scheint es uns seltsam, wie das Volk der Denker so lange Zeit braucht, um einzusehen, daß man auf zwei einander ausschließende Grundsätze eine Kirche nicht aufrichten kann, nicht einmal eine „unsichtbare". Diese Wahrheit war aber zur Zeit Lessings und Goethe's doch wohl schon sonnenklar.

Die beiden Grundprincipien heißen in der theologischen

Schule das Formal- und das Materialprincip des Protestantismus. Als jenes galt früher die sogen. „Sufficienz" der Schrift, als dieses die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein: Sola Scriptura, sola fides. Beides ist wissenschaftlich längst aufgegeben, wie soll es sich praktisch halten? Mit der Inspiration der Schrift fällt doch wohl auch ihre dogmatische „Sufficienz", und über das sogen. Materialprincip schrieb Döllinger vor schon dreißig Jahren: es „ist eines der denkwürdigsten und weitgreifendsten Ereignisse in der neueren Religionsgeschichte, daß die Lehre, die das eigentliche Fundament des protestantischen Lehrgebäudes bilden soll, wissenschaftlich so völlig zu Grunde gegangen ist". [1])

Möglichst kurz und in allgemein verständlichen Worten ausgedrückt heißt das Formalprincip jenes, welches die Frage beantwortet: warum glaube ich? — und das Materialprincip jenes, das angibt: was glaube ich.

Je mehr der Rationalismus mit der Inspiration, ja sogar mit der Integrität und Authentie der Schrift deren Sufficienz läugnete und beseitigte, um so mehr ward die freie Forschung in den Vordergrund geschoben. Man kann sie heute gewissermaßen als das Formalprincip protestantischer (Glaubens-?) Ueberzeugungen ansehen. Frägt man einen angehenden Diener am Wort: „warum glaubst du"? so wird er füglich nur antworten können: weil es das Ergebniß meiner freien Forschung darstellt, bezw. das Ergebniß der freien Forschung meiner Professoren ist, die ich hören mußte, gegen die ich nicht aufkommen konnte, und die es recht plausibel machten.

Mit Laternen aber und elektrischen Sonnen müßte man den Mann suchen, der auf die andere Frage klipp und klar mit bestimmten Lehrsätzen zu antworten vermöchte. Setzen wir also einen allgemeinen Ausdruck, der einige Aussicht hat angenommen zu werden. Sagen wir also, das werde geglaubt, was im Bekenntniß steht. Es gibt deren zwar

---

1) „Kirche und Kirchen" rc. (1861, zw. Abdruck) S. 433.

manche, aber doch immerhin eine beschränkte Zahl, so, daß dieser Begriff sich doch überschauen läßt. Wir begnügen uns mit dem kleinstmöglichen Bekenntniß, verlangen kein specifisch protestantisches, sondern nur ein gemein-christliches, etwa das sogen. Apostolicum. Ja wir sind ganz bereit, die Frage, welches Bekenntniß? ganz auf sich beruhen zu lassen, es genügt ein Bekenntniß überhaupt und im Allgemeinen.[1])

Freie Forschung und Bekenntniß sind die zwei aneinander geschmiedeten Principien. Die Universitäts-Professoren kämpfen wider die Orthodoxen nicht anders, als im Namen der freien Forschung. Tausendmal wird diese als gutes Protestantenrecht gepriesen, und abertausendmal als hehres Palladium der Reformation, und wieder tausendmal als der unabweisbare Rechtstitel der forschenden Universitäts-Professoren. Die Orthodoxen halten den Schild des Bekenntnisses dagegen. Ohne Bekenntniß, sagen sie, kein Glaubensbestand, keine Glaubenseinheit, keine Kirche, keine Gemeinde — weder sichtbar noch unsichtbar, kein äußeres und kein inneres Band. Die Religion wäre durchaus „Privatsache" und freie Meinung, wie die Ansichten über Kaltwasserkuren und Zukunftsmusik.

Freie Forschung heißt nach dem Ursprung der Sache und nach der negativen Seite des Begriffes Abfall vom kirchlichen Lehramt der römisch-katholischen Kirche, in weiterer

---

1) Wir sind darum genöthigt, alle Auseinandersetzungen über das zulässige Minimum christlichen Glaubens und Maximum christlicher „Freiheit" zu vermeiden, weil im Streite über das Apostolicum vorab darüber verhandelt wurde, ob der in Frage stehende Artikel zu den Fundamenten des Christenthums gehöre, oder nicht. Bejahung und Verneinung stehen einander schroff gegenüber, woraus sich die vollendete Unmöglichkeit ergibt, den Protestantismus als einen einheitlichen Lehrbegriff zu behandeln. Wir sind ferner genöthigt, von specifisch protestantischen Bekenntnissen abzusehen, weil unter diesen keines ist, das in theologischen Kreisen auch nur auf eine erhebliche Minorität rechnen könnte.

Folge Abfall vom kirchlichen Lehramt überhaupt. Nach der positiven Seite bedeutet freie Forschung zweierlei; erstens das souveräne Recht des Individuums, unter christlicher Religion alles Beliebige zu denken, vorausgesetzt, daß es sich als Forschungsergebniß ausgibt, zugleich die Befugniß, wie immer dieses Forschungsergebniß lauten möge, evangelischer Christ zu bleiben; — zweitens das Recht, dieses nämliche „Allesbeliebige" in der nämlichen Voraussetzung als christliche Wahrheit zu lehren und zu predigen, zugleich die Befugniß, trotzdem unangefochten im Amte zu bleiben.

So weit die freie Forschung, will sie anders nicht sich selbst aufgeben.

Aber auch das Bekenntniß darf sich nicht aufgeben, und ein Consistorialrath noch weniger Deshalb muß es irgendwie über der Willkür stehen, irgendwie Norm und irgendwie Gesetz sein. Ein Bekenntniß ohne Verpflichtung auf das Bekenntniß wäre eine Reihe leerer Worte.

Die freie Forschung sprengt nun bei gegebener Gelegenheit jedes Bekenntniß, ja sie schließt die Möglichkeit eines bestimmten Bekenntnisses aus. Das Bekenntniß muß irgend einen bestimmten Sinn haben — oder sollte es aus sich sinnlos sein? Und dieser Sinn muß wenigstens zeitweise für unveränderlich gelten — oder sollte er sich immer im Flusse befinden? Die freie Forschung ist aber das Recht, jenes Bekenntniß, in das man „hineingeboren ist", so zu verstehen und so zu erklären, wie man es selbst will, ohne dabei aus der christlichen Gemeinde scheiden, ohne auf den Dienst am Wort verzichten zu müssen. Macht man mit dem Bekenntniß Ernst, so hört die freie Forschung auf und umgekehrt. Lediglich in Kraft einer lehramtlichen Festsetzung kann ein Bekenntniß Norm und Gesetz sein; mit der freien Forschung — als welche jedes autoritative Lehramt ausschließt — könnte sich nur ein Bekenntniß vertragen, das auf freier Uebereinkunft beruhte, das im besten Fall den Cha-

rakter eines kündbaren Contraktes hätte. Wir sagen im besten Fall. Denn wenn die freie Forschung einen einzelnen Diener am Wort nöthigt, irgend einen Satz des Bekenntnisses zu streichen, so ist der Contrakt nichteinmal gelöst. Der freien Forschung auf der einen Seite entspricht auf der anderen Seite nichts, als die Pflicht, zu allen Ergebnissen freier Forschung den oberhirtlichen Segen zu spenden.

Da nun aus dem Conflikt gar nicht herauszukommen ist, beginnt man abermals ein Compromiß anzubahnen, indem man der Sache eine Seite abgewinnt, welche die Möglichkeit scheinbarer Einigung in Aussicht stellt. Aber es wäre nur eine scheinbare Einigung, denn der vorgeschlagene Ausweg ist für die Frage selbst ganz gleichgiltig.

Es wird hervorgehoben, die Frage, ob das apostolische Bekenntniß thatsächlich von den Aposteln herrühre, sei eine lediglich kritisch-historische, über welche offenbar nur die Wissenschaft zu erkennen habe. Wenn die katholische Kirche ihren Theologen gestattet, vom sogenannten Apostolicum zu reden, so brauche ein Oberkirchenrath doch nicht päpstlicher zu sein, als der Papst.

Das ist nun in der That eine vollständige Verschiebung der Frage, eine echte und rechte Vertuschung der Gegensätze. Sie ist es aus folgendem Grunde: Wenn das Apostolicum von den Aposteln verfaßt wäre, so ist der Streit damit nicht beigelegt, und wenn es nicht von den Aposteln verfaßt ist, so bleibt die ganze Frage dennoch offen.

Wenn das Apostolicum von den Aposteln verfaßt ist, so heißt es abermals so: Nach protestantischer Ansicht muß das Bekenntniß unter der Schrift stehen, d. h. ein Satz des Bekenntnisses kann nun und nimmer verpflichten, wenn er nicht im reinen Evangelium steht. Für die Reinheit des Textes sorgt aber die Bibelkritik; ob die Sätze des Bekenntnisses ferner mit dem also gereinigten Text übereinstimmen, entscheidet die freie Forschung, nicht das Consistorium. Wir stehen also auf dem nämlichen Punkt. Und keinen Schritt

kommen wir weiter, wenn das Apostolicum nicht von den Aposteln verfaßt ist. Daraufhin könnte es zwar vielleicht von Amtswegen aufgegeben werden, ohne daß die „Autorität“ Schaden litte, aber was dann? Soll man inskünftig die Ordinanden darauf verpflichten, daß sie kein Bekenntniß haben? Noch einmal, an irgend etwas Christliches muß eine christliche Kirche doch wohl glauben, und wenn das Christenthum überhaupt etwas ist, so muß irgend eine unverrückbare Grundwahrheit nachweisbar sein.

Welche Wahrheit? Etwa die Gottheit Christi? Man sollte wohl meinen. Denn wenn Christus nicht Gott ist, obgleich er es ausdrücklich gesagt hat, so wäre es wohl zu viel verlangt, daß man dann noch eigens „an ihn“ glaubte. Aber die freie Forschung des liberalen Protestantismus hat die Gottheit Christi nicht blos preisgegeben, sondern läugnet sie offen und ungescheut und vielfach geradezu in cynischer Weise. Zu guter Stunde ist darüber ein Werkchen erschienen, das aus der gesammten modernen protestantischen Theologie — Citat an Citat — den Nachweis erbringt, daß selbst für diese Glaubenslehre die freie Forschung nicht mehr zu haben ist.[1])

Aber auch hier öffnet die liberale Theologie ein Hinterthürchen. Der Glaube solle ja nach protestantischer Ansicht kein Für-wahr-halten von Dogmen und Lehrsätzen sein, sondern ein nothwendiges und gläubiges Erfassen von Seite des Gemüthes. Wir antworten einfach: Gläubiges

1) „Christ und Widerchrist“. Von Paul v. Hoensbroech S. J. Herder 1892. Wir hören hier das christologische Bekenntniß der Universitäten von Straßburg, Göttingen, Gießen, Heidelberg, Bonn, Tübingen, Jena, Berlin, Erlangen, Breslau, Leipzig, Kiel — vertreten durch 27 Professoren. Wenige sind so craß wie Harnack, so giftig wie Hase, einige geben sich noch die Mühe gewundene Erklärungen und verschwommene Phrasen vorzubringen, keiner ist darunter, der sich klar und bündig zur Gottheit Christi bekännte, weitaus die Meisten läugnen sie rundweg.

Erfassen — wovon? Gläubiges Erfassen — warum? Ohne Gegenstand ist es undenkbar, ohne Grund widervernünftig und widernatürlich.

Rückt man also die historisch-kritische Frage in den Vordergrund, ob das Apostolicum von den Aposteln verfaßt ist oder nicht, so bietet man keine Lösung der Streitsache, sondern einen Ausweg aus der Klemme. Es handelt sich hier eben nicht um Kritik und Thatsachen, sondern um Rechte und Principien. Um das Recht der freien Forschung einerseits; sie steht über aller lehramtlichen Autorität; um wie gar viel mehr über einer Autorität, die nur Verwaltungsbefugnisse hat, in Lehrfragen höchstens „gutächtlich" zugelassen wird; auf der anderen Seite um das Recht der christlichen Gemeinde auf eine christliche Predigt. Ferner handelt es sich um die eigentlich principielle Kernfrage: Wie kann dem Ansturm der freien Forschung gegenüber auch nur irgend etwas Christliches Stand halten? Wo findet die Orthodoxie den rettenden Grund, den festen Boden? Die freie Forschung hat die protestantischen Bekenntnißschriften zersetzt und zerstört, die Rechtfertigungslehre aus dem Glauben allein weggefegt, hat das Wort Gottes seines göttlichen Charakters entkleidet; sie hat vor den Wundern, vor der Geburt, dem Tod, der Auferstehung des Herrn nicht Halt gemacht und läugnet allenthalben die Gottheit Christi. Wie sollte sie der sogen. gemeinchristlichen Bekenntnißschriften schonen? Ist die Lehre des Nicänums eine Chimäre, warum am Nicänum festhalten; ist die Trinitätslehre ein „Abgrund von Widersprüchen", so wird das Athanasianum wohl um nichts besser sein. Nun kam, spät genug nach all dem, das Apostolicum an die Reihe. ‚Wozu der Lärm' möchte man fast fragen. Uns dünkt, die Gottheit Christi wäre doch wichtiger noch. Aber freilich im Grunde handelt es sich ja gerade darum.

So zerbröckelt und zerfällt in den Händen der protestantischen Kirche nicht blos der specifisch protestantische

Lehrbegriff, sondern auch, was wahrlich schlimmer ist, alle gemeinchristliche Lehre.

Mit festen und klaren Beweisen müßte die Orthodoxie dem theologischen Liberalismus entgegenzutreten den Muth haben. Wo also sogar die Gottheit Christi in Frage steht, hiefür mit der gleichen Entschiedenheit und den nämlichen Beweisen eintreten, wie katholische Theologen thun, wie es neuestens in der vortrefflichen Schrift geschehen ist, deren wir oben gedachten. Damit könnte die Grundlage der christlichen Religion und ein wesentliches Stück christlichen Glaubens im Protestantismus noch gerettet werden. Handelt es sich dann aber um Beweise für andere nicht minder wesentliche Theile des christlichen Glaubens, um die geoffenbarte Lehre vom dreieinigen Gott, von der Schöpfung und dem Urstand, vom Sündenfall und der Erlösung, von der Gnade und den Sakramenten, dann ist die Orthodoxie freilich in der üblen Lage, jeder Möglichkeit eines Beweises zu entrathen. Diese traurige Wahrheit deckt die ganze Hilflosigkeit des orthodoxen Standpunktes auf.

Solange nämlich auch die liberale Theologie an der Inspiration des Schriftwortes noch festhielt, solange konnte man sich auf orthodoxer Seite abmühen, eine bestrittene Lehre aus der Schrift nachzuweisen. Seitdem aber die Inspiration als völlig überwundene Ansicht betrachtet wird, können alle Schriftbeweise für einzelne Lehrstücke den Gegnern gegenüber nicht mehr zum Ziel führen. Auf diesem Boden kann nur mehr ein sogen. apologetischer Beweis erbracht werden und kein anderer. Dieser aber lautet wie folgt:

Christus hat die Verkündigung, Verbreitung und Bewahrung seiner Religion ausschließlich einem immerwährenden Lehramt übergeben und anvertraut, dazu es eingesetzt und beglaubigt; es ist das apostolische Lehramt. Nun lehrt dieses Lehramt, die bestrittene Wahrheit sei christliche Wahrheit und göttliche Offenbarung. Folglich ist sie es.

In diesem Beweise ist das apostolische Lehramt der

sogenannte Mittelbegriff. Man mag dem apologetischen Beweis verschiedene Fassungen geben, aber ohne gedachten Mittelbegriff ist er nicht zu erbringen. Deßhalb jedoch ist das Lehramt im Beweise Mittelbegriff, weil in der historischen Entwicklung nach Christi Anordnung das Lehramt als Mittelursache wirkt. Und darum kann man keinen anderen Beweis zu Stande bringen außer mit Hülfe des Lehramtes als dem Mittelbegriffe, weil nach dem Willen des Stifters der Kirche das Lehramt einzige Mittelursache ist. Mit anderen Worten: Die Verbreitung und Bewahrung der Lehre Jesu vollzog sich ausschließlich durch das Lehramt, als der einzigen dazu befähigten und befugten Ursache; deßhalb kann die wahre Lehre Jesu nicht anders gefunden, noch anders bewiesen werden, als vermittelst des apostolischen Lehramtes; ohne apostolisches Lehramt — kein apostolisches Bekenntniß.

So lange die Orthodoxie also diesen Mittelbegriff als papistischen Trug verabscheut, so lange steht sie ohne Möglichkeit einer Abwehr dem Ansturm der freien Forschung gegenüber.

Das apostolische Lehramt führt allerdings mit zwingender Nothwendigkeit zum Apostolicus.

Christus hat die geoffenbarte Religion gelehrt und die Erlösung der Menschheit vollzogen. Jene ist für alle bestimmt, diese allen geschenkt. Die Religion Christi ist die Weltreligion, seine Kirche die Weltkirche, deren Reichsgebiet die Weite der Welt, deren Dauer die Weltzeit. An die Verkündigung der Weltreligion durch Christus muß sich die Weiterverkündigung, die Verbreitung und die Bewahrung seiner Lehre anschließen. Und hier zwingt sich nun die Frage auf, wo ist das Mittel und Organ einer Verbreitung über die Welt und durch alle Zeiten, einer Verkündigung in autoritativer Weise, einer zweifellos sicheren Bewahrung inmitten aller Irrthümer? Dieses Mittel muß da gewesen sein, muß vorhanden gewesen

ein, als Christus die Erde verließ, die Weiterverkündigung, die Verbreitung und Bewahrung aber erst beginnen sollte. Diese Mittelursache in der Ausbreitung der christlichen Religion, dieses Organ des Heilandes selbst ist das apostolische Lehramt. Dazu hat Christus es eingesetzt, gesendet und beglaubigt. Eingesetzt als seine Stellvertretung in der Verkündigung, Verbreitung und Bewahrung seiner Lehre; gesendet zu allen Völkern durch alle Jahrhunderte, an alle Menschen aller Zeiten, beglaubigt durch die Sendung und die Verheißung seines Beistandes. Nicht einzelne Boten sendet er, sondern er stiftet ein einheitliches und immerwährendes Amt. Zunächst bekleiden es einige, dann mehrere, viele endlich, aber sowohl in der jeweiligen Gegenwart stellen sie Ein apostolisches Lehramt dar, eine lehramtliche Corporation, wie auch in der Abfolge der Zeiten und Geschlechter. Als ein immerwährendes Amt besteht das Apostolat inmitten der Welt. Seine Träger alle, als Träger Eines Rechtes und Einer Sendung sind durch das Band rechtmäßiger Nachfolge geeint. Die Ersten, die Apostel, und alle ihre Nachfolger bis zu den letzten katholischen Bischöfen umfaßt die Einsetzung, die Sendung, die Beglaubigung des apostolischen Lehramtes durch Christus.

Allein die Weltkirche ist nicht eine Schule, sie heischt mehr als ein Lehramt. Die Weltreligion ist nicht Unterthan eines Staates, sie verlangt eine in ihrer Sphäre souveräne, in ihrem Umfange weltregierende Obrigkeit. Und in der That hat Christus das apostolische Lehramt zugleich als kirchliche Obrigkeit eingesetzt, Gewalt ihm verliehen, Gesetze zu erlassen, Recht zu sprechen, Strafen zu verhängen; er hat der Weltkirche eine Reichsregierung gegeben.

Und eine Reichsverfassung. Ueber die endlosen Reihen der Nachfolger in diesem Amte im Orient und im Occident, in der alten und in der neuen Welt gingen die Stürme der Weltgeschichte dahin. Viele Bischofssitze sind ver-

[illegible]

[illegible] ohne den alten [illegible] und Revolution [illegible]

[illegible] daß mit dem Abfall vom kirchlichen Lehramt [illegible] abgesägt ward und nunmehr verdorren mußte. „Es kann einem ein Rad abgehen vom Wagen", so schrie er, „und einen erschrecken, daß der Papst und die Seinen sich rühmen, sie sind die christliche Kirche." Haltungslos stand er vor der Frage nach dem Ursprung jener lehramtlichen Autorität. Binnen vierundzwanzig Jahren änderte er vierzehnmal seine Ansicht hierüber.[1]

1) Nachweis bei Döllinger, Die Reformation 3 [illegible] ff. Die oben citirten Worte ebd. S. 202 Anm. 63.

Innerhalb aller Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung haben aber die katholischen Ueberzeugungen sich niemals geändert, noch je auch gewankt ihr Grund, der Fels, wider den alle Stürme am heftigsten toben. Was ist alles versunken und vergangen seit dem Tage, da bei Cäsarea Philippi es hieß: Du bist Petrus, der Fels. Der Fels aber ist geblieben und 18 Jahrhunderte weltgeschichtlicher Kämpfe zeigen die Verheißung von damals im Lichte verklärter Erfüllung: „Non praevalebunt".

„Immer und ewig" also „im Anschluß an Rom"!

Dieses altehrwürdige Wort, das uns wie ein Inbegriff katholischer Ueberzeugungen vorkommen muß, sei denn auch heute huldigenden Festgrußes und treuen Gelöbnisses Ausdruck: „In aeternum iuxta Romam".

XXVI.

Aus der Schweiz.

Die neueste Bewegung auf dem Gebiete des proportionalen Wahlverfahrens.

I.

Wer sich, wie der Verfasser vorwürfiger Zeilen, im verflossenen Jahre abwechselnd längere Zeit in der Schweiz und in Deutschland aufzuhalten veranlaßt war, wird bei aufmerksamer Besichtigung des journalistischen und sonstigen öffentlichen Lebens beider Länder sein Erstaunen darüber nicht leicht zu unterdrücken im Stande sein, daß das „Volk der Denker" dem praktischen Voranschreiten der Schweizer in der für die Parteiconstellation wichtigsten Frage, der Beseitigung „des absoluten Mehrs", noch immer theilnahmslos gegenübersteht.

Nachdem das proportionale Wahlverfahren überall, wo es praktisch verwirklicht wurde, sich bewährt, nachdem unter der Herrschaft desselben nicht blos die bisher majorisirten, sondern auch die bisher herrschenden Volkskreise dem neuen System eine auf innerer Ueberzeugung beruhende Zuneigung entgegengebracht haben, läßt sich schon jetzt mit aller Bestimmtheit behaupten, daß die Verdrängung des absoluten Mehrs in allen Ländern, wo das Volk am öffentlichen Leben Theil zu nehmen berechtigt ist, also in allen nicht despotisch regierten Staaten, nur noch eine Frage der Zeit sein kann.

In der Gemeinde soll, wie von allen Seiten einstimmig anerkannt wird, an die Stelle der Politik die ruhige Arbeit am wirthschaftlichen und socialen Fortschritt und eine zunehmende Pacifikation der Bürgerschaft treten. Die Politik hat erfahrungsgemäß nur einen corrumpirenden Einfluß auf das seinem innersten Kerne nach ausschließlich der Administration und Oekonomie zugekehrte Stadt- und Dorfregiment.

Auf dem Gebiete der Communalwahlen wurde deshalb schon längst von allen nicht in die Parteischablone verrannten Staatsmännern constatirt, daß es eine riesige Verirrung sei, wenn man die besten Kräfte einer vielleicht nur um eine Stimme vom absoluten Mehr entfernten Minderheit blos aus politischen Gründen von der Theilnahme an der Gemeindeverwaltung ausschließt. Wo aber bisher den Minderheiten die Theilnahme am Commune-Gouvernement verwehrt wurde, ist es bekanntermaßen immer aus politischen Gründen geschehen und das System des absoluten Mehrs beim Wahlverfahren ist das Ventil, durch welches die Politik in die Rathhaussäle der Städte und Dörfer eindringt.

Von dem Momente an, wo ein entgegengesetztes besseres Wahlverfahren die Probe auf seine praktische Ausführbarkeit bestanden hat, ist es deshalb ein wahrer Frevel, wenn die für den Ausbau der communalen Gesetzgebung berufenen Organe der deutschen Staaten auf diesem Gebiete — der

Beseitigung des absoluten Mehrs — noch länger die Hände in den Schooß legen, wenn sie die in den Nachbarländern bereits praktisch bewährte Wendung zum Besseren ignoriren und der Frage der Uebertragung der Wahlproportionalität vom schweizerischen auf deutschen Boden selbst innerhalb des beschränkten communalpolitischen Rahmens hartnäckig aus dem Wege gehen.

Welch' unrichtige Vorstellungen über Proportionalwahl vielfach noch in Deutschland cursiren, davon haben wir uns bis in die jüngste Zeit bei Besprechungen mit sonst gut unterrichteten Politikern der verschiedensten Farbe überzeugt. Die Einen verwechselten Proportionalwahl mit Concessions- oder Minderheitswahl, die Andern machten gegen die Einführung den Einwand, daß der Uebertragung der schweizerischen Wahlart in deutschen Sonderheiten, wie indirekte Wahl, vielfach noch vorgeschriebene Oeffentlichkeit der Wahl, Dreiklassensystem 2c. unübersteigliche Hindernisse entgegenstehen.

Die Proportionalität empfiehlt sich aber für öffentliche so gut wie für geheime, für allgemeine so gut wie für Census- und Capacitätswahlen. Wenn man die hier einschlägigen Controversen — Oeffentlichkeit oder Wahlgeheimniß, allgemeine oder durch Census und Capacitätsnachweis beschränkte Wahl und Dreiklassensystem, Direktheit oder Indirektheit der Wahl — durchaus mit der Proportionalität in Zusammenhang bringen will, so läßt sich weiter nichts behaupten, als daß sowohl auf den unter der Herrschaft des allgemeinen geheimen, direkten Stimmrechts zu Stande gekommenen Wahlen, als auch auf dem in den Ländern der Census- bezw. Capacitäts-, Indirektheits-, Oeffentlichkeitswahl vollzogenen Scrutinium derselbe Makel der Ungerechtigkeit insolange haftet, als bei beiden das absolute Mehr entscheidet.

Bekanntlich ist in deutschen Landen die Ungerechtigkeit eines Gesetzes für sich allein noch lange kein ausschlaggebender Grund für Abschaffung desselben. Wenn aber die zur Zeit majorisirenden Herren eines deutschen Staates an der Ab-

schaffung eines ungerechten Gesetzes, weil sie ihnen einen politischen Gewinn bringt, interessirt sind, dann geht es mit der Abolition, für welche nun der principielle (Gerechtigkeits-) Grund in Vordergrund gestellt, das Zweckmäßigkeitsmotiv (der Gewinn) aber nur innerhalb der vier Mauern des Fraktionszimmers ventilirt wird, rasch voran.

Von diesem Standpunkt — den wir, ausschließlich das Gerechtigkeitsprincip vertretend, nicht theilen — aus dürfte der deutsche Boden für Einführung der Proportionalität und Abschaffung des absoluten Mehrs gerade jetzt sich als opportunistisch sehr geebnet erweisen.

In den größeren deutschen Städten, wo nach 3 Klassen gewählt wird, sind die Socialdemokraten nur in der 3. Klasse Meister; in der 1. und 2. sind sie nicht zu fürchten, sie werden es in denselben, auch wenn das proportionale Verfahren zur Anwendung kommt, nie zu einer Vertretung bringen, weil die Zahl der socialdemokratisch angehauchten Erst- und Zweitkläßler eine minime ist. Die 3. Klasse dagegen wird überall entweder schon von den Bebelianern beherrscht oder in nicht ferner Zeit von ihnen beherrscht werden. Daß die Ordnungsparteien es in der 3. Klasse zu keinem Vertreter mehr bringen, hat seinen Grund nur in dem absoluten Mehr. Wird die Proportionalwahl eingeführt, so erhalten sie im ungünstigsten Falle noch ²/₅, meistens sogar nahezu die Hälfte der auf die Klasse fallenden Gesammtvertretung. Diese ²/₅ in Verbindung mit dem Wahlresultate der 1. und 2. Klasse schließen aber die socialdemokratische Herrschaft auf dem Rathhause für jetzt und alle Zukunft aus.

Die Herren von Vollmar, Grillenberger, Auer ꝛc. haben zwar, wie uns wohlbekannt, auf ihrem Erfurter Parteitage das Wort „Proportional-Wahlsystem“ in ihr Programm einschlüpfen lassen. Erwägt man aber, daß es, nachdem lange zuvor von ihren „Specialisten“ im Wahlressort (Rittinghausen und Kayser) energischer Protest gegen die „Pro-

porzfreundlichkeit" erhoben war, nur so ganz gelegentlich und en passant auch ohne alle Motivirung geschah, so gelangt man unschwer zu einem Einblick in die zu Erfurt im „Majoritätswahlpunkte" zur Oberhand gelangten Velleitäten. Die weniger tiefblickenden socialdemokratischen Führer hatten zur Zeit, als sie in den größeren deutschen Städten trotz der erheblichen socialdemokratischen Stimmenzahl von den Ordnungsparteien majorisirt wurden, für Proportionalwahl geschwärmt. Diese Liebhaberei mußte aber nothwendig in dem Moment aufhören, wo die Revolutionäre in Hamburg, Nürnberg 2c. bei den Wahlen bereits die Ordnungsparteien majorisirten.

In Erfurt war die Proportionalität für die eingeweihteren socialdemokratischen Führer bereits ein Anachronismus und sie haben dieselbe nur noch als Aushängeschild aus einer überwundenen Periode in ihr Programm herübergenommen. Die Natur der Socialdemokratie bringt es mit sich, daß sie gegen die Proportionalwahl principiell Front macht. So schwankend auch die Bilder sind, die man sich auf Grund ihrer Verhandlungen bezüglich aller übrigen Paragraphen der Verfassung ihres Zukunftsstaates zu machen in der Lage ist: in dem *einen* Artikel der Constitution ihrer zukünftigen socialdemokratischen Republik kann auch für den Außenstehenden auf Grund ihrer übereinstimmenden Expektorationen keine unklare Vorstellung zurückbleiben. Die das ganze System beherrschende Grundanschauung läuft darauf hinaus, daß sie in nicht ferner Zeit bei den Wahlen *das absolute Mehr* erlangen und daß sie dann *der Minderheit mittels Gewalt* den socialen Stempel (die Verstaatlichung der gesammten Arbeit 2c.) aufdrücken.

Die Proportionalwahl ist aber — gleichgiltig ob die Bedrohung mit einer unerträglichen Parteiherrschaft von den Weißen, Schwarzen oder Rothen („Sozi") ausgeht — der lauteste Protest gegen jedwede Vergewaltigung der Minderheit durch die Mehrheit. Die Regierungen und die soge-

nannten Ordnungsparteien werden daher in nicht ferner Zeit zu dem proportionalen Wahlverfahren schon vom opportunistischen Gesichtspunkte aus, weil die Socialdemokratie durch dasselbe auf ihr richtiges Maß zurückgeführt wird, sich wohlwollend zu stellen veranlaßt sein. Nach dem jetzigen Wahlgesetze ist in die Hand der hamburgischen Socialdemokraten eine Wohlkraft gelegt, um mit Majorisirung von Dreisiebentel ordnungsliebender Bürger fünf Bebelianer in den Reichstag zu entsenden.

Um dies hinfür unmöglich zu machen, braucht man nur die auf einem Umkreise von fünf Quadratmeilen rings um die hanseatische Handelsmetropole wohnenden Wähler mit der Stadt zu einem Wahlkreise, auf welchen die proportionale Wahl eines ganzen Dutzend Reichsboten fällt, zusammenzuwerfen: im günstigsten Falle werden es die Revolutionäre dann zur Eroberung eines Mandates bringen.

Nach dem Bisherigen läßt sich mit aller Bestimmtheit prognosticiren, daß sich die Proportionalwahl zunächst den Communen in nicht ferner Zeit mit elementarer Gewalt als die alleinige Remedur gegen die unsinnige Herrschaft der Politik auf dem Rathhause und zugleich als Palliativ gegen das ausschließliche Prävaliren der „Sozi" in der 3. Städte-Wählerklasse aufdrängen wird.

Aber auch auf dem Gebiete der politischen Wahlen zum Landtage und Reichstage wird sich der Umschwung zum neuen Systeme in allen von der Loge und dem Parteibeamtenthum zu todt gehetzten, bis in die tiefsten Tiefen aufgewühlten, in der Gemeinde und Familie vom Parteischablonenthum gemarterten Ländern rasch vollziehen. War doch auf all' diesen politischen Theatern das System „des absoluten Mehrs" die Hauptursache der bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Unterdrückung der Minderheit, aus welcher sich jeweils die totale Verfahrenheit des Staatsschiffes entwickelte. Wie das Tessiner Staatswesen durch die Schuld aller Parteien der völligen Auflösung ent-

gegenzugehen drohte, das ist eine im Gedächtnisse aller zeitgenössischen Politiker haftende Notorietät. Man nahm Zuflucht zur Proportionalität und es besserten sich die Zustände schon bei der ersten Anwendung in dem Maße, daß trotz vereinzelter Opposition beide Parteien mit erdrückender Mehrheit dafür einstanden, das neue Wahlverfahren als bleibende Institution der Verfassung einzuverleiben.

War im Tessin, wo die politische Erkrankung auf einen viel höheren Grad, als in andern bis zur Grenze der Lebensfähigkeit verfahrenen Staatskutschen, wie Hamburg, Belgien, Baden 2c., sich gesteigert hatte, die Proportionalwahl das Rettungsmittel, um wieder in normalere und gesundere Geleise einzulenken, so wird man auch in den letztgenannten Ländern durch die Beseitigung des absoluten Mehrs noch viel sicherer zum gleichen Ziele gelangen. In Baden hatten beispielsweise beide großen Parteien Anlaß über die Kehrseite des absoluten Mehrs sehr ernste Reflexionen anzustellen. Noch Ende der 70er Jahre waren dort auf die Centrumspartei, obgleich von circa 200,000 Stimmen etwa 80,000 klerikal und ungefähr 90,000 nationalliberal gewählt hatten, nur zwei, auf die Liberalen aber 9 Reichstagsmandate gefallen, während aus einer Proportionalwahl 6 Nationalliberale und 5 Centrumsmänner hervorgegangen wären. Im Jahre 1890 traf es bei einer ungefähr gleichen Wahlbetheiligung den Rothen circa 80,000, den Schwarzen ungefähr 90,000. Die Ersteren gingen leer aus, die Letztern erfreuten sich eines Majus von 8 Mandaten. Bei einer Proportionalwahl wären 1890 dem Centrum 4, den Liberalen 3 Reichstagssitze gesichert gewesen. Die bisher in das absolute Mehr so sehr verliebte herrschende badische Partei hat daher allen Grund, zu überlegen, ob sich bezüglich der Reichstags- und noch mehr bezüglich der Landtagswahlen bei einem Uebergange zur Proportionalität nicht die Gerechtigkeit mit ihrem Interesse deckt. Hat aber das neue System einmal — wenn auch nur auf communalem Boden — in

irgend einer Region des mächtigsten europäischen Continentalstaats Fuß gefaßt, so wird der weitere Verlauf im deutschen öffentlichen Leben derselbe sein, welchen wir zu dem der Schweizer heute zu verzeichnen haben.

Die Letzteren können nicht behaupten, daß die erste theoretische Anregung zur Abolition des absoluten Mehrs von ihnen ausgegangen sei. An das schon vor 30 Jahren erschienene Buch des Engländers Ware, welches der Theorie der „Vertreterwahlen“ die Bahn brach, reihten sich in den letzten Decennien die Vorschläge praktischer Staatsmänner — Minister Andrä für Dänemark, Antoine Morin für Genf, der Rechtsgelehrte Viktor D'Hondt für Belgien, Dr. Soquel für Neuenburg, Ernest Naville für schweizerische Bundesgesetzgebung &c. — Im letzten Decennium spielt die Frage in den Lehrbüchern der Staatsrechtslehrer, den Zeitungen und den Parlamenten fast aller europäischen Staaten — Spanien, Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark — eine Hauptrolle, in einzelnen Ländern, vorab Belgien, begegnen wir schon seit Jahren ausschließlich „der Proportionalität“ gewidmeten Zeitschriften. Zur praktischen Verwirklichung kam es bisher allerdings nur in Belgien, wo die Proportionalwahl von den Kammern „im Princip“ angenommen ist, in Dänemark für den „Landsthing“ und in der Schweiz.

Nur in Deutschland rangirt der Reformgedanke, wenn man von einigen längst überholten Ausführungen in den Büchern unserer Staatsrechtslehrer Mohl, Bluntschli, Hack &c. absieht, sowohl bei den Gelehrten, als bei den Zeitungsschreibern und Parlamentariern unter die Rubrik der schlechthin interesselosen Themate. Das größte Verdienst um den „Ruck im Wahlgedanken“ hat sich zweifellos Prof. Hagenbach in Basel erworben. Seine in knapper und packender Form und streng logischem Aufbaue construirten Sätze wird kein Kenner an sich vorübergehen lassen, ohne von der Richtigkeit und praktischen Ausführbarkeit des Reformgedankens

erfüllt zu sein. Als seine berühmte Broschüre über „die Proportionalvertretung“ im Jahre 1888 die Runde in der schweizerischen Publicistik machte, hatten die herrschenden Politiker nur Hohn und Spott dafür in Bereitschaft. Sie glaubten um die mißliebige Sache herumzukommen, indem sie die ganze insceniirte Bewegung mit dem Spottnamen „Proporz“ belegten. Heute spricht man in der ganzen Schweiz schon nicht mehr höhnisch, sondern in respektvoller Weise vom „Proporz“. Der Ausdruck ist nicht mehr eine ironische Floskel, sondern der ernst wissenschaftliche terminus technicus für eine bahnbrechende Melioration der Parteipolitik. Die bessernde Hand des Baseler Professors ist die allgemein anerkannte Autorität auf dem schweizerischen Wahlreformterrain, die letztere durch ihn das Heimathland des Proporzes geworden und dürfen wir hoffen, daß unsere nachbarlichen Beziehungen über kurz oder lang den Einzug desselben ins deutsche Reich vorbereiten, daß wir den gleichen Verlauf der Sache, welchen die Schweizer durchgemacht haben, auch beim „Volke der Denker“ erleben. Es werden keine 50 Jahre in das Land gegangen sein, ohne daß man über das absolute Mehr ähnliche Reflexionen anstellt, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts über die Hexenprocesse. Wie war es möglich, fragte man zu Anfang des 19. Säculums, daß man jahrhundertelang in einem solchen Unsinne und in einem solchen Frevel, wie die Hexenprocesse, versunken bleiben konnte? Wie war es möglich, so wird man schon Mitte des 20. Säculums fragen, daß man die Völker jahrhundertelang durch das unnatürliche Mehr in den Zustand der Vergewaltigung und Entmündigung der Minderheit durch die Mehrheit versetzen konnte!

Wie hat man sich den „Proporz“ im Gegensatze zum „Majorz“ nach dem neuesten Stand der Theorie und Praxis zu denken?

Wer sich auf diesem Gebiete des Näheren orientiren will, muß sich vor Allem einige vom Majorze herübergenom-

neue Anschauungen einer verkehrten Wahlprocedur aus dem Kopfe schlagen und an deren Stelle einige neue richtigere Fundamentalbetrachtungen setzen. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß das Reformationswerk eine complicirte Sache oder gar eine förmliche Wissenschaft sei, auf deren Höhe man erst angelangt, wenn man semesterlang eine Universitätsvorlesung darüber gehört. Würde es sich um eine solche Aufgabe handeln, so müßte man von vornherein darauf verzichten, das Thema den Massen, also den Bauern, Handwerkern und Arbeitern, auf welche es zunächst ankommen wird, mundgerecht zu machen. Im Interesse aller derjenigen, welche bisher nur im Allgemeinen vom Proportionalverfahren sprechen hörten und sich dilettantisch nur an den Namen haltend, aus demselben einige vage und darum meistens unrichtige Vorstellungen ableiteten, scheint es uns zu liegen, daß sie durch ein einfaches Beispiel, wo die Lage eine äußerst klare ist und der Proporz von vornherein ausgeprägt vor den Augen liegt, in die heiligen Hallen, wo man die (Majoritäts-) Rache und das Tyrannisiren der Minderheiten nicht kennt, eingeführt werden.

Wir halten das vorangehende Exemplificiren nicht deßhalb, weil wir die Grundbegriffe nicht auch in einigen abstrakten Sätzen Jedem verständlich darzulegen im Stande wären oder weil wir gar für die künftigen Proportionalpandektisten eine vorausgehende Institutionenvorlesung nöthig hielten, sondern nur deßhalb für zweckentsprechend, weil sich an der Hand des Exempels für Jeden die neuen Anschauungen als eine ganz selbstverständliche Sache ergeben, aus denen er dann die der ganzen Disciplin unterliegenden abstrakten Gesetze selbst ohne Beihülfe zu construiren im Stande ist.

Also frisch zu dem Beispiele!

Das souveräne Fürstenthum Liechtenstein bildet einen Wahlkreis, von welchem 12 Vertreter, die also alle die gleiche Vollmacht erhalten, in den Landtag zu entsenden

sind. Es werden 12,001 Wahlzettel abgegeben, in welchen die Stimmen der drei im Lande befindlichen Parteien, der Weißen, Schwarzen und Rothen — eine weitere Volksgruppe oder sogenannte Wilde gibt es in Vaduz nicht — stecken. Die abgegebenen Wahlzettel lauten wie folgt:

Liste A Weiße	Liste B Schwarze	Liste C Rothe
Hammer	Ambos	Tiger
Schießer	Scheibe	Wolf
Stecher	Winseler	Bär
Pauker	Kneifer	Löwe
Boxer	Lämmle	Panther
Hauer	Sänftle	Jaguar
Schläger	Frömmle	Luchs
Keiler	Spältle	Schakal
Schlegel	Pfößle	Vampyr
Säger	Brettle	Kaiman
Bohrer	Wändle	Hai
Axt	Klötzle	Alligator

Keiner der 12,001 Stimmenden ändert an dem für seine Partei abgegebenen Zettel irgend etwas, d. h. „es wird von Allen stramm gewählt.“ Jeder Wähler der Weißen, der seinen Stimmzettel zur Liste A abgegeben, hat dabei die Reihenfolge Hammer, Schießer, Stecher 2c. in dem Sinne befolgt, daß er einen Namen um so weiter hinaufrückt, je mehr Gewicht er auf seine Erwählung legt. Im Sinne eines jeden Wählers zur Liste A soll zuerst Hammer und erst wenn dieser die nöthige Stimmenzahl erreicht hat, Schießer gewählt gelten u. s. w. Genau so verfahren die zur Liste B und C Stimmenden.[1])

---

1) Wir gehen davon aus, daß die Lehre vom Proporz im Gesetzbuche mit einem allgemeinen Theile beginnt, wo in 3 Sätzen die Grundanschauungen paragraphirt sind, und daß darauf der

Die gesetzliche Präsumtion, daß Jeder nach dem Range, den er dem auf dem Zettel erscheinenden Candidaten durch Voran- und Nachstellen einräumt, gestimmt hat, bildet also die erste den vordersten Grundanschauungen entsprechende Bestimmung im allgemeinen Theile der Proporzwahlvorschriften. Da die meisten Wähler bei der Abfassung einer Liste von selbst ohne Vorschrift so hantiren und da jedes Kind beim Aufschreiben seiner Wünsche für den Weihnachtstisch so verfährt, so kann man doch unmöglich behaupten, daß mit dieser, dem Majorze allerdings fremden, in diesem Sinne also neuen Anschauung dem Proporze der Stempel der Complicirtheit aufgedrückt sei.

Für die Liste A ergeben sich bei der im Liechtensteiner Centralwahlbureau stattfindenden Abzählung 6001, für die Liste B 4000 und für die Liste C 2000 Stimmzettel. Auf der Grundlage des absoluten Mehrs gehen die Listen B und C leer aus, die Herren Ambos, Scheibe, Winseler, Kneifer, Tiger, Wolf sind, obgleich auf die 4 Erstgenannten je 4000 und auf die 2 Letztgenannten je 2000 Stimmen gefallen, Nullen: den 12 Candidaten der Liste A wird die ausschließliche Vertretung des Fürstenthums zu Theil.

Unter der Herrschaft des Proporzes sind von der Liste A die Herren Hammer, Schießer, Stecher, Pauker, Boxer und Hauer, von der Liste B die Herren Ambos, Scheibe, Winseler und Kneifer und von der Liste C die Herren Tiger und Wolf gewählt.

Das Proportionalwahlgesetz will, daß jede Stimme nach Maßgabe der ihr vom Wähler gewordenen Lokation taxirt und nach dieser Abwägung in ihrem mathematisch richtigen

---

specielle Theil folgt, wo in wenigen Artikeln das Räderwerk fixirt ist, welches ihn vom Momente der Abgabe des Stimmzettels bis zur Verkündung des Wahlresultats fertigstellt.

Verhältniß zum Gesammtstimmenquantum bei dem Wahlergebnisse zum Ausdrucke komme.

Aus dem Liechtensteiner Abstimmungsresultate ist deßhalb die der Wahlordnung zu Grunde liegende Annahme zu abstrahiren, daß von den Wählern weder mehr noch weniger als 12 Stimmen auf den Zettel geschrieben werden, daß jeder Votant, indem er eine mit absichtlicher Lokation verfaßte Liste von 12 Candidaten übergibt, seine volle Wahlkraft einsetzt.

Eine Regulirung in diesem Sinne ist durch eine dem Wahlgesetze einzuverleibende praesumtio juris leicht zu erreichen:

> „Falls ein Stimmzettel mehr Stimmen enthält, als Wahlen zu treffen sind, so werden die am Ende überzähligen Namen gestrichen. Enthält ein Stimmzette weniger giltige Stimmen, als Wahlen zu treffen sind, so werden die Lücken durch fortgesetzte Wiederholung der eingeschriebenen Namen in ihrer Reihenfolge ausgefüllt."

Bei denjenigen „Proporzsystemen", welche den Grundgedanken der Verhältnißwahl an der Hand bereits existirender Wahlgewohnheiten lediglich praktisch durchführen, hat „die gesetzliche Vermuthung" vielfach und häufig einen erheblichen Einfluß auf das Wahlresultat. Bei dem nur von logisch-mathematischer Construktion getragenen Systeme, welchem wir vorerst die ausschließliche Geltung in Deutschland vindiciren möchten, hat die Präsumtion zunächst noch keine praktische Bedeutung. Theoretisch steht sie aber als auf dem innersten Wesen der Proportionalität fußend mit dem zur Anpassung an die deutsche Legislatur in Vordergrund gestellten Systeme vollständig im Einklange, und hätte sie deßhalb als integrirender Bestandtheil der darauf basirten Wahlordnung zu figuriren. Der Wähler lebt sich damit in eine zweite leicht verständliche Grundanschau-

ung des Proporzes ein. Weitere Ansprüche an die Thätigkeit des Votanten werden damit nicht erhoben. Nur der Wahl-commission bleibt bei unvollständigen Zetteln eine kleine Mühe nicht erspart.

Was aber als drittes Moment — „Fundamentalproporz-intuition" — aus der Wahl der Herren Hammer, Schießer, Stecher, Pauker, Boxer, Hauer, Ambos, Scheibe, Winseler, Kneifer, Tiger und Wolf herausschaut, das ist die distributive Gerechtigkeit, die aus dem Satze, daß alle Stimmfähigen gleichberechtigt sind, sich ergebende Consequenz, daß in Liechtenstein, wo auf je 1000 ein Vertreter kommt, 1000 schwarze Votanten gerade so gut das Recht auf einen Vertreter haben, wie 1000 weiße, und daß 4000 Schwarze mit demselben Grunde 4 Vertreter beanspruchen, mit welchen die 6000 Weißen 6 für sich reklamiren.

Um dies dem ungelehrigsten Handwerker und dem schreibunkundigsten Arbeiter begreiflich zu machen, dazu braucht der Proporzlehrer viel weniger Worte, als dem Majorzprofessor nothwendig sind, um dem aufgeklärtesten Bourgeois plausibel zu machen, daß das Liechtensteiner Landtagswahlresultat ein richtiges und gerechtes sei, wenn bei einer Gesammtstimmabgabe von 12001 und einer Abstufung von 6001 weißen, 4000 schwarzen, 2000 rothen Stimmzetteln, den Weißen Alles, den Schwarzen und Rothen aber nichts zufällt. Man komme uns also ja in diesem Punkte nicht mit dem Einwande, daß der Proporz eine zu complicirte Sache sei.

Dem Majorzfreunde kann keine größere Freude bereitet werden, als wenn dem Majoritätscandidaten viel mehr Voto als er nöthig hat, zufallen, also eine Ueberschreitung des absoluten Mehrs in möglichst hohem Grade stattfindet, somit eine Stimmenvergeudung in äußerster Potenz Platz greift. Durch das Superfluum wird eine neue Handhabe geschaffen, um nach der Wahl das Tyrannisiren der Minderheit in den Augen der misera plebs contribuens als eine selbstverständliche Plausibilität erscheinen zu lassen.

Der Proporzwähler — und mit ihm übereinstimmend der Proporzgesetzgeber — geht bei unserem Liechtensteiner Experimente von dem entgegengesetzten, der Natur der Sache viel entsprechenderen Gesichtspunkte aus, daß es für jede Stimme schade ist, die ein Candidat seiner Partei über die Zahl 1000 — die Wahlzahl — hinaus erhält; denn sie hätte ja einem anderen Candidaten helfen können. Dem entsprechend hat, wie aus der oben besprochenen 1. „Grundanschauung" hervorgeht, jeder zur Liste A Wählende schon zum voraus stillschweigend eine Erklärung dahin abgegeben: wenn in dem Momente, wo mein Stimmzettel protokollirt wird, Hammer schon 1000 Stimmen hat, so soll von mir Schießer als gewählt gelten. Um diesem folgerichtigen, dem Willen der Wähler vollständig entsprechenden Gedanken durchweg Eingang zu verschaffen, schließt der Gesetzgeber eine 3. den „vordersten Grundanschauungen" entsprechende Bestimmung dem allgemeinen Theile der Proporzvorschriften dahin an:

„Sobald ein Name so viel Stimmen auf sich vereinigt hat, als die Wahlzahl beträgt, wird er als ungiltig auf allen folgenden Stimmzetteln gestrichen, der nächst folgende giltige Name rückt an seine Stelle und wird als Stimme gezählt".

Die daraus sich ergebenden Folgen stellen sich dahin fest: erstens, daß beim Proporze selten eine erhebliche Stimmenvergeudung stattfindet; zweitens, daß jeder Wähler, der nur soviel Gesinnungsgenossen hat, als die Wahlzahl beträgt, sicher ist, zum Erfolge das Seinige beizutragen, daß sich mit andern Worten in der Regel jeder Votant sagen kann: wenn ich nicht so, wie geschehen, abgestimmt hätte, so wäre die Wahl nicht, wie sie bei der Verkündung des Resultats lautet, ausgefallen.

Auch dieser 3. Grundanschauung sind selbst die ungebildetsten Wähler überall, wo der Proporz praktisch verwirklicht ist, ganz leicht zugänglich, sie bedürfen, um mit ihren Wahlzetteln ganz ihren Intentionen und den errichteten

3 Proporzvorschriften entsprechend zu verfahren, keiner langen Belehrung. Von einer Complicirtheit, welche damit in das Proporzverfahren getragen werde, kann also auch hier keine Rede sein. Würden die jede Willkür ausschließenden Proportionalzahlen in allen Fällen aus der concreten Stimmabgabe ebenso offensichtlich, wie aus der fingirten Liechtenstein'schen Constellation, herausschauen, so hätte man nicht nöthig, den von uns bisher verfolgten empirischen Weg zu verlassen, um durch weitere abstrakte, dem speciellen Theile des Proporzwahlstatuts einzuverleibende Sätze die Wahlmaschine fertig zu stellen, welche bei völlig veränderten Gestaltungen die mathematisch richtigen distributiven Verhältnißziffern mit derselben — im Vaduz'schen Beispiele brillirenden — Durchsichtigkeit zu fixiren im Stande ist.

In der Regel wird aber die concrete Stimmabgabe schon deshalb kein so einfaches Wahlbild liefern, weil nicht alle Votanten stramm wählen, d. h. nicht streng an die Parteivorschläge, die gedruckten Wahlzettel sich halten.

Unter der Herrschaft des absoluten Mehrs und der damit im Zusammenhange stehenden Arrondissement- oder „Einerwahl" sind der Wahlthätigkeit des einzelnen Stimmgebers, auch wenn er mit der Parteileitung unzufrieden ist, die denkbar engsten Grenzen gezogen: er muß entweder den einen vom Parteicomité vorgeschlagenen Candidaten auf seinen Stimmzettel schreiben oder zu Haus bleiben. Thut er weder das Eine noch das Andere, so kommt dabei eine sinnlose Wahlthätigkeit und im Falle der Coalition mit anderen Unzufriedenen ein Treubruch gegen die Fahne, der er zugeschworen hat, heraus. Das Erste ist der Fall, wenn er einen andern der Partei angehörigen Namen auf den Zettel schreibt — weil dann seine Stimme einfach verloren geht. Würden sich aber bei einer Liechtensteiner „Einerwahl", wo also nur die drei Candidaten Hammer, Ambos und Tiger in Frage kämen, im Stillen 2500 Weiße vom Gros der Partei ablösen und statt des ihnen verhaßten Hammer den Schießer

auf den Wahlzettel schreiben, so würde im ersten Wahlgange Ambos als der mit dem relativen Mehr Gewählte aus der Urne hervorgehen und die abgefallenen Weißen hätten auf dem Wege einer Parteifelonie, ohne es zu wollen, ihrem Gegner zum Siege verholfen.

Beim Proporze dagegen ist dem einzelnen mit der Parteileitung unzufriedenen Votanten eine viel größere Bewegungsfreiheit, innerhalb welcher er, ohne zwecklos oder treubrüchig zu handeln, auf das Wahlresultat influiren kann, weitaus in den meisten Fällen gesichert; es ist ihm unbenommen, sowohl die Reihenfolge im gedruckten Zettel zu ändern, als auch einzelne Namen zu streichen und an deren Stelle andere zu setzen, ferner einen selbständigen von dem Parteivorschlage unabhängigen Wahlzettel abzugeben.

Innerhalb der eigenen Partei ist also dem Gros der Wählerschaft ein einfaches Mittel an die Hand gegeben, den Sturz eines mißliebig gewordenen Parteihauptes, der nach einer der Mehrheit verhaßten Diktatur strebt, im Stillen vorzubereiten. Wenn in Liechtenstein eine überwiegende Zahl Weißer den Namen Hammer in der Liste A an oberster Stelle streicht und denselben unterhalb „Axt" setzt, so ist der Chef durch einen einfachen Ostracismus seiner Freunde ohne Zuhilfenahme einer Protestversammlung gestürzt. Die Partei würde dabei aber keine Einbuße erleiden, weil trotz des Abfalles noch immer 6 Weiße, die Herren Schießer, Stecher, Pauker, Boxer, Hauer und Schläger als Sieger aus der Wahlurne hervorgingen. Im Badischen hätte sich die Mehrheit dieser und jener Partei schon längst gerne von derartigen Häuptlingen, die einen ungebührlichen Meinungsterrorismus üben, losgemacht, was aber unter der Herrschaft des absoluten Mehrs aus Gründen, die hier nicht erörtert werden können, nicht möglich gewesen ist. Wäre dort proportional gewählt worden, so würden diese Meinungsterroristen zum Wohle des Landes schon längst in der Versenkung der Wahllisten verschwunden sein.

Durch die Möglichkeit neuer „Gruppenbildung“ ist sodann dem Wahlkörper ein vorzügliches Mittel an die Hand gegeben, die Schärfen des Parteischablonenthums abzustumpfen. Wenn im Kreise der Liechtensteinischen „Weißen“ eine dem Gemeinwohle förderliche Maßnahme in Vordergrund steht, die von den abgelebten weißen Matadoren terroristisch niedergeschrieen wird, oder wenn die alten Kampfhähne, wie es gewöhnlich der Fall ist, trotz der veränderten Verhältnisse eine antiquirte Parteitaktik durchsetzen, so hat schon eine Zahl von 1000 Weißen, die sich als neue Interessentengruppe zur Vertretung der fraglichen Maßnahme im Stillen vom Gros ablöst, es in der Hand, den veralteten Führern einen Wink mit dem Zaunpfahle zu geben, der voraussichtlich für die Zukunft der Anstoß zur Umkehr wird. Die 1000 geben sich das Wort, den bisher auf keiner Liste stehenden Herrn Wild als obersten Namen auf ihren Stimmzettel zu schreiben. Wird das Wort gehalten, so ist ein von allen andern Parteien unabhängiger homo novus gewählt. In Folge der erwähnten gesetzlichen Präsumtion, daß der auf der obersten Stelle eines Wahlzettels figurirende Name ein ganz anderes Gewicht hat, als der auf die 12. Stufe gestellte, wird einer vom Volke ausgehenden Taxation der auf die Arena emporgehobenen Candidaten Rechnung getragen, welche die Erstellung der für jedes Ressort tüchtigsten Mithelfer an den öffentlichen Angelegenheiten in viel höherem Grade, als es beim Majorze der Fall ist, sichert.

Wenn Liechtenstein caeteris paribus nicht ein Staat, sondern eine Gemeinde wäre, in welcher sich bei 12001 Abstimmenden statt der oben fingirten 3 Gruppen nur die zwei Parteien der Weißen und Schwarzen, erstere mit 6001, letztere mit 6000 Stimmen, vorfinden, so sind nach dem absoluten Mehr 12 Weiße, nach dem Proporze aber 6 Weiße die Herren Hammer, Schießer, Stecher, Pauker, Boxer und Hauer und 6 Schwarze die Herren Ambos, Scheibe, Winseler, Kneiser, Lämmle, Sänftle gewählt.

Findet in einer Gemeinde, wie in unserem Falle, eine Scheidung der Einwohnerschaft nur in zwei Gruppen statt, so pflegen erfahrungsgemäß, wie Licht und Luft, so auch die Capacitäten ungefähr gleichheitlich unter sie vertheilt zu sein. Wenn in Liechtenstein Weiße und Schwarze in gleicher Zahl wohnen, so werden doch wohl die Männer, welche sich ihrer geistigen Begabung, ihrer Bildung und ihrem Charakter nach zum Mitrathen und Thaten beim Gemeindehaushalt ganz besonders eignen, auf der schwarzen Seite in gleich großer Zahl, wie auf der weißen, vorhanden sein. Den Wählern pflegt es aber, wenn es sich um die Tüchtigkeit und Tauglichkeit der Führer handelt, nicht am richtigen Takte, der instinktartigen Unterscheidungsgabe zu fehlen, um die Reihenfolge ganz richtig zu fixiren. Es liegt daher im gegebenen Falle auf der Hand, daß Herr Ambos, den die Schwarzen in ihrer Liste zu oberst aufführen, für das specielle Ressort der communalen ökonomischen Administration viel mehr werth ist, als Herr Axt, den die Weißen auf die 12. Stelle setzten. Haben wir es demnach nicht mit einem colossalen Unverstande und einem wahren Frevel zu thun, wenn die Wahlmaschine gesetzlich so construirt ist, daß Herr Ambos gegen Herrn Axt nur deshalb zurückstehen muß und daß die Schwarzen von der Communaladministration nur deshalb ganz ausgeschlossen werden, weil Herr Axt in der Politik, die doch auf dem Rathhause anerkanntermaßen keine Rolle spielen soll, die weiße Farbe trägt und weil die Weißen auf politischem Gebiete es zu einer Stimme mehr als die Schwarzen gebracht haben?

(Fortsetzung folgt.)

XVII.

Der kirchenpolitische Streit in Ungarn.

III. (Schluß.)

Der ungarische Reichstag war in der zweiten Hälfte des Monats Juli 1892 in die Ferien gegangen; er hatte eine der stürmischesten Sessionen hinter sich, doch ohne die Hoffnung, daß im nächsten Herbste die Verhandlungen im Abgeordnetenhause einen friedlicheren Verlauf nehmen und so die Schaffung der längst ersehnten Reformgesetze auf den Gebieten der öffentlichen Verwaltung, der Rechtspflege und der Volkswirthschaft ermöglichen werden. Diese Hoffnungslosigkeit hatte ihre Ursachen einerseits in den ungesunden Parteiverhältnissen des Parlaments, andererseits in ebenfalls kranken Zuständen innerhalb der Regierungspartei und dann im Schoße des Ministeriums selbst. Der Ministerpräsident Graf Julius Szapary hielt die Zügel der Regierung nur noch äußerlich in der Hand; die maßgebende Leitung in den Staatsgeschäften wie in den Angelegenheiten der Partei und des Parlaments stand nicht mehr in seiner Gewalt. Seine eigenen Ministercollegen spannen das Netz, in dem er sich verfangen, durch das er zu Fall gebracht werden sollte.

Der Vorwand hierzu wurde in den strittigen kirchenpolitischen Fragen gesucht und hier um so bereitwilliger gefunden, weil man (wie schon erwähnt) durch das Voranstellen dieser Reformfragen der Intrigue das Mäntelchen des Liberalismus umhängen und überdies auch dem Katholicismus

wieder einen Streich versetzen konnte. Die Urheber und Durchführer des Planes gehörten ausschließlich oder doch vorwiegend dem Lager der Calviner an. Die leitenden Persönlichkeiten waren die Gebrüder Tisza sowie deren confessionelle und politische Freunde.

Und in dieser Beziehung gewinnt ein Ereigniß aus den ersten Tagen des September vorigen Jahres eine besondere Bedeutung. Zu dieser Zeit (5. u. 6. Sept.) feierte nämlich der frühere Minister-Präsident, Kol. v. Tisza, als Oberkurator des transdanubischen Kirchendistrikts sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Diese an sich nicht ungewöhnliche Feier wurde jedoch von den Arrangeuren und den Festtheilnehmern in höchst geschickter Weise zur Verherrlichung des Jubilars sowie zur Erreichung bestimmter politischer und kirchlicher Zwecke ausgenützt. Das Kabinet Szapary, resp. der Chef desselben, leistete hierbei Assistenz, wohl ohne zu ahnen, daß er dadurch am eigenen Sturze arbeite. Denn darauf war es in erster Reihe abgesehen. Graf Szapary hatte namentlich seit der epochalen Rede des Fürstprimas im Magnatenhause und seit der imponirenden Zustimmung dieses Hauses zu dessen Erklärungen die deutliche Ueberzeugung gewonnen, daß jeder weitere Schritt der Regierung auf dem Gebiete antikatholischer Kirchenpolitik dem Kabinet und dem Lande zum Verderben gereichen müßte. Als getreuer Sohn der Kirche und seines Vaterlandes konnte der Ministerpräsident dem Andrängen der kirchenfeindlichen Elemente nicht weiter nachgeben. Deshalb beschlossen diese seinen Untergang. In Komorn nahm dieser Kampf seinen Anfang.

Von welcher Gesinnung und Tendenz die Festversammlung erfüllt war, das zeigt am deutlichsten jener officielle Bericht, welchen der Superintendent oder „Bischof“ Gabriel Pap über die kirchenpolitische Situation an seinen Distrikts-Convent erstattete. Darin kommen sehr heftige Ausfälle gegen den Fürstprimas vor, der seine Devise „Pax“ nicht bewahrheitet, sondern die Bewegung, an deren Spitze er sich

gestellt, nur verschärft und ausgebreitet habe. Durch diesen Hinzutritt der Episkopats habe die Agitation des niederen Klerus eine kirchlich-legale Basis erhalten. Der Umstand, daß die Majorität des Magnatenhauses sich demonstrativ auf denselben Standpunkt stellte, habe die Angelegenheit nunmehr ihres exclusiv confessionellen Charakters entkleidet und die Frage tangire jetzt die staatliche Souveränetät. Der Staat möge verhindern, daß die Geistlichkeit einer Religionsgenossenschaft die Rechte der andern mit Füßen trete. Ferner beschwert er sich über die Wirksamkeit der in Ungarn auf „ungesetzliche" Weise eingeführten Jesuiten und über die Erziehung der weiblichen Jugend in den Nonnenklöstern[1]) und fordert gegenüber der Enunciation des Grafen Ferdinand Zichy, der im Magnatenhause die völlige Uebereinstimmung der weltlichen Magnaten mit dem katholischen Episkopate proklamirt hatte, alle Protestanten zum einmüthigen Zusammenhalten auf; denn die Agitation bezüglich der Wegtaufungs-Angelegenheit zeige sich zwar in dem Scheine des Liberalismus, sei aber in der That antiliberal und reaktionär. Endlich brachte der „Bischof" Pap noch einen bemerkenswerthen Antrag ein, der später vom Distrikts-Convent auch angenommen wurde: daß die Eltern der weggetauften Kinder nach vollendetem sechsten Lebensjahre der Letzteren, „wenn nöthig, auch mit Hilfe der politischen Behörde (!) dazu gezwungen werden sollen, daß sie diese ihre Kinder zum Re-

1) Mit dieser Anschauung stimmt es völlig überein, wenn die Gattin des Hrn. Kol. v. Tisza, eine geb. Gräfin Degenfeld, in calvinischem Zelotismus offen dagegen kämpft, daß in der Stadt Großwardein das Mädchenwaisenhaus der Leitung von Nonnen übergeben werde, wie solches die überwiegende Majorität des dortigen Frauenvereins, des Stifters und Erhalters dieses Waisenhauses, wiederholt und in legaler Weise beschlossen hat. Dem Einflusse der Madame Tisza, resp. ihres Herrn Gemahls ist es bisher noch stets gelungen, die Durchführung des rechtskräftigen Beschlusses durch das Ministerium zu verhindern.

ligionsunterricht in die Schulen der betreffenden Confession entsenden".

Dieser von beleidigenden Ausfällen gegen die katholische Kirche, deren Klerus und Institutionen strotzende Bericht erregte allgemeines Aufsehen und Erstaunen und mochte selbst Hrn. v. Tisza zu scharf sein, denn er mahnte zur Vorsicht und Geduld und warnte davor, die „Wegtaufungsfrage" nur vom einseitig confessionellen Standpunkte zu betrachten. Doch auch dieser schlaue Politiker wies darauf hin, „daß wir in Zeiten leben, welche mit den Gefahren längstvergangener Tage drohen", und er sprach die Hoffnung aus, „daß es seiner Kirche an den schweren Waffen der Ausdauer und Zähigkeit nicht mangeln werde, um die gerechte Sache der protestantischen Kirche, sowie einst, so auch jetzt, zum Siege zu führen".

Die sonstigen Festredner beobachteten geringere Zurückhaltung und insbesondere der Sohn des Jubilars, Abg. Dr. Stefan v. Tisza, appellirte direkt an die Staatsgewalt, deren Pflicht es sei, die Interessen der reformirten Kirche vor Allem zu bedenken, denn im Protestantismus besitze der ungarische Staat seine verläßlichste Stütze. Es wurde damit nur ausgesprochen, was unter dem Regiment Tiszas fünfzehn Jahre hindurch in der That zur Anwendung gelangt war. Der Calvinismus bekam in dieser Zeit die Oberhand und daß Graf Julius Szapary diese Präponderanz nicht weiter befördern wollte, führte seinen Sturz herbei. Leider war Graf Szapary selber von dieser Absicht seiner angeblichen Freunde so ungenügend informirt, daß nicht nur er und die übrigen Minister dem Jubilar in Komorn in freundlichster Weise ihre Gratulation darbrachten, sondern daß er sogar auch Se. Majestät zu einem Glückwunsche veranlaßt hatte. Die Wirkung des Komorner Ereignisses ersah man sofort an dem Echo, mit welchem die darauffolgenden protestantischen Distrikts-Convente in Ungarn und Siebenbürgen auf jene Kundgebung antworteten. Das Programm zu einem gemein-

samen Feldzuge gegen die katholische Kirche war gegeben und angenommen worden. Ein entschieden liberales Blatt äußerte sich unter Anderem: „In Komorn sahen wir den reformirten Ultramontanismus, der, was Unduldsamkeit anbelangt, jeden katholischen Ultramontanismus weit übertrifft. Unter dieser Fahne gibt es absolut keinen Liberalismus. Denn Alle wissen recht gut, daß das, was in Komorn geschehen ist, vielleicht sehr protestantisch, aber gewiß nicht sehr patriotisch war".

Die Herausforderung von Komorn verfehlte aber auch bei den Katholiken ihren Eindruck nicht. Man war überrascht und entrüstet über die zügellose Sprache eines verfolgungssüchtigen Calvinismus, der in Ungarn wahrlich die geringste Ursache zur Beschwerde hat. Kampflustigen Geistern in unserem Lager kam diese „Kriegserklärung" aus Komorn nicht unerwünscht; allein Klugheit und Vaterlandsliebe mahnen doch sehr zur Vorsicht. Der Brand ist bei der heutigen Stimmung der Gemüther leicht entfacht; wer aber vermag zu sagen, wann, wo und wie die Zerstörung endigen werde? Wenn daher der Fürstprimas dem Drängen zur Aufnahme des „Culturkampfes" keine Folge geleistet, und nicht Gleiches mit Gleichem vergolten: so war dieses Verhalten keineswegs Ausfluß der Schwäche oder der Menschenfurcht, wohl aber das wohlerwogene Ergebniß reiflicher Ueberlegung. Ein bleibendes Denkmal dieser klugen, aber dennoch maßvollen Haltung bildet der kurze Hirtenbrief des Fürstprimas vom 8. Sept. 1892 an den Klerus der Graner Erzdiöcese.

Der Fürstprimas führt darin an, daß er von mehreren Seiten erfahren, wie dieser Klerus wegen der Vorfälle in den jüngsten Tagen, welche die katholische Kirche tief verletzen, in hohem Maße entrüstet sei. Auch er „anerkenne und empfinde es vollkommen, daß wir in schweren Zeiten leben". Allein mit der Autorität des apostolischen Hirten erklärt er seinen geistlichen Brüdern, daß sie keinen Grund haben, für die Kirche zu fürchten. Diese sei auf unerschütter-

lichem Felsen erbaut und habe die göttliche Verheißung ihrer Fortdauer bis an das Ende der Zeiten für sich. Für die Kirche also bestehe keine Gefahr, ihretwegen bedürfe es auch keines Krieges mit Andersgläubigen. Ein solcher Kampf würde nur dem Vaterlande, der Nation unendlichen Schaden bringen; für die Nation, für deren ewigen Bestand kein göttliches Versprechen gegeben wurde, fürchtet der Erzbischof. „Der Nation", heißt es wörtlich, „hat Gott nur diesen Boden gegeben, auf welchem sie leben oder sterben muß; ist sie hier gestorben, dann ist sie für ewige Zeiten todt. Wenn wir in so rauhem Tone sprechen, wie man mit uns, bezw. gegen uns gesprochen hat; wenn wir so heftig angreifen, wie man uns in diesen Tagen angegriffen hat: dann reizen wir die ohnehin schon gereizten Gemüther so sehr auf, daß wir unser Vaterland in der That leicht in Gefahr stürzen können. Eben deshalb müssen wir in diesen Tagen der Erregung unsere Wachsamkeit verdoppeln, unsere Mäßigung steigern, unsere Brust mit der Waffe der Klugheit panzern, unsere Seele mit der Stärke stählen. Die Stärke, diese christliche Cardinaltugend, gibt sich nicht bloß in Thaten, sondern auch in der Geduld kund". Deshalb mahnt der Fürstprimas an das Wort Jesu: „Stecke dein Schwert in die Scheide".

Dieses Friedenswort des Fürstprimas trägt den Charakter hohen Ernstes an sich, bildet aber trotz seiner Besonnenheit und Mäßigung dennoch eine Bestätigung der ungemeinen Erregtheit, welche durch die Komorner Vorgänge in kirchlichen Kreisen hervorgerufen wurde. Die Friedensmahnung war in Wahrheit auch eine patriotische That, die selbst auf nichtkatholischer Seite volle Würdigung fand. Die überwiegende Mehrzahl der öffentlichen Blätter lobte das Auftreten des Erzbischofs und tadelte scharf das provokatorische Gebahren des Komorner reformirten Bischofs und den eigenthümlichen Charakter jener Feier überhaupt.

Der versuchte Schlag gegen den Katholicismus war so

glücklich abgewehrt, ja er traf die Thäter selbst; denn jeder Unbefangene muß erkennen, daß die Provokation von Komorn völlig ungerechtfertigt war. Aber die Intrigue gegen den vertrauensseligen Ministerpräsidenten erreichte ihren Zweck. Zwei Monate nach der Festfeier in Komorn gab er seine Demission, mußte er den Ränken der Tisza-Clique und ihrer Bundesgenossen im Kabinet weichen. Vor seinem Rücktritt hatte Graf Szapary allerdings noch versucht, den Neid und die Rivalität seiner „Freunde" durch Concessionen zu versöhnen, und es hatte theils aus allgemeinen politischen Rücksichten, namentlich im Hinblicke auf die Zerfahrenheit des Parteiwesens im ungarischen Parlament, theils aber auch aus Vertrauen gegen die erprobte Persönlichkeit des Ministerpräsidenten Se. Majestät eingewilligt, daß außer den bereits zugesagten Entwürfen über die Reception der jüdischen Confession und über die freie Religionsübung dem Reichstage auch noch eine Gesetzesvorlage über die Einführung der allgemeinen Civil-Matrikeln unterbreitet werde. Die Regierung hatte (wie bereits oben S. 200 erwähnt worden) ihrerseits im Mai v. J. nur in Betreff der aus Mischehen stammenden Kinder die Anwendung partieller Geburtsregister zugesagt. Die nun in Aussicht genommene allgemeine Verstaatlichung der Standesregister überhaupt war demnach ein erhebliches Zugeständniß an den kirchenfeindlichen Liberalismus. Allein die Wortführer dieser politischen Sekte, von einer gleichgesinnten Tagespresse wirksam unterstützt, begnügten sich damit nicht; sie würden ja sonst den ihnen zunächst liegenden Zweck, die Beseitigung des Grafen Szapary ebenfalls nicht erreicht haben. Und so bestanden sie auf der „radikalen" Lösung der kirchenpolitischen Fragen. Es riefen die Tisza und deren Clienten in der Regierungs-Partei durch das Aufwerfen der Frage nach der Reform des Eherechtes im Sinne der obligatorischen Civilehe erst Ueberraschung, dann Verwirrung hervor, und es schritten ferner deren Bundesgenossen im Schoße des Kabinets zur Aufstellung jener Forderung, daß

bei Sr. Majestät die Genehmigung zur Abfassung von Gesetzentwürfen zur Einführung dieser bürgerlichen Eheform angesucht werden möge. Da erkannte Graf Szapary den wahren Charakter der „liberalen" Bewegung, und nachdem er mit der Ablehnung des gestellten Verlangens in der Minorität geblieben war, gab und erhielt das Ministerium die Entlassung, um bald nachher ohne den Grafen zurückzukehren. Die Palastrevolution hatte gesiegt. Herr v. Tisza besaß abermals den vollen Einfluß im Kabinet und er hoffte auch in der Partei wieder der allein maßgebende Faktor werden zu können.

Doch um welchen Preis! Zunächst muß unter Verweis auf das bereits früher Erzählte (s. o. S. 121) nochmals nachdrücklich betont werden, daß bis in die ersten Tage des November 1892 die Frage der Civilehe, und gar der obligatorischen, zu keiner Zeit einen integrirenden Bestandtheil, viel weniger den „Cardinalpunkt" des Programmes der liberalen Regierungspartei gebildet hatte. Desgleichen wurde diese Frage weder in den Conferenzen dieser Partei je besprochen oder verhandelt, noch spielte sie bei den letzten Reichstagswahlen eine maßgebende Rolle. Die Partei wurde durch das Aufwerfen dieser Frage ebenso überrascht wie das Gros der Wählerschaft, wie das Publikum überhaupt. Indem man nun Sr. Majestät beim Ausbruche der Ministerkrisis vorstellte, daß die Regierungspartei in ihrem Fortbestande bedroht sein würde, falls man die Einführung der Civilehe nicht zum mindesten „principiell" zugestehen würde: hat man dem Herrscher die Zustände in dieser Partei in einer Weise geschildert, welche der Wirklichkeit nicht entsprach.

Wie konnte diese Berichterstattung an Se. Majestät aber auch anders erfolgen, wenn sie gerade von denjenigen Männern geübt wurde, welche die Krisis absichtlich herbeigeführt hatten? Es waren nur Männer aus den Reihen der sogenannten „Tisza-Clique"; kein Einziger gehörte einer andern politischen Richtung an. Darf es da Wunder nehmen,

wenn die Krone über die Verhältnisse im Parlament wie im Leben nur einseitige, parteiisch gefälschte Informationen erhielt? Daß aber Se. Majestät unter dem Eindrucke der ihm ertheilten Auskünfte, namentlich in Bezug auf den gefährdeten Fortbestand der liberalen Reichstags-Majorität seine principielle Zustimmung zur Abfassung von Gesetzesvorlagen im Sinne der obligatorischen Civilehe ertheilt hatte, geschah offenbar auch unter dem Einflusse und im Hinblicke auf die trüben Erfahrungen, welche man im österreichischen Reichsrathe mit dem Mangel einer gesicherten Majorität gemacht hatte. Doch die Täuschung hielt nicht lange an, ja sie zerfloß gleich beim ersten Auftreten des Ministeriums Wekerle vor dem Reichstage. Selbst der „Pester Lloyd", dieses entschieden regierungsfreundliche Blatt, schrieb gelegentlich dieses Antrittes der neuen Regierung: „Schon die erste Fahrt des Ministerpräsidenten in die offene See war eine stürmisch bewegte; von allen Seiten zuckten Blitze auf und der conträre Wind blies aus allen Registern. Heraufbeschworen wurde dieser Sturm durch den kirchenpolitischen Theil des Programmes, worin ja auch der Schwerpunkt des Aktionsplanes liegt".

Dieses kirchenpolitische Reformprogramm fand eigentlich nur bei einem Theil der staatsrechtlichen Antipoden der Regierungspartei, bei den Kossuthjüngern der „Achtundvierziger- und Unabhängigkeits-Partei" Zustimmung; dagegen machten die Wortführer der beiden anderen Oppositions-Parteien, namentlich Graf Albert Apponyi, der Führer der „Nationalpartei" hinsichtlich der Kirchenpolitik ernste Vorbehalte und es betonte der Letztere in Bezug auf die Reform der Ehegesetzgebung, daß diese die Festigung des ehelichen Bandes, die Hintanhaltung leichtfertiger Uebertritte bezwecken müsse, ohne die Rechte der Kirche auf dem Gebiete des Gewissens zu tangiren. Graf Apponyi lehnte es zugleich ab, sich für die von der Regierung proklamirte „obligatorische Civilehe" zu engagiren.

Geradezu ablehnend verhielt sich dem neuen Kabinet gegenüber das Magnatenhaus, wo die vornehmsten Mitglieder einmüthig erklärten, daß sie das Programm der Regierung in den administrativen und volkswirthschaftlichen Reformfragen billigen, dagegen die Kirchenpolitik des Ministeriums entschieden zurückweisen. „Es gibt (außer dem Liberalismus) noch ein anderes Schlagwort", sagte der Führer der conservativen Magnaten, Graf Ferdinand Zichy, „welches ich nicht acceptiren kann. Dasselbe besteht darin, daß das Gesetz und die Suprematie des Staates Allem voran und über Alles gehe. Ich bin weder Seelsorger noch Theologe, aber im kleinen Katechismus habe ich gelernt, daß man Gott eher zu gehorchen habe als den Menschen, und daß die göttlichen Gesetze höher stehen als alle übrigen". Das Gesetz vom Jahre 1868 und der Februarerlaß von 1890 erscheinen nur als Verfolgungen der Katholiken, deshalb halte er eine Abänderung des G. A. 53 von 1868 für nothwendig und nehme die von der Regierung vorgeschlagene Lösung der Frage nicht an. Er verfolge vielmehr das Vorgehen der Regierung auf diesem Gebiete mit dem größten Mißtrauen und könne schon aus diesem Grunde ihr kein Vertrauen votiren. Bezüglich der allgemeinen obligatorischen Civilehe, diesem „Cardinalpunkte" des neuen Regierungs-Programmes, erklärte Graf Zichy: „Die Civilbehörde vermag keine katholische Ehe zu schließen, die Ehe ist ein Sakrament, welches durch keine Civilbehörde gespendet werden kann. Der katholischen Ehe die Anerkennung des Staates zu entziehen und dieselbe an durch den Staat festzustellende Bedingungen zu knüpfen: das ist eine Mißdeutung der in Ungarn bestehenden rechtlichen Ansprüche des Katholicismus und ein Angriff auf dieselben". Noch bemerkte der Graf, daß die Regierung den Monarchen in der Ehefrage unrichtig informirt zu haben scheine, wogegen Ministerpräsident Wekerle sich allerdings verwahrte, ohne damit jedoch den berechtigten Zweifel beseitigen zu können.

Die frostige Aufnahme des neuen Ministeriums im Mag-

natenhause konnte als erstes ernstes Mahnzeichen dessen dienen, was diese Regierung in der nahen Zukunft zu erwarten hatte. Aber auch im Schooße der eigenen Partei regten sich sofort beachtenswerthe Bestrebungen, welche die bisherigen Zustände innerhalb dieser Partei nicht länger dulden wollten. Der Ueberfall mit dem neuen radikalen kirchenpolitischen Programme, welches im Hinterhalte durch die Tisza-Clique entworfen und dann der Partei aufoktroyirt worden war, hatte bei den unabhängigen Elementen der Partei große Mißstimmung erregt und allmählich den Entschluß gereift, daß gegen die Clique-Herrschaft Widerstand erhoben und dahin gewirkt werden müßte, daß der Verkehr zwischen Partei und Regierung ein unmittelbarer, durch keinerlei unberufene Einflüsse getrübter sein solle; daß der Chef der Regierung zugleich in Wahrheit auch die Führung der Regierungspartei zu besorgen habe; daß ferner in der Partei jede ehrliche Ueberzeugung frei zum Ausdrucke gelangen und endlich im Parlamente in dem gegenseitigen Verhältnisse der Parteien solche Zustände geschaffen würden, welche die fruchtbringende Reformarbeit des Reichstages ermöglichten.

Der sofort erfolgten Einsprache dieser unabhängigen Elemente in der liberalen Regierungs-Partei ist es zu danken, daß beim Rücktritt des Kabinets Szapary das kirchenpolitische Programm mit der obligatorischen Civilehe nicht sogleich (wie beantragt war) als bindende Parteifrage deklarirt worden war. Und bei der Vorstellung der neuen Regierung in der Partei betonte der Wortführer dieser Unabhängigen, „es dürfe in der Folge nicht mehr geschehen, daß eine so mächtige Partei gegen ihre Anschauung und gegen ihre Ueberzeugung zu Abstimmungen geschleift werde, die ihr die Schamröthe ins Gesicht treiben“. Die Proklamirung des Princips der Civilehe hat die Einmüthigkeit der Regierungs-Partei nicht nur nicht erhalten und gekräftigt, sondern vielmehr erst eigentlich den Zersetzungsprozeß der Partei hervorgerufen und derart gefördert, daß der Ministerpräsident

Wekerle seine ganze persönliche Autorität und Beliebtheit aufbieten muß, um den raschen Zerfall noch für einige Zeit, nämlich bis zur allenfallsigen Vorlage der kirchenpolitischen Reform-Entwürfe selbst, aufhalten zu können. So war er genöthigt in der Conferenz der Regierungspartei v. 27. Januar l. Js. die Erklärung abzugeben, daß für die Mitglieder der Partei einzelne Theile des kirchenpolitischen Regierungs-Programmes erst dann als bindend zu betrachten seien, wenn die betreffenden Entwürfe vorliegen und die Partei die Annahme derselben zur Parteifrage erklärt habe. Trotz dieser Weitherzigkeit des Parteiführers haben drei Mitglieder, darunter der frühere langjährige Präsident des Abgeordnetenhauses, Thomas v. Pechy, ein eifriger Protestant und Oberkurator der evangelischen Kirche in Ungarn, ihren Austritt aus der Partei erklärt, weil sie entweder die Civilehe überhaupt nicht wollen oder die Aufwerfung der Frage im gegenwärtigen Zeitpunkt für gefährlich halten. Eine Anzahl anderer Mitglieder der Partei bekannte sich gleichfalls als Gegner der Civilehe; diese (und mit ihnen sehr viele) wollen jedoch gemäß den Erklärungen des Ministerpräsidenten vorerst die betreffenden Gesetzentwürfe abwarten, um demgemäß ihre Entscheidung treffen zu können.

Und wie im Parlament und in der engeren Partei, so hat das Programm der Regierung draußen im Publikum nur aufregend und friedenstörend gewirkt. Nicht blos auf Seiten der Katholiken, sondern ebenso bei den Griechisch-Orientalischen, dann bei den meisten Protestanten und selbst bei den Juden fanden die kirchenpolitischen Reformabsichten der Regierung theils eine ganz entschiedene Ablehnung, theils nur sehr bedingte Zustimmung. Begeisterung und volle Hingabe weckten sie nirgends. Seit der Verkündigung dieses Programmes geht eine wachsende Bewegung durchs Land; alle Schichten der Bevölkerung erheben sich gegen die beabsichtigten Neuerungen und überschütten den Reichstag und die Deputirten mit Petitionen und Protesten. Der verewigte

Cardinal-Fürstprimas Dr. Simor hatte in seinem Schreiben vom Jahre 1889 an den ungarischen Cultusminister diesen Sturm richtig vorausgesagt und davor ernstlich gewarnt. Ungarn hat eine derartige Aufregung noch nie gesehen und kein Mensch vermag zu sagen, welchen Ausgang der Aufruhr in den Gemüthern nehmen werde. Angesichts dieser Thatsachen muß man wirklich staunen über den Muth jener Parteimänner, die da vor dem Monarchen behaupten konnten, das Land verlange diese Reformen. Se. Majestät wurde indessen auch bald von anderer Seite her in die Lage versetzt, den wahren Zustand der Dinge erfahren zu können: Ungarns Bischöfe erkannten ihren apostolischen Beruf und erfüllten unter der Leitung des Cardinal-Fürstprimas ihre heilige Pflicht.

Ueber Einladung des Fürstprimas fanden in den Tagen vom 15. bis 18. Dezember 1892 im Primatialpalaste zu Ofen Conferenzen der Erzbischöfe und Bischöfe statt, welche sich in eingehender Weise mit einer Reihe sehr wichtiger kirchlicher Fragen beschäftigten. Selbstverständlich standen hierbei die Erörterungen und Beschlüsse über die von der Regierung angekündigten kirchenpolitischen Reformen in erster Linie. Die Bischofsconferenz konnte vom katholischen Standpunkte aus diese Kirchenpolitik des Kabinets Wekerle nur entschieden mißbilligen. Hinsichtlich der gesetzlichen Inartikulirung (Recipirung) der jüdischen Confession machten die Bischöfe im Allgemeinen keine Einwendung; diese Confession möge dem Staate gegenüber dieselbe gesetzliche Stellung erhalten, wie diese die übrigen Kirchen und Confessionen besitzen. Nur in Bezug auf die Zulassung des Uebertritts vom Christenthum zum Judenthum betonten die Bischöfe ihre ablehnenden Anschauungen. Gegen die Einführung der allgemeinen Civilstands-Register wäre an sich auch kein kirchliches Bedenken zu erheben; es kommt hier Alles auf den Charakter und auf die Art und Weise der Durchführung dieser Matrikel an. Das Verlangen jedoch, daß die geistlichen Matrikelführer in einer „Anmerkung" die etwa erfolgten

„Wegtaufungen“ notiren sollen, könne nicht erfüllt werden. Dagegen hatte sich Rom schon bei früherer Gelegenheit ausgesprochen. Der beabsichtigten gesetzlichen Zulassung der freien Religionsübung stimmte die Bischofsconferenz nicht nur nicht bei, sondern sie verwarf diese auf das entschiedenste: übrigens könne man sich in bestimmter Weise hierüber erst dann aussprechen, wenn die concreten Gesetzentwürfe der Regierung vorliegen werden.

Ganz besonders scharf und energisch lautet der Beschluß der Conferenz hinsichtlich der Einführung der obligatorischen Civilehe. Der Episkopat betrachtet diese als eine Verletzung des kirchlichen Dogmas über den sakramentalen Charakter der Ehe, als einen unstatthaften Eingriff der Staatsgewalt in das Heiligthum der Kirche, als eine Bedrohung der ethischen Grundlage des Familienlebens, als eine Profanirung und Verletzung der heiligsten Gefühle und als eine Lockerung des Pflichtbewußtseins, der ehelichen Bande und der Sitten überhaupt. Gegen die Civilehe wird deshalb der Episkopat mit aller Kraft auftreten.

Die Bischofsconferenz beschloß, gegen das kirchenpolitische Programm der Regierung bei dem Könige und bei der Regierung schriftlich Vorstellungen zu erheben und außerdem dem Papste über die kirchliche Lage in Ungarn ausführlich Bericht zu erstatten. Ferner sollen in bischöflichen Rundschreiben der Pfarrklerus und die Gläubigen über Wesen und Bedeutung der in Rede stehenden kirchenpolitischen Fragen, namentlich über die Ehefrage, belehrt und angewiesen werden. Endlich werden die Bischöfe schon bei Gelegenheit der nächsten Budgetdebatte gegen die Kirchenpolitik der Regierung das Wort ergreifen und so den Kampf gegen die einzubringenden Gesetzesvorlagen selbst einleiten. Von besonderer Wichtigkeit erscheint ferner der Beschluß, gemäß welchem der versammelte Episkopat die Abhaltung einer Landes-Katholiken-Versammlung im Principe billigt, um auch dadurch das

allgemeine Interesse für die katholischen Angelegenheiten zu beleben.

Durch diese Stellungnahme der Bischöfe gegenüber der kirchenpolitischen Reformabsichten der Regierung haben die Hirten der Kirche sich in glücklicher Weise und noch rechtzeitig an die Spitze der katholischen Bewegung in Ungarn gestellt und dadurch verhindert, daß diese sich selbst überlassen oder von unberufenen Händen geleitet, gefährliche Wege einschlage und statt der Kirche zu nützen, derselben vielmehr empfindlichen Schaden zufüge.

Das Eintreten des Episkopats gewann überdies noch einen besonderen Nachdruck und Erfolg durch die gleichzeitig gefaßten Beschlüsse hinsichtlich der Aufbesserung der materiellen Lage des Pfarrklerus und dann in Bezug auf die Constituirung der katholischen Kirchen-Autonomie. Indem wir uns vorbehalten, seinerzeit auf die so hochwichtigen Gegenstände der Regelung der Pfarr-Congrua und der Katholiken-Autonomie eingehender zurückzukommen,[1]) kehren wir zur weiteren Entwicklung des kirchenpolitischen Streites zurück.

Einer der Beschlüsse der Bischofsconferenz bestand darin, daß der Episkopat übereinkam, die beiden Dekrete der römischen Curie vom 7. Juli und 26. September 1890[2]) dem unterstehenden Klerus amtlich mitzutheilen und zugleich die in der Bischofsconferenz vom 12. April 1890 angenommene Zulassung der Ausfolgung von „Attesten" über die Thatsache einer „Wegtaufung"[3]) formell zurückzuziehen. Es sollte auch dadurch deutlich ausgedrückt sein, daß die Bischöfe jede Hoff-

---

1) Auf die Nothwendigkeit der Regelung dieser wichtigen Angelegenheiten hatte übrigens der Cardinal-Fürstprimas bereits in seiner inhaltsreichen Rede bei Gelegenheit der Generalversammlung des St. Stephans-Vereines vom 22. März 1892 hingewiesen.

2) Vergl. Histor.-polit. Blätter, 1891, Bd. 108, S. 194.

3) S. Histor.-pol. Bl. 1890, Bd. 106, S. 36.

nung auf eine friedliche Verständigung mit dem radikalen Liberalismus der Regierung aufgegeben hatten und den Kampf zur Wahrung der kirchlichen Interessen als unvermeidlich erkannten. Dies sprach in besonders scharfen Worten der Bischof Dr. Georg Schopper von Rosenau in seinem Neujahrs-Hirtenbriefe vom 30. Dezember 1892 aus.

Die überaus entschiedene und rücksichtslose Kritik, welche der greise Bischof an dem kirchenpolitischen Programme der Regierung übte, rief im Lande allenthalben ungemeines Aufsehen hervor. Die liberale Presse verlangte stürmisch nach der „Bestrafung" dieses Bischofs, der es gewagt habe, „den Boden der Demagogie" zu betreten und dem liberalen Regime den Krieg zu verkündigen. Ja man scheute sich nicht, trotz der lautausposaunten „Freisinnigkeit" nach der Kabinetsjustiz des absolutistischen Jus placeti regii zu rufen und dessen Anwendung gegen den Rosenauer Bischof zu verlangen, weil dieser im Sinne des Beschlusses der Bischofsconferenz die römischen Dekrete vom Jahre 1890 „ohne vorherige Genehmigung" des Königs publicirt habe. Es wurde gefordert, die Regierung solle den „ungehorsamen" Bischof „ad audiendum verbum regium" citiren lassen.

All dieser Lärm hatte jedoch bei den Katholiken nur die Folge, daß sie für die bedrohten Interessen ihrer Kirche mit desto größerem Eifer einstanden, und es folgten auch bald die Hirtenbriefe der anderen Bischöfe, von denen die meisten ebenso entschieden in der Sache, wenn auch gelinder in der Form, den Standpunkt des Bischofs von Rosenau vertraten. Der Curatklerus aber gehorchte gern und willig den Weisungen seiner Bischöfe; von allen Kanzeln wurde und wird das Volk über die Lage der Kirche belehrt und namentlich über ihre Lehren hinsichtlich des Ehesakraments aufgeklärt. Die Gläubigen schaaren sich freudig um ihre Geistlichen; Tausende und Tausende von Unterschriften bedecken die Petitionen und Proteste, welche an den König, an den Reichstag, an die einzelnen Abgeordneten gerichtet werden.

Doch nicht bloß unter den Katholiken organisirt sich der Widerstand gegen das kirchenpolitische Regierungsprogramm; auch aus der Mitte der Griechen, dann der Protestanten, besonders des Augsburger Bekenntnisses, ja selbst der Juden erhoben sich ernste Stimmen gegen den kirchenpolitischen Radikalismus, insbesonders gegen die Einführung der obligatorischen Civilehe. Man kann also mit vollem Rechte constatiren, daß diese „Reformen" von der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung nicht nur nicht gewünscht oder gefordert, sondern vielmehr ganz entschieden zurückgewiesen werden. Wie war es möglich, so fragen wir wieder, dem Monarchen das Gegentheil als Wahrheit beizubringen? Mußte der ebenso gerechte als weise und fromme Herrscher nicht auf das peinlichste berührt, ja verletzt werden bei der nachträglichen Wahrnehmung, daß man ihn bewußt oder unbewußt, vielleicht nur zu persönlichen Zwecken getäuscht hatte?

Die Folgen dieses Vorgehens jener Männer, deren Rath Se. Majestät bei Gelegenheit der Kabinetskrisis angehört hatte, blieben denn auch nicht lange aus. Das erwachte Mißtrauen von oben her begegnete der Opposition von Seiten der Bevölkerung und führte in der Regierungspartei selbst den fortschreitenden Zersetzungsproceß herbei. Das Ministerium aber beharrt unentwegt auf seinem Standpunkte. Im Parlament, bei Gelegenheit der Neujahrsbegrüßung und in der Parteiconferenz vom 27. Januar betonte der Ministerpräsident, daß er und seine Minister-Collegen an die volle Durchführung ihres kirchenpolitischen Programmes ihre politische Reputation knüpfen, daß sie von diesem Programme kein Jota ablassen, mit demselben stehen oder fallen wollen. So achtungswerth diese Offenheit und Ehrlichkeit erscheint, so vermag sie dennoch die Durchführbarkeit des kirchenpolitischen Programms nicht zu beweisen, vermag sie keinen denkenden Beobachter davon zu überzeugen.

Ungarn bedarf dringend der Reform seiner geradezu gräulichen politischen Verwaltung; es bedarf des Ausbaues

der in Angriff genommenen Justizreformen; der Verbesserung der erschreckenden Sanitäts-Verhältnisse; es benöthigt fortgesetzter volkswirthschaftlicher Fürsorge in der Landwirthschaft, in der Industrie und im Handel; seine Straßen und Wege sind großentheils noch ungebaut, die Flüsse ungeregelt, das Bildungswesen kaum über die ersten Stadien einer gesteigerten Entwicklung hinaus. Und zu diesen dringlichen Reformen gesellen sich noch die tausenderlei Schwierigkeiten auf politischem, namentlich auf nationalem Gebiete, wo heute, gegenüber und unter den verschiedenen Nationalitäten, Zustände sich heranbilden, die ernste Bedenken erregen müssen. Nun denke man zu all diesen ungelösten oder kaum erkannten wichtigen Aufgaben auch noch die Entfesselung des kirchenpolitischen Kampfes, des confessionellen Haders, der gegenseitigen Befehdung der kirchlichen und staatlichen Gewalten! Wohin soll das führen? Wem kann es frommen?

Eine sachliche Prüfung des kirchenpolitischen Regierungsprogramms des Kabinets Wekerle ist an dieser Stelle wohl kaum vonnöthen. Es wandelt ja nur die ausgetretenen Spuren des vulgären Liberalismus und offenbart jene Unkenntniß, Mißachtung oder Feindseligkeit gegenüber dem Wesen, dem Charakter der katholischen Kirche, wie man das bei den Trägern und Anhängern dieses modernen Liberalismus leider gewohnt ist. Gefördert und unterstützt wird dieses Programm hauptsächlich vom ungläubigen Judenthum, vom katholikenfeindlichen Calvinismus und von der antichristlichen Freimaurerei, welche in Ungarn seit einem Vierteljahrhundert eine namhafte Rolle spielt.

Man kann zugestehen, daß es eine empfindliche Calamität ist, wenn in einem Lande wie Ungarn acht verschiedene Eherechte in Geltung sind, die in ihren Bestimmungen einander häufig widersprechen und oft sehr bedauerliche Collisionen hervorrufen oder Mißbräuche gestatten (wie z. B. das Unwesen des leichtfertigen Glaubenswechsels), wodurch gerade die ethischen Grundlagen der ehelichen Institution geschädigt

werden. Da diese Eherechte vom Staate anerkannt sind und die Staatsgerichte zum Theil nach diesen Rechten ihre Urtheile fällen, so geschah es, daß diese Gerichte untereinander oder mit den verschiedenen Eherechten oder mit den Staatsgesetzen in Conflikt kommen. Eine vernünftig, besonnen eingeleitete, mit Schonung und Rechtsachtung durchgeführte Reform auf diesem Gebiete würde auch von Seiten der Katholiken keineswegs abgelehnt werden. Wie die Dinge jedoch heute sich gestalten, erscheint diese in Angriff genommene kirchenpolitische Reform im Grunde hauptsächlich als eine gegen die katholische Kirche gerichtete Aktion. Dieß beweist unter Anderem ja auch die Thatsache, daß die Ministerialverordnung vom 26. Februar 1890, welche in ihren Wirkungen vor Allem und fast ausschließlich den katholischen Pfarrklerus bedrückte und verfolgte, nur um den Preis der allgemeinen Civilstandregister außer Kraft gesetzt werden soll. Ebenso will das Kabinet in die von den Katholiken berechtigt geforderte Revision des G. A. 53 vom Jahre 1868 zu Gunsten der freien Verfügung der Eltern über die Glaubensangehörigkeit ihrer Kinder nur dann eingehen, wenn die obligatorische Civilehe gesetzlich eingeführt wird. Zu der Beleidigung und Verletzung der katholischen Principien und Rechte gesellt sich hier noch der Hohn. Denn man sucht vergeblich nach einem ursächlichen Zusammenhange zwischen den geforderten Gesetzesrevisionen und der obligatorischen Civilehe. Die Anbietung der Letzteren als Preis für das Zugeständniß jener Revision kann angesichts der bekannten kirchlichen Lehre über den sakramentalen Charakter der Ehe für die Katholiken nur als Spott und Hohn gelten.

Aus der trotzigen Verweigerung einer rechtzeitigen Zurücknahme jener gravaminösen Februarverordnung ist innerhalb dreier Jahre jene tiefgehende Bewegung entstanden, welche den inneren Frieden des Landes bedroht und dem Gedeihen Ungarns die schwersten Schäden zufügt. Man muß es beklagen, daß ein nach anderen Richtungen hin sonst so tüch-

tiger Staatsmann wie der jetzige Ministerpräsident sich für diese unglückliche Kirchenpolitik engagirt hat. Der Mißerfolg, den wir hoffen, wird für seine Stellung und politische Reputation ebenso verhängnißvoll sein, wie das etwaige Gelingen verderblich für das Land wäre. Es liegt im wohlverstandenen Interesse Ungarns, ja der habsburgischen Monarchie überhaupt, daß dieser Triumph der kirchenfeindlichen und destruktiven Politik vereitelt werde.

Mittlerweile geht aber die Verfolgung der pflichttreuen katholischen Pfarrgeistlichen ungestört weiter. Stuhlrichter, Polizeidirektoren und andere politische Beamte citiren, verurtheilen und exequiren die Pfarrer oder deren Kapläne, falls sie „weggetauft“ haben und das der katholischen Kirche einverleibte Kind nicht dem akatholischen Seelsorger ausfolgen wollen. Mit wachsender Entrüstung sieht das Volk, wie man von seinen Geistlichen Möbelstücke, Bücher, Getreide, Vieh u. s. w. mit Beschlag belegt und öffentlich versteigert, weil die Betreffenden ihrer Pflicht getreu gewesen. In den allermeisten Fällen gingen aber die Anklagen von calvinischen Predigern aus, obgleich diese selbst zu den eifrigsten „Wegtaufern“ gehören; nur erhebt deshalb kein katholischer Priester eine Klage vor der weltlichen Behörde.

Ungarns Bevölkerung ist national und confessionell ungemein gemischt; deshalb kann und soll gerechter Weise hier auch keine Nation und keine Confession zur ausschließlichen Herrschaft gelangen. Gleichwie aber auf politischem, legislatorischem und administrativem Gebiete dem ungarischen Volkselemente als dem relativ zahlreichsten und historisch bedeutsamsten Stamme die Führerschaft naturgemäß, gesetzlich und faktisch zukommt: ebenso gebührt der katholischen Kirche, deren Bekenner im Lande die absolute numerische Majorität besitzen und die das ungarische Staatswesen mitbegründet und an dessen Entwickelung und Erhaltung wesentlich mitgewirkt hat, die erste Stelle unter den übrigen Kirchen und Confessionen des Landes, und es ist nur natürlich, gerecht

und billig, wenn auch Gesetzgebung und Verwaltung dieser entscheidenden Thatsache Rechnung tragen.

Die seit 1861 eingetretene politische Parteiherrschaft war dem Katholicismus in Ungarn zumeist mißgünstig gesinnt. Daraus erklärt sich einerseits das Emporkommen des Calvinismus, anderseits die Kränkungen, Zurücksetzungen, Schmähungen und Angriffe, welche man auf katholischer Seite erfahren mußte. Endlich sieht man hier klarer: die sprichwörtliche katholische Geduld und Nachsicht ist erschöpft, die Geister erwachen und sammeln sich und hoffen, daß es gelingen werde, die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche in Ungarn erfolgreich zu vertheidigen und in den Katholiken das Selbstbewußtsein lebendig zu erhalten, auf daß ihnen auch im Staate und in der Gesellschaft jener Antheil zuerkannt und gesichert bleibe, der ihnen und der katholischen Kirche in Ungarn rechtmäßig gebührt.

XXVIII.
Zeitläufe.

Liberalismus und Militarismus an der Zeiten Wende. II.

Den 12. Februar 1893.

Wehe Dem, der jetzt eine politische Rundschau schreiben soll! Was sieht er denn vor seinen Augen? Während der Staat seiner in allen Fugen krachenden Gesellschaft rathlos gegenüber steht, ist im Verhältniß von Staat zu Staat das Sprüchwort von der Komödie der Irrungen weit übertroffen. Der Staat, welcher das Unheil zunächst verschuldet hat, ist am übelsten daran. Er weiß, es handle sich „um seine

Existenz"; aber er streitet mit sich selbst über guten Rath, wie dieselbe anders als durch den zweifelhaften Ausgang einer blutigen Tragödie zu retten wäre. Eine herrlichere Blüthezeit für den Weizen der Umsturzpartei hätte gar nicht eintreten können. „Das hätten sich die Kämpfer von Gravelotte und Sedan auch nicht träumen lassen, daß zwanzig Jahre nach Gründung des neuen Reiches seine beiden ersten Kanzler sich öffentlich darüber zanken würden, wer von ihnen beim czarischen Despotismus besser angeschrieben sei." [1])

Als im Jahre 1890 die Militärcommission des Reichstags wieder einmal über bedeutende Mehrforderungen zu berathen hatte, und aus dem Centrum der Wunsch nach vertraulichen Mittheilungen über den Stand der auswärtigen Angelegenheiten geäußert wurde, da erwiderte der Reichskanzler: „er habe nichts mitzutheilen, was nicht schon allgemein bekannt sei". [2]) In der Oeffentlichkeit sprach er damals wiederholt seine Zuversicht auf Erhaltung des Friedens in einer Weise aus, die ihm jetzt, nachdem er sogar im Plenum des Reichstags den Krieg „auf zwei Fronten" als nahezu unvermeidlich hingestellt hat, bitter genug vorgehalten wird. Das Wort von dem Krieg auf zwei Fronten stammt zwar noch aus Bismarck's Zeit; der aber hat erst noch vor fünf Jahren behauptet, daß er das Unglück abzuwenden wissen werde, und daß es dazu nichteinmal eines „Wettkriechens" vor Rußland bedürfe, wie es ihm unterschoben worden sei. Inzwischen ist nun wieder eines der Ereignisse, vor denen man bei uns keinen Tag mehr sicher ist, eingetreten, welches den neuen Kanzler abermals zu berichtigen scheint, wie damals beim Rückzug vom Schulgesetze. In der That spöttelten die neuen „Nationalen" ihm gleich in's Gesicht: „jedenfalls werde nun für einige Zeit ‚der Krieg auf zwei Fronten' aus den Reden des Reichskanzlers und

1) Stuttgarter „Neue Zeit" vom 29. Juni 1892.
2) Berliner „Germania" vom 8. November v. Js.

aus den Berathungen der Militärcommission verschwinden müssen".[1])

Was war denn also geschehen? Der junge russische Thronfolger war zu einer Hochzeitsfeier auf Besuch nach Berlin gekommen und mit außerordentlichem Gepränge empfangen worden. Am 26. Januar erschien er mit dem jungen Kaiser, nach einer vertraulichen Unterredung der beiden hohen Herren, an der Officierstafel des Garderegiments, dessen Chef der Czar ist, und hier feierte der Kaiser in einem schwungvollen Toast den kaiserlichen Vater des Gastes „nicht nur als den vornehmsten Kameraden, sondern als den Träger altbewährter monarchischer Traditionen, oft erwiesener Freundschaft und inniger Bande, intimer Beziehungen zu Seinen erlauchten Vorgängern, deren Erfüllung in früheren Zeiten russische sowohl, wie preußische Regimenter auf dem Schlachtfelde vor dem Feinde mit ihrem Blute besiegelten".

Fürst Bismarck gehört zu den bedenklichsten jener Menschen, die immer Glück im Spiele haben. Darum hätte sich auch die preußische Monarchie mit ihm nie einlassen sollen. Als es sich im Jahr 1859 um den Umsturz der Throne in Italien handelte, schrieb er von Petersburg aus, wo er preußischer Gesandter war: „Meinem König bin ich treu bis in die Waden, die anderen sind mir keinen Pfifferling werth". In Wahrheit ist dann jener König ihm treu gewesen bis in die Waden. Als dieses Verhältniß sich änderte, da verkehrte sich auch sein Begriff von den monarchischen Traditionen. Auf der Heimreise vom Wiener Rachezug, am Marktplatz zu Jena, rief er das Volk auf: „ein starkes Parlament müsse der Brennpunkt des öffentlichen Lebens seyn", das Parlament solle fernerhin sein Gewicht nicht herunterdrücken lassen. „Es ist," sagte er, „das ein gefährliches Experiment, heutzutage im Centrum von Europa ab-

1) Der Bismarck-Correspondent der Münchener „Allg. Zeitung" vom 31. Januar 1893.

solutistischen Velleitäten zuzustreben, mögen sie priesterlich unterstützt sein oder nicht. Die Gefahr ist immer die gleich große, und im letzteren Fall eine noch größere, weil man sich täuscht über die einfache Situation der Sache, und glaubt Gott zu gehorchen, wenn man dem Geheimrath gehorcht. Wir haben ja die Ansicht gehört, daß ein Unterofficier den Soldaten gegenüber an Gottes Stelle stehe, warum also auch nicht ein gebildeter Geheimrath? Ich bin nie ein Absolutist gewesen und werde es am allerwenigsten auf meine alten Tage werden. Was wir für die Zukunft erstreben müssen, ist eine Kräftigung der politischen Ueberzeugung in der öffentlichen Meinung und im Parlament!"

Er verehrt also auch im Czarthum nicht die altbewährte monarchische Tradition, sondern die Rückendeckung die er in demselben für die preußischen Eroberungen und seine Schöpfung des deutschen Reiches gewinnen zu können hoffte. Durch Oesterreich konnte sich dann der Czar dafür bezahlt machen. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Politik einen ächt preußischen Kern in sich trug; im Beginn der neuen Aera hat ja das altconservative Berliner Organ in dem Czaren Nikolaus ungescheut den „Vater des Vaterlandes" verehrt. Aber der Liberalismus, insbesondere der außerpreußische, hatte doch noch andere Anschauungen vom Russenthum mitgebracht, als daß er die Bismarck'sche Lehre von der „Hekuba" dort an der untern Donau auf die Länge ganz unbesehen hätte nachplappern können. Dieser Ungehorsam soll nun abgeschafft werden; das ist der Ursprung der neuen „National-Partei". Sie ist der bitterste Hohn auf Alles, was man seit Jahrhunderten unter dem Namen der deutschen Nation verstanden hat, aber sie entspricht der Mißgeburt, die Bismarck aus ihr gemacht hat. Wer nun zu „liberal" ist, um sich mit dem Opfer an der Ostmark aussöhnen zu können, der wird abgeschüttelt. Vom Nationalliberalismus soll nur beibehalten werden, was an ihm capitalistisch und bourgeoisiemäßig war, darum wird auch der Miquel'schen Steuerreform,

welche auf Progressivsteuern hinauslaufe, der Krieg erklärt. Ein entschiedenes Auftreten sei von der „nationalliberalen Partei" überhaupt nach keiner Seite hin zu erhoffen; sie gehöre zu den „verbrauchten Parteien", als deren Ersatz die National-Partei geschaffen werden müsse: „national" ohne liberale Skrupel. Ist es Zufall oder nicht, daß die Programmpunkte derselben unmittelbar nach dem kaiserlichen Toast auf den Czaren zum ersten Male bekannt werden?

„1) Durch die Männer des ‚neuen Curses' ist unsere auswärtige Politik in das Schlepptau von Oesterreich und England gerathen, wodurch unser Verhältniß zu Rußland außerordentlich verschlechtert worden ist. Fürst Bismarck hätte es dahin nicht kommen lassen, er hätte auch die augenblickliche trostlose Zerfahrenheit Frankreichs benutzt, um dessen Beziehungen zu Rußland gründlich zu lockern. Oesterreichs Bestand würde er gegen Jedermann vertheidigen; aber die Balkanfragen würde er denen überlassen, die daran interessirt sind, und für sie würde er nicht die Knochen eines einzigen pommerischen Grenadiers opfern. 2) Die Folge der schlechten Führung unsrer auswärtigen Angelegenheiten ist die Militärvorlage, welche dem deutschen Volke unerschwingliche Lasten auflegen will, die bei einer besseren Politik ihm erspart werden könnten. Auch Miquel's Steuerreform ist eine Frucht von diesem Baum; auch sie wäre unter Bismarck ebenso unmöglich als unnöthig gewesen. 3) Es gilt, im Reichstage die ganze Lage schonungslos und in aller Schärfe zu beleuchten; sobald das geschieht, wird sich zeigen, daß die weitesten Kreise der Nation gegen die Fortsetzung dieser Politik sind." [1])

Unzweifelhaft ist nun die Verwirrung in dem Momente, wo das Volk zu maßlos gesteigerter Kriegsrüstung mit unerschwinglichen Lasten erdrückt werden soll, ärger als je; man tappt rathlos im Dunkeln. Im vorigen Sommer hatte der Besuch des Czaren zu Kiel erst stattgefunden, als mit Frank-

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 31. Januar d. Js.

reich alle möglichen russischen Complimente ausgewechselt waren. Den Mann in Friedrichsruh machte das nicht irre. Als die Militärvorlage bereits bekannt war, ließ sich das Petersburger Hofblatt aus Berlin schreiben: „Fürst Bismarck ist definitiv auf unsere Seite übergegangen, und hat Oesterreich der Fürsorge des Grafen Caprivi überlassen; was Bismarck in seinen Gesprächen über Rußland enthüllt hat, ist uns im höchsten Grade nützlich; auch hier kann man ausrufen: wahrlich, groß ist der Gott des russischen Landes!“ [1]) Auf welche Seite soll man nun den Kaiser-Toast stellen?

Und was hat sich seitdem russischerseits geändert? Das ganze Jahr hindurch kamen immer wieder Nachrichten von Verschiebung weiterer Truppentheile aus den östlichen Provinzen an die deutsche Grenze; dichte Heuschreckenschwärme lagern längs derselben, in einer Ausdehnung von 200 Meilen, des Pfiffes gewärtig, und französische Fabriken beeilen sich mit den Bestellungen des kleinstkalibrigen Gewehres. Die Sprache der russischen Presse wurde zunehmend giftiger, immer aus dem Tone: Rußland bedürfe Deutschlands nicht, während das Reich der Hohenzollern, trotz des Dreibunds, einer auch nur annähernd solchen Stellung sich nicht rühmen könne. Zur selben Zeit wurde plötzlich der Posten eines deutschen Militärbevollmächtigten am russischen Hofe eingezogen. Seit sechszig Jahren hatten die preußischen und russischen Militärbevollmächtigten an den beiden Höfen eine ganz außergewöhnliche Stellung eingenommen; sie waren neben den Botschaftern, und mehr noch als diese, die Träger der überaus regen und innigen persönlichen Beziehungen zwischen den Monarchen in Berlin und Petersburg; sie waren der lebendige Ausdruck des Verhältnisses, das der kaiserliche Toast gefeiert hat. Allerdings waren bald darauf russisch-deutsche Verhandlungen wegen eines Zollvertrags und eine neue Bewegung am Berliner Rubelmarkt eingeleitet worden. Das

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 7. December 1892.

Berliner conservative Hauptorgan glaubte dieselbe der Aufmerksamkeit der Regierung empfehlen zu sollen, aber keineswegs im Sinne einer russischen Wendung, sondern umgekehrt. „Mit Hilfe der Berliner Börse werden dem deutschen Markt die Kriegsmittel, die Rußland braucht, für immer entzogen; nur zu diesem Zwecke dienen die handelspolitischen Verhandlungen, an deren Abschluß Rußland zunächst kein Interesse hat. Sie sind lediglich dazu bestimmt, dem Rubelmarkte Festigkeit zu verleihen. Günstige Zölle hofft sich Rußland im Kriege zu erzwingen". [1])

Man spricht jetzt in Berlin viel von parlamentarischen Vorgängen „hinter den Coulissen". Gibt es solche Geheimnisse auch hinter dem Kaisertoast vom 26. Januar, dann könnte es sich in dem verdeckten Winkel nur um die Verlobung zu einem neuen Dreikaiserbund handeln. Es wäre der dritte Versuch derart seit dem Anfang der siebenziger Jahre. Das damalige Dreikaiserbündniß ist so unglücklich abgelaufen, daß Bismarck sich eiligst zur Reise nach Wien entschließen mußte, um den Zweikaiserbund abzuschließen. Noch einmal gelang es ihm im Jahre 1884, die drei hohen Herren nach Skierniewice zu bemühen; es war erst recht ein Schlag in's Wasser. Da Oesterreich immer noch an dem Vorbehalt seiner Lebensinteressen an der Balkanhalbinsel festhielt, so waren die beiden Geschichten so viel wie vergessen, bis sie aus Anlaß eines Besuchs des russischen Thronerben zu Wien im vorigen Herbst, gelegentlich seiner Rückreise aus Athen, und des vorhergegangenen Auftretens des Grafen Kalnoky in der österreichischen Delegation, wenigstens vorübergehend, wieder in der Erinnerung auftauchten. [2])

Der genannte Minister hatte im Jahre vorher noch eine

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. September und 13. Dezember vor. Js.

2) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 20. Oktober und 18. November vor. Js.

scharfe Sprache über die äußere Lage geführt; jetzt tönte dieselbe nicht nur sehr gedämpft, sondern insbesondere gegenüber dem jungczechischen Anstürmen auf den Dreibund fast beflissen russenfreundlich. Nach einer längeren Belehrung des „Herrn Delegirten der czechischen Nation", dem er versicherte, daß „Niemand sei, der nicht gute und auch bessere und beste Beziehungen zu Rußland wünsche", schloß er: „Gegenüber den gemachten Einwürfen wiederhole ich, es besteht kein ausschließendes Bündniß, es hat keine Spitze gegen irgend Jemand, es hindert nicht, daß andere Staaten sich uns (dem Dreibund) anschließen". Selbstverständlich dachte sich der Minister dazu sein: Aber! In Friedrichsruh that man das nicht. Da gleichzeitig auch der italienische Minister des Auswärtigen große Worte über die Friedlichkeit der internationalen Beziehungen gemacht hatte, so stellte man dort sofort den verhaßten Nachfolger an den Pranger: „Graf Caprivi habe keine Ursache, seinen Collegen im Dreibund dankbar zu seyn". Er wollte sich nicht belehren lassen, daß in Rußland, wie Fürst Bismarck eben noch dem Hans Blum versichert hatte, Niemand außer den Polen, den Juden und den Nihilisten für den Krieg sei, er hielt daran fest, daß die nationale öffentliche Meinung zum Kriege dränge, und dafür erhielt er folgenden Denkzettel mit in den Reichstag:

„Es ist nicht anders: der auffallende Gegensatz zwischen der Seelenruhe, mit welcher unsre Bundesgenossen der Zukunft entgegengehen, und dem düsteren Ernste, mit welchem an die Opferfähigkeit des deutschen Volkes Zumuthungen gestellt werden, die man noch vor kurzem für unglaublich gehalten hätte, läßt die Forderung doppelt berechtigt erscheinen, daß das dichte Dunkel, welches die politische Begründung der Militärvorlage bisher umgibt, endlich gelichtet werde. Einstweilen kann ein Blick auf das Verhalten Oesterreich-Ungarns und Italiens nur in der Annahme bestärken, daß eine Vermehrung unsrer Armee in dem geplanten Umfange wohl rein militärischen Wünschen entsprechen mag, daß aber einer sachgemäßen Beurtheilung der

politischen Verhältnisse eine zwingende Nothwendigkeit für dieselbe nicht zu entnehmen ist." [1])

Das trifft augenscheinlich auch noch höher hinauf, als in's Reichskanzler-Palais. Der Vorwurf leidenschaftlicher Soldatenspielerei liest sich deutlich heraus, und ebenso der Vorwurf einer Mißachtung des Dreibunds. Ohne Zweifel schüttet nun der Kaisertoast auch noch Wasser auf die Mühle der Friedrichsruher Hetze gegen den neuen Kanzler. Was den Dreibund betrifft, so hat Fürst Bismarck selbst bewiesen, daß er ihn nie als die „frohe Botschaft" verstand, wie Lord Salisbury ihn vor zwölf Jahren vor dem englischen Parlament begrüßte. Für ihn war er immer nur ein Nothbehelf, der den Czaren in die Arme Preußens zurückführen sollte. Auf der andern Seite war allerdings auch die neue Militärvorlage an sich eine Art Mißtrauensvotum gegenüber dem Dreibund. Thatsächlich äußerte sich Caprivi auf die Frage darnach in seiner Reichstagsrede sehr kühl; er gab zu verstehen, der Bund thue seine Dienste zur Erhaltung des Friedens, aber im Kriegsfall habe sich das Reich auf sich selbst zu verlassen. So ersparte er sich auch die Nöthigung, auf die ständigen Vorwürfe gegen die beiden Verbündeten einzugehen, daß sie in ihren Rüstungen hinter den Anstrengungen des deutschen Reichs weit zurück blieben, und letzteres die Kosten des Bundes fast allein tragen ließen, namentlich auch die Leistungen Oesterreichs für die Armee verhältnißmäßig minimale seien.

Am schiefsten steht es allerdings mit der Zugehörigkeit **Italiens** zum Bunde. In dieser Beziehung dürfte aber Graf Caprivi auch von den Anschauungen seines Vorfahrers sich nicht unterscheiden, wenn er ein thätiges Eingreifen Italiens im Kriegsfall nicht erwartet. Vor Kurzem noch hatte letzterer einem Franzosen gegenüber geäußert: die

---

1) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. Münchener „**Allgemeine Zeitung** vom 1. November v. Js.

italienischen Minister hätten ihm, als er den Dreibund a
schloß, nicht gesagt, daß das italienische Volk auf die Dau
die Lasten nicht ertragen werde, welche eine Großmacht s
auferlegen müsse, um ihre Stellung in der Welt zu behaupten.
Es ist ebenso eine Aeußerung aus Bismarck'schem Kreise, d
ohne Zweifel auch auf die jetzige Anschauung im auswärtig
Amt zutrifft, aber den alten Kanzler um so eigenthümlich
beleuchtet:

„Mit der Theilnahme Italiens würden auch die Sym
pathien Englands für den Dreibund entfallen, wie wir de
auch gegen den Willen Englands niemals auf den Beista
Italiens zu rechnen haben. Italien hängt am Dreibund n
auf Wunsch Englands, nicht aus Sympathien für Deutschla
oder Oesterreich. Deutschland wird sich daher stets mit de
Gedanken vertraut zu machen haben, im Nothfall auch oh
den Dreibund den an uns herantretenden Eventualitäten g
wachsen zu bleiben. Vollständig gewachsen sind wir ihnen i
Bunde mit Oesterreich, falls dieses seine ganze Armee ve
fügbar hat und von Italien aus keine Bedrohung erfähr
Italien ist somit ein sehr wesentlicher Faktor im Dreibun
auch wenn es sich darauf beschränkt, Oesterreich nicht anzugreife
Von seinem Verhalten hängt die Bewegungsfreiheit der öste
reichischen Armee ab, auf die es für Deutschland, wie fü
Oesterreich ankommt." [2])

Das ist der wahre Stand der Dinge. Kein Wunde
wenn die Andeutungen des Grafen Caprivi im Reichsta
bei der herrschenden Räubergesellschaft in Italien Mißfalle
erregten und „das Vertrauen zu den verbündeten Staate
erschütterten." [3]) Aber er hat bloß die Wahrheit gesagt. Ma
braucht sich nur an Herrn Crispi zu erinnern. Als es si

---

1) Bericht des Journalisten de Houx, s. Wiener „Neue Frei
Presse" vom 16. Dezember vor. Js.

2) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitun
vom 18. Mai v. Js.

3) Münchener „Allg. Zeitung" vom 8. u. 10. December v. J

unter seiner Ministerpräsidentschaft um die Verlängerung des Dreibunds handelte, da schrieb ein genauer Kenner der Verhältnisse aus Rom: „In Italien werden trotz Allem noch wesentliche Vorbehalte irredentistischer Natur gemacht; Crispi selber würde, wenn er auf die Bänke der Opposition zurückkehrte, sich schwerlich dagegen verwahren, daß man ihn den Aspiranten auf Südtyrol und Triest zuzählte. Deutschland mag sich auf Italien verlassen können; Oesterreich kann es nicht." [1]) Dieser Crispi war aber ein intimer Freund Bismarck's schon von den ersten 50er Jahren her, aus der Zeit der geheimen Verschwörungen zum Umsturz in Italien; auch als Minister war er wiederholt zum Besuch des Reichskanzlers nach Norden gereist; so lange war er der glühendste Verehrer des Dreibunds, diesem zu Gefallen überhäufte er das Land mit unerschwinglichen Militärlasten: und richtig, bald nach seinem Sturz trat er in öffentlichen Reden als schärfster Oppositionsmann auf; er verlangte die Einführung eines Milizsystems, und machte seinem Nachfolger im Kabinet Rudini den Vorwurf, daß er den Dreibund erneuert habe, ohne Italien wenigstens einen Ersatz für die Schädigung durch den französischen Zollkrieg zu erwirken. [2]) Als Rudini öffentlich nachwies, daß er den erneuerten Dreibund fix und fertig aus dem Kabinet Crispi übernommen habe, fügte er bei: es müsse in dessen Kopf nicht richtig seyn. O, doch!

Was dem Manne in Friedrichsruh auch noch im Dreibund mit dem Manne in Palermo gemeinsam war: sie meinten es beide nicht ehrlich mit Oesterreich. Sonst hätte jener aus dem von ihm selber erkannten Stande der Dinge die selbstverständliche Folgerung ziehen müssen, daß es für das deutsche Reich nur Eine natürliche Allianz gebe: die mit Oesterreich und England. Aber England haßte er, weil er

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 30. Mai 1889.
2) Ueber Crispi's Rede in Palermo s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 24. November 1892.

Oesterreich haßte, und Oesterreich wollte er sich heimlich aufsparen, um auf seine Kosten die alte Freundschaft mit Rußland zu erkaufen. Ob der Nationalismus die Absicht merkte oder nicht: er paßte vollkommen in den Plan. Er nennt sich „deutsch", wenn er aber von „deutschen Interessen" redet, so denkt er doch immer nur an die preußischen. Als sich Caprivi dem Verdacht aussetzte, als ob er der Politik der „zwei Eisen im Feuer" abtrünnig geworden sei, da entstand „ein einstimmiges Aufflammen der Abwehr von rechts und links, das ihn überzeugt haben werde, daß das deutsche Volk für die Austragung österreichisch-ungarischer Balkaninteressen und englischer Orientschmerzen mit deutschem Blut und deutschem Gut nicht zu haben sei." Darüber sei sich heute in Deutschland jeder gute Primaner klar.[1] In der That besteht in diesem Evangelium die zweite Reformation. Gegenüber den „ungeheuerlichen Illusionen in Wien und Budapest" und den „Beifallssalven" für Caprivi mußte sich sofort die neue „National-Partei" bilden und den alten Curs zum Programm machen. In diesem Geschäft stört sie auch der Kaisertoast nicht.

Der Dreibund hätte sich allerdings zu einer natürlichen Allianz auswachsen können, und dann hätte er die militärische Ueberlegenheit über die Gegner im Interesse eines wirklichen Friedens, also zur Beseitigung der allgemeinen Unsicherheit und der Ursachen der steten Kriegsbesorgnisse ausnutzen können. Allein so hat der Schöpfer des Dreibunds es nie gewollt. Der Bund darf von sich aus keinen Schritt thun, er ist nur auf gegebene Kriegsfälle berechnet; auch die von dem neuen Reichskanzler so stark betonte Nothwendigkeit einer militärischen Offensive ist nur von dem gegebenen Fall zu verstehen. Im Uebrigen hat dieser Dreibund bloß zuzuwarten und die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen; eine

---

1) Vgl. Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 15., 16. und 17. Januar d. Js.

Bethätigung entwickelt er nur durch unaufhörliches Ueberbieten in der Vermehrung der Militärmacht. Das ist der faule Friede, in dem der Dreibund auf die Dauer an purer Langeweile ersterben müßte, während aus dem sumpfigen Grunde der Militarismus immer riesenhafter aufschießt, und in der Sumpfluft, die sich über die ganze civilisirte Welt verbreitet hat, noch das Uebrige thut, um die moderne Gesellschaft zu ersticken. Man kann mit jedem Tage mehr in der Meinung befestigt werden, daß die deutsche Nation einen anderen Beruf gehabt hätte, als in ihrer Zertrümmerung „die größte Militärmacht der Welt“ zu werden. Darüber hatte nun der Reichstag das Wort.

XXXI.

Zur Geschichte des Panama-Skandals.

Seit dem 21. November 1892 ist Frankreich durch die Panama-Enthüllungen in eine Bewegung eingetreten, deren Ausgang in einer Umgestaltung der politischen Verhältnisse, vielleicht in einer allgemeinen Umwälzung bestehen dürfte. Am genannten Tage schilderte der Abgeordnete Delahaye die haarsträubende Geldverschleuderung der Panamagesellschaft, die von ihr geübten Bestechungen der Abgeordneten und Minister, wie der Presse forderte die Einsetzung eines aus 33 Mitgliedern der Kammer bestehenden Ausschusses, um eingehende Erhebungen über das verkrachte Unternehmen anzustellen, welches die Ersparnisse des französischen Volkes um 1400 Millionen Fr. erleichtert hat. Die hauptsächlichsten Ergebnisse dieser und der bald darauf von den Gerichten eröffneten Untersuchung, ebenso wie die Entstehung des Unternehmens sollen hier zu einem Bilde vereinigt werden.

Die Gesellschaft zum Bau des Panamakanals wurde a
3. März 1881 mit einem Grundstock von 300 Millionen
600,000 Theilscheinen gegründet, und brachte schnell nac
einander sechs Anleihen auf den Markt, welche über 800 Mi
einbrachten. Im Jahre 1888 ward sie von der Kammer zu
Ausgabe von 720 Mill. in Loospapieren ermächtigt, welc
600 Millionen baar einbringen sollten, wovon indeß nu
305 Mill. aufgebracht wurden. Macht also zusammen run
1400 Mill., was aber nicht verhinderte, daß das Unternehme
Anfangs Februar 1889 fallirte.

Dank dem Getöse und dem Erfolg der damaligen Wel
ausstellung in Paris wurden die Klagen der Besitzer d
Panamapapiere, davon 800,000 meist kleine Leute, erstickt u
bloß eine sich endlos hinschleppende Untersuchung gegen d
Verwalter der Gesellschaft, Charles de Lesseps, sowie dess
Vater Ferdinand de Lesseps (Gründers des Suezkanals
Fontane, Baron Cottu u. s. w. eröffnet, welcher Proceß oh
das Dazwischentreten Delahaye's und Genossen wohl ganz ein
geschlafen sein würde. Die endliche gerichtliche Verhandlun
begann am 10. Januar d. Js. vor dem Pariser Appellho
dessen Oberstaatsanwalt am 17. seinen Strafantrag mit eine
eingehenden Darlegung der Machenschaften bei der Verwaltun
der Kanalgesellschaft begründete.

Ferdinand de Lesseps war durch das Gelingen des Suez
kanals ungemein volksthümlich geworden und allenthalben al
der „große Franzose“ gefeiert. Deßhalb gedachte er de
Panama-Durchstich mit Leichtigkeit bewerkstelligen zu können
trug in zahlreichen Reden, bei allen möglichen Anlässen un
bei eigens unternommenen Geschäftsreisen ein ungemeines Selbs
vertrauen, eine verblüffende Zuversicht zur Schau. Er flößt
Allen Vertrauen, ja Gewißheit ob des Gelingens des Unter
nehmens ein. Dabei gab er nacheinander 1200, 840, 60
und sogar 512 Millionen als Kostensummen an. Als da
Unternehmen im Februar 1889 verkrachte, stellte der Masse
verwalter Brunet fest, daß nur 163 Mill. Aktiva vorhanden
also fast 1300 Mill. verschwunden waren. Die Kosten fü
die Ausbringung der 1400 Millionen erreichten 105 Millionen
wovon 36 für die Consortien, 20 an Commissionen, 20 fü

die Presse. Für die kaum 163 Mill. darstellenden Arbeiten waren 683 Mill. ausgegeben und dabei höchstens ein Fünftel des Durchstichs vollendet. Folglich sind 600 Mill. zu verrechnen, wovon etwa 250 Mill. durch Zinsen aufgezehrt wurden. 350 Mill. sind unfindbar. Die Verwaltung der Gesellschaft kostete 15 Mill. in Paris, 86 Mill. in Panama; es gab Angestellte nach Tausenden. Die Leiter erhielten 100,000, andere 76,000, 60,000, 40,000 und 20,000 Fr. Die Unternehmer spielten mit den Millionen. Eine amerikanische Gesellschaft erhält 69 Mill. für Arbeiten und 10 Mill. Entschädigung, als sie sich zurückziehen will. Ein französischer Unternehmer-Verein erhält 12½ Mill. Entschädigung, obgleich er die Fristen nicht eingehalten, und nur für etliche 20 Mill. Arbeiten ausgeführt hatte. Man gewährte ihm höhere Preise (10,30 statt 8 Fr. den Vollmeter) im neuen Vertrag; er erhält zusammen 76 Mill., wovon 20¾ Mill. Gewinn. Eine englisch-holländische Gesellschaft wird durch andere Unternehmer ersetzt, welche 7,80 statt 6,40 Fr. den Vollmeter erhalten. Der Jude Reinach erhält die Differenz, die sich auf 30 Mill. beläuft, da es sich um 20 Mill. Vollmeter handelt. Er allein ist es, welcher den Wechsel der Unternehmer bewirkt, bloß um diesen unerlaubten Gewinn zu erlangen. Am tollsten treibt es Eiffel, der Erbauer des Riesenthurmes bei der 1889er Ausstellung. Er hat 33 Millionen Reingewinn bei 73 Mill. Arbeit. Für Schleußen erhält er 18 Mill. und liefert für 1½ Mill. Arbeit! Freilich gibt er Reinach, Hebrard (Leiter des „Temps") und Artigues je 2 Mill. dafür, daß sie ihm diese Arbeiten verschafft haben!

Der eigentliche Leiter der Panamagesellschaft war Charles de Lesseps, Sohn des Erbauers des Suezkanals. Seine Aussagen in der Untersuchung und vor Gericht, sowie alle Erhebungen bestätigen, daß er von der fachlichen Seite des Unternehmens gar nichts versteht und bei der kaufmännischen Seite, der Geldgebahrung, eine Sorglosigkeit und Unerfahrenheit an den Tag legte, welche einem Kinde Ehre machen würde. Von Anbeginn war er, wie er selbst eingestand, in die Hände einiger jüdischen Geldleute gerathen, welche ihn in schmählichster Weise schröpften und betrogen. Er betheuerte vor Gericht, Baron Reinach und Levy Cremieux seien unentbehrlich gewesen. Reinach

sei ein Bankherr ersten Ranges, welcher es verstanden habe, große Unternehmen durchzuführen und durch seinen politischen Einfluß die unentbehrlichsten Dienste leistete. Reinach erhielt 6 Mill. bei Ausgabe der Panamaloose, Oberndörffer 4½ Mill., Levy Cremieux bei einem früheren Anleihen allein 1½ Mill. Das sogenannte amerikanische Syndikat (Consortium), aus den in Paris ansässigen deutschen Juden Hellmann und Seligmann bestehend, erhielt 12 Mill. Noch einige andere Juden, Arton u. s. w. waren betheiligt und verschlangen große Summen

An solche Verschleuderung der durch Aktiengesellschaften aufgebrachten Gelder ist man gewohnt und aus diesem Grunde würde der Panamakrach nicht mehr gewesen sein, als jeder andere der vielen Krache der letzten Jahre. Die Abwürgung der „Union Générale" durch die Juden hat seinerzeit mehr Verluste verursacht als der Panamakrach. Das Folgenschwerste bei diesem ist die dabei zu Tage getretene sittliche Fäulniß und Verkommenheit der herrschenden Kreise, die Bestechlichkeit der Minister, Abgeordneten und Senatoren. In dieser Hinsicht dürfte sogar schwerlich vollständig Licht geschafft werden, wenigstens nicht in nächster Zeit, da gar zu viele gewichtige Persönlichkeiten durch Theilnahme oder wenigstens Mitwissenschaft, Geschehenlassen, dabei betheiligt sind. Die Zahl der Bestochenen wird verschiedentlich, auf 600, wovon 192 Senatoren und Abgeordnete, angegeben.

Die Bestechungen fanden hauptsächlich 1888 statt, um die gesetzliche Genehmigung zur Ausgabe der Loospapiere zu erlangen. Als 1886 zum ersten Male die Vorlage wegen der Loospapiere in Frage kam, forderte der damalige Arbeitsminister Baihaut eine Million, die ihm auch zugesagt wurde. Er erhielt 375,000 Fr., obwohl die Vorlage nicht durchging, und den Rest 1888, als dieselbe, unter einem andern Ministerium, genehmigt wurde. Der Minister Barbe (1887) erpreßte 550,000 Fr. vom Panamafond. Im Ausschuß, welcher die fragliche Vorlage zu berathen hatte, standen schließlich 5 Stimmen gegen 5. Das elfte Mitglied, Sans-Leroy, welcher anfänglich gegen die Vorlage gewesen, dann sich zurückgehalten hatte, ließ die Gesellschaft wissen, nur gegen 300,000 Fr. werde er für dieselbe stimmen. Der vertraute Vermittler der Panamaver-

waltung ließ Sans-Leroy herausrufen, um 100,000 Fr. zu bieten. Nein, es sind 300,000, antwortete dieser und kehrte um. Es verging keine Stunde, Sans-Leroy wurde wieder herausgerufen, kam gleich darauf in den Ausschuß zurück und stimmte für die Vorlage. Wenige Minuten hatten genügt, um ihm die 300,000 Fr. einzuhändigen. Die mehreren Abgeordneten und Senatoren erhielten 20,000 oder 25,000 Fr. für ihre Stimme, einige wußten 40,000 und 50,000 Fr. herauszuschlagen. Rouvier mußte gestehen, ebenfalls Geld (40,000 und 60,000) erhalten zu haben, versicherte aber, als Finanzminister sei er selbstverständlich mit Finanzmännern in Verbindung gestanden, deren Hülfe er in Anspruch genommen habe, wenn die Geheimgelder nicht ausreichten. „Diejenigen, welche jetzt am meisten lärmen, säßen nicht auf diesen Bänken, wenn ich anders gehandelt hätte": sagte er am 22. Dezember in der Kammer, als der Justizminister die Ermächtigung zu seiner Verfolgung, sowie derjenigen der andern frühern Minister Jules Roche, Proust, Devès und Thevenet nebst fünf anderen Abgeordneten und Senatoren beantragte.

Der Kammerpräsident Floquet hatte erst versichert, kein Geld verlangt, noch erhalten zu haben. Dann aber, als die Beweise gar zu augenscheinlich wurden, behauptete er in der Kammer sowohl als vor dem Untersuchungsausschuß: „Ich mußte es für eine erste Pflicht der Regierung halten, die Verwendung der Preßgelder (des Panamafonds) in politischer Hinsicht (das Wirthschaftliche ging mich nichts an) zu überwachen, damit sie nicht den Gegnern zugewandt würden." Mit andern Worten: Floquet hat (als Minister 1888) die Panama-Gesellschaft gezwungen, ihm genehme Blätter zu bestechen. Die Angaben lauten: er ließ dem „Paris" und dem „Radical" je 100,000 Fr. auszahlen und 100,000 für die Wahl im Norddepartement (gegen Boulanger) beisteuern. Freycinet, Kriegsminister seit fünf Jahren, wird mit namhaften Beweisen angeklagt, für sein Blatt, den ungelesenen „Telegraphe", 240,000 Fr. herausgeschlagen zu haben. Außerdem wird behauptet, er habe zwei Millionen Panamagelder zum Ankauf von ausländischen Staats- und Kriegsgeheimnissen verwandt. Jeder der Bestochenen hatte eine andere Ausrede. Der Eine wollte darin

einen Börsengewinn erblicken, wie Dugué de la Fauconnerie erklärte: „Soll man etwa kein Geschäft machen dürfen, weil man Abgeordneter ist?" Ein Anderer, der frühere Polizeipräfekt Senator Léon Renault, gab seine 25,000 Fr. als Ersatz für einen Verlust aus, den er bei einem Geschäft mit Reinach erlitten! Die Namen und Ziffern von sechszehn Bestochenen wurden durch ein Blatt bekannt, das Reinach seinen Angestellten Stephane schreiben und zu Clemenceau tragen ließ. Dasselbe befindet sich im Besitz seines Freundes Cornelius Herz, welcher auch persönlicher und Geschäftsfreund Reinachs war. Dieser Herz, der sich nach London flüchtete, gab seinem Rechtsbeistand, dem früheren Polizeipräfekten und Botschafter Andrieux, einen Lichtdruck von dem Blatte, auf dem zum Schluß bemerkt ist: noch weitere 104 Abgeordnete seien bestochen worden. Die Liste derselben befindet sich, nach Andrieux, in Händen des Börsenmannes Arton (eigentlich Aaron), welcher im Auftrage Reinachs die Bestechung der mindern Größen besorgt hatte. Arton ist wegen Bankbruchs flüchtig gegangen. Für die Bestechungen soll Reinach 10 Millionen erhalten, davon aber 6 bis 7 Mill. in die Tasche gesteckt haben. Eine vollständige Klarlegung dürfte schwerlich je eintreten; aber aus dem, was bekannt geworden, läßt sich schließen, daß Reinach allein mindestens 50 bis 60 Millionen Panamagelder eingesteckt habe, ohne die geringste Gegenleistung.

Eine besondere Rolle spielt die Presse, welcher nach den Ausweisen 20 Millionen zuflossen. Aber daneben wurden von der Panamakasse viele Millionen auf Anweisung der Verwalter gezahlt, insbesondere an Besitzer und Mitarbeiter der Pariser Blätter. Der Besitzer des „Temps", Senator Hebrard, erhielt, wie schon bemerkt, 2 Mill. von Eiffel als Antheil für seine Vermittlung. Der „Temps" als solcher erhielt weitere Summen; der „Figaro" und das „Petit Journal" je eine halbe Million, außerdem viele kleinere Summen; „Journal des Débats" 240,000; „Gaulois" 150,000; „Lanterne" 200,000; „Radical" 280,000; „Paris" 180,000. Alle republikanischen Blätter und Tagesschriftsteller erhielten Geld; die „Revue des Deux Mondes" ließ sich einen Artikel über Panama mit 20,000 Fr. bezahlen. Nur die katholischen und conservativen

Blätter begnügten sich meist damit, die Einrückungen der Panamagesellschaft sich in gewöhnlicher Weise bezahlen zu lassen.

Gelegentlich der Panama-Enthüllungen hat sich herausgestellt, daß die meisten Pariser Blätter keinen näheren Zweck haben als Erpressung, oder wie man das nennen will. Clemenceau gestand in der Kammer, besagter Herz habe für 200,000 Fr. sein Blatt „Justice“ erworben. Andere sagen, derselbe habe 400,000 oder noch viel mehr für das Blatt gegeben, um dadurch den Einfluß dieses Führers der Radikalen sich dienstbar zu machen. Dieser Herz war seit 1876 einer der ärgsten Gründer in Paris, stand mit Ministern (Freycinet, Carnot, Sarrien u. s. w.), mit Botschaftern (Menabrea) und anderen Politikern auf vertrautem Fuße, war überhaupt eine der einflußreichsten Persönlichkeiten. Für die „République française“ suchte deren Leiter Joseph Reinach, Neffe und Eidam des vorgenannten Baron Reinach, einmal 300,000 von dem Crédit foncier zu erlangen Gelegentlich einer Preßklage gestand Magnin, Leiter der französischen Bank, diese habe ihre Veröffentlichungen in der Presse bezahlt gelegentlich der Vorlage des Gesetzes über die Verlängerung ihrer Gerechtsame um dreißig Jahre. Die Bank hat zu diesem Zweck vier Millionen bestimmt, unbeschadet des Nachschubes weiteren Bedarfs. Die Presse war auch von Anbeginn der Verlängerung günstig, ebenso die Kammermehrheit, was begreiflicher Weise verschiedene Auslegungen veranlaßte. Als vor Gericht dargelegt wurde, die Panama-Gesellschaft habe an 63 bis 65 Millionen für die Presse aufgewandt, gab Charles de Lesseps den Vorwurf zurück: der „Crédit foncier“ habe (innerhalb einiger Jahrzehnte) 115 Millionen für die Presse aufgewandt. In der That hatte der Leiter der Bank, Christophle, vor zwei Jahren vor Gericht gestanden, diese Bodenbank zahle jährlich 11—1200,000 Fr. blos an Monatsgeldern an die Presse. So erscheint die Presse nicht mehr als Ausdruck der öffentlichen Meinung, sondern als ein Werkzeug der Bank- und Börsenunternehmungen, welche das Volk ausbeuten.

Panama ist eines der grellsten Beispiele dieser himmelschreienden Ausbeutung, und die Mitwirkung der Staatsgewalt, die Bestechung der Kammern dabei offenkundig geworden Dem

Volk wurde der Panamakanal als ein vortheilhaftes Unternehmen, eine vaterländische Großthat durch die Presse angepriesen Die Regierung bestätigte dies mittelbar, indem die Behörden Ferdinand de Lesseps bei seinen Rundreisen den glänzendsten öffentlichen Empfang bereiteten. Die Regierung machte die Leute sicher, indem sie die Panama-Gesellschaft zur Ausgabe von Schuldscheinen, zuletzt der berüchtigten Panamaloose, gesetzlich ermächtigte. Die Kammern genehmigten die Gesetze, indem sie das Lob Lesseps und seines Unternehmens in allen Tonarten sangen. Das Volk, der gewöhnliche Mann, hatte denn auch ein blindes Vertrauen in das Unternehmen. Vor Gericht erzählte der Eigenthümer Gilly aus Nimes: „Am 21. Nov. 1888 wohnte ich mit meinem Sohne einem Vortrag bei, zu dem Ferdinand und Charles de Lesseps nach Nimes gekommen waren. Ich hatte Vertrauen in Lesseps wegen des Suezkanals. Nach der Rede seines Sohnes Charles ergriff Ferdinand de Lesseps das Wort, um zu versichern, der Kanal sei in gutem Fortgang, 1889 werde Alles fertig sein. Er schwenkte eine Depesche, wobei er ausrief: Ich habe die besten Nachrichten über die Ausgabe der Loospapiere; 200,000 derselben sind schon gezeichnet". Gerichtspräsident: „Und Sie haben sofort für 50,000 Fr. Aktien des Panamakanals gekauft?" „Leider! Wer wird mir mein Geld wieder bringen?"

Wie gesagt, es sind meist kleine, mit Börsen- und Gründergeschäften unbekannte Leute, welche die 1400 Mill. aufgebracht. Alle sind schwer geschädigt, viele sind ganz zu Grunde gerichtet. Und wie wurde mit dem Gelde verfahren, welches diese Leute vertrauensvoll einzahlten? Die Verwalter und Unternehmer spielten mit den Millionen, verschleuderten sie in unwürdigster Weise. Eine Bande Juden, Reinach, Arton, Seligmann, Hellmann, Levy-Cremieux, Oberndörffer u. s. w. fielen wie Geier über die Leute her, rissen um die Wette die Fetzen los. Der Gerichtspräsident fragte den Massaverwalter Monchicourt: „Glauben Sie, daß die Herren von Lesseps durch den Baron Reinach wußten, über wen er das Geld habe regnen lassen?" „Ich glaube nicht". Charles de Lesseps: „So ist es. Herr Levy-Cremieux sagte uns, bei Gründung der Gesellschaft: ‚Ihr seid keine Finanzmänner; Ihr versteht nichts von den

Geschäftsverhältnissen; die Mithelfer müssen unbedingt bezahlt werden; laßt mich nur machen.' Ich füge bei, daß hiebei weder von Ministern, noch Abgeordneten oder Senatoren die Rede war. Eine Menge Leute kamen, um Geld zu fordern; ich kannte dieselben nicht alle. Ich schaffte sie mir vom Halse, indem ich sie zu Herrn Levy-Cremieux schickte, später zum Baron Reinach". Der Präsident: „Sie vertrauten diesen Leuten also eine Aufgabe an; hatten Sie Vertrauen in dieselben"? Lesseps: „Nicht im mindesten. Dieselben verlangten immer mehr. Der Baron Reinach gab vor, von dem Vorsitzenden mehrerer Geldanstalten geschröpft zu werden, deren Namen ich auf Verlangen des Gerichtshofes nennen werde". Wirklich, eine nette Gesellschaft! Der Oberleiter (Charles de Lesseps) eines Riesenunternehmens, bei dem es sich um Milliarden handelt, versteht nicht blos nichts von Geldsachen, hat auch kein Vertrauen in seine Berather Reinach und Levy-Cremieux, läßt sie trotzdem fast nach Gutdünken schalten, vertraut ihnen Millionen über Millionen an, ohne Rechenschaft zu fordern, läßt durch dieselben Abgeordnete, Minister, Beamte, alle möglichen Personen bestechen.

Der Oberstaatsanwalt begründete folgende Klagepunkte gegen die Angeklagten (Lesseps Vater und Sohn, Fontane u. s. w.): „Veröffentlichung von Urkunden und Anpreisungen, welche unwahre Angaben enthielten; Versendung von Briefen mit unwahren Angaben; Bestechung der Zeitungen zu Gunsten der Panamagesellschaft; Abdruck unwahrer Aufsätze dieser Blätter im „Bulletin du Panama"; Einsetzung angeblicher Consortien (zur Unterbringung der Panamapapiere); künstliches Hochtreiben der Panamapapiere an der Börse; Bestechung geheimer Mithelfer". Die Panamagesellschaft hat dem Volke das Geld mittelst falscher Vorspiegelungen abgelockt; dieses Geld wiederum zur Vorspiegelung falscher Thatsachen verwandt; ebenso mit diesem Gelde die Behörden (Minister, Abgeordnete) bestochen, damit dieselben durch ihre Beschlüsse besagte Vorspiegelungen stützten, das Volk noch weiter betrügen halfen; das Geld ist auch, wie die Minister Rouvier, Freycinet, Floquet eingestehen, zur Beeinflussung und Fälschung der öffentlichen Meinung und der Wahlen verwendet worden. Neben dem Verbrechen, das Geld seinem Zwecke ent-

zogen zu haben, ist das Volk auch in dreifacher Hinsicht betrogen worden.

Dem unbefangenen Beobachter bietet sich ein unerhörtes Schauspiel dar. Regierung und Behörden, Kammern und Presse spielen die Rolle der Treiber, welche das Volk der Panamagesellschaft ins Garn jagen, wo es sein Geld lassen muß. Die Panamagesellschaft wie die Regierung haben verhältnißmäßig nur geringen Nutzen hievon. Ein paar jüdische Macher, ebenso eine Anzahl gewissenloser Unternehmer stecken zehn und selbst hundert Millionen ein, die Panamaverwalter selbst kaum einige Millionen. Am kläglichsten stehen Minister und Abgeordnete da, welche Ehre und Gewissen, Achtung ihrer Mitbürger für ein paar Silberlinge verschachern. Diese Kammerhelden, welche ihre Stimme für 1000 bis 20,000 Fr. verkaufen, flößen Abscheu ein. Sie, welche vor der Welt sich als Könige gebärden, als Vertreter der Volkssouveränität sich wie Pfauen spreizen, erscheinen hier als feile Knechte, welche um ein Trinkgeld ihre Wähler verrathen. Sie sind erbärmliche Puppen, welche am Draht gewissenloser Börsentreiber, erklärter Beutelschneider hängen und zappeln. Die vielgerühmte Volkssouveränität erscheint als ein lächerliches Zerrbild, ihre Vertretung als eine handgreifliche Lüge.

Seit fünfzehn Jahren, seitdem „die Republik zur Wahrheit geworden", nahm die Welt dasjenige, was von der Nationalversammlung aufgeführt wurde, für ernst und wahr an. Panama belehrt die Welt, daß all dies nur ein Schauspiel für die Dummen gewesen, daß Abgeordnete und Minister nur die Hampelmänner geriebener Betrüger und Beutelschneider gewesen sind. Plötzlich tauchen aus dem Dunkel der unterirdischen Macht eine Anzahl Personen auf, welche bis dahin Niemand kannte, die aber seit Jahrzehnten die entscheidende Rolle gespielt, die Fäden in den Händen gehabt haben. Einen bittereren Hohn auf unsere gerühmte Oeffentlichkeit, Regierung der Mehrheit, parlamentarische Garantien und andere schöne Dinge, die man uns täglich vormacht, hat es wohl nie gegeben. Und während unter einem solchen Regiment dem Volke Milliarden abgenommen wurden, arbeiteten Kammern und Regierung mit Hochdruck daran, dasselbe vom „Klerikalismus" zu befreien, ihm gottes-

läugnerische Zwangsschule, Ehescheidung, Austreibung der Ordensleute aus Schule und Krankenhaus, Kasernendienst der Priester, Beschneidung der Cultusausgaben, Schließung von Kirchen als rettende Thaten, als glorreiche Errungenschaften zu bescheeren. Während die Gründer ungestraft, ja mit Hilfe der Gesetzgebung und Behörden, Milliarden stehlen, wird das Volk vor dem Schrecken der „todten Hand“ bewahrt; die Ordensleute, welche kümmerlich mit der Noth des Lebens ringen, um Kranke, Greise, Krüppel und Waisen zu verpflegen und zu erziehen, werden mit horrenden Ausnahmesteuern heimgesucht und ausgeplündert. Die Ermächtigung, Vermächtnisse von einigen Tausenden anzunehmen, wird ihnen versagt; die kirchlichen Vereine werden bedrängt und vor Gericht gestellt, Gesetze zu ihrer gänzlichen Vernichtung zu schmieden gesucht; die Gesellschaften aber, welche das Volk ausrauben und Milliarden stehlen, werden gehegt und gepflegt, ihre Leiter mit Ordensbändeln und Auszeichnungen überhäuft.

Eine geradezu typische Persönlichkeit in diesem empörenden Schauspiel ist der Dr. Cornelius Herz. In Besançon von jüdisch-deutschen Eltern 1847 geboren, hatte derselbe schon in Amerika gelebt, als er 1870 in Paris Heilkunde studirte, in einem Krankenhaus Verwendung fand, sich als Hilfsarzt bei der Loire-Armee das Ehrenkreuz holte. Er ging dann wieder nach Amerika, kam 1876 als fertiger Doktor zurück, verlegte sich hier auf Gründerei und Börsentreiben. Als Gründer wurde er hauptsächlich durch Hebrard (Senator und Leiter des „Temps“) und Lebey, Leiter der ganz im Börsendienst stehenden Nachrichtenanstalt „Agence Havas“, eingeführt. Er gründete namentlich Aktiengesellschaften für elektrische Beleuchtung, elektrische Kraftübertragung und Telephonleitungen. Für letztere erlangte er Privilegien, trennte sich aber dann von der durch ihn gegründeten Gesellschaft, nachdem er sie um eine Anzahl Millionen erleichtert hatte. Durch den Postminister Sarrien wußte er ein ausschließliches Privilegium für eine neue Aktiengesellschaft derselben Art zu erlangen und so neue Beute einzuheimsen. Ueberhaupt bestand sein Verfahren darin, jedesmal die früher gegründete Gesellschaft todt zu machen, um diese weiter zu plündern. Im Jahre 1886 deckte Drumont, der bekannte Antisemitenführer,

den Schwindel mit der elektrischen Kraftübertragung auf, wies nach, daß es damit nichts sei, Herz also nur die Leichtgläubigkeit ausbeutete. Er wurde gerichtlich verfolgt und verurtheilt, denn sogar Rothschild hatte sich an der Herz'schen Gründung betheiligt. Amtlich wurde aber ein Urtheil veröffentlicht, welches genau das Gegentheil von dem besagte, was in dem richtigen Urtheil stand, natürlich um das Herz'sche Gründergeschäft nicht zu stören. Denn Herz stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Als richtiger Gründer hatte er es auch meisterlich verstanden, das Feld zu düngen, auf dem er ernten wollte. Die Wahlen von 1885 waren sein Werk. Dank seiner Geldspenden waren 180 Radikale in die Kammer eingezogen und ein überwiegend radikales Ministerium mit Freycinet, Sarrien, General Boulanger, Goblet, Turquet, Baihaut, Lockroy, Granet, Carnot, ans Ruder gekommen. Freycinet beeilte sich denn auch, Herz zum Großoffizier der Ehrenlegion zu befördern; nur noch ein Ruck, und derselbe war Großkreuz, wie der Präsident der Republik und die gekrönten Häupter.[1] Herz war der Vertraute Clemenceaus, des gefürchteten Ministertödters und Führers der Radikalen. Er hatte zwei Millionen für dessen Blatt „Justice" beigeschossen. Andere sagten 400,000, Clemenceau selbst sagte (Dez. 1892) in der Kammer: Herz habe einige Zeit hindurch 200,000 Aktien seines Blattes besessen, was ja Jeder könne. „Aber wer gibt zwei Millionen, oder auch nur 200,000 Fr. für ein Blatt, des nichts ist und keine 2000 Exemplare verbreitet": so fertigte Deroulède ihn ab.

Die Panamagesellschaft befand sich in Nöthen. Herz sagte Lesseps: „Geben Sie mir zehn Millionen und das Ministerium bringt ein Gesetz ein, welches Sie zur Aufbringung von 600

---

1) „Dr. Cornelius Herz in Paris" war auch Comthur des bayer. Verdienstordens vom hl. Michael („Hof- und Staatshandbuch 1892", S. 97). Das Datum der hohen Decorirung dieses Menschen — 1884 — dürfte die Verdienste desselben um Bayern errathen lassen. Derselbe ist nunmehr mit Genehmigung Sr. k. Hoheit des Prinzregenten aus den Listen des Ordens gestrichen worden.
Anm. d. Red.

Millionen mittelst Loospapieren ermächtigt". Lesseps sagte zu und Reinach als Bankier der Gesellschaft leistete Bürgschaft. Das Gesetz wurde eingebracht, aber wegen der ungünstigen Stimmung wieder zurückgezogen. Herz verlangte sein Geld, erhielt aber nur 600,000 Fr. Darauf unternahm Reinach, mit Arton, die Bestechung unter den Kammermitgliedern und 1888 wurde die Lotterie genehmigt. Nun drängte Herz; er bekam erst drei Millionen, dann (1891) als das Panamaunternehmen schon verkracht war, 4 Millionen von Reinach, dem er mit Enthüllungen drohte. Er hatte erfahren, daß Reinach 3'300,000 an der Panamakasse erhoben, ihm aber nur 2 Mill. gegeben hatte. Darauf ließ Reinach durch seinen Angestellten Stephan die Namen von 16 Bestochenen (Rouvier, Thevenet, Floquet u. s. w.) nebst den ihnen verabfolgten Summen aufschreiben und schickte das Blatt, worauf noch der Vermerk stand: „außerdem 104 Abgeordnete mit 1000 bis 300,000 Fr.", zu Clemenceau, damit dieser Herz davon verständige, wohin das Geld gekommen sei. Letzterer ist auch im Besitz des Blattes und hat sich eine furchtbare Waffe daraus gemacht, indem er seinem Rechtsbeistand Andrieux einen Lichtdruck davon gab, den dieser dem Untersuchungsausschuß und dem Richter vorlegte. Ein Name ist ausgeschnitten, weil es höchst bedenklich wäre, denselben zu veröffentlichen. Clemenceau versichert, die Liste nie in Händen gehabt zu haben. Im Verlauf der Erörterung verrieth er sich aber selber, indem er sich herausreden wollte, und zeigte nur, wie dicht er mit Herz unter der Decke steckte.

Als Reinach die Enthüllungen in „Libre Parole", „Cocarde" u. s. w. gewahrte, sah er sofort ein, daß die Reihe sehr bald an ihn kommen müsse. Er suchte Clemenceau und Rouvier auf, ging mit ihnen zu Herz, um das verhängnißvolle Blatt, welches zu einer furchtbaren Waffe gegen ihn und Andere geworden, wieder zu erlangen. Herz forderte dafür eine Summe, die Reinach nicht aufbringen konnte. Des andern Tags (20. Novbr. 1892) wurde Reinach todt im Bett gefunden, unzweifelhaft an Gift gestorben. Als die Sache ruchbar geworden, mußte Rouvier vom Finanzministerium abtreten.

Am 28. November wurde das Ministerium Loubet-Ribot-Bourgeois niedergestimmt, weil es sich dem Leichenbefund Reinachs

widersetzte, obwohl dieser unter Anklage (mit Lesseps, Fontane u. s. w.) gestanden, als er starb. Am 5. Dezember trat das von Ribot gebildete neue Ministerium an, welches alle Mitglieder des gestürzten bis auf zwei enthielt. Der neue Justizminister Bourgeois (vorher Unterrichtsminister) gestattete den Leichenbefund. Am 10. Januar, an welchem gesetzmäßig die Kammern zusammentreten mußten, wurde Paris Morgens durch den Rücktritt des Ministeriums überrascht. So Vielerlei man hier schon erlebt hat, einen solchen Rücktritt, wenige Stunden vor der Kammereröffnung, hatte man doch am wenigsten erwartet. Aber über Freycinet und Burdeau (Kriegs- und Marineminister) waren so nachtheilige Enthüllungen ob ihrer Beziehungen zur Panamasache, Herz u. s. w. verbreitet worden, daß sie unhaltbar geworden waren. Wiederum wurde das neue Ministerium aus Mitgliedern des alten, bis auf drei, gebildet. So hat Carnot seit Jahresfrist immer dasselbe Ministerium um sich, obwohl dasselbe zweimal abgetreten, außerdem mehrere Minister einzeln fallen gelassen werden mußten. Jedesmal ist Panama die Ursache des Wechsels gewesen; und trotzdem sitzt immer noch ein Panamit, Bourgeois, in demselben, da dieser jetzige Justizminister einst Kanzleivorstand Floquets gewesen, als Floquet Minister war (1888), also von den demselben zur Verfügung gestellten Panamageldern wissen mußte.

Das hartnäckige Festhalten Carnots an den gleichen, mehrfach niedergestimmten, Ministern ist jedenfalls ein arger Verstoß gegen alle parlamentarischen Regeln, ein Versuch persönlicher Herrschaft, somit eine Verletzung der Verfassung. Der Präsident steht also nicht mehr unverletzlich da. Ebenso hat er den schweren Fehler begangen, solange und soviele Panamiten in seinem Ministerium zu haben, obwohl ihm dieselben bekannt sein mußten. Seit 1888 war genug unter den Abgeordneten und in politischen Kreisen von den Panama-Gaunereien geredet worden, um auch dem inmitten derselben lebenden Carnot zu Ohren zu kommen. So ist denn auch die Stellung des Staatsoberhaupts, trotz der persönlichen Ehrenhaftigkeit und des Ansehens Carnots, erschüttert, wenigstens nicht mehr so unversehrt, wie sie es sein sollte.

Alle, Republikaner wie Conservative, gestehen ein, daß

durch die Panama-Katastrophe unhaltbare Zustände geschaffen wurden. Sie hat bewiesen, daß Verfassung und öffentliche Einrichtungen unzulänglich sind. „Das gesammte politische und Beamtenpersonal ist abgenützt, muß durchweg durch neue Männer ersetzt werden", sagte schon im Dezember der sonst beharrlich für die Republik arbeitende „Figaro". Radikale Führer, wie Henry Maret, gestehen, daß die Verfassung, das ganze Staatswesen umgestaltet werden müsse. Die opportunistische Presse hat abgewirthschaftet, die revisionistische und conservative Presse beherrscht das Feld. Selbst das stets grundsätzlich mit der Regierung gehende „Petit Journal" (mit 1,000,000 bis 1,150,000 Abnehmern das weitaus verbreitetste Blatt Frankreichs) stößt in dasselbe Horn. Es hat sich dazu, was man früher hier kaum für möglich gehalten, eine starke, antisemitische Strömung herausgebildet.

Angesichts der Panama-Wirthschaft soll versucht worden sein, den Papst zu bewegen, seine Weisung, sich der Republik als Staatsform anzuschließen, zurückzunehmen. Leo XIII. soll aber um so nachdrücklicher auf seiner Weisung beharren. Dieß erscheint, auch nach der rein sachlichen Seite, ganz in der Ordnung, der vorzüglichste Rath. Die heutigen Träger der Republik haben gründlich abgewirthschaftet, sie werden über kurz oder lang alle weggefegt sein. Der Platz wird frei. An den Katholiken ist es also, sich aufzuraffen, um denselben einzunehmen, bei den Wahlen diesen Herbst zu siegen. Dann haben sie die Republik in der Gewalt, vermögen dieselbe nach ihren Grundsätzen zu gestalten.

XXX.

Ueber Alter und Herkunft des Menschengeschlechtes.

Professor Dr. v. Zittel hat am 7. ds. Mts. über vorbezeichnetes Thema im chemischen Hörsale zu München einen Vortrag gehalten, welcher berechtigtes Aufsehen erregte. Er brachte in demselben, falls der Zeitungsbericht ihn treu wiedergegeben hat, Folgendes zur Ausführung. Die Existenz des Menschen in der tertiären Zeit lasse sich aus überzeugenden Funden zwar nicht beweisen, wohl aber die Existenz des Menschen in der quaternären Zeit des geologischen Diluviums. Sie lasse sich beweisen aus verschiedenen menschlichen Erzeugnissen, vorgefunden in Höhlen und Ablagerungen, welche innerhalb derselben vor, während oder nach der weithin sich erstreckenden Eis- und Gletscherbildung entstanden seien. Dieser diluviale Mensch kennzeichne sich als einen auf der niedrigsten Culturstufe stehenden Wilden, welcher sich vorzüglich in Flußniederungen und Höhlen ansiedelte, noch keine festen Wohnungen und auch keine Hausthiere in seiner Umgebung hatte, den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte, sich auf Viehzucht und Ackerbau nicht verstand, sondern in Thierfelle gekleidet, mit Steinwerkzeugen lediglich der Jagd oblag und sich von deren Beute nährte. Dieser diluviale Mensch sei der Urmensch gewesen. Das Bild desselben steche gewaltig ab von „jener freundlicheren Vorstellung, welche das erste Menschenpaar, ausgestattet mit höchster physischer und geistiger Vollkommenheit, in unverwelklicher Jugendfrische in ein Paradies versetzt, wo ihm Früchte zur Speise dienten, wo er weder Krankheit noch dem Tode unterworfen war und wo kein Kampf um's Dasein Menschen und Thiere zu

erbarmungslosem Kriege nöthigte". Einer solchen Auffassung widersprechen alle Thatsachen; eine „gewissenhafte und unbefangene Forschung" sei genöthigt, das Bild des körperlich und geistig hochstehenden Paradiesbewohners zu zerstören und an seine Stelle einen culturlosen Wilden zu setzen. Wenn man ferner die ganze Entwicklungsgeschichte der organischen Schöpfungen überblicke, wie sie uns Geologie und Paläontologie offenbaren, so dränge sich „mit unerbittlicher Consequenz die Schlußfolgerung auf, daß auch der Mensch aus einer niedrigeren Form hervorgegangen sei", wenngleich die nähere Art und Weise dieses Hervorgangs aus den bis jetzt bekannten Funden sich nicht constatiren lasse und das fossile Zwischenglied von Mensch und Affen bis jetzt nicht entdeckt worden sei. Zur Lösung dieser Frage, sowie zur Lösung der viel erörterten Frage, ob „die Menschen einer einzigen oder mehreren Arten angehören, ob sie einen einheitlichen Ursprung besitzen oder von verschiedenen Stammeltern herrühren", liefern Geologie und Urgeschichte bis jetzt keinen entscheidenden Beweisgrund und verrathen ebensowenig auch das Land, wo der Mensch zuerst erschienen ist, wenngleich manche Erwägungen auf Südasien als Urheimath des Menschen hinweisen. So der Vortrag.

Bekanntlich sind die modernen Naturforscher seit Buckland gespaltener Meinung darüber, ob die pleistokänen oder quaternären Bildungen des sogenannten geologischen Diluviums Ueberreste menschlicher Erzeugnisse oder gar menschliche Gerippe enthalten, ob also der Mensch innerhalb desselben existirt habe, sei es vor, während oder nach der Eis- und Gletscherbildung. Eine bejahende und eine verneinende Hypothese stehen sich hier gegenüber. Wenn Professor Dr. Zittel seinerseits der bejahenden beistimmt, so wollen wir ihm hierin so wenig widerstreiten, wie bezüglich der von ihm mit den meisten Geologen angenommenen Epochen der Erdentwicklung. Die weitere Frage ist aber die: ob der auf solche Weise vorausgesetzte und geschilderte Mensch vermöge einer „gewissenhaften und unbefangenen Forschung" als Urmensch zu erweisen sei? Dieses muß geradezu bestritten werden. Oder welches wären denn die Thatsachen, die solches exakt beweisen, ja selbst nur wahrscheinlich machen würden? Konnte der auf obige Weise vorausgesetzte, innerhalb

der Quaternärzeit hervorgetretene Renthier- und Mammuthjäger nicht schon eine lange, wenn auch seiner Erinnerung verloren gegangene Menschheitsgeschichte hinter sich haben? Eine Menschheitsgeschichte, reich an Wanderjahren, bevor er in die verschiedenen europäischen Länder vorgedrungen war? Eine Menschheitsgeschichte sogar, die aus einem höheren Vollkommenheitsstande herabgesunken ist? Kann naturwissenschaftlicherseits eine einzige Thatsache erbracht werden, welche dem widerspräche? Weiset uns nicht im Gegentheile die Geschichte gar mancher alten Culturvölker des Morgen- und Abendlandes mit mehr oder minder deutlichen Fingerzeigen darauf hin, daß sie nicht einen Stand wilder Uncultur, sondern vielmehr einen Stand höherer, mehr oder minder entschwundener Cultur hinter sich haben? Sind nicht von Vertretern verschiedener profanwissenschaftlicher Forschungsgebiete gar mannigfache Thatsachen in diesem Sinne gedeutet und verwerthet worden? Hätten nicht auch solcherlei Thatsachen Berücksichtigung verdient, bevor der Satz gewagt wurde, daß einer derartigen Auffassung naturwissenschaftlicherseits alle Thatsachen widersprechen?

Wo möglich noch schlimmer steht es mit dem weitern Satze, die ganze Entwicklungsgeschichte der organischen Schöpfungen, wie sie aus Geologie und Paläontologie uns entgegentreten, dränge „mit unerbittlicher Consequenz die Schlußfolgerung auf, daß auch der Mensch aus einer niedrigeren Form hervorgegangen sei". Zu einer solchen Schlußfolgerung drängen nicht nur keine Thatsachen hin, ihr widerspricht vielmehr schon die Eine große Grundthatsache des menschlichen Geisteslebens, wie es sich in der Wortsprache zum Ausdrucke bringt. Nie und nimmermehr läßt sich dasselbe, falls es einer sorgfältigen Analyse unterstellt wird, als eine bloße Potenzirung irgendwelcher Formen des Naturlebens begreifen. Hier ist ein Markstein, den keine Descendenzlehre überspringen kann. Zudem könnte eine solche es nie und nimmermehr verhüten, daß das von ihr etwa verkündete Evangelium der Menschwerdung des Thieres, in weitere Volkskreise vordringend, ethischerseits mit einer Verthierung des Menschen endigen würde.

XXXI.

Aus der Schweiz.

Die neueste Bewegung auf dem Gebiete des proportionalen Wahlverfahrens.

(Fortsetzung.)

Ein Fortschritt des proportionalen Gedankens ist selbst in den Kreisen, wo er am wenigsten zu erwarten war, unverkennbar: auch die heftigsten Verfechter des Majorzes fangen, was die Communalwahlen betrifft, den Rückzug anzutreten an. Daß das absolute Mehr beim Gemeindescrutinium keinen Sinn habe, ist doch nach und nach communis opinio aller Staatsrechtslehrer und fachmännischen Journalisten geworden. Nur, was die politischen, also die Landtags- und Reichstagswahlen betrifft, kommen Viele noch nicht über die beiden Argumente hinaus:

a) betreffs der Abgeordnetenkammern müsse als oberster Gesichtspunkt festgehalten werden, daß die Wahlen der Regierung eine „compakte Majorität" zu liefern haben, was beim Majorze, nicht aber beim Proporze erreicht werde,

b) daß die Gleichberechtigung aller Wähler (Gruppen) bei den politischen Wahlen nur die Gleichheit Aller beim Wahlkampfe, nicht aber die gleichmäßige Vertheilung des Kampfpreises bedeute.

Inwiefern diese Einwendungen bei den Wahlen zum englischen Parlament und zu den Kammern aller nichtdeutschen europäischen Continentalstaaten zutreffen, lassen

wir ununtersucht, da wir uns nur mit der Frage des Mehr- oder Minderwerths des Majorzes beziehungsweise Proporzes für die Wahlen zu den deutschen Parlamenten befassen.

In einem parlamentarisch regierten Großstaate, der es ohne den Alles verschlingenden Militarismus und die Alles dominirende Bureaukratie der Continentalstaaten (die Schweiz ausgenommen) nur auf die im Interesse seines Handels und seiner Industrie liegende Beherrschung der Meere abgesehen hat; — in einem Großstaate, dem sich im Gegensatze zu den continentalen Ländern eine ungezählte Menge unabhängiger Männer freiwillig zur Verfügung stellt, und in welchem von Altersher nur zwei mit gleich riesigen Machtmitteln ausgerüstete Parteien sich gegenüberstehen, in welchem man von jeher weder eine Wahlkreisgeometrie noch das Tyrannisiren der Minderheiten kennt, und in welchem beim fast gänzlichen Abmangel des der deutschen Publicität anklebenden Nationallasters, des Servilismus, seit Jahrhunderten ein urgesundes freiheitliches Leben pulsirt — in einem solchen „Lande der Macht und Freiheit" mag allerdings das Bedürfniß einer compakten Majoriät und einer Vertheilung der Ministerportefeuilles nur an die aus dem Majorze hervorgegangenen Sieger ein von der salus publica diktirtes Requisit sein. Wir geben deßhalb auch unverhohlen zu, daß das Bedürfniß der Proportionalwahl sich auf brittischem Boden für alle Zeit am wenigsten fühlbar machen wird, und daß die Engländer die letzten sein werden, welche dem Majorze den Rücken kehren.

In Deutschland ist zuvorderst mit dem Hauptfaktor zu rechnen, daß wir es im Reiche und in den Partikularstaaten, gleichgiltig ob dem Majorze oder dem Proporze gehuldigt wird, zum mindesten mit vier großen Parteien zu thun haben und daß wir diese vierfache Spaltung des Volkes in alle Ewigkeit nicht wohl wegbringen. Oder ist es glaubwürdig, daß die beiden Interessentengruppen der Centrumsangehörigen und Arbeiter, welche Bismarck durch die unsinnige Aption

und Anlehnung der inneren Politik an seinen Macchiavellismus und seine diplomatische Taschenspielerei künstlich zu politischen Parteien herangezüchtet hat, je wieder aus dem öffentlichen Leben verschwinden werden? Die itio in partes, soweit es sich um das Feldgeschrei „hie conservativ, hie demokratisch (deutschfreisinnig)“ handelt, wird, wenn man rite das Unterscheidungsmerkmal auf Anerkennung oder Nichtanerkennung der Autorität setzt, ohnedem auf Grund der geschichtlichen Entwicklung als bleibende Institution aller modernen Staaten, mag man dieselbe als eine Glücks- oder Unglücksconjunktur auffassen, für alle Zeit fortdauern.

Im Reiche ist in Folge dieser Zerklüftung des Volkes in absehbarer Zeit die Möglichkeit ausgeschlossen, daß eine Partei zu einer compakten, alle drei andern großen Fraktionen überbietenden Mehrheit gelangt.

Sollte etwa in weit entlegenen Decennien eine der vier großen Parteien zur Eroberung von über 200 Reichstagssitzen ausersehen sein, so könnte dieses Glücksloos, wenn etwa ein verhängnißvoller Krieg oder der fortgesetzte Hypermilitarismus einen totalen ökonomischen Niedergang zur Folge hätte, nur der socialdemokratischen Partei zufallen. Um den Herren Bebel und Consorten auf die Beine zu helfen, haben aber die gemeinten Professoren das Requisit der „compakten Mehrheit“ zur Begründung der Nothwendigkeit des Majorzes sicherlich nicht aufgestellt. Also wegen Befürchtung des Mangels einer compakten Reichstagsmehrheit braucht man den Proporz nicht zu verwerfen, da man ja auch mit dem Majorze zu keiner solchen zu gelangen im Stande ist.

Was aber die deutschen Partikularstaaten betrifft, so liegt zunächst auf der Hand, daß bei einer solchen vierfachen Volksspaltung das Prävaliren einer Partei über die drei anderen — mit einem Plus von vielleicht nur einer Stimme — der Staatskutsche eine unnatürliche Einseitigkeit aufnöthigen muß. Der natürliche Lauf bringt es

mit sich, daß von Fall zu Fall je zwei in der concreten Frage verwandte Gruppen gegen die beiden anderen zusammenstehen.

Als zweites Hauptmoment fällt aber ins Gewicht, daß die parlamentarische Regierungsform sowohl im Reiche als in sämmtlichen Partikularstaaten verpönt ist. Die Minister werden bei uns außerhalb der Session und unabhängig von den Vorgängen in der jüngst vergangenen Tagung ernannt und verabschiedet. Die Vertheilung der Ministerportefeuilles unter die Sieger ist also nicht, wie in England und Belgien, der auf den Wahlerfolg ausgesetzte Kampfpreis.

Was an das aus dem Majorze hervorgegangene absolute Mehr als „Kampfspreis“ zu vertheilen ist, beschränkt sich darauf, daß es im Extraordinarium des Budgets streichen und auf Gesetzesvorlagen mit Ja oder Nein antworten darf. Im ersten Punkte wird von den in den letzten Decennien gemachten Erfahrungen überall da, wo sich zwischen den Regierenden und „der compakten Mehrheit“ ein Interessentenconsortium, eine Logen-Smollisbrüderschaft auf der Grundlage des „do ut des“, kurz das Protektionistenthum ausgewachsen hat, dem Majorze das Wort durchaus nicht geredet. Die „Volksmehrheitsstimme“ wird bei derartigen Constellationen immer dahin verlautbar, daß es viel besser wäre, wenn die aus dem Majorze hervorgegangenen Sieger das Ruder direkt in die Hand bekommen hätten, als wenn sie sich mit einem außerhalb stehenden Faktor verbrüdern, und daß die salus publica mehr in den Vordergrund getreten wäre, wenn statt einer „compakten Mehrheit“ eine gleichmäßig aus allen Gruppen hervorgegangene Vertretung den Daumen auf den Geldbeutel (das Budget) gehalten hätte. Was aber die in die drei letzten Decennien gefallene legislatorische Thätigkeit der „compakten Mehrheiten“ in Deutschland betrifft, so wird Niemand mehr zu bestreiten wagen, daß sie fast überall, wo sie nicht gegen die Regierenden ausgefallen sind, den Gesetzgebungsapparat zu

etwas verwendet haben, wozu er nicht da ist, nämlich zur Fabrikation von Ausnahmsgesetzen und Wahlkreisgeometrien. Beide Versündigungen wären bei einer proportionalen Vertretung nicht möglich gewesen. Wo die „compakte Mehrheit" gegen die Regierenden ausfiel, hat man in den deutschen Staaten, Preußen, Bayern, bei der Wahlindirektheitsfrage auch in Baden, gegen sie geherrscht, also gerade die Strategie bevorzugt, auf deren Ausschluß es beim parlamentarischen Systeme abgesehen ist. Gegen diese Misere war also der Majorz so wenig Schutz zu bieten im Stande, als es der Proporz gewesen wäre. Wo aber das Zünglein der „compakten Mehrheit" sich auf Seite der bisher am Ruder gestandenen Herren neigte, da hat sie Früchte von sehr zweifelhafter Güte gezeitigt.

Mit den von den gemeinten Staatsrechtslehrern geträumten Vortheilen einer durch den Majorz zu schaffenden „compakten Mehrheit" und einer von der salus publica getragenen Vertheilung des Kampfpreises ist es also nichts.

Wenn man die in englischer, französischer, italienischer und deutscher Sprache geschriebenen Bücher der die Majorisirung befürwortenden Staatsrechtslehrer liest, könnte man auf den Gedanken kommen, daß der Proporz sich auf nichts stütze als auf Gelegenheitssentenzen zweier politischer Schreckensmänner, des Revolutionstitanen Mirabeau, welcher die Welt dermaleinst von unten — und des „Säkularmenschen" Bismarck, welcher sie ein Jahrhundert später von oben revolutionirte.

Wäre das Gebäude wirklich nur auf diese beiden Pfeiler gegründet, so hätten wir es mit einem eminent friedlichen Werke zu thun, welches, obgleich ihm die Bestimmung, der Terrorisirung entgegenzuwirken, unterliegt, auf zwei äußerst gewaltthätigen Schultern ruht. Der Mirabeau'sche hieher bezügliche Spruch hat folgenden Wortlaut: „Les assemblées sont pour la nation ce qu'est une carte réduite pour son

étendue physique; soit en partie soit en grand, la copie doit toujours avoir les mêmes proportions que l'original". Damit übereinstimmend äußerte sich Bismarck [1]) 30 Jahre später: „Wenn die verschiedenen Parteien berufen würden, an demselben Tage durch ganz Deutschland ihre Stimmen zu sammeln, so müßte jede für 25,000 Stimmen einen Vertreter haben; denn es ist ein Unsinn, daß, wenn die Parteien beinahe gleich stehen, die eine Hälfte gar nicht zur Geltung kommt."

Die Aeußerungen der proporzgegnerischen Theoretiker sind vorzugsweise gegen die Haltbarkeit dieser Sentenzen gerichtet: „Darnach wären die Wahlen nichts als ein mechanischer Abklatsch der Volksmassen und das Volk darauf beschränkt, sich durch den Wahlapparat selbstthätig politisch zu photographiren. Der Hauptgesichtspunkt, wornach die Wahlen ein Mittel sind, eine wirkliche eigene Willensentscheidung über die Richtung der Staatspolitik zu geben, sei damit umgangen."

Schon aus diesen wenigen Sätzen ergibt sich, daß man in unserer Frage, bevor eine Einigung über den staatsrechtlichen Zweck der Wahlen stattgefunden hat, um keinen Schritt weiter kommt.

Wäre die Haltbarkeit der Reform von der Geltung oder Nichtgeltung der beiden Sentenzen abhängig, so würden auch wir in der ganzen Bewegung nur eine verlorene Sache erblicken. Wir brauchen aber zur Aufrechthaltung der Proportionalität glücklicherweise nicht in verba magistri Mirabeau seu Bismarck zu schwören.

Die den Majorz verfechtenden Staatsrechtslehrer gelangen zu einer generalisirenden Definition des Zweckes, welcher sie nach der in allen Ländern gleichen Professorenart die ausschließliche Geltung vindiciren. Die generalisirende Be-

---

1) Vergl. Karl Wertheim, Mehrheits- oder Verhältnißvertretung. Nürnberg 1887. S. 32.

griffsbestimmung beruht auf dem schon erwähnten Gesichtspunkte, wornach dem Volke mit den Wahlen eine Einwirkung auf die Richtung der Staatspolitik gewahrt sein soll, ferner auf der Erwägung, daß die Volksvertreter in den meisten Staaten nur des ganzen Landes Wohl im Auge zu behalten versprechen, und eine Berufung ins Parlament auch noch auf anderem Wege, als dem der Wahl, erfolgt.

Von diesem Standpunkt wird der Wahlzweck in ausdehnender Syllogistik dahin definirt: das Ziel aller zum Behuf der Parlamentscomposition getroffenen Veranstaltungen sei, die besten, erleuchtetsten und vertrauenswürdigsten Männer mit einer selbständigen und unbefangenen Berathung und Beurtheilung des allgemeinen Wohls zu betrauen.

Um darzuthun, daß der gerade in dieser Weise definirte Wahlzweck auf dem Wege der Proportionalität vollständig, auf dem des Majorzes aber sehr mangelhaft erreicht wird, bedarf es keines großen Aufwandes staatsrechtlicher Logik. Wir können, wenn wir sie nur bis in die hinterste Rüstkammer ihrer Argumentation verfolgen, auf einem und demselben Standpunkt mit diesen Theoretikern ausharren. Es wird ihnen unsererseits das Zugeständniß gemacht, daß obige Definition, wenn man durchaus auf eine generelle Begriffsbestimmung abhebt, auf welche die Berufung der vom Volke gewählten und der übrigen in den deutschen Kammern auftretenden Abgeordneten paßt, ganz richtig ist.

Die majorzfreundlichen Gelehrten können uns dabei doch wohl, nachdem sie in der erwähnten Weise generalisirt, die Antwort auf die Frage nicht verweigern, welchen speziellen Zweck der Gesetzgeber, abgesehen von den auf anderem Wege nominirten Vertretern, bei dem speziellen Akte der Berufung durch Volkswahl im Auge gehabt habe.

Die Antwort kann aber, wenn dem Gesetzgeber nicht ein mit dem Naturrechte im Widerspruche stehendes — unehrliches — Motiv zugemuthet werden soll, nur dahin lauten: daß dem Staatsoberhaupte nur diejenigen Männer, welche nach der

reinen und unverfälschten Stimme des Volkes die intelligentesten und vertrauenswürdigsten sind, zur Berathung und Beurtheilung an die Seite gegeben werden sollen.

Wenn aber die Ermittlung dieser in ihrer Unverfälschtheit garantirten Volksstimme die Hauptsache ist, so kann doch der Umstand, daß die Gewählten ihre „Sorgfalt für des ganzen Landes Wohl“ eidlich versprechen und daß sie möglicher Weise später auf die Richtung der Staatspolitik influiren, kein Grund sein, weniger nach dem Resonanzboden, von dem aus die Stimme am reinsten und unverfälschtesten zu vernehmen ist, zu fragen, als es beim Vorhandensein dieser Conjunkturen der Fall wäre. Wenn es einem Regenten möglich wäre, sein Volk in dem Sinne photographiren zu lassen, daß aus den Gesichtszügen schon die inneren Vorgänge zum Ausdrucke kämen, so würde daraus doch wohl für den Staat keine Gefahr erwachsen. Der Fürst von Liechtenstein wird sich doch wohl, wenn er auf diese Weise eine Photographie aller drei in seinem Staate befindlichen Gruppen erhält, eine viel richtigere und unbefangenere Vorstellung von der reinen und unverfälschten Stimmung seines Volkes zu machen in der Lage sein, als wenn ihm nur das Porträt der blos die Hälfte der Vaduz'schen Einwohnerschaft ausmachenden „Weißen“ präsentirt wird.

Welch' ein Mißbrauch ist in den deutschen und außerdeutschen „nichtparlamentarisch-constitutionellen“ Staaten während der letzten fünf Decennien mit den unter der Herrschaft des absoluten Mehrs zu Stande gekommenen Wahlen getrieben worden! Wenn das absolute Mehr zu Gunsten des bisher herrschenden Systems in die Wagschale fällt, dann wird sich so gerirt, als ob die Wahlen zu nichts Anderem da wären, als zur Constatirung eines Stimmenmehrs, um mittels desselben die Gegner zu puren Nullen herabzudrücken. Dann ist das Mehr die reine und unverfälschte Stimme des Volkes. Bringt aber das Scrutinium

ein absolutes Mehr zu Gunsten der bisherigen Minderheit, dann wird auf die nichtparlamentarische Regierungsform gepocht, um die bisherige nun zur Majorität herangewachsene Minorität abermals zu ignoriren und gegen sie zu regieren. M. a. W.: wenn die bisherige Minderheit es nicht zum absoluten Mehr bringt, so wird sie kraft des Majorzes als Null traktirt. Gelangt sie aber zur Majorität, so wird sie, weil sie bisher Minorität war, auch fürderhin als „Luft" behandelt.

Hätte also eine Volksgruppe einmal das Unglück, Minderheit zu sein, so ist sie auf Grund der Majorzanschauung verurtheilt, es ewig entweder zu bleiben oder doch so behandelt zu werden, wie wenn sie es noch wäre.

Daß man sich in diese unheilvollen politischen Anschauungen allgemein einzuleben im Stande war — daran trägt vorab der Majorz die Schuld. Wäre von vornherein proportional gewählt worden, so hätte man sich von Anfang an mehr an das Nebeneinander- als an das Uebereinandersein der Parteien gewöhnt und die den Volksgeist vergiftenden, auf dem wahlpolitischen Boden erwachsenen Usancen hätten, wenn sie uns auch nicht ganz erspart worden wären, doch keine solchen die Empörung herausfordernden Dimensionen angenommen.

Dies vorausgeschickt, müssen wir an die Staatsrechtslehrer, welche mit den Argumenten des deutschen Bedürfnisses der „Compaktheit" und der „Volkswillensentscheidung über die Staatsleitung" gegen den Proporz operiren, einen verschiedenen Maßstab anlegen, je nachdem sie aus ihrer generalisirenden Definition des Zweckes der Wahlen noch in der Zeit, bevor der Proporz die Probe auf seine praktische Ausführbarkeit bestanden, oder, der eklatantesten Gegenbeweisführung unzugänglich, auch nachher noch argumentiren.

Im ersten Falle, so lange die desfallsigen Discussionen noch den Charakter einer bloßen akademischen Unterhaltung trugen, konnten sie dem „Probleme" entweder mit der Er-

widerung aus dem Wege gehen, daß es nicht Sache des Gesetzgebers sei, derartige Doktrinen, ehe sie sich anderwärts erprobt, ins öffentliche Leben umzusetzen und damit den Heimathstaat in ein Experimentirfeld zu verwandeln, oder aber sie konnten an das ihnen abgerungene Zugeständniß, daß den Volkswahlen kein anderer Zweck als der der Verdeutlichung der unverfälschten Volksstimme zu unterlegen sei, die Clausel ansetzen, daß man bis jetzt kein praktisch erprobtes besseres Mittel ausfindig gemacht habe, dieser Stimme auf einem anderen Wege, als dem des absoluten Mehrs, die Hörbarkeit zu sichern.

Im zweiten Falle sind sie vor die Alternative gestellt, entweder den Gesetzgeber darin zu bestärken, daß er, trotz der Fertigstellung eines die Volksstimme wiedergebenden besseren „Resonanzbodens", durch die Wahlen nur das absolute Mehr zu ermitteln fortfahre. Dann spielen sie sich als Helfershelfer und Handlanger der Gewaltsusurpatoren auf, die sich eine ratio legis zu eigen machen, wornach die Wahlen nur zur Ermittlung eines den Gegner auf Null herabdrückenden Mehrs zu dienen haben. Oder aber sie tragen, indem sie an die ihnen abgerungene specialisirende Definition des Wahlzweckes die logischen Consequenzen ansetzen, dem Umstande Rechnung, daß mittlerweile ein zur besseren Ermittlung der Volksstimme fertig gestelltes Medium die Probe auf seine praktische Ausführbarkeit bestanden.

Dann müssen sie ihre Definition des Wahlzweckes der praktisch erprobten Methode, wodurch die Volksstimme besser als bisher zum Ausdruck gebracht wird, anpassen. Nach einer solchen Accommodation kann aber die Wahlzweck-Begriffsbestimmung nur dahin lauten:

„Es soll, was die dem ganzen Wahlkreise zukommende Vertreterzahl betrifft, eine Zuscheidung an die einzelnen Gruppen in dem mathematisch richtigen Verhältnisse der einer jeden zugefallenen Stimmenzahl zu dem abgegebenen Gesammt-

stimmenquantum erfolgen; es sollen auf diesem Wege dem Staatsoberhaupte diejenigen Männer präsentirt werden, welche das Volk als die tüchtigsten zur Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten in bestimmter Reihenfolge designirt, und es soll zur Feststellung der letzteren die Lokation entscheiden, welche der Wähler durch Hinaufrücken des in seinen Augen tüchtigeren Candidaten im Wahlzettel zu erkennen gibt".

Ist aber dieser Wahlzweck einmal — was doch bei gründlicher Erwägung nicht ausbleiben kann — als der für alle, jedenfalls für alle nicht parlamentarisch regierten, Staaten allein richtige zur Anerkennung gelangt, so wird den Staatsrechtslehrern die Beantwortung der Frage, wie damit in Uebereinstimmung die allerdings nöthige „wirkliche eigene Volkswillensentscheidung über die Richtung der Staatspolitik" aus der Abstimmung abzuleiten sei, sehr leicht gemacht. Nur haben sie sich vorher von der handgreiflich irrigen Grundanschauung loszumachen, als ob das Volk eine solche Willensentscheidung mit der Direktive, daß die Richtung der Staatspolitik im Sinne einer Gruppe eine einseitige sein soll, treffen müsse. Das Volk kann beim Proporze gerade so gut wie beim Majorze, wenn es in weitaus überwiegender Mehrheit auf die Seite einer Gruppe tritt, eine solche Entscheidung geben und die Regierungen aller nicht parlamentarisch geleiteten Staaten werden, wenn die Mehrheit zu Gunsten der bisher am Ruder gestandenen Herren ausfiel, einem solchen Impulse nach den bisherigen Erfahrungen mit wahrer Herzenslust Folge geben. Daß aber das Volk eine solche Entscheidung treffen müsse, das ist ein Satz, der mit jeder gesunden Rechtsphilosophie im grellsten Widerspruche steht.

Das Volk kann doch offenbar, indem es sich zu ungefähr gleichen Theilen in die verschiedenen Gruppen einreiht, auch eine Entscheidung im entgegengesetzten Sinne dahin treffen, daß es eine solche einseitige Direktive der Staats-

kutsche nicht wolle. Dann muß eben die Staatsleitun
wenn es nicht zum Conflikte oder gar zum Staatsstrei
kommen soll, der Einseitigkeit den Rücken kehren und v
Fall zu Fall in Uebereinstimmung entweder mit allen o
mindestens mit zwei Gruppen das Staatsschiff lenken.

Den beiden bisherigen Reichskanzlern ist seit 22 Jahr
kein anderer Ausweg übrig geblieben, als der letzterwäh
und das Reich ist dabei viel besser gefahren, als das Gr
herzogthum Baden bei seiner nunmehr 33jährigen Einseit
keit. Von „Reichswirren“ und „Reichsverfahrenheit“ h
noch Niemand gesprochen. Aber, hingesehen auf das 189
Reichstagswahlresultat und das inzwischen Geschehene fang
die „badischen Wirren“ und die „badische Verfahrenhei
leider wieder an, die politischen Zuschauer rings herum
so unpassend auch eine Vergleichung der „Heckerzeit“ n
1893 ist — an die Jahre 1848 und 1849 zu erinnern.

1) Wir haben in der deutschen Literatur sorgfältig nach allen Arg
menten gespäht, welche von den Gelehrten und Praktikern geg
die Einwanderung des Proporzes von der Schweiz nach Deuts
land geltend gemacht werden. Außer den oben betrachteten Ba
terien waren wir aber kein weiteres gegen die Uebertragbark
aufgeführtes beachtenswerthes Geschütz zu beobachten i
Stande. Wenn einzelne Professoren auch noch darauf aufmerksa
machen zu müssen glauben, daß das für die Schweiz Passen
keine Anwendung finde, weil die Monarchie einen Schutzdam
gegen die Vergewaltigung der Schwachen bilde, so haben w
es mit einer Argumentation zu thun, die der Beachtung ni
würdig ist. Ist denn aus der deutschen Geschichte des letzt
halben Jahrhunderts auch nur ein einziges Beispiel zu ve
zeichnen, wo die am Ruder befindlichen Herren, wenn sie es
einer ihnen günstigen Kammermehrheit brachten, den Schwächer
i. e. die Minorität gegen die Majorität in Schutz nahmen? H
man denn die Steuermänner nicht immer und überall, we
ihnen aus der Wahllotterie der Treffer einer gefügigen Majo
tät zufiel, Alles, was in ihren Kräften stand, aufbieten seh
um an der Hand derselben die „Schwachen“ noch schwächer
machen?

Wir wollen nun für einen Moment unterstellen, daß
e Liechtensteiner, nachdem sie sich für den Proporz entschieden,
ccessive zu Werk gingen und den ersten Schritt nur dahin
sführten: es solle vorerst nur der oben genau formulirte
ahlzweck, also „die Proportionalwahl im Princip" als Ver-
ssungsparagraph recipirt und im Uebrigen, diesem
undamentalsatze entsprechend, rein empirisch [1]) vorgegangen
erden.

Daraufhin wird beschlossen, eine Probe vorangehen zu
ssen, in welcher, um dem bei der Hauptaufführung Platz
eifenden geheimen Verfahren die Bahn zu brechen, öffentlich
gestimmt wird. Alle Wähler werden deshalb auf eine
stimmte Stunde citirt und erscheinen dort, zu 12001, voll-
hlig. Der Umstand, daß das fürstliche Schloß in Vaduz
hr geräumig und alle 12001 gleichzeitig Anwesenden ganz
ohl faßt, kommt dem Probeakt als günstiger Zufall zu
tten. In dem Magistratszimmer sitzt auf dem Podium
e Wahlcommission. Rechts an das Magistratszimmer an-
ßend, mit demselben durch offene Flügelthüre verbunden,
ein großer Saal, welcher 6000 Personen faßt, links ein
inerer, welcher 4000 Zuhörer aufnimmt und in der Mitte
dritter, Platz für 2000 gewährend. Die Weißen, welche
on insgesammt den gleichen mit Hammer beginnenden
d mit Axt schließenden gedruckten Wahlzettel in der Tasche

1) Wir lassen dieses rein empirische Procedere vorangehen, wei.
jeder Liechtensteiner und mit ihm auch jeder andere Anfänger, wenn
er den empirischen Wahlakt durchgemacht hat, sich später, wenn
er die auf die Empirie gegründeten rationellen abstrakten
Wahlparagraphen (des „Quotienten") zu Gesicht bekommt, sich
sofort sagen wird: so habe ich mir, als ich den ganzen Wahlakt
an mir vorbeigehen sah, die rationelle Fassung des speziellen
Theils der Wahlordnung auch gedacht — weil also das Volk,
wenn man ihm vorher den empirischen Verlauf vor Augen
geführt, sich ganz leicht in die rationellen Wahlvorschriften
einlebt

haben, gehen unaufgefordert in den Saal rechts, die Schwarzen in den links und die Rothen in das in der Mitte befindliche Nebenlokal.

Der Präsident der Wahlcommission zählt nun zuerst alle Erschienenen ab und constatirt, daß alle Stimmfähigen in der Zahl von 12001 wirklich erschienen, also eine Wahlbetheiligung zu $^{100}/_{100}$ stattgefunden. Darauf wird von ihm der bereits promulgirte Wahlzwecks-Verfassungsparagraph vorgelesen und verkündet, daß jeder, auf den 1000 Stimmen fallen, gewählt sei. Daran anschließend, ruft er den Wählern nochmals die 4 Punkte in's Gedächtniß zurück:

1. daß es nicht gleichgiltig sei, wer zu oberst und zu unterst auf dem Zettel stehe,

2. daß jeder seine volle Wahlkraft auszuüben habe, was eventuell dadurch erzielt werde, daß die Wahlcommission unvollständige Zettel im Sinne des Wählers ergänzt,

3. daß alle einem Candidaten über die Zahl 1000 hinaus zufallenden Stimmen nicht gezählt werden,

4. daß auch bei der Hauptaufführung eine möglichst große Wahlbetheiligung etwas Wesentliches sei, was aber beim Proporze — im Gegensatze zum Majorze — eo ipso erzielt werde, weil jeder Wähler weiß, daß keine Stimme verloren geht und daß es gerade deshalb auf seine Stimme auch ankommt.

Diese 4 Punkte involviren das ganze Wahlgeschäft des einzelnen Votanten und sind so einfacher Natur, daß auch die bornirtesten Liechtensteiner sie sofort verstunden und sicut fabula docet schon bei der Probe darnach handelten. Die drei Parteien haben in den Berathungszimmern ihre Wahlzettel zur Controle numerirt, die Weißen mit Nr. 1 bis 6001, die Schwarzen mit Nr. 1 bis 4000 und die Rothen mit Nr. 1 bis 2000. Der Präsident begnügt sich nun selbstverständlich nicht damit, die Gruppen cursorisch abzuzählen und darauf die Gewählten den Parteien zuzutheilen. Er

verlangt, da man ja nicht zum voraus weiß, wie Jeder wirklich stimmt, und da jede Stimme ins Protokoll einzutragen ist — daß formell correkt vorangegangen wird.

Die Commission läßt deshalb zuerst jeden zur Gruppe A gehörigen Wähler mit seinem Wahlzettel an sich vorüber gehen und trägt von Nr. 1 bis 1000 den Candidaten Hammer als gestimmt ein, von Nr. 2000 bis 3000 haben die Vorübergehenden schon insgesammt den Namen Hammer auf dem Zettel gestrichen und wird daher von 2000 bis 3000 Schießer als gestimmt in's Protokoll eingetragen und so weiter bis zu 6000 inclusive, bei welch' letzterer Nummer Herr Hauer als 6. gewählter Weißer proklamirt wird.

Nun kommt Nr. 6001 der Weißen an die Reihe, auf dessen Zettel nach Durchstreichung der 6 vorangestellten Candidaten der Name Schläger als oberster steht, der also mit einem Votum gestimmt in's Protokoll eingetragen wird. Damit ist die ganze Wahlkraft der Weißen erschöpft.

Jetzt geht es zur Liste B, wo ebenso wie bei A verfahren wird; bei Nr. 1000 ist Ambos, bei 2000 Scheibe, bei 3000 Winseler und bei 4000 Kneifer gewählt. Ebenso bei der Liste C: mit Nr. 2000 sind hier die Herren Tiger und Wolf aus der Urne als Sieger hervorgegangen.

Dem um die Sache des Proporzes verdienten Präsidenten der Wahlcommission ist es hiernach vergönnt, das Ergebniß des Probeakts als vollständig mit dem promulgirten den Wahlzweck betreffenden Verfassungsparagraphen übereinstimmend dahin zu resumiren:

1. Es sei das Bild des Wahlkörpers, welches sich schon beim Abtreten der 3 Gruppen in ihre gesonderten Lokale aufdrängte, durch das mit der äußersten Formgerechtigkeit durchgeführte Verfahren wiedergegeben. Was mathematisch voraus zu berechnen war, daß bei strammer Wahl präcis 12 Vertreter — nicht darüber und nicht darunter — herauskommen müssen, sei durch das formell unbeanstandbare Facit bestätigt.

2. mit Ausnahme des auf den Herrn Schläger gefallenen einen Votums sei keine Stimme verloren gegangen und jeder einzelne Wähler habe durch Einsetzen seiner vollen Wahlkraft einen entscheidenden Einfluß auf das Wahlresultat geübt.

3. Das Resultat liefere, da im Verhältnisse von 1000 : 6001 (Weißen) 1000 : 4000 (Schwarzen) 1000 : 2000 (Rothen) nach strengstem schulgerecht protokollirten Procedere aus der Gruppe A 6, aus der Gruppe B 4 und aus der Gruppe C 2 Sieger der Urne entstiegen, ein absolut wahrheitgetreues Bild der den Wahlkörper durchziehenden Kräfte und Strömungen, somit der darin waltenden religiösen, politischen, socialen und wirthschaftlichen Interessen.

4. Das Ergebniß der Probewahl liefere, da alle Berechtigten wirklich stimmten und ihre volle Wahlkraft einsetzten, das allein wahrheitsgetreue Gemälde des Liechtensteinischen Volkes, während der Majorz, unter dessen Herrschaft die Gruppen B und C unvertreten geblieben wären, ein wahrheitswidriges Porträt geliefert hätte. Würde die parlamentarische Regierungsform in Liechtenstein gelten, würde es sich also um die Besetzung des einen in Vaduz existirenden Ministerstuhls bei den Wahlen handeln, so könnte man allenfalls dem absoluten Mehr, da nicht beide großen Parteien diesen Stuhl mit ihren Candidaten besetzen können, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Da aber auch unter dem Majorze noch nie ein Liechtensteiner auf den Vaduz'schen Ministerstuhl gekommen, so habe die Ausschließung der Gruppen B und C absolut keinen Sinn. Das unvollkommenste proportionale System sei hiernach noch 10 mal besser als das absolute Mehr. Die Unwahrheit[1]) des bisherigen Wahl-

1) Vergl. Staatslexikon der Görres-Gesellschaft Bd. I sub „Abgeordneter", wo der Verfasser vorwürfigen Aufsatzes ausführt, daß dem verlogenen, in den Augen der Völker tief gesunkenen, total abgelebten Constitutionalismus der nicht parlamentarisch

verfahrens werde daher in allen nicht parlamentarisch regierten Staaten nur noch von der Ungerechtigkeit desselben übertroffen.

5. Dasselbe, was sich bei dieser Wahlprobe mit öffentlichem Scrutinium ergeben, müsse, wie unschwer zu erkennen sei, bei der demnächstigen Hauptaufführung des Wahlschauspiels, wo an die Stelle der Publicität das geheime Verfahren trete, bei gleicher Wahlbetheiligung und Abgabe der gleichen Stimmzettel herauskommen.

Aus einer derartigen Probewahl sind alle Votanten auch ohne weitere Belehrung zwei Recepte, welche den glatten Verlauf der in Aussicht stehenden geheimen Wahl zu sichern geeignet sind, mit Leichtigkeit herauszulesen veranlaßt.

Zum Ersten wissen die Liechtensteiner, was viele deutsche Staatsmänner noch nicht wissen oder doch nicht zu wissen vorgeben, daß es ohne amtliche — in Vaduz längst gesetzlich vorgeschriebene — Converten keine wahrhaft geheime Wahl gibt.

Zum Zweiten ist ihnen nicht unbekannt, daß der Gebrauch verschiedenfarbiger Wahlzettel da, wo mit amtlichen Converten gewählt wird, einerseits keinen Verstoß gegen das Wahlgeheimniß involvirt, andererseits das Dépouillement [1]) sehr erleichtert.

regierten Staaten nur noch dadurch wieder einigermaßen auf die Beine zu helfen ist, daß wieder etwas mehr Wahrheit hinein (in den sogen. „Parlamentarismus") gebracht, daß letzteres aber nur erzielt wird, wenn a) das Wählen durch Androhung einer Geldstrafe und der Publikation der Wahlstreikerlisten zur Pflicht gemacht und dadurch, wie die Praxis verschiedener Schweizerkantone lehrt, eine Wahlbetheiligung bis zu 90 Prozent forcirt — und b) daraufhin 1. allgemein, ohne Census- und Capacitätsbeschränkung 2. direkt, 3. wahrhaft geheim d. h. mit amtlichen Converten und 4. proportional gewählt wird.

1) Dépouillement heißt man bei den nicht vom Majorze beherrschten Wahlen die Gesammtheit der nöthigen Operation, welche im Schooße der Wahlcommission vom Momente der beendigten Empfangnahme der Stimmen bis zur Verkündung des Wahlresultats vor sich geht.

In der zur Abstimmung festgesetzten Tagfahrt haben daher die Weißen schon helle, die Schwarzen dunkle und die Herren Tiger und Genossen rothe Wahlzettel mit der obigen gleichen Reihenfolge derselben Namen Hammer, Schießer ꝛc. in der Tasche.

Darnach leuchtet auf den ersten Blick ein, daß die zum Termin erschienenen Votanten im Wahllokale nur noch die Couverten zu übergeben und sich im Protokolle eintragen zu lassen brauchen. Ihre übrige bei der Probe stattgehabte Thätigkeit kann vollständig gleichwerthig durch die Wahlcommission ersetzt werden. Statt mündlich von Person zu Person die Gesammtnummer zu ermitteln, zählt sie nach geschehener Protokollirung die Stimmzettel, setzt hiernach die „Wahlzahl“ fest, legt alsdann die weißen Zettel von 1 bis 6001 numerirt in das Fach A, ebenso die Schwarzen mit 1 bis 4000 in das Fach B und die Rothen mit 1 bis 2000 in's Fach C. Nach Lesung des weißen Wahlzettels Nr. 1000 wird der Name Hammer auf allen folgenden gestrichen u. s. w. bis der 2000. auf „Wolf“ lautende Zettel des Fachs C verlesen ist.

Sucht man auf rein empirischem Wege nach einem Maße, welches auch bei veränderter Constellation die der jedesmaligen Sachlage entsprechende Vertheilung ebenso correkt und gerecht, wie sie bei unserem Liechtensteinischen Scrutinium handgreiflich zu Tag tritt, trifft, so wird man über ein gewisses „Gerathewohl“ nicht hinauskommen. Wir haben dort, durch die einfache Zahlenlage veranlaßt, angenommen, daß man nur mit der Zahl der Liechtensteiner Vertreter in die Zahl der Abstimmenden (12001) zu dividiren brauche, so stelle der Quotient (1000) die „Wahlzahl“ vor Es liegt aber auf der Hand, daß bei dieser empirischen Behandlung, wenn nur unbedeutende Abweichungen von den Wahlvorschlägen vorkommen, also „nicht stramm“ gewählt wird, viel zu wenig — die vorgeschriebene Vertreterzahl nicht — herauskommt. Es muß also zur Auffindung der auch in

letzterer Richtung passenden Wahlzahl und zur Ordnung der übrigen Schritte, welche zur Ermittlung der für alle Fälle gleich correkten und gerechten Verhältnißziffer nöthig sind, auf rationellem scientifisch — zu oberst mathematisch — richtigem Wege eine Formel gefunden werden, welche das Problem für alle, auch die complicirtesten, Fälle in gleich correkter und gerechter Weise löst.

Diese Formel muß nun aber so oder anders lauten, je nachdem man, ohne die concreten Wahlgewohnheiten des einzelnen Landes zu berücksichtigen, die Wahltechnik in abstracto direkt folgerichtig nur an die Empirie anschließt und an der Hand derselben rationell mathematisch vorgeht (System des Quotienten) oder aber, ob man die Wahlgewohnheiten zu Grunde legt und an dieselbe Direktive anschließt, welche — weil auf demselben Grundgedanken beruhend — scientifisch (zuoberst mathematisch) unanfechtbar zu demselben Resultate mittelbar führen, zu dem man beim direkten System unmittelbar ohne den Umweg der Berücksichtigung der Wahlgewohnheiten gelangte. Mit anderen Worten: Liegen einmal beim Liechtensteiner Scrutinium die 12001 Wahlzettel in der Urne, so kommen, gleichgiltig, ob man das Dépouillement nach dem direkten System („Quotienten") oder nach den indirekten Wahltechniken vor sich gehen läßt, immer dieselben Personen als gewählt heraus.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die verschiedenen Systeme der zweiten Art überall da, wo die betreffenden Wahlgewohnheiten sich noch nicht eingelebt haben, einem leichten Verständnisse des Volkes nicht begegnen.

In der Schweiz stoßt man, wie wir unten sehen werden, auf eine solche — in Deutschland nicht vorhandene — Wahlgewohnheit, welche die erstgenannte Wahltechnik unannehmbar macht.

In allen Ländern, wo die Proportionalwahl schon seit vielen Jahren auf der Tagesordnung der Parlamente und

der Publicistik steht, also in Belgien, Dänemark und in der Schweiz, ist die Frage deshalb äußerst langsam und unter großen Schwierigkeiten in das — jetzt vorhandene — Stadium der Reife getreten, weil die Gelehrten, die Journalisten und die Praktiker gleichzeitig das ganze riesige Material, die vielen principiellen Controversen — hie Majorz, hie Proporz — und die sämmtlichen von allen Seiten aufgestellten Systeme der Wahltechnik dem Volke vorführten.

Der hauptsächliche Stein des Anstoßes war überall, daß den Leuten, insbesondere den Angehörigen der unteren Stände in Folge des Stoffreichthums und der vielen Meinungsverschiedenheiten über die Licht- und Schattenseiten der mehrfachen Systeme, die ganze Geschichte wie ein Mühlrad im Kopfe herum zu gehen anfing und das Resumé derjenigen, auf die es doch zuletzt am meisten ankommt, nämlich der Bauern, Handwerker und Arbeiter, auf das Vorurtheil hinauslief, daß die Sache viel zu complicirt sei.

Wenn der Proporz trotz dieser unrichtigen Taktik seiner Verfechter jetzt in den genannten Staaten zum Durchbruch gekommen ist, so liegt darin der beste Beweis seiner Vorzüge, seiner Lebensfähigkeit und Dauerhaftigkeit.

In Deutschland stehen wir, da wir es in der Wahlreformangelegenheit, abgesehen von einigen — oben erörterten — doktrinären Betrachtungen der Staatsrechtslehrer, mit einem vollständig unbekannten Boden zu thun haben, vor tabula rasa. Daraus dürfte sich ergeben, daß diejenigen, welche der Neuerung Eingang auf die deutsche politische Arena verschaffen wollen, der von ihnen vertretenen Sache keinen guten Dienst erweisen, wenn sie in Büchern und Zeitungen den ganzen riesigen Stoff vorführen und zugleich die zahlreichen Systeme der Wahltechnik mit allem massenhaften „pro et contra" in conspectu populi auspacken.

Das alleinige richtige Vorgehen der deutschen Proporz-Vorkämpfer dürfte dahin zu präcisiren sein, daß man sich zuerst die Frage vorlegt, ob der Einführung der folgerichtigsten

nächstliegenden Wahltechnik, des direkten Systems deutsche Wahlgewohnheiten entgegenstehen und daß man, da die Verneinung dieser Frage gar nicht zu bestreiten ist, das Volk in den Journalen und auf der Tribüne zuerst, mit Weglassung des in den Bibliotheken aufbewahrten massenhaften doktrinären Stoffes, auf dem Wege des populären Vortrags in die höchst einfachen neuen Grundanschauungen einführt und daran anschließend das — im Beispiele zu erläuternde — folgerichtigste und nächstliegende System der direkten Wahltechnik — als ob es das allein existirende wäre — empfiehlt.

Dafür, daß auf deutschem Boden das eine nächstliegende System des „Quotienten" ausschließlich in Vordergrund zu stellen sei, erscheint ein Grund als ausschlaggebend, der mit der Nothwendigkeit der Vervollständigung unserer das Abstimmungsgeheimniß betreffenden Wahlvorschriften im engsten Zusammenhange steht. In Deutschland weiß nachgerade bald jedes Kind, daß das verborgene Scrutinium so lange ein Scheinwahlgeheimniß, somit eine Lüge ist, als nicht die amtlichen Couverten vorgeschrieben sind. Sind dieselben aber endlich einmal — was doch eine unausbleibliche Sache ist — eine deutsche Errungenschaft auf dem Gebiete der Wahlfreiheit geworden, so müssen sich daraus bei gleichzeitiger Geltung des Systems des Quotienten Gepflogenheiten entwickeln, welche den Uebergang zu den das Dépouillement [1]) erleichternden anderen Systemen dem Volke

---

1) Was die angebliche Complicirtheit des Dépouillement bei dem Systeme des Quotienten betrifft, so behaupten wir, daß dasselbe von unseren gewandten deutschen Bureaukraten — den staatlichen Wahlcommissären — durchaus nicht als eine schwierige zeitraubende Aufgabe aufgefaßt würde. Soll aber durchaus auf dem Einwande der Complicirtheit bestanden werden, so machen wir einen Unterschied zwischen der Thätigkeit, welche dem Wähler zugemuthet wird, und der Aufgabe, welche der Wahlcommission gestellt ist. Erscheint erstere als complicirt, dann ist

eminent geläufig machen. Die kleine alsdann nothwendige Abänderung der Wahlvorschriften ist für den Gesetzgeber in Folge des dafür bei den Massen zum Durchbruch gekommenen Verständnisses ein außerordentlich leicht ausführbarer Schritt geworden.

An der Hand des für den Wähler höchst einfachen Wahltypus muß der Majorz in Deutschland zuerst nur auf communalem Boden bekämpft werden. Der Sieg ist unausbleiblich, weil keiner der Gründe der Reformgegner hier auch nur entfernt anschlägt. Hat sich der Proporz bei den Gemeindewahlen eingebürgert, so wird die Bewegung gegen die Landtagsmajoritätswahl bald Dimensionen, welche die Gewalthaber von längerem Widerstand abzubringen geeignet sein dürften, annehmen. Der Schritt von der Abschaffung des absoluten Mehrs im Landtage zur proportionalen Reichstagswahl wird sich dann allerdings als der schwierigste erweisen, schon weil mit Wahlkreisen von mehr als einer Million Einwohnern, also über 200,000 Wählern nicht leicht zu operiren ist. Die innere Berechtigung, die naturwüchsige elementare Gewalt des Reformgedankens wird aber auch hier zuletzt über alle Hindernisse triumphiren.

Auf Grund des Gesagten werden wir, wenn wir den vielen Nebenfragen aus dem Wege gehen, welche in der umfangreichen englischen, französischen, dänischen, belgischen

---

das ganze Verfahren allerdings dem Volke unsympathisch. Ist aber erstere äußerst einfach und leicht verständlich, so ist es dem Volke vollständig gleichgiltig, ob die nachträgliche Arbeit der Wahlcommission eine eintägige oder viertägige ist. Es wäre dieß nur dann nicht der Fall, wenn unser deutsches Volk wegen der langen Dauer des Dépouillement Verdacht schöpfen würde, daß eine Wahlfälschung im Spiele sei. Hingesehen auf die Integrität unserer Beamten gibt's einen solchen Verdacht in Deutschland nicht. Daß aber die Thätigkeit des Wählers bei dem Systeme des Quotienten eine complicirte sei, wird auch der verrannteste Gegner des Proporzes nicht zu behaupten wagen.

und schweizerischen Literatur eine endlose Rolle spielen, nicht in Verdacht kommen, daß wir befürchteten, es möchten von den Adepten mehr Gründe gegen als für den Proporz herausgelesen werden. Wer die einschlägige Literatur des genaueren studirt,[1]) wird sich der Ueberzeugung nicht zu verschließen im Stande sein, daß der Proporz trotz des heftigen Widerspruchs der Majorzfreunde in der Bücher- und Zeitschriftenwelt überall in der Oberhand ist.

(Schluß-Artikel folgt.)

XXXII.

Der Kampf gegen den Geist in der heutigen Gesellschaft.

Geschichtsphilosophen, wie Carriere, nennen die Neuzeit die Periode des Geistes, das Mittelalter die Periode des Gemüthes und das Alterthum die der Natur, und es liegt etwas Wahres in dieser Classifikation Aber eben dieses Zeitalter des Geistes scheint damit nur zu wollen, daß es die Materie, das Fleisch vollends emancipirt, nachdem in ihm die Herrschaft mehr und mehr in die Hände des Metalles gefallen ist. Wir stehen noch mitten in der Entwicklung dieses Processes, mitten im Kampfe gegen den Geist.

„Kampf der Materie gegen den Geist": in diese Formel möchte ich die mächtige Umwälzung und Bewegung der heutigen Gesellschaft kleiden. Dieser Kampf liegt ebenso den

1) Dem zu Gelehrtenzwecken eines gründlichen Studiums Beflissenen dürfte die seit Jahren erscheinende ausschließlich dem Proporz gewidmete belgische Zeitschrift („Bruxelles au bureau de la revue, rue d'Edimbourg") als unentbehrliches Hilfsmittel dienen.

antikapitalistischen Auslassungen des Klassenhasses, wie den Verspottungen jenseitiger Hoffnungen, den Lockungen der Genußsucht, wie dem Jammer und Weltschmerz der unbefriedigten Gier, dem Socialismus und Naturalismus, wie dem Pessimismus zu Grunde.

Der Kreislauf der Dinge treibt uns zum Anfang zurück. Ehemals gehörte dem Starken, dem Tapfern, dem Faustgewaltigen die Welt. Da erhob sich, gestützt auf das Christenthum, der Geist und eroberte sich die Welt, und nunmehr ist der Geist nahe daran, vor dem Ansturm der geballten Fäuste, des prunkenden Fleisches sich zurückzuziehen.

1. Schon haben einsichtige Culturstatistiker auf die Thatsache aufmerksam gemacht, daß Geistesarbeit in demselben Grade geringer bezahlt wird, als die Handarbeit mehr Rechte sich erkämpft.[1]) Und in der That, was beweist das steigende Wachsen der Lebensmittelpreise und die dadurch bedingte Nothwendigkeit, Löhne und Gehälter aufzubessern, anderes? Was anders das Sinken des Zinsfußes, als die geringere Werthung der Kapitalistenarbeit? Was anders das journalistische und akademische Proletariat und die proletarische Geringschätzung des Denkers und Dichters, des Beamten und Geistlichen? Die Ueberschätzung gelehrter Berufe treibt nothwendig zu einer Reaktion, zu einem Krache hin, welcher das Verhältniß wo möglich umkehrt. Denn der Emancipirungsproceß der Handarbeit wird immer weiter fortgehen; auch der Bauer, auf dessen geduldigem Rücken bisher die Hauptlasten der Gesellschaft lagen, wird, soweit er nicht ganz zu Grunde geht, seine Ansprüche erheben, für seine Arbeit gebührenden Lohn fordern, d. h. seine Produkte vertheuern und damit die Lebensmittel noch mehr in die Höhe treiben. Dadurch werden die Bedingungen

---

1) „Allg. Ztg." 1892 Beil. 5 S. 6. Vgl. Grupp, System und Geschichte der Cultur I. 109, wo das Steigen der Arbeiterpreise mit Ziffern angegeben ist.

für „nichtarbeitende“ Berufe immer ungünstiger, der Zudrang wird sich stauen und je mehr wir uns dem socialistischen Staate nähern, desto mehr wird die Geistesarbeit verdrängt; aus der ehemaligen Gebieterin wird die Sklavin, muß sie sich ja jetzt schon zum Theil in den Dienst der Materie und der Arbeitermassen stellen, sei es auf die eine oder andere Art, direkt oder indirekt. Direkt stellt sich z. B. die breit anschwellende realistische Literatur und die „Gesellschaft für modernes Leben“ in ihren Dienst; eine indirekte Herabwürdigung der Wissenschaft ist es aber z. B., wenn sie sich Tag für Tag abmühen muß, ungebildeten und halbgebildeten Gesellen die Thorheit ihrer ganz und gar utopischen Träume darzuthun. Auf dem Gebiete der Träume gibt es keine Wissenschaft mehr, da hat die Logik ihr Recht verloren, und alle Logik hilft nichts gegen zusammenhanglose Luftgebilde.

2. Daß die Genußsucht wächst und der Glaube an Boden verliert, braucht in diesen Blättern nicht weiter bewiesen zu werden, eher wäre ich geneigt, die allgemeinen Klagen etwas zu beschränken. Genußsucht und praktischer Unglaube hat zu allen Zeiten geherrscht, aber niemals freilich hat es der Materialismus im Raffinement soweit gebracht und so verführerisch gewirkt. In die feinsten, kunstvollsten und prickelndsten Reize kleidet sich die Sinnlichkeit, und der Unglaube stützt sich triumphirend auf eine geistvolle und anziehende Literatur. Welch Leben, welche Farbenpracht und Leidenschaft herrscht in der modernsten Literatur! Wie hat sich seit den ersten schlichten Anfängen des Unglaubens bei einem Herbert von Cherbury, Tindal u. a. diese negative Wissenschaft vervollkommnet! Wie ganz anders als ein Bruno und Spinoza wirkt ein Renan, Pfleiderer und Harnack! Die Literatur, die unter dem Zeichen Goethe's heranwächst, verdirbt allen Geschmack an einfacherer, schlichterer und gesunderer Geistesnahrung, wie sie das Mittelalter und die christliche Neuzeit bietet. Für ernste Stoffe, tiefere Gedanken

und höhere Probleme ist das ohnehin durch Zeitungslektüre abgestumpfte Publikum nicht mehr zu gewinnen. Schwerere philosophische und theologische Fragen interessiren nur noch Fachkreise; und was ins Publikum zu dringen vermag, muß oberflächlich und pikant, wie Schopenhauer und Hartmann sein. Man sollte füglich auch auf positiver Seite nicht immer über die Unverständlichkeit und Schwierigkeit philosophischer Untersuchungen jammern, gleich kleinen Kindern, und eher dazu ermuntern, das anfängliche Widerstreben, welches jedes ungebildete Denken philosophischen Begriffen entgegenbringt, zu überwinden, sich vor dem kalten Wasser nicht zu scheuen und es frischweg zu wagen, in der schneidenden Luft der abstrakten Begriffe zu athmen Es ist oft nicht so gefährlich, als es aussieht, geht es doch selbst geübtern Denkern so, daß sie nach Ueberwindung einer ersten Unlust sich mit Vergnügen in den schwierigsten Gedankengängen bewegen. Auch auf literarischem Gebiete sollte man heute aller Weichlichkeit mit Entschiedenheit entgegentreten und es nicht entschuldigen, wenn die Leute nur nach amüsanter Lektüre greifen. Auch auf literarischem Gebiete ist Weichlichkeit eine Versündigung gegen den Geist, gegen den Geist der Wahrheit und lauteren Schönheit. Weichlichkeit erstickt den Geist und die herrschende Literatur der Sinnlichkeit tödtet ihn vollends.

Der Geist hat allerdings zuerst die große Sünde begangen und sich der Welt verschworen. Deßhalb folgt die Strafe auf dem Fuße, Verachtung des Geistes und Preis der Materie.

3. Der Handarbeiter hatte nie eine besondere Achtung vor dem Kopfarbeiter, und Bauern wetteifern noch heute mit dem Arbeiter in der Verkennung der Bedürfnisse des Geistes und der geistigen Thätigkeit. Lesen und Schreiben heiße nicht „Schaffen". Das Denken gilt als Sache der Muße, des otium, wie im Alterthum, denn es ist nicht an knechtischen Frohndienst gefesselt, wie Handarbeit. Das

Denken hat seine eigenen Gesetze und Regeln und läßt sich nicht an eine Arbeitsordnung ketten, es ist seiner Natur nach frei und Sache bestimmter Anlage. Bestimmte Anlagen verstoßen aber ebenso gegen die socialdemokratische Gleichheit als die freie Arbeit.

So lange die populäre Ansicht der Dinge nur Sache des instinktiven Neides gegen den höhergestellten Geistesarbeiter war, barg sie keine Gefahr. Nachdem sie aber durch die socialistische Nationalökonomie zur Theorie und durch die socialistische Partei zum Programm erhoben, droht sie die ganze geistige Cultur zu untergraben.

Die Wissenschaft kam dem Klassengeiste zu Hilfe und fand zum Entzücken popularitätssüchtiger Juden, daß allein die Handarbeit den Werth der Produkte bestimme, wogegen das Kapital völlig verschwinde, welches der Arbeit doch allein die Möglichkeit gibt sich zu bethätigen. Anstatt nun aber der Arbeit den gebührenden Gewinn zu lassen, ziehe das Kapital alles an sich, was über einen dürftigen Hungerlohn hinausgehe. Das leitende Kapital wurde zum Feinde der Arbeit erklärt und der geistigen Leitung und Spekulation die rücksichtslose Ausnützung der physischen Kräfte zum großen Theil nicht mit Unrecht vorgeworfen. Die Intelligenz hatte sich eben wieder gegen die physischen Kräfte versündigt und der Umschlag war unausbleiblich. Nur daß gerade der Umschlag durch Gelehrte und jüdische Kapitalsgenossen eingeleitet wurde, gab ihm jene extreme Heftigkeit, welche aller Gerechtigkeit Hohn spricht. Die moderne Wissenschaft vermag eben, wie der Jude, alles zu sein, atheistisch, socialistisch, antisemitisch, realistisch und, wenn sie die Laune anwandelt, auch zugleich wieder idealistisch und spiritualistisch; man denke an die französischen Symbolrealisten und die Spiritisten unter den deutschen Realisten.

Die Wissenschaft rechtfertigte die extremsten Forderungen der „Arbeit", die Knechtung des Kapitals, das Regiment der Handarbeit, die Möglichkeit eines nichtarbeitenden Arbeiter-

staates, einer tollen Utopie mit lauter Muße und Genuß.
„Wissenschaft“ verfiel auf Träume, welche der ges
Menschenverstand nie gefaßt hätte, und baute Idealsta
nach Herzenslust.

Es war wie gesagt nicht unrecht, dem Kapitalismus
Ausnützung der Arbeit zur Last zu legen, aber ungerecht
es umgekehrt, den Werth des spekulirenden Kapitalisten
verkennen. Der Kapitalist hat seinen unbestreitbaren W
er findet mit instinktivem Hellsehen heraus, wo sich
Wege der produktiven Arbeit aufthun und wo die m
Aussicht auf Arbeitserfolg besteht. Er verfällt freilich
dem Scheine, läßt sich in schwindelhafte Unternehmungen
und verhilft mittelmäßiger, ja schlechter Arbeit gegenüber
solidern Produktion züm Siege. Anstatt z. B. dem Acke
gegen mäßiges Entgelt eine sichere Hilfe zu bieten, wählt
Kapital riskirte Industrie- und Handelspläne. Eine we
Gefahr besteht in der Concentration, auf welche das Ka
hindrängt. Nicht blos verschlingen die großen Fabriken
kleinen, die großen Aktiengesellschaften die Einzeluntern
ungen, sondern es sucht auch der Geldhandel einen gem
samen Markt, und rüttelt in den Riesenbanken und Bö
das ganze Volksvermögen in verwegenem Spiele um
Infolge der kapitalistischen Wirthschaftsbewegung wachsen
Großstädte immer mehr an und entvölkert sich das Land,
für großartige kapitalistische Unternehmungen kein Raum

4. Die Großstädte saugen ebenso alle finanziellen,
intellektuellen und physischen Kräfte des Landes auf. Dor
strömt die beste Kraft ab, um oft bald im Strudel
Schlunde eines rastlos ausnützenden Mechanismus sich
verbrauchen. Dorhin drängt alles, Talent, leibliche
geistige Begabung, Schönheit und Genie, Muth, Geist
Witz. Aus dem Lande entflieht mehr und mehr nicht
die literarische und technische Arbeit, sondern auch Gese
keit und Kunst. Früher, zumal in den verpönten Zeiten
Territorialsouveränitäten gab es überall kleine Mittelpu

r Kunst und Wissenschaft. Die kleinen Höfe leisteten
sehr Bedeutendes in Musik und lokale Gesellschaften
egten mit Erfolg alle humanen Bestrebungen. Es gab
inere Galerien und Bibliotheken, welche anregend auf ihre
ngebung wirkten. Seit der Bildung der modernen Groß-
aten sammelt sich das alles um wenige Mittelpunkte, und
m Schaden des Genusses und des Studiums vereinigen
: großen Sammlungen oft die disparatesten Stoffe der
mst und des Kunstgewerbes.

Allein sollte man hierin nicht gerade ein Symptom des
istessieges über die Materie erblicken? Der Geist sammelt
d eint, die Materie zerstreut, sie ist der auseinander ge-
ngene, zersplitterte Geist, wie manche Denker meinen. Ich
auche diesem Grundsatz nur die Beobachtung entgegen zu
llen, daß der Geist nur in der Stille und Einsamkeit ge-
iht und herrliche Früchte schafft, im lauten Lärm aber dem
ndrang der Sinne nicht Stand hält, um jenen concentrations-
eundlichen Schluß hintanzuhalten. Die Großstädte sind
e Hochburgen des Materialismus und Unglaubens, und die
ristliche Gesellschaft in ihr wird weit übertönt durch das
rybantische Gelärm, das saturnalienartige Gewoge der
ıcksichtslos drängenden „Welt". In der großstädtischen Luft
rucht der Weltgeist aus, sie ist getränkt mit dem feinen Gifte
r Sinnenlust und es gilt noch heute, was Lucian vom
lten Rom sagte, man ziehe dort durch tausend Kanäle die
uft ein.

Wie schüchtern muß in diesem Gewoge Kutte und Talar
uftreten, wo sie sich nicht ganz verbergen müssen. Kutten-
ngst, das ist auch ein Stück des Kampfes gegen den Geist.
Denn die Welt ist feige, wenn sie ihre Gegner in so unver-
ächtigem Ausdruck vor sich sieht, sie zittert und bebt und
hlägt unwillig um sich. Der höchste Ausdruck des Geistes
ı Armuth, Keuschheit und Gehorsam, die Unterdrückung aller
Sinnlichkeit kommt ihr wie ein Wahnwitz vor.

5. Und doch, welch' seltsame Ironie der Dinge! Eine

eigenthümliche Dialektik läßt mitten aus dem Weltleben idealistische und mönchische Gedanken hervorsprühen: die modernsten Realisten wie Bourget und Rod werden Mystiker und Symboliker, und aus der Salonwelt taucht ein Tolstoi auf mit Ideen, welche an die ältesten Mönche erinnern. Tolstoi verkündigt es als allgemeines Menschengebot, daß man im Schweiße des Angesichts sein Brod erzeuge und esse, es soll künftig keine Kopfarbeit mehr ohne Handarbeit geben, wie die alten Mönchsregeln vorschrieben. Das Brod, das selbsterarbeitete Brod ist das große Lebensziel, dem alles Andere untergeordnet wird, und der Ackerbau ist der heiligste aller Berufe. Wenn einmal die Erkenntniß dieser Wahrheit in weitere Kreise gedrungen sei, meint Tolstoi, werde endlich jene nothwendige Rückbewegung der Bevölkerung auf das Land eintreten, welche den Beginn des Mittelalters charakterisirt. Die Reichen gehen aufs Land, ihren Acker zu bebauen, und die Städte hören auf, Mittelpunkte des Geisteslebens zu sein. In volksthümlicher Literatur und Kunst erschöpft sich die höhere Cultur, der wahre Dichter ist der Spielmann und der wahre Künstler der Heiligenmaler des Mittelalters. Wie nach dem Zusammenbruch des concentrirtesten Reiches der Welt, des Römerreiches, entstünde so eine neue Cultur! Eine Cultur, deren belebende Seele jene mystische Religiosität, jene dogmenlose Verehrung des Unendlichen wäre, welche uns als reiches Ergebniß einer Jahrhunderte dauernden Bewegung angepriesen wird. Wir bezweifeln indessen die Lebenskraft dieser Religion, die nicht wie das Christenthum einen Halt gibt. Nicht blos ihre Dogmenlosigkeit, sondern auch ihre Einseitigkeit schreckt uns ab. Tolstoi umgibt nur die Handarbeit mit religiöser Weihe, während die deutschen Pantheisten eigentlich nur den Denker als Menschen anerkennen. Eine Einseitigkeit schlägt die andere. Immerhin ziehen wir Tolstoi den Vernunftpantheisten vor und wenn er der Handarbeit eine Weihe gibt, welche der Socialismus von aller Arbeit fernezuhalten sucht, so ist

dies eher im Sinne des Christenthums, als eine Vergöttlichung der Menschenvernunft, so einseitig sonst Tolstoi ist und so sehr er gegen das Culturgesetz der Theilung der Arbeit verstößt.

Die erste und einzige Bedingung aller Besserung unserer Zustände ist die Rückkehr zum Christenthum, zum schlichten Glauben der Väter und zu ihrer Sitteneinfalt, welche mit unserer Cultur nicht unverträglich ist. Ist einmal die Religion des Geistes wieder Thatsache geworden, dann wird auch alle Geistesarbeit ihren wahren Werth in sich haben und gebührende Werthschätzung finden. An dieser Ueberzeugung macht uns der oft gehörte Hohn nicht irre, es hilft euch doch nichts mehr, nicht die Kirche und nicht die Predigt vermag mehr einen Damm zu bilden. Hier können nur Thatsachen helfen. Nun eben ein in Leben und Praxis eingegangenes Christenthum wäre eine solche Thatsache!

Maihingen. Dr. Grupp.

XXXIII.

Abendstunden in Italien.

II.

Chiavenna, 20. Septbr.

Unter schattigen Kastanien, im Garten des Hotels Conradi, warten wir auf die Abfahrt nach dem Lago di Como. Der Plan ist gemacht, wie wir in kurzer Frist die herrlichsten Punkte besehen können am schönsten der oberitalienischen Seen. Noch bleibt Zeit, lebhaft eines zweiten Paradieses zu gedenken, an welches mich das eben besuchte gemahnt, wie die Hagerose den Träumer erinnert an ihre

stolzere Schwester. Die Bilder aus lang entschwundener Zeit seien dem Gewebe hier eingeflochten, in welchem Frau Phantasie die losen Fäden der Gegenwart sich verschlingen sieht!

Verona, im März 188 . .

Verona, la Degna, Italia's würdevolle Wächterin an der Etsch, die Stadt, welche Plinius, Catull, Cornelius Nepos, Macer Aemilius und Vitruv als Mitbürger zählen will, die Stadt, wo Dietrich von Bern sich verschanzt und Alboin für grause That gebüßt,[1]) wo der Sänger des ‚göttlichen‘ Liedes vier Jahre geweilt hat als Verbannter, als Gast der Scaliger im Hause von Cangrande, Verona habe ich vor mehr denn zwölf Jahren das erstemal gesehen.

Eines von den Wahrzeichen der Stadt ist das erhaben schöne Amphitheater. Ein anderes sind die prunkenden Gräber der Scaliger, der stolzen ghibellinischen Herrscher, welche den Gedanken all- und allein-gewaltiger Staatsmacht zu verwirklichen suchten und auch nach dem Tode nicht innerhalb von Kirchenmauern, sondern mitten im Leben der Oeffentlichkeit ruhen wollten. Ein duftiges Wahrzeichen Veronas ist der Giardino Giusti.

Aus der Ebene erheben sich die Anlagen in mähliger Steigung, um zuletzt in schroffen Höhen emporzuwachsen.

---

1) Alboin, Sohn Audoins, Stifter des Longobardenreiches in Italien, schlug 566 die Gepiden an der Drau und Donau, tödtete den König Kunimund, nahm dessen Tochter Rosamunde gewaltsam zur Ehe, bezwang, von Narses gerufen (568), Ober- und Mittelitalien, mit Ausnahme von Rom und Ravenna, machte Pavia nach dreijähriger Belagerung zur Hauptstadt seines Reiches (572) und ward auf Rosamundens Anstiften von deren Günstlingen Helmigis und Peredeus 573 ermordet. Bei einem wilden Gelage zu Verona hatte Alboin Rosamunden nöthigen lassen, aus dem Todtenschädel ihres Vaters Kunimund ihm zuzutrinken.

Mehr denn zweihundert Cypressen, altehrwürdige Hochstämme, stehen in feierlicher Ruhe, gruppenweis und einzeln. Vier- bis fünfhundert Jahre sollen einzelne der vierzig Meter hohen Riesen zählen. Wilder Lorbeer und die Myrthe, durch den dunkleren Akanthus geschieden, ergrünen als Unterholz. Oleander und Orangen versprechen dem Laubwerk den Gold- und Rosaschmuck, während freudige Blumenteppiche sich in zierlichen Beeten zu den Füßen des Wanderers hinbreiten. Stille Marmorbilder, die Gestalten der gestürzten Götter und der erschlagenen Helden, thronen in den Nischen, von Baum- und Strauchwerk überwölbt. Hier ragt der Schaft einer gebrochenen Tempelsäule; dort schimmert ein Kapitäl, dessen zarte römisch-korinthische Formen schwärzliche Punkte weisen im bleichen Marmor. Antike Grabmäler sehen ernst aus den Ecken. Zahlreiche römische Inschriften, in die Felsen und unter den Wölbungen der Tropfsteingrotten eingelassen, reden die Sprache der Geschichte, der Großthat, der Prahlerei, der Vergänglichkeit.

Wir stehen auf der obersten Terrassenstufe, zu der uns eine gedeckte Wendelstiege hinangeführt hat. Es ist März-Ende; die Abendstunde nahet. Ueber dem Häuserhaufen der Stadt schwimmt glühendes Frühlingslicht. Die Wellen der Etsch, die sich im scharfen Bogen von Sant' Anastasia um den Dom und den bischöflichen Palast nach der Brücke des alten Kastells hinüberschwingt, nachdem sie vor der ehemaligen Königsburg, der über die ganze Stadt wegragenden Feste San Pietro zurückgewichen, die Wogen der Etsch sind glitzerndes Silber und breit hinströmendes Gold. In dem Gezweige über uns regt sich die Lenzesbotin. Sonst herrscht träumerische Ruhe.

Fern dort im Laubengange wandelt ein Paar, Hand in Hand verschlungen. Unter Granatbäumen und Myrthenstauden wandeln sie, dem Sange der Nachtigall lauschen sie.

Heute Vormittag hatten wir auf den Bögen der Arena nach den Schlachtfeldern von Custozza, Solferino, Villafranka

und Montebello hinausgeblickt. Als wir beim Niedersteigen den alten Soldaten, welcher den seinsollenden Ruhm Italiens begeistert pries und seiner geschlagenen Heere schmerzlich gedachte, wegen des Palazzo der alten Capuletti frugen, da verstummte der brave Mann. Verstohlen begann er unsere nichtenglische Gewandung zu mustern; er vermochte nicht klug zu werden aus unserem Begehren, machte die bezeichnende Handbewegung nach der Himmelsrichtung, wo der Palast lag, und erklärte endlich: „Non era buona figlia, questa Giulietta dei Capuletti!“ Der treffliche Alte, vielleicht in der Schule einschlägiger Erfahrungen gebildet, hatte seine moralische Abneigung gegen das unbotmäßige Mädchen, das sich, ohne Vater und Mutter zu fragen, verheirathet hatte. Selbstverständlich ließen wir dem ehrenwerthen Führer sein Recht und gaben ihm seinen Franken. Sein Tadel der längstverblichenen Signorina, zu deren immer leer gewesener Tomba [1]) die Töchter Albions mit Rosen- und Granatblüthen wallfahrten, war jedoch nicht kräftig genug, meiner Phantasie zu wehren. Treten mir denn nicht ‚Romeo und Julia‘ leibhaftig entgegen, hier im Giardino Giusti, an einem märchenhaft schönen Frühlingsabend, ‚in fair Verona?‘ Bis es dunkel sein wird, zwei Stunden, wie Shakespeare sagt, sind eben Zeit genug, die Tragödie der Schönheit, eines der

1) Die Heimath Julia's, der Palast der Capuletti, wird gegenwärtig in der Via S. Sebastiano gezeigt. Sie hieß früher Via Cappello. Eine Osteria mit einem in Stein ausgehauenen Hute (Cappello) soll der alte Palazzo sein. „La Tomba di Giulietta“ ist ein Sarkophag aus rothem Granit im Garten des jetzigen Waisenhauses S. Fkancesco, dem ehemaligen Klosterhofe der Franciskanerinen. Die Ränder des Sarges, die von „Reliquienfreunden“ vielfach abgeschlagen waren, sind restaurirt. Der Deckel, welcher die Namen Romeos und Julias trug, ist verschwunden; der Steinsarg diente lang als Wassertrog. Welke Kränze reden von heimlichen Todtenspenden an der berühmtesten Stätte „der unglücklichen Liebe“.

größten Kunstwerke aller Zeiten, am Geiste vorüber zu führen. Veronas Zaubergarten, ein entzückendes Eden, mag das Theater sein, und ich, der einsame Zuschauer, will lauschen und lauschen, bis ich aus dem Weben idealer Phantasiegestalten den Grundgedanken heraushöre, welcher das zarteste, das poesievollste Stück der romantischen Dramatik beseelt.

„Der Liebe Lust und Leid" im gemeinen und Alltagssinne, der Plätscherbrunnen, aus welchem die Gefühls- und sterbeselige Poesie der verliebten Bänkelsänger schöpft, rieselt nicht in ‚Romeo und Julia'. Die kränkliche, grämliche, neidische Mondgöttin, deren fahler Schein das Gewand von Thörinen mit Bleichsucht färbt, glitzernd zu dem Seufzer weinerlicher Narren:

„Ach, daß die Liebe, die so sanft von Blick,
Geprüft so rauh sich und tyrannisch zeigt!"

— Mondlichtgeflimmer zittert nicht ob den Worten, die wahrhaftig in Sonnengluth eingetaucht sind:

„Es kam zu rasch, zu plötzlich, unberathen,
Zu sehr dem Blitz gleich, der getroffen schon,
Bevor man sagen kann: es blitzt . . .
Allein
Gefühl, das mehr Gehalt als Worte hat,
Preist still sein Wesen, braucht nicht Redeschmuck:
Nur Bettler können ihre Habe zählen . . ." (2. A. 5. Sc.)

Zwei Geschlechter, Montague und Capulet, einander ebenbürtig an Einfluß und Würde, nähren altersrostigen Haß. Die Familienfehden haben die ganze Bürgerschaft Veronas zerklüftet. Aus den feindlichen Häusern erspießt ein Liebespaar,

„Das glühend sich erstrebt,
Um sternlos jung sein Leben zu beschließen,
Das seiner Väter Haß mit sich begräbt".

Die Personen alle, welche das Liebes- und Todesloos des jungen Paares wirken helfen, sehe ich um die beiden

schweigenden Gestalten sich gruppiren, die soeben aus den Lorbeerbüschen auf ein weites Oval im Garten Giusti heraustreten. Rechts stellen sich die Montagues mit ihrem Gefolge, links die Capulets. Die Haltung der Personen verräth den Charakter einer jeden, und wissen sollen sie mich lassen, welchem Endpunkte sich das Schicksal aller zubewegt, von dem ein jedes unbewußt seinen Antheil im eigenen Herzen trägt.

Rechts, bei den Montagues, ist der Haß, dessen erste Veranlassung niemand mehr kennt, unverhohlen; er glüht aber innerhalb bestimmter Maßgrenzen. Man hat hier ein tieferes Gefühl und ein reineres Bewußtsein vom guten Rechte. Graf Montague, dessen Groll mehr klagende Worte zeitigt als Entschlüsse zu Thaten, wird bald verwittwet sein; seine Gemahlin drückt der Gram um des einzigen Sohnes Verhängniß in das Grab. Mercutio und Benvolio, des letztern Freunde, halten treu zum Hause: jener ist spottlustig, in heiterem Leichtsinne streitliebend, humorvoll bei aller Rücksichtslosigkeit; dieser sucht die Sache seiner Freunde durch Besonnenheit und wohlwollende Festigkeit zum Siege zu führen. Balthasar und Abraham, die Diener im Hause Montecchi, wissen gut, was sie sich und ihren Herren schulden.

Auf der linken Seite ist der Haß blinder, leidenschaftlicher, stürmischer. Der alte Capulet gefällt sich in prahlenden Redensarten, freut sich der Passionen einer leichtfertigen Jugend, schwärmt, ernster Thätigkeit unfähig, für Tafelvergnügen und verschwenderische Feste. Die Gräfin ist kalt, hochmüthig und rachsüchtig; zur Förderung ihrer Zwecke würde sie weder Gift noch Dolch scheuen. Gegen ihr einziges Kind, das ihnen eine bloße Ziffer ist in ihrer eigensüchtigen Lebensrechnung, sind die Eltern fühllos bis zur Grausamkeit. Die Erziehung des Mädchens ist beeinflußt von der Amme, deren plumper Leibesumfang zeigt, daß die Seele keiner niedrigen Kunst fremd ist. Wie sie der Mutter sich unentbehrlich zu machen gewußt hat, so sucht die eitle,

ſchäftige, geſchwätzige, halt- und charakterloſe Wärterin ſich
ren Antheil an der Hausgewalt zu ſichern dadurch, daß
den geheimſten Neigungen, den verborgenſten Wünſchen
r nur zu ſchüchternen Tochter Vorſchub leiſtet, wie es gehen
ig. Die Wärterin ſtellt die gemeine gewiſſenloſe Selbſt-
cht des Weibes vor. Tybalt, zur Seite der Gräfin Ca-
let, ihr Neffe, iſt roh, zänkiſch und raufluſtig, blind eifernd,
ll jähzornigen Ungeſtüms. Die Diener des Hauſes, Sam-
n, Gregor und Peter ſind wortreicher, aber feiger als die
edienten bei den Montagues. Wie dieſe ſind ſie für die
eiwillige und unfreiwillige Komik beſorgt.

Zwiſchen den beiden Adelsfamilien bewegt ſich das Paar
omeo und Julia. Strahlend in vollendeter Schönheit, welche
e jugendlich blühenden Geſtalten als Glorienlicht umfließt,
nd die bräutlich Liebenden ſich auch geiſtig ebenbürtig, das
ine des Anderen unbedingt würdig. Zwei edle Naturen,
ngebildet in höfiſcher Sitte, geſund und rein im innerſten
ern, jede das beſſere Selbſt der anderen, erglühen ſie von
nem Feuer, durch welches die Gottheit die zuſammen-
hörigen Herzen verſchmilzt, und welches das Herrlichſte
Charakter des Jünglings zur kraftvollen Männlichkeit,
s Zarteſte im Weſen der Jungfrau zur opferfähigen
Weiblichkeit erblühen läßt, wie mit Zaubergewalt in dem
cht einer höheren Sonne. Nachdem die für einander ge-
haffenen Menſchenweſen ſich gefunden, fliegen ſie vereint den
ternen zu, ſchweben ſie, dem gemeinen Daſein entrückt,
inen Förmlichkeiten enthoben, von ſeinen Armſeligkeiten un-
rührbar, dem Tode ſelbſt Trotz bietend, nach den Eilanden
r Seligen, um aus Haß, Leid und bitterer Noth zur Un-
rblichkeit der Dichter einzugehen.

Der Hintergrund meiner Bühne, gebaut aus Lorbeern-
nd Cypreſſenſchatten, iſt ein wenig erhöht. Gegen die Ca-
uletti wendet ſich, würdevoll hereintretend, Escalus, Fürſt
on Verona. Das Grundgeſetz der bürgerlichen Ordnung
bt durch ihn: „Einigen Gnade, einigen das Gericht!“

Die Montecchi tröstet Bruder Lorenzo, den der Fürst selber ehrt als „heiligen Mann". Durch diesen, welcher dem Haß die siegende Liebe gegenüberstellt, waltet das Grundgesetz der sittlichen Ordnung. Dessen Spur und Vorahnung erschaut der tiefere Blick des Weisen schon in der Welt des Natürlichen.

„Nichts so Schlechtes lebt auf dieser Erde,
Daß ihr nicht eigens Gutes dadurch werde;
Und nichts so Gutes, das, wenn schlecht verwendet,
Nicht schädlich wirkte, seinen Ursprung schändet' . . .
Zwei herb entzweite Triebe walten grade
In Menschen wie in Pflanzen: Grimm und Gnade!
Und wo der schlimmre kommt zur Herrschgewalt,
Zerstört der Todeswurm das Ganze bald".

Im Gefolge des Fürsten sticht die Person seines Verwandten, des Grafen Paris hervor. Eine aristokratische Puppe, ein Mensch von geist- und gemüthloser Denkungsart, bietet er für das heilige Gut der Liebe Geld und Weltstellung.

Ich habe die Hauptpersonen, wie die Dichtung sie braucht, gruppirt um die beiden Helden der Tragödie. Der Prosamenschen soll auch nicht vergessen sein. Es sind die hungrigen Musikanten, die blöden Zuschauer, die Tagediebe, welche über die Streitigkeiten der Großen kannegießern und bei Gelegenheit sich in die Bedientenhändel mischen. Sie liefern den Untergrund der Poesie, stellen die rauchigen Schatten neben die ätherischen Lichter.

Wie müssen sich nun die Gruppen regen, damit ihre Bewegungen den Centralbegriff, der, wie Goethe sagt, in das Ganze gelegt ist, damit sie die künstlerische Idee durch ein lebendes und lebendiges Bild zur Verkörperung bringen? Die Worte, welche die Personen sprechen, vermögen die unsichtbare Einheit, von der sie getrieben sind, nur bruchstückartig wiederzugeben; gesprochene Bilder drücken die Harmonie des Ganzen, die Ideenkraft nur individuell gefärbt, nach dem Gesichtswinkel des beschränkten Einzelwesens aus. Drum

hör' ich nicht auf Einen Mann und Einen Zeugen bloß. Auch dem Idealcharakter haften ja Schwächen an, wie Romeo, bevor er seine Julia kennt, an sentimentaler, thränensüchtiger Wankelmüthigkeit kränkelt, wie Romeo und Julia von sinnlicher Ueberhast, von maßloser Leidenschaftlichkeit heimgesucht werden. Umgekehrt finden sich an den schwarz gemalten Gestalten doch auch bessere Striche. Der wilde Tybalt will nicht von der Ehre lassen, wenn gleich deren Begriff in ihm studentenhaft gefälscht ist. Sogar die sittenlose Wärterin kennt eine hündische Anhänglichkeit an ihre Herrschaft.

Welches denn ist der künstlerische, besser der künstlerisch-sittliche Einheitsgedanke, die ästhetische Form des Liebes-, Todes- und Siegesspiels, das unsere Phantasiegestalten beginnen?

Man hat mich einmal belehrt: „Die Grundidee von ‚Romeo und Julia' ist die Lebensansicht des Jünglings, aber innerhalb der tragischen Weltanschauung abgebildet. Dem Jünglinge dreht sich das Dasein noch ganz um die bräutliche Liebe: sein jugendlich kühnes Streben, sich die Welt zu eröffnen und einen Platz in ihr zu erobern, concentrirt sich ihm um den Besitz des geliebten Weibes. Von der Phantasie mit allen Gaben des Himmels ausgeschmückt, ist ihm die Geliebte die lebendige Einheit des ganzen Daseins, das Symbol und die Personifikation aller Glückseligkeit; ihr Besitz, ihr Verlust ist ihm gleichbedeutend mit Leben oder Tod. (Und wie dem Jünglinge sie der Mittelpunkt alles thätigen Ringens und Streitens ist, so lebt er als einziger Sehnsuchtsgedanke in dem Hoffen und Harren des Mädchens.) Die Form aber, in welcher die Liebe sich darstellt, ihr Wesen aufgefaßt und ihr Pathos durchlebt wird, ist nicht nur das bezeichnendste Merkmal für den Charakter des Einzelnen, sondern ein prägnanter Ausdruck des Zeit- und Nationalcharakters ganzer Völker und Culturperioden. Romeo's und Juliens Liebe ist das poetische Abbild jener Auffassung, welche dem das neuere Europa und insbesondere das Mittelalter beherrschenden,

schweigenden Gestalten sich gruppiren, die soeben aus den Lorbeerbüschen auf ein weites Oval im Garten Giusti heraustreten. Rechts stellen sich die Montagues mit ihrem Gefolge, links die Capulets. Die Haltung der Personen verräth den Charakter einer jeden, und wissen sollen sie mich lassen, welchem Endpunkte sich das Schicksal aller zubewegt, von dem ein jedes unbewußt seinen Antheil im eigenen Herzen trägt.

Rechts, bei den Montagues, ist der Haß, dessen erste Veranlassung niemand mehr kennt, unverhohlen; er glüht aber innerhalb bestimmter Maßgrenzen. Man hat hier ein tieferes Gefühl und ein reineres Bewußtsein vom guten Rechte. Graf Montague, dessen Groll mehr klagende Worte zeitigt als Entschlüsse zu Thaten, wird bald verwittwet sein; seine Gemahlin drückt der Gram um des einzigen Sohnes Verhängniß in das Grab. Mercutio und Benvolio, des letztern Freunde, halten treu zum Hause: jener ist spottlustig, in heiterem Leichtsinne streitliebend, humorvoll bei aller Rücksichtslosigkeit; dieser sucht die Sache seiner Freunde durch Besonnenheit und wohlwollende Festigkeit zum Siege zu führen. Balthasar und Abraham, die Diener im Hause Montecchi, wissen gut, was sie sich und ihren Herren schulden.

Auf der linken Seite ist der Haß blinder, leidenschaftlicher, stürmischer. Der alte Capulet gefällt sich in prahlenden Redensarten, freut sich der Passionen einer leichtfertigen Jugend, schwärmt, ernster Thätigkeit unfähig, für Tafelvergnügen und verschwenderische Feste. Die Gräfin ist kalt, hochmüthig und rachsüchtig; zur Förderung ihrer Zwecke würde sie weder Gift noch Dolch scheuen. Gegen ihr einziges Kind, das ihnen eine bloße Ziffer ist in ihrer eigensüchtigen Lebensrechnung, sind die Eltern fühllos bis zur Grausamkeit. Die Erziehung des Mädchens ist beeinflußt von der Amme, deren plumper Leibesumfang zeigt, daß die Seele keiner niedrigen Kunst fremd ist. Wie sie der Mutter sich unentbehrlich zu machen gewußt hat, so sucht die eitle,

Romeo's und Juliens Doppelselbstmord ist sittlich eine Unthat. Im Sinne des Dichters muß derselben eine andere als die fatalistisch-sentimentale Bedeutung zukommen, welche den Werth, die Kraft und den Muth der freien Persönlichkeit in sehr zweifelhafter Beleuchtung zeigen würde.

Ich denke, der Idee der Tragödie kommen wir näher, wenn wir das Werk als großartig dramatisirte Frage fassen. Eine Frage hat dem Dichter die Unruhe in die Seele geworfen. Der Genius kann nicht zum Frieden kommen, bis er die Antwort gefunden, bis sie ihm erklungen ist aus jenen Räumen, wo die Ideale wohnen in mangelloser Harmonie. Die Frage verästelt sich und lautet:

Was ist die Kraft der Liebe wider ihren Gegensatz und wider all' die Hemmnisse, welche das Gegenspiel bereitet durch die Fälschung des menschlichen Empfindens, durch die Zerrüttung der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse? Was ist das Recht der Liebe im Widerstreite mit den sittlichen Mächten, wie diese sich in der Familie, dem öffentlichen Gemeinwesen, dem staatlichen und kirchlich-religiösen Organismus Gestalt geben? Was ist die Pflicht — und die Strafe — der Liebe, die mit der Treue gegen ihren heiligen Bund die Ehrfurcht gegen die sittlichen Satzungen zu vereinigen hat? Welches endlich ist die Bewährung, die siegende Selbstbezeugung der Liebe, die, als echte, dem Ewigen entstammt?

Auf diese Fragen hat der Genius die Antwort gesucht unter dem Himmel von Italien', will sagen: 'indem er die glühende Sprecherin aller Liebe, die bräutliche Empfindung, mit der Blume der Romantik in der Hand, unter den Sinnbildschatten von Myrthen, Lorbeern und Cypressen auftreten läßt — in Altverona.

Die Handlung schreitet rasch voran, und die Folgen aus den Thaten sind die Antworten auf die Fragen.

Der Haß läßt sich zuerst vernehmen in rohen Schelt- und Streitworten der Diener beider Adelshäuser. Daneben

Die Montecchi tröstet Bruder Lorenzo, den der Fürst selber ehrt als „heiligen Mann“. Durch diesen, welcher dem Haß die siegende Liebe gegenüberstellt, waltet das Grundgesetz der sittlichen Ordnung. Dessen Spur und Vorahnung erschaut der tiefere Blick des Weisen schon in der Welt des Natürlichen.

„Nichts so Schlechtes lebt auf dieser Erde,
Daß ihr nicht eigens Gutes dadurch werde;
Und nichts so Gutes, das, wenn schlecht verwendet,
Nicht schädlich wirkte, seinen Ursprung schändet' . . .
Zwei herb entzweite Triebe walten grade
In Menschen wie in Pflanzen: Grimm und Gnade!
Und wo der schlimmre kommt zur Herrschgewalt,
Zerstört der Todeswurm das Ganze bald“.

Im Gefolge des Fürsten sticht die Person seines Verwandten, des Grafen Paris hervor. Eine aristokratische Puppe, ein Mensch von geist- und gemüthloser Denkungsart, bietet er für das heilige Gut der Liebe Geld und Weltstellung.

Ich habe die Hauptpersonen, wie die Dichtung sie braucht, gruppirt um die beiden Helden der Tragödie. Der Prosamenschen soll auch nicht vergessen sein. Es sind die hungrigen Musikanten, die blöden Zuschauer, die Tagediebe, welche über die Streitigkeiten der Großen kannegießern und bei Gelegenheit sich in die Bedientenhändel mischen. Sie liefern den Untergrund der Poesie, stellen die rauchigen Schatten neben die ätherischen Lichter.

Wie müssen sich nun die Gruppen regen, damit ihre Bewegungen den Centralbegriff, der, wie Goethe sagt, in das Ganze gelegt ist, damit sie die künstlerische Idee durch ein lebendes und lebendiges Bild zur Verkörperung bringen? Die Worte, welche die Personen sprechen, vermögen die unsichtbare Einheit, von der sie getrieben sind, nur bruchstückartig wiederzugeben; gesprochene Bilder drücken die Harmonie des Ganzen, die Ideenkraft nur individuell gefärbt, nach dem Gesichtswinkel des beschränkten Einzelwesens aus. Drum

hör' ich nicht auf Einen Mann und Einen Zeugen bloß. Auch dem Idealcharakter haften ja Schwächen an, wie Romeo, bevor er seine Julia kennt, an sentimentaler, thränensüchtiger Wankelmüthigkeit kränkelt, wie Romeo und Julia von sinnlicher Ueberhast, von maßloser Leidenschaftlichkeit heimgesucht werden. Umgekehrt finden sich an den schwarz gemalten Gestalten doch auch bessere Striche. Der wilde Tybalt will nicht von der Ehre lassen, wenn gleich deren Begriff in ihm studentenhaft gefälscht ist. Sogar die sittenlose Wärterin kennt eine hündische Anhänglichkeit an ihre Herrschaft.

Welches denn ist der künstlerische, besser der künstlerisch-sittliche Einheitsgedanke, die ästhetische Form des Liebes-, Todes- und Siegesspiels, das unsere Phantasiegestalten beginnen?

Man hat mich einmal belehrt: „Die Grundidee von ‚Romeo und Julia' ist die Lebensansicht des Jünglings, aber innerhalb der tragischen Weltanschauung abgebildet. Dem Jünglinge dreht sich das Dasein noch ganz um die bräutliche Liebe: sein jugendlich kühnes Streben, sich die Welt zu eröffnen und einen Platz in ihr zu erobern, concentrirt sich ihm um den Besitz des geliebten Weibes. Von der Phantasie mit allen Gaben des Himmels ausgeschmückt, ist ihm die Geliebte die lebendige Einheit des ganzen Daseins, das Symbol und die Personifikation aller Glückseligkeit; ihr Besitz, ihr Verlust ist ihm gleichbedeutend mit Leben oder Tod. (Und wie dem Jünglinge sie der Mittelpunkt alles thätigen Ringens und Streitens ist, so lebt er als einziger Sehnsuchtsgedanke in dem Hoffen und Harren des Mädchens.) Die Form aber, in welcher die Liebe sich darstellt, ihr Wesen aufgefaßt und ihr Pathos durchlebt wird, ist nicht nur das bezeichnendste Merkmal für den Charakter des Einzelnen, sondern ein prägnanter Ausdruck des Zeit- und Nationalcharakters ganzer Völker und Culturperioden. Romeo's und Juliens Liebe ist das poetische Abbild jener Auffassung, welche dem das neuere Europa und insbesondere das Mittelalter beherrschenden,

dem germanischen Volksgeist eigenthümlich war: sie ist
romantische Form, der romantische Begriff der Li
In dem erhabenen Eigensinn, der das ganze Leben an
Einigung mit der Einen, mit dem Einen setzt, als wenn
gar nichts Großes, Schönes, Liebenswürdiges weiter in
Welt gäbe, spricht sich jene unendliche Würde und Bedeut
aus, welche die moderne Weltanschauung, im Gegensatze z
Alterthum, der einzelnen Persönlichkeit, dem Menschen in sei
Individualität beilegt Das Wahre und Ewige dieser A
fassung im tragischen Kampfe mit der Schwäche, Beschrän
heit und Einseitigkeit des menschlichen Wesens, aber auch
tragischen Siege über alle feindlichen Gewalten zur Anschau
zu bringen, das ist der Sinn, der ideale Gehalt des Sh
speare'schen Stückes, welches anerkanntermaßen zu den größ
Meisterwerken der dramatischen Kunst gehört".

Ich liebe den Schriftsteller,[1]) der also redet; er ist
ernster Mann, und als ich zu Halle an der Saale wei
war er für mich die besorgte Menschenfreundlichkeit. H
aber haben die Worte des nun Entschlafenen mit akademisc
Schattenhaftigkeit weit ausgeholt, und bei allem W
wollen für ‚Romeo und Julia' lassen sie doch einen Hau
punkt unerklärt.

Am oberen Ende der Längsachse, welche mein Bühn
oval im Garten Giusti theilt, blickt auf hohem Sockel
Steinbild aus dem frühlingsgrünen Laubwerk. Es ist Ve
Urania. Der Marmor weckt mir die Frage: ‚Romeo
Julia', die wunderbare Schönheitstragödie, soll sie d
nichts anderes dürfen, als den Altar der alten Göttin mit
duftigsten Kränzen der Romantik umwinden? Soll die christl
germanische Poesie nichts weiter als die Aufgabe lösen,
tragischen Höhepunkt der stärksten Leidenschaft dort und dad
zu offenbaren, daß und wo die Liebenden sich festlich schmü
am Altar einer unerbittlichen Gottheit — als eigenwillige Op

---

1) Ulrici, Shakespeares dramatische Kunst. 3. Aufl. II, 27

Romeo's und Juliens Doppelselbstmord ist sittlich eine Unthat. Im Sinne des Dichters muß derselben eine andere als die fatalistisch-sentimentale Bedeutung zukommen, welche den Werth, die Kraft und den Muth der freien Persönlichkeit in sehr zweifelhafter Beleuchtung zeigen würde.

Ich denke, der Idee der Tragödie kommen wir näher, wenn wir das Werk als großartig dramatisirte Frage fassen. Eine Frage hat dem Dichter die Unruhe in die Seele geworfen. Der Genius kann nicht zum Frieden kommen, bis er die Antwort gefunden, bis sie ihm erklungen ist aus jenen Räumen, wo die Ideale wohnen in mangelloser Harmonie. Die Frage verästelt sich und lautet:

Was ist die Kraft der Liebe wider ihren Gegensatz und wider all' die Hemmnisse, welche das Gegenspiel bereitet durch die Fälschung des menschlichen Empfindens, durch die Zerrüttung der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse? Was ist das Recht der Liebe im Widerstreite mit den sittlichen Mächten, wie diese sich in der Familie, dem öffentlichen Gemeinwesen, dem staatlichen und kirchlich-religiösen Organismus Gestalt geben? Was ist die Pflicht — und die Strafe — der Liebe, die mit der Treue gegen ihren heiligen Bund die Ehrfurcht gegen die sittlichen Satzungen zu vereinigen hat? Welches endlich ist die Bewährung, die siegende Selbstbezeugung der Liebe, die, als echte, dem Ewigen entstammt?

Auf diese Fragen hat der Genius die Antwort gesucht unter dem Himmel von Italien, will sagen: indem er die glühende Sprecherin aller Liebe, die bräutliche Empfindung, mit der Blume der Romantik in der Hand, unter den Sinnbildschatten von Myrthen, Lorbeern und Cypressen auftreten läßt — in Altverona.

Die Handlung schreitet rasch voran, und die Folgen aus den Thaten sind die Antworten auf die Fragen.

Der Haß läßt sich zuerst vernehmen in rohen Schelt- und Streitworten der Diener beider Adelshäuser. Daneben

seufzt die falsche Liebe, Romeo's Mondscheinschwärmerei für Rosalinden. Die hohle Förmlichkeit, Paris' Werbung und Capulet's schnöder Handel mit seinem Kinde, zeigen das Scheinbild der Liebe von anderer Seite. Die Sinnlichkeit der Wärterin und die Herzlosigkeit, die Selbst- und Ehrsucht der Mutter Julia's drehen das Lügenbild weiter herum. Mercutio spottet mit einem Anfluge von Blasirtheit über alle Liebe, während Romeo, mit den Freunden auf dem Gang zum Maskenfeste bei den Capuletti, mit prophetischem Gemüthe die beseligende Macht, das alles fordernde und alles opfernde Glück der echten Liebe erahnt. Blitzartig ergießt sie sich in ihre beiden Gefäße, die Herzen Romeo's und Julia's. Gleichzeitig lohet in Tybalt der Haß, von wildem Stolze geschürt, in Flammen auf. — Soweit der erste Akt.

Während die wahre Liebe die Seelen in ihrem innersten Grund umschafft, ihr Wesen und ihre Worte verklärt, will Bruder Lorenzo das Grundgesetz des All's „Grimm und Gnade“ finden. Die Kirche, gebaut auf und aus Liebe, verkündigt sie als die Allsiegerin und Allversöhnerin. Spöttelei (Mercutio) und selbst Kuppelei (die Wärterin) vermögen die bräutliche Liebe, wenn sie der Einen ein Theil ist, nicht zu beflecken. Sogar ein stürmisches Uebermaß gefährdet nicht die Liebe, wenn auch nicht die Liebenden. Drum, daß der Sitte heilige Schranke schützen möge das himmlische Feuer, welches auf der kalten, dunklen Erde brennen muß, verbindet „Priestersegen Zwei in Eins“. — Damit schließt der zweite Akt.

Benvolio, den Fortschritt der Handlung verzögernd, indem er die Händelsucht Mercutio's zügeln und den unheimlich flammenden Zorn Tybalts dämpfen will, ist außer Stand zu hindern, daß letzterer den ersteren erschlägt, und daß der Mörder durch Romeo fällt. Haß wird durch größeren gefällt, und der Liebe Muth obsiegt dem größten. Fürst Escalus, die bürgerliche Ordnung, bannet Romeo;

„Wo sind die Feinde? Capulet! Montague!
Seht, welch' ein Fluch auf eurem Hasse ruht:
Der Himmel findet Mittel, euer Glück
Zu tödten durch die Liebe . . . .
Alle büßen!
Es bringt uns dieser Morgen düstern Frieden,
Die Sonne birgt vor Gram ihr Angesicht."

Die Form der Composition von ‚Romeo und Julia', deren Einzelheiten bis zur letzten herab feinsinnig und mit vollendeter Kunst begründet sind, oft in ganz unscheinbaren Zügen, ist die Idee der Tragödie. Wie gibt sie Antwort auf die Fragen nach der Kraft, nach Recht und Pflicht, Bewährung und Sieg der Liebe?

Unterscheiden wir das Körperliche und Seelische des Stückes, seine physische von der moralischen Seite! Zunächst ist die Liebe dargestellt als eine Naturgewalt, der alles unterthänig. Wie die Schönheit eine Naturform, so bedeutet die Liebe eine Naturmacht.[1]) Die Schönheit in der todten Welt ist ihr schweigender Widerschein; in der Welt des Lebens bildet die jeweils niedrige Stufe die Vorbedingung und Vorahnung der nächsthöheren. Der strahlende Sammelpunkt, in welchem Achtung, Hochschätzung, Freundschaft, Ehrfurcht, Bewunderung, Begeisterung, Verlangen, Sehnsucht, jeder Liebe Leuchten, sich einigen, das ist die bräutliche Liebe. Die

1) Aus den zahllosen Gedanken über diesen Gegenstand sei der schönsten einer hergesetzt:

„Was rings um Dich Dir Deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt,
Was oben, dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Aethers, was sich hier im Würmchen regt;
Was in der Welle spielt und in den Zweigen
Der Fichte rauscht, was Dir im Herzen schlägt:
Was Dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudetrunken, himmlisch glänzt, ist Liebe".

Nach Herder.

grünen Augen“ des zweiten Werbers, und gibt schan
losen, empörenden Zuspruch. Julia, deren Gatte auf Erde
deren Treue im Himmel ist, sagt sich von allem Erdentro
los; sie will, unter dem Vorwande, bei Lorenzo durch d
Beichte Erleichterung zu suchen, sich und ihr Loos unir
scher Erleuchtung übergeben. Böte sich kein Hoffnungsster
dann bliebe der Wehrlosen immer noch „die Macht zu sterben
Soweit hat der dritte Aufzug die Schicksalsentwicklu
geführt. Paris wendet sich auch an Lorenzo. Der Vertre
der Kirche erklärt kühl und höflich:

„Ihr sagt, Ihr kennet nicht des Fräuleins Sinn — —
Das ist ung'rade Bahn, die mag ich nicht“.

Der Gattenliebe dagegen sucht Lorenzo zu dienen
einem allerdings gewagten Mittel. Julia soll einen Schl
trunk nehmen, der sie für zweiundvierzig Stunden „z
Scheinbild des verschrumpften Todes“ machen wird. N
dem Erwachen dann in der Gruftkapelle der Capuletti s
der verbannte Romeo zur Hand sein und die Gemahlin
der Schmach einer Doppelheirath in Sicherheit bring
Für letztere rüstet man in Küche und Keller alles zu b
Grafen Capulet, unter dessen höchst eigener Anleitung. Jul
deren Flehen keinen Aufschub gewinnen kann, fügt sich schein
der kommenden Ceremonie. „Was sein muß, wird sein
Im Hochzeitsgewande nimmt sie, nicht ohne Seelenkampf, d
geheimnißvollen Trank. Die Eltern, welche die Nacht
eitler Geschäftigkeit verbrachten — die Gräfin hält d
Grafen zwischendurch seine früheren sträflichen Liebhabere
vor, ein Zeichen, wie sich die beiden ehedem auf die G
bereitet haben. — werden am Morgen durch die Kunde v
dem Tode der Tochter aus ihrer Verblendung geschre
Lorenzo läßt die vermeintliche Leiche zur Gruft bring
während sonst alles rathlos ist, Paris gedrechselte Lieb
klagen, die Gräfin gellende Jammertöne, der Graf, ne
solchen, das Bedauern von sich gibt, daß nun „der Hochzei
jubel zur Trauermesse wird“. — Ende des vierten Akt

Begriff des Tragischen. Er ist eine Einheit aus Müssen und Dürfen. Das Ideal, die harmonische Vollendung anschauen dürfen in einem Theil und erkennen müssen, daß die Herrlichkeit, wie von unsichtbarer Schuld zurückgebannt, als Ganzes nicht in die Erscheinung treten kann: das ist tragisch für die Phantasie wie für die Empfindung. Die Wahrnehmung des Mißverhältnisses, des Gegensatzes zwischen Seinsollen und Wirklichkeit, und dabei das Bewußtsein, daß es dem Geiste nur in einer dem Sollen genügenden Wohnstätte wohl sein mag, daß er nur in dem Reiche reiner Formen er selber ist, heimisch, frei, jeder Beengung enthoben, seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen gewiß: Das zeuget das Gefühl des Tragischen. Es ist gemischt aus Wehen und Wonnen, aus dem Wehe des Müssens und aus der Wonne des Dürfens. Ersteres ist ein Anstoßen an die Schranke des Nichtigen, letztere das Hinausfliegen in die Freiheit und Unermeßlichkeit des Verklärten. Darum ist alles Tragische, nicht jedes Tragödienmäßige, von selbst erhaben und erhebend.

Und das Erhabene ist die ergänzende Verheißung bei der nur stückweise möglichen Eroberung der Unendlichkeit, wenn der Geist seine Sehnsuchtsfragen stellt. Die Seele bebt, wenn ein Großes vor ihr aufgeht; ein Schauern, „der Menschheit bestes Theil", durchweht den Seelengrund, wenn die Größe zur Erhabenheit heranwächst; überschwengliche Ehrfurcht füllt das Gemüth, wenn das Erhabene sichtbar wird als der Saum des Kleides, welches die Majestät des Ewigen enthüllt und verhüllt. Bedauern und Leid zagen darob, daß das Höchste nur einen Augenblick, nur aus himmelweiten Fernen, nur in matten Bildern, nur in zerbrechlichen Formen, wie von lastenden Fesseln behindert, sich hat schauen lassen. Aber die Trauer, der Erstlingstropfen des tragischen Gefühles, verflüchtigt sich an der Sonne der idealen Anschauung, die höher und heller emporsteigt vom Großen zum Größten. Vor dem Unaussprechlichen fluthet lautere Wonne, strömt

wachende zu berathen. Hastig macht er sie mit dem G
setzlichen bekannt: „Eine Macht, größer, als daß sie un
Widerspruch dulden könnte, hat unsere Pläne durchkreu
Julia, halb betäubt noch von dem Kräutertrank, reißt
zu wahnsinnigem Entschluß auf. Statt Lorenzo zu fol
der sich vor nahendem Geräusche zurückzieht, statt „bei e
Schwesternschaft von frommen Nonnen“ sich verbergen
lassen, stürzt sich die verzweifelnde Wittwe —

„Jetzt wag' ich alles ohne Furcht und Zweifel,
Des süßen Gatten reines Weib zu bleiben!“ —

auf den todten Mann, küßt seine noch warmen, vom G
feuchten Lippen und stößt sich den herabgefallenen Dolch
die Brust.

Paris' Page hat Lärm geschlagen, nachdem er
Zweikampf seines Grafen mit Romeo gesehen. Alles he
und findet sich vor der erbrochenen Gruft der Capul
welche die Lösung des furchtbaren Räthsels in herzzerrei
dem Anblick und zugleich in schauerlicher Schönheit ze
Der Fürst und zahlreiches Gefolge, die Friedhofwächter,
feindlichen Familien, ihre Dienerschaft, hören schweigend
Bericht von Bruder Lorenzo, der als Gefangener her
gebracht wird. Sein Geständniß endigt mit den Wort

„Ist etwas an dem Unglücksloos
Von mir verschuldet, laßt mein altes Leben
Die Sühne sein, die Stunde vor der Frist,
Nach härtesten Gesetzes Urtheilsspruch!“

Fürst Escalus will den Diener der Kirche, dessen
zählung von den Zeugen bestätigt wird, nicht richten;
klagt sich vielmehr selber zu großer Nachsicht an gegen
feindlichen Parteien, was ihm den Tod von zwei Verwant
gekostet, von Paris und Mercutio. Die vordem Entzwe
und jetzt schrecklichst Bestraften, die Montecchi und Capul
verbrüdern sich und wollen wechselweis die Bilder ih
Kinder, der Opfer ihres Hasses, in Gold verewigen.
Fürst schließt:

„Es stirbt im höchsten Sieg, wie Feuer und Pulver
Im Kusse sich verzehren“

sagt Bruder Lorenzo von dem Ungestüm der Freude, von dem Aufjauchzen der Liebe, welche die Gefäße sprengt, die sie fassen sollen.

Wenn Schönheit und Liebe, die Naturform und die Naturmacht, dorthin wieder verschwinden, von wo sie ausgegangen, sobald es die Reihenordnung der Jahre gebietet; wenn Schönheit und Liebe büßen wie für eine Urschuld, dafür nämlich, daß sie sich vom Ideale getrennt, der Heimath des Seinsollens entflohen und in der Fremde wandern gegangen; wenn Schönheit und Liebe die Strafe des Daseins bezahlen: da mag ihr Bewunderer trauern und in seinem Innersten erschauern ob des bestandlosen, leidvollen Wechsels. Aber unverweilt beginnt er lösenden, läuternden, erhebenden Trost zu fühlen, weil er sieht, daß nur das Gewand der Erscheinung nichtig und daß die Herrlichkeit des Wesens unvergänglich ist.

Woraus ersieht er dies? Das Urtheil der inneren Anschauung sagt es ihm, und jedermann stimmt dem Urtheile bei: Das Herrlichste hat Recht, nicht das Wirkliche! In seinem Hingange glänzt der Triumph des Herrlichsten; denn sein, des Ideales Walten bedeutet das Beglückende, das von jedem Geist Erschaute, von jedem Herz Ersehnte. So ist die flüchtigste Offenbarung des Ideales eine Offenbarung seines ewigen Rechtsgrundes; ein einmaliges Aufblitzen ist seine dauernde Selbstbezeugung; ein Hervortreten für den Augenblick ist seine unanfechtbare Selbstbewährung.

Dem vorstehenden Gedankenentwurfe fehlen zahlreiche Zwischenglieder. Wären alle eingefügt am gehörigen Orte, so würden sie in geschlossener Aufstellung zeigen: des Schönen Leid und Lust, seine Tragödie, ist ein Beweis dafür, daß, wie ein Inhaber der Ideen sein muß, der Geist des Ewigen, auch ein Bildner und Gebieter der Ideale sein muß, der Geist der Weisheit, die „lieblich waltet“.

Flüchtige Striche nur haben das Bild des Natürlichen

Stufenformen aber in ihrer Gesammtheit sind ein geheim
voller Schleier vor jener Macht, „die keinen Widers
duldet“, vor jener ewigen Sonne, die keinen Schatten k
vor ihr, der Allversöhnerin, kniet die glühende Anbe
Das Wesen der Liebe mithin ist begründet auf und ge
fertigt aus der Naturordnung, deren Ideal und Urbild,
ewige Seinsollen, im Geiste der Gottheit ruhet.

Wie denn aber erhebt sich die natürliche Liebe in
Gebiet des Tragischen?

Ein alter Denker, Anaximander aus Milet, hat
merkwürdigen Spruch: „Woraus die Dinge das We
schöpfen, eben dahin müssen sie hinwieder vergehen, wie
Billigkeit es gemäß ist; denn sie bezahlen Buße und S
des Unrechtes nach der Ordnung der Zeit“.

Ist es verboten, in diesem Räthselwort einen Vork
zu vernehmen zu der Lehre, die einer der größten
Philosophen verkündigt? Ich wünschte, eine ‚Philoso
des Römerbriefes‘ zu besitzen. Der Abschnitt über die N
(Röm. 8, 19—24) müßte sich um zwei Begriffe drehen,
die goldene Pforte zur Wahrheit um zwei stahlharte An
punkte. Der untere ist der Begriff der ‚Nichtigkeit‘ —
ταιότης — welcher das Geschaffene, seiner Wesenheit zun
— οὐχ ἑκοῦσα ἡ κτίσις —, unterthan ist. Der hö
Begriff ist die ‚Vollendung‘ — δόξα —, der alles entge
hofft. Ein Verhängniß, ein Etwas, wie Schuld- und Sü
pflicht für unvordenkliches Unrecht, liegt auf dem Endli
und es bekundet sich dies in der Nichtigkeit, Unzulänglich
Unfertigkeit alles Irdischen. Zugleich aber harret ein H
und Hehres hinter jedem Endlichen, das Ideal, welches
kleinsten Bruchstücke der Zersplitterungen durchglänzt.
Nichtigkeit ist der gehemmte, verkrüppelte, wesenswidrige
stand der Natur; die Herrlichkeit, das Ideal ist die
Natur, die freie Entschleierung, die mangellose Entfalt
ihres Wesens.

Auf dem vorstehenden Doppelgedanken erbaut sich

XXXIV.

Pauline von Mallinckrodt.[1])

Von Goethe stammt das bekannte, an Rath Schlosser gerichtete Bekenntniß: „Charaktere, die man wahrhaft hochachten kann, sind seltener geworden. Wahrhaft hochachten aber kann man nur, was sich nicht selbst sucht; ich muß gestehen, selbstlose Charaktere dieser Art in meinem Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntniß, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selbst ruhte, nicht abhing von der Zeit, ihrem Geist, ihrer Wissenschaft".

Ein Charakter solcher Art war die ihres unvergeßlichen Bruders würdige Schwester Pauline von Mallinckrodt, deren Wesen und Wirken in dem vorliegenden Lebensbilde von A. Hüffer ebenso schön als treu gezeichnet wird. Die Stifterin und Generaloberin der Genossenschaft der Schwestern christlicher Liebe hat es in der That verdient, daß ihr Leben, ein Leben heroischer Hingebung und Thatkraft, in dem sich zugleich ein bewegliches Stück Kirchen- und Sittengeschichte abspiegelt, dem deutschen Volke in ausführlicher Erzählung vorgeführt werde. Die biographische Aufgabe konnte aber keinen bessern Händen anvertraut werden, als denjenigen des Ver-

---

1) Pauline von Mallinckrodt, Stifterin und Generaloberin der Congregation der Schwestern der christlichen Liebe. Ein Lebensbild von Alfred Hüffer. Münster, Aschendorff, 1892.

überseliges Hoffen aus der Seelentiefe. „Das Unerforschliche ruhig zu verehren", hält selbst Goethe für die höchste Aufgabe des Menschen. Und Leibniz, dessen Geist ebenso durchsichtig als umfassend ist, hat mit der Einfachheit, die Gepräge des Genie's bedeutet, erklärt: der Endzweck aller Wissenschaft ist, „die Frömmigkeit zu ehren und uns zu Gott zu erheben".

Hat nicht auch Aristoteles solcherlei gemeint mit seiner tiefsinnigen, vielumstrittenen Lehre von der „Reinigung der Leidenschaften" durch die Tragödie? Ist die κάθαρσις τῶν παθημάτων nicht die Vorbedingung einer wortlosen Andacht zu dem Einzigen, dessen Lebensspur im Kleinsten und dessen Walten im Wechsel des Kleinsten sich offenbart? Ist sie im Grund etwas anderes als die Bewirkung jener Ehrfurcht vor dem Höchsten, in welcher alle Seelenstimmungen geläutert, alle Gemüthsbewegungen verklärt sind? Der Dichter der Gegenwart behauptet dies in einer seiner guten Stunden.[1])

Tragisch ist alles Vergängliche auf dem Hintergrunde der Unvergänglichkeit, alles Dürfen (Können und Sollen) innerhalb der Schranken des Müssens. Die äußerliche Größe der Erscheinung und der That kommt hiebei nicht, jedenfalls nicht an erster Stelle in Betracht. Tragisch ist die Lerche der Jagdanekdote, die erdentrückte Sängerin, welche, mitten im Liedesjubel geschossen, die wonnigsten Töne dreißig Sekunden lang aushält und, nachdem die letzte Blutwelle durch das kleine Herz gezittert, langsam aus der blauen Höhe sinkt.

Tragisch im höchsten Sinn ist die Schönheit und die Liebe. Schönheit ist das Farbenband, in welchem der Eine Strahl der Einen Sonne, die aller Wesen Sehnsuchtsquelle ist, zerlegt, wechselnd, gebrochen erglänzt; Liebe nenn' ich das Entzücken des innersten Seelenwesens, wenn die Schönheit darin eintaucht.

---

1) Paul Heyse. Merlin I, 263 f.

ald nach dem Empfang der Firmung (1835) den Entschluß
aßte, allen ehelichen Verbindungen zu entsagen; an Luise
Hensel aber schrieb sie später voll Dankbarkeit: „Sind Sie
es doch, die den Keim alles Glückes in meine Seele nieder-
gelegt haben!“ L. Hensel blieb auch lebenslang die Freundin
und Vertraute, die sie von allen Plänen und Wechselfällen
hres Lebens unterrichtete, und es fügte sich nachmals gar
schön, daß sie der Dichterin in ihren alten Tagen Unterkunft
und Pflege in dem von ihr gestifteten Kloster bieten konnte.

Fortan bildet der Klostergedanke „den festen Mittel-
punkt, um den sich ihre ganze innere Entwicklung dreht“.
Aber die Art und Form, in der dieser Gedanke zur Ver-
wirklichung gelangte, ging weit über ihr Ahnen und Träumen.
Aus ganz unscheinbaren Anfängen, aus der Pflege einiger
blinder Kinder zu Paderborn, wohin Pauline mit ihrem
Vater nach dessen Quiescirung gezogen war, entwickelte sich
gegen ihre Absicht eine neue Genossenschaft, erwuchs all-
mählig, unter sichtbar providentieller Fügung und Führung,
die Congregation der Schwestern der christlichen
Liebe, welche im Frühling 1849 Leben und Gestalt gewann
und unter Paulinens Leitung bald einen so ungeahnten Auf-
schwung nehmen sollte, daß sie in der alten und neuen Welt
Wurzel fassen konnte. Pauline selbst äußerte später: „Wenn
ich jetzt so auf mein Leben zurückblicke, so kann ich die
wunderbare Fügung Gottes nicht genug bewundern. Diesen
Entschluß hat Gott von mir haben wollen. Er hatte mich
dazu auf Wegen geleitet, von denen ich nicht entfernt ahnte,
daß sie dahin führen würden. Und alle diese Wege, auf
denen ich mit aufrichtigem Herzen gegen Gott ganz etwas
Anderes erreichen wollte, als das Ziel, das er im Auge
hatte, dienten nur dazu, mich zur Ausführung dessen, was
Er von mir wollte, zu befähigen. Der Mensch denkt, Gott
lenkt“.

Die eigentliche Gründung der Congregation erfolgte
unter dem Segen des Diöcesanbischofs am 4. November

an der Tragödie ‚Romeo und Julia‘ gezeichnet. speare's eigenes Gedankenspiel mag als Unterschrift dem Bilde stehen. Sie lautet:

„Wie Wellen zu dem Felsgestad, so schwellen
Der Zeit Minuten ihrem Ende zu;
Es weicht die eine vor der andern Schnellen,
Und alle hasten vorwärts ohne Ruh.

„Was in dem Lichte sacht und sanft erglommen,
Wächst mählig auf zum vollen, vollsten Licht,
Bis neidisch der Umdunklung Schatten kommen,
Und, was sie selbst gab, stumm die Zeit zerbricht.

„Die Jugendblüthe siehst du sie zerpflücken,
Mit Riß und Runzeln schmähn der Schönheit Bau,
Sich nähren von der Schöpfung Meisterstücken
Und alles mähen von des Lebens Au.

„Der Schönheit Seele doch ist nicht entflogen
Ihr Geist und Düften ist uns nicht entrafft:
Duft, Seele, Geist, als Essenz ausgezogen,
Ruhn in des Ideals krystall'ner Haft.

„Ihr raubt, was Lenz und Licht und Luft gewebt,
Kein Winter je: die Blume duftet — lebt“.[1])

(Schluß folgt.)

---

1) Die Verse sind nach dem 60. und 5. Sonett Shak (englische Reihenfolge). Die drei ersten Strophen sind fast übertragen; die vierte, sammt der schließenden Zweizei die Erweiterung des hübschen Gedankens.

XXXIV.

Pauline von Mallinckrodt.[1])

Von Goethe stammt das bekannte, an Rath Schlosser gerichtete Bekenntniß: „Charaktere, die man wahrhaft hochachten kann, sind seltener geworden. Wahrhaft hochachten aber kann man nur, was sich nicht selbst sucht; ich muß gestehen, selbstlose Charaktere dieser Art in meinem Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntniß, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selbst ruhte, nicht abhing von der Zeit, ihrem Geist, ihrer Wissenschaft".

Ein Charakter solcher Art war die ihres unvergeßlichen Bruders würdige Schwester Pauline von Mallinckrodt, deren Wesen und Wirken in dem vorliegenden Lebensbilde von A. Hüffer ebenso schön als treu gezeichnet wird. Die Stifterin und Generaloberin der Genossenschaft der Schwestern christlicher Liebe hat es in der That verdient, daß ihr Leben, ein Leben heroischer Hingebung und Thatkraft, in dem sich zugleich ein bewegliches Stück Kirchen- und Sittengeschichte abspiegelt, dem deutschen Volke in ausführlicher Erzählung vorgeführt werde. Die biographische Aufgabe konnte aber keinen bessern Händen anvertraut werden, als denjenigen des Ver-

---

1) Pauline von Mallinckrodt, Stifterin und Generaloberin der Congregation der Schwestern der christlichen Liebe. Ein Lebensbild von Alfred Hüffer. Münster, Aschendorff, 1892.

fassers, der zu der edlen Verstorbenen „in naher verwa
schaftlicher Beziehung gestanden hat und den bewegten We
ihres mit Freud und Leid so reich bedachten, an hel
müthiger Wirksamkeit christlicher Liebe so reich gesegn
Lebens in inniger Theilnahme und Bewunderung viele J
lang mit durchlebte". Bei aller Bewunderung beflei
sich der Biograph einer ruhigen und maßvollen Sachlic
in der Berichterstattung, und dazu stand ihm in der Chr
der Genossenschaft und andern Aufzeichnungen ein rei
und verlässiges Quellenmaterial zu Gebote, welches mit
schick und feinem Verständniß verwerthet ist.

Aachen und Paderborn waren die beiden Städte, w
in der Geschichte Paulinens von Mallinckrodt eine R
spielen, auf die Richtung ihres Lebensweges bestimmend
gewirkt haben. Geboren war sie (am 3. Juni 1817)
Minden, wo ihr Vater als Oberregierungsrath wirkte,
aber schon mit acht Jahren nach der alten Krönungs
Aachen. Pauline war das älteste der vier Geschwister,
der frühzeitige Tod der ausgezeichneten Mutter legte
häusliche Pflichten auf, welche das junge Gemüth mit E
erfüllten und ihr jene Gemüthsruhe aufprägten, welch
zeitlebens auszeichnete. Die Uebersiedlung nach Aa
wohin der Vater als Regierungspräsident versetzt wu
pries sie nachmals selbst als einen „Segen Gottes" für
seelische Entwicklung. Durch den Eintritt in die damal
hoher Blüthe stehende Töchterschule von St. Leonard
sie in enge Beziehung zu der Dichterin Luise Hensel, w
als Lehrerin an dieser Anstalt so überaus einflußreich w
und die jugendlichen Herzen mit Begeisterung erfüllte
Nachwirkung der tiefen Eindrücke, die Pauline hier empfan
„zieht sich wie ein rother Faden durch ihr ganzes Leb
Früh hatte sie ihr Herz Gott geweiht. Wann der erste K
zum klösterlichen Beruf in ihrer Seele aufgegangen,
natürlich nicht zu bestimmen; das gehört, wie alles Kei
zu den Geheimnissen des Lebens. Gewiß aber ist, daß

Fünfzehn Wochen weilte Pauline unter ihren chilenischen Kindern, und gleichwohl konnte den einzelnen Niederlassungen nur kurze Zeit gewidmet werden. Es war Samstag den 21. Februar 1880, als sie das südamerikanische Festland verließ, um wieder nordwärts, den Vereinigten Staaten zuzusteuern, wo sie ebenfalls, hier zum zweitenmal, ihre weitzerstreuten Töchterinstitute besuchte und alle mit der aufrichtenden Macht ihres Wortes und ihres ganzen liebevoll mütterlichen Wesens beglückte.

Am 19. August 1880 trat sie von New-York aus endlich die Heimreise an, und das so heldenmüthige Unternehmen, die Bereisung und Visitation des ungeheuren amerikanischen Arbeitsfeldes — wohl mit unsäglichen Beschwerden und dem Opfer der Gesundheit erkauft, in ihrem Verlaufe aber einem Triumphzuge gleich, in ihren Wirkungen hundertfältige Früchte tragend — war vollendet.

Pauline v. Mallinckrodt hatte eine Ahnung, daß ihr irdisches Tagewerk überhaupt der Vollendung nahe sei, denn kaum in der westfälischen Heimath angekommen, gönnte sie sich keine Ruhe, bis sie auch ihre Convente in Belgien, Böhmen und Oesterreich noch einmal heimgesucht hatte. Diese letzte Rundreise wurde beschlossen mit dem Besuch der noch übrigen beiden kleinen Filialen in Westfalen, Oschersleben und Höxter, wo sie inmitten ihrer Töchter und Kinder das Weihnachtsfest feierte. „Das war der Abschluß der letzten irdischen Pilgerfahrt, der die Reise in die himmlische Heimath nur zu bald folgen sollte“ (361). Schon vier Monate darnach, am 30. April 1881, beschloß die mütterlich treue Generaloberin ihr Leben, dessen ebenso würdiges Ende von einer ihrer geistlichen Schwestern schön und erbaulich geschildert wird.

Die Stiftung, die sie als zartes Pflänzchen eingesetzt, sah sie am Ausgang ihres wirkungsreichen Lebens zu einem Baume emporgewachsen, dessen Krone sich über zwei Welttheile ausbreitet, in beiden frisch und triebkräftig. Denn

1850 zu Paderborn. Im Beginn waren es ihrer vier Schwestern, sieben Jahre später war ihre Zahl auf 45 angewachsen, auf sechs Filialen vertheilt. 1862 zählte die Congregation 16 Häuser mit 168 Schwestern, denen 4000 Kinder anvertraut waren, zu Ende des Jahres 1870 bereits zwanzig Häuser mit 250 Schwestern in verschiedenen Theilen Deutschlands. Das waren die stillen Siege der christlichen Charitas in einer einzigen Congregation um die Zeit, als die deutschen Waffen die blutigen Siege auf den Feldern Frankreichs erfochten.

Dann aber brach jener unselige Kampf der Staatsgewalt gegen die Kirche aus, der wie ein Orkan wirkte, der mit der Leidenschaft des Hasses und der Rücksichtslosigkeit der brutalen Gewalt geführt, eine so himmelschreiende Verheerung im Bereich der herrlich gedeihenden kirchlichen und christlich socialen Schöpfungen angerichtet hat. Auch die Schöpfung Paulinens von Mallinckrodt wurde schwer davon betroffen. Es gewährt aber einen tröstlich erhebenden Anblick, wie gerade in den Stürmen dieser Verfolgung die Oberin so recht ihre sittliche Größe und besonnene Standhaftigkeit offenbart. Schlag auf Schlag folgten sich die Streiche, welche in den verschiedenen Landen ihre friedlichen Anstalten vernichteten. Oberin Pauline war immer und überall am Platze, wo eines ihrer Häuser bedroht war, und kein Mittel blieb unversucht zur Rettung, so lang noch ein Schimmer von Hoffnung blieb. Umsonst. Die verheerende Fluth des „Culturkampfes" nahm unaufhaltsam ihren Lauf, und es ist ergreifend zu lesen, wie eine blühende Anstalt nach der andern in Preußen hinweggefegt wurde.

Zu dem unsäglichen Leid kam nun für die Generaloberin zugleich die Sorge um die Zukunft der Verbannten, die Ausschau nach einem neuen Wirkungsfelde für die guten Schwestern. Und das Gottvertrauen, das die muthige Frau niemals verließ, wurde treulich belohnt. „Während wir — so meldet die Chronik des Mutterhauses im Juli 1873 — in Europa

die Wirkungskreise nach einander verlieren sollten, fügte es Gott, daß in Amerika um so lebhafter nach Schwestern verlangt wurde" (107).

Den ersten Zufluchtsort bot New-Orleans. Und sofort faßte die beherzte Oberin den Entschluß, selbst eine Reise über den Ocean zu machen, um der Genossenschaft in der neuen Welt die Wege zu ebnen. Sie machte die Fahrt, während des Sommers 1873, im Geleit der Schwester Gonzaga, deren ausführlicher Reisebericht der lebensfarbigen Schilderung ihrer Erlebnisse als Unterlage dient (S. 115 bis 150) New-York, Scranton, Wilkesbarre, Philadelphia, Baltimore, Washington, Cincinnati, New-Orleans wurden besucht, der Rückweg über St. Louis, Chicago, Detroit, Buffalo nach Williamsport gemacht, Wilkesbarre zum Provinzial-Mutterhaus der nordamerikanischen Niederlassungen bestimmt, und zur Oberin desselben Schwester Mathilde Kothe, eine der drei Genossinen, welche mit Pauline die Genossenschaft gegründet hatten, auserkoren. Das Ergebniß der mühsamen Reise war, daß die Generaloberin mit dem Bewußtsein heimkehrte, daß ihrer Genossenschaft an Stelle der alten die neue Welt als Hauptarbeitsfeld angewiesen und gesichert sei, und zwar nicht blos in den Vereinigten Staaten, sondern, wie sich's bald zeigte, auch in Südamerika. Es ist daher nicht zu verwundern, daß fast die Hälfte des Buches der Geschichte dieser Niederlassungen in der andern Hemisphäre gewidmet ist.

Ein ganz neues Kapitel beginnt damit in der Geschichte der wackern Congregation, reich an beweglichen Details, aus denen uns die frische kräftige Luft der neuen Welt herzstärkend entgegenweht. Kein empfängliches Gemüth wird ohne Erhebung lesen, wie eine Schaar um die andere, das Vaterland und Alles opfernd, klaglos hinauszieht, um jenseits der Atlantis ein Werk friedlicher Civilisation fortzusetzen, das ihnen der Fanatismus in der Heimath zertrümmert und unmöglich gemacht. „Unsere Herzen bluteten", heißt es in einer Aufzeichnung der Schwestern, „aber sie

fanden wieder Muth und Kraft in dem Heldenmuth un
theuren Stifterin". So zogen sie gottergeben in die Fre
und unter Mühen und Sorgen, aber unter dem Segen
Himmels sahen sie die Neugründungen auf dem Boden
neuen Welt rasch Wurzel fassen und sich ausbreiten.

Der Erfolg im Verlauf weniger Jahre war so ungeah
Art, daß die Generaloberin, stets großdenkend über
Umfang ihrer Pflichten, sich noch ein zweites Mal zu
Oceanreise entschloß, und zwar zur Fahrt nach Chile,
atlantischen nach dem stillen Ocean, um auch die Fili
ihrer Töchter in Südamerika, wo jetzt Schwester Gon
als Oberin der chilenischen Provinz (im Mutterhaus An
vorstand, zu besuchen. Sie führte das beschwerliche Un
nehmen — für Pauline doppelt beschwerlich, weil sie
ununterbrochen von der Seekrankheit litt — vom Okt
1879 bis September 1880 aus. Diesmal war Schwe
Chrysostoma — nach ihrem weltlichen Namen eine F
von Speth-Zwiefalten, eine Freundin L. Hensels
Apollonia Diepenbrocks — ihre Begleiterin, aus d
Tagebuchnotizen, mit den vielfach eingeflochtenen lebha
und anziehenden Schilderungen, ein hoher Bildungsg
uns anspricht. Welche Freude und Ermuthigung das
scheinen der „Würdigen Mutter" aller Orten und in all
verschiedenen Niederlassungen erweckte, vernimmt man
den Kundgebungen überströmender Freude, Dankbarkeit
Hingebung der anhänglichen und gottbegeisterten geistli
Töchter im Süden wie im Norden des westlichen Weltth
Erfreulich war dabei zugleich das theilnahmsvolle Verha
und die Opferwilligkeit zahlreicher edler chilenischer Fami
gegenüber der Genossenschaft. Die Generaloberin hat
auch, wie das Reisetagebuch aufzeichnet, „den ritterli
Charakter der Chilenen recht lieb gewonnen, deren Freige
keit und Gastfreiheit auch gegen die Aermsten oft bewun
und sie war glücklich, ihre Schwestern dort alle so zufri
in ihren schönen Wirkungskreisen zurückzulassen" (281).

Fünfzehn Wochen weilte Pauline unter ihren chilenischen Kindern, und gleichwohl konnte den einzelnen Niederlassungen nur kurze Zeit gewidmet werden. Es war Samstag den 21. Februar 1880, als sie das südamerikanische Festland verließ, um wieder nordwärts, den Vereinigten Staaten zuzusteuern, wo sie ebenfalls, hier zum zweitenmal, ihre weitzerstreuten Töchterinstitute besuchte und alle mit der aufrichtenden Macht ihres Wortes und ihres ganzen liebevoll mütterlichen Wesens beglückte.

Am 19. August 1880 trat sie von New-York aus endlich die Heimreise an, und das so heldenmüthige Unternehmen, die Bereisung und Visitation des ungeheuren amerikanischen Arbeitsfeldes — wohl mit unsäglichen Beschwerden und dem Opfer der Gesundheit erkauft, in ihrem Verlaufe aber einem Triumphzuge gleich, in ihren Wirkungen hundertfältige Früchte tragend — war vollendet.

Pauline v. Mallinckrodt hatte eine Ahnung, daß ihr irdisches Tagewerk überhaupt der Vollendung nahe sei, denn kaum in der westfälischen Heimath angekommen, gönnte sie sich keine Ruhe, bis sie auch ihre Convente in Belgien, Böhmen und Oesterreich noch einmal heimgesucht hatte. Diese letzte Rundreise wurde beschlossen mit dem Besuch der noch übrigen beiden kleinen Filialen in Westfalen, Oschersleben und Höxter, wo sie inmitten ihrer Töchter und Kinder das Weihnachtsfest feierte. „Das war der Abschluß der letzten irdischen Pilgerfahrt, der die Reise in die himmlische Heimath nur zu bald folgen sollte“ (361). Schon vier Monate darnach, am 30. April 1881, beschloß die mütterlich treue Generaloberin ihr Leben, dessen ebenso würdiges Ende von einer ihrer geistlichen Schwestern schön und erbaulich geschildert wird.

Die Stiftung, die sie als zartes Pflänzchen eingesetzt, sah sie am Ausgang ihres wirkungsreichen Lebens zu einem Baume emporgewachsen, dessen Krone sich über zwei Welttheile ausbreitet, in beiden frisch und triebkräftig. Denn

auch heute noch ist die Congregation in fortwähren
Wachsthum begriffen, wie sich aus der statistischen Zusam
stellung des Biographen ergibt. Beim Tode der Stif
hatte die Genossenschaft einen Bestand von 45 Häu
deren die nordamerikanische Provinz 26, die chilenis
zählte, und heute, d. h. beim Abschluß des schönen Leb
bildes im Herbst 1892, umfaßt sie bereits 88 Häuser
denen 948 Schwestern, davon 715 in Amerika, wi
Der Geist der Stifterin, die in ihrem irdischen Dasein
den Schwestern allgemein als Vorbild, als ihre „leben
Regel" betrachtet und verehrt wurde, waltet segenverbrei
in ihren Schöpfungen fort.

XXXV.

Zeitläufe.

Liberalismus und Militarismus an der Zeit Wende. III.

Den 22. Februar 18

Was Graf Moltke heute sagen müßte gegenüber
Militärvorlage? Es ist oft geläugnet worden, daß er
im Widerspruch mit der Politik des faulen Friedens befu
habe, jetzt wird es als bekannte Thatsache zugegeben.
Lage, wie sie gegenwärtig ist," bemerkte kürzlich das co
vative Hauptorgan in Berlin, „als Ganzes betrachtet,
als nothwendige Entwicklungsphase der Politik des „
Curses angesehen werden. Daß sie gerade in Bezug
militärische Fragen mit deren erstem und berufenstem
treter mehrfach in ausgesprochenem Widerstreit sich befu
hat, so namentlich 1887, als Graf Moltke es für unzul
erklärte, den Rüstungen Frankreichs und Rußlands

länger unthätig zuzusehen — weiß die Welt. Graf Moltke hat eben vorausgesehen, daß das zu immer stärkerm Aufwand für die Friedensrüstung, und endlich an den todten Punkt, führen müsse, wo es überhaupt nicht weiter geht."[1])

Als in jenem Jahre bei den Septennatsverhandlungen im Reichstag der Abgeordnete Moltke deutlich genug erklärte: solche fortwährend sich steigernden Rüstungen könne auch das reichste Volk auf die Länge nicht aushalten: da wollte man ihn nicht verstehen. Der blinde Glaube an den diplomatischen Wunderthäter im Amt ließ einen Zweifel nicht aufkommen, und die Börse half ihm die unbequemen Mahner todtzuschweigen, denn der faule Friede war ihre Erntezeit. So ist der „todte Punkt" erreicht worden. „Wie jede einzelne Phase der orientalischen Vorgänge seit dem Berliner Congresse zeigt, ist Alles, was von deutscher Seite Rußland gegenüber an Entgegenkommen geleistet worden ist, stets nur der Ausgangspunkt für Anmaßungen und Ueberhebung geworden, die schließlich zur Verbrüderung von Kronstadt geführt. „Die Grundanschauungen der Russen hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Deutschland wurzeln in den Erfahrungen vor 1890, aus denen sie entnehmen, daß Deutschland ohne gute Beziehungen zu Rußland auf die Dauer nicht bestehen zu können glaubt. Die Frage ist nur, ob der Zustand, wie er gegenwärtig besteht, die fortdauernde Gefahr eines ‚hundertjährigen Kampfes' mit Rußland, für uns wesentlich günstiger ist. Zwischen Rußland und Frankreich eingekeilt, die beide bis an die Zähne gerüstet sind, sehen wir uns vor die Aussicht gestellt, unsere Kräfte im bewaffneten Frieden nur durch denselben langsam, aber sicher zu verzehren. Zumal in Frankreich, das etwa doppelt so reich ist als wir, rechnet man darauf".[2])

Diese Worte waren geschrieben, ehe die neue Militärvorlage bekannt wurde. Die Thronrede vom 22. November

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 8. Januar d. Js.
2) Aus der Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. Mai 1892.

v. J., mit der sie angekündigt wurde, sagt gleich in den
Zeilen, „auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Leben
berechtigte Erwartungen vielfach nicht in Erfüllung geg
und auch für die nächste Zukunft wisse die Regierun
besseren Aussichten zu eröffnen. Das Bild, welch
preußische Finanzminister aufrollte, ergab für das
einen Fehlbetrag von rund 43 Millionen, für das la
Jahr mindestens ebensoviel und für den nächsten E
Deficit von mehr als 58 Millionen. Was man fü
möglich gehalten hätte, ist in der verhältnißmäßig
Frist seit Einstreichung der französischen Milliarden ges
Preußen, der Staat, der einst ob seiner blühenden Fi
so viel beneidet und so viel gerühmt wurde, ist un
vereinst verrufene österreichische Finanzlage herabges
Oesterreich räumt mit seiner Papierwährung auf, in
zittert man vor dem nächsten Reichsaulehen.

Stolz bemerkt dazu die österreichische Militärzei
„Aber Ein Gutes hat diese enorme Steigerung der M
lasten doch: es geht nämlich nicht mehr weiter, die
ist erreicht. Nur Eine Gefahr bestehe. Die furch
Rüstungen geschehen alle nur, um den Frieden zu
Die Möglichkeit aber ist nicht ausgeschlossen (und
zösische Blätter weisen darauf hin), daß nach dem Pr
der Usedom'schen und Emser Depesche plötzlich ein
provocirt wird, sei es auch nur, um einer unerträ
Lage ein Ende zu machen. Eines aber ist gewiß: di
mination ist erreicht, das Abwärts beginnt“.[1]) Den
daß das furchtbare Werkzeug doch nicht zerbrochen
könnte, ohne seine Schneide zu versuchen, hat der be
Oeconomist Dr. Schäffle untersucht; er rechnet 9 M
Dauer des Kriegs, 12 Millionen Soldaten, hüben und d
zusammengenommen, und mindestens 20 Milliarden
Vielleicht würde sich aber der Genius der Menschheit

1) Abgedruckt im Berliner „Vorwärts“ vom 25. Januar

nach 9 Wochen gegen die wahnsinnige Blutarbeit empören und Schluß befehlen; die allgemeine Verwüstung wäre bis dahin schon grausig genug.

Bis Ende 1891 hat man weder vom preußischen Kriegsminister, noch vom Reichskanzler über die „unzureichende Armee“ klagen hören. Seit zehn Jahren war, abgesehen von der namhaften Verlängerung der Dienstpflicht für Landwehr und Landsturm, die jährliche Rekrutenzahl allmählig um 40,000 erhöht worden, wozu noch die jährliche Ausbildung von 18,000 Ersatzreservisten kam Jetzt plötzlich forderte die Vorlage eine Erhöhung um jährlich 60,000 Rekruten; also beinahe der fünfzehnte Theil der erwachsenen männlichen Generation sollte der producirenden Arbeit entzogen werden. Bezeichnend ist der Umstand, daß schon von der jetzt vorhandenen Mannschaft 16,000 Mann und 7000 Pferde noch nicht casernirt waren und ihre Unterbringung 40 Millionen kosten würde, überhaupt der bisherige Etat, abgesehen von der Vorlage, eine Erhöhung um etwa 100 Millionen erfordern wird Zugleich soll die Marine über die Aufgabe der Küstenvertheidigung hinaus zu einer Hochsee-Schlachtflotte erhoben werden, was ungefähr ebenso viel einmalige Ausgaben kosten würde. Im Ganzen sind die einmaligen Ausgaben in den sechs Jahren seit 1888 für Heer und Marine auf 1290 Millionen M. berechnet worden.

Seit Wochen tagte nun die Commission und bemühte sich mit der Berechnung der Kosten für die neue Vorlage. Wenn man bedenkt, was dabei Alles in Betracht kommt, Unterbringung, Uebungsplätze, Ausrüstung, und dann 2000 Officiere und 12,000 Unterofficiere mehr: dann darf man sich nicht wundern, daß anfänglich die Ziffern von 80 bis 150 Millionen jährlich variirten, und eine eigene Subcommission mit Feststellung derselben sich abmühte, wobei namentlich die einmaligen Ausgaben der Natur der Sache nach immer noch streitig blieben. Dazu die Pensionen in der Zukunft. Ende Juni 1889 betrugen die Bezüge der Militär-

Pensionisten rund 15 Millionen jährlich;[1]) seitdem ist die Summe noch bedeutend gestiegen, die Zahl der Pensionäre in bloß fünf Jahren um 9000. Und nun 2000 Officiere und 12,000 Unterofficiere mehr! Endlich auch wieder für die ganze Armee ein neues Gewehr, das vierte seit einem Viertel-Jahrhundert, früher oder später gewiß. Die Franzosen haben ein anderthalb Millimeter engeres Gewehr erfunden, also taugt auch unser Acht-Millimeter-Gewehr nicht mehr, es muß in's alte Eisen, und das neue wo möglich noch unter die sechs Millimeter heruntergehen. Sonst wäre es schon aus diesem Grunde wahr, daß Deutschland den militärischen Vorrang in Europa, den es seit zwanzig Jahren unbestritten besessen, nunmehr an Frankreich verloren habe: wie gelegentlich der dortigen Manöver ein englischer Beobachter geurtheilt haben soll.

Woher soll nun das Geld kommen im Betrag der riesigen Summe von Millionen? Bisher hat sich der Reichstag vergeblich den Kopf zerbrochen; denn Schuldenmachen geht doch nicht immer so fort. Verfassungsmäßig verfügt das Reich nur über die indirekten Steuern. Die Thronrede schlägt daher „eine anderweite Besteuerung des Biers, des Branntweins und gewisser Börsengeschäfte“ vor. Aber abgesehen davon, daß es sich dabei um ein wichtiges Volksnahrungsmittel handeln würde, so würde auf diesem Wege nicht die Hälfte des Bedarfs zu erzielen seyn. Man denkt bereits an Monopole. Das Eine davon war seinerzeit schon das „letzte Ideal“ des Fürsten Bismarck. „Der Tabak ist allerdings das letzte große Reservoir, in welches das Reich eines Tages greifen kann und zweifellos auch greifen wird, und zwar recht tief; da mag es denn allerdings richtiger seyn, sich nicht vorher mit Kleinigkeiten abzugeben“.[2]) Auch

1) Unter den Betheiligten befanden sich 484 Generale, 969 Oberste und Oberstlieutenants, 2225 Majore, Hauptleute und Rittmeister.

2) Berliner Correspondenz der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 23. November 1892.

von dem Uebergreifen auf die direkten Steuern der Einzelnstaaten, was das gefährliche Projekt der Einführung eines Reichsministeriums bedingen würde, ist schon die Rede gewesen. Nimmt man dazu den Niedergang in allen Erwerbszweigen, insbesondere die schreiende Noth der Landwirthschaft, die bereits zu neuer Parteibildung zu führen und namentlich dem Nationalliberalismus das Wasser abzugraben droht, dann muß man gestehen: ja, Moltke's „todter Punkt“ ist erreicht!

Als Entgeld für die ungeheueren Opfer wird die Zulassung der zweijährigen Dienstzeit angeboten. Aber bis jetzt immer noch nicht so, daß die gesetzliche dreijährige Dienstzeit abgeschafft würde; es soll nur je nach Ermessen, wie es theilweise bisher schon der Fall war, die zweijährige Dienstzeit genügen. Gewiß ist diese Erleichterung seit lange als eine Wohlthat für Land und Leute betrachtet worden; aber wahrlich nicht so, daß mit der Einen Hand gegeben und mit der anderen wieder genommen würde, sogar mit Hinzurechnung der Zinsen, wie es jetzt durch die Mehrforderung von 60,000 Rekruten geschehen soll. Unter dieser Bedingung, und um 2000 Officiere und 12,000 Unterofficiere mehr zu gewinnen, hätten wohl schon Kaiser Wilhelm I. und seine Paladine, die entschiedensten Vertheidiger der dreijährigen Dienstzeit, davon abmarkten lassen, wie ja auch der Enkel die Zustimmung zur neuen Vorlage mit der Verehrung für die drei Kasernenjahre zu vereinbaren wußte. Fürst Bismarck behauptet sogar, nicht in einer zu kleinen Zahl der Mannschaft, sondern in einer zu geringen Zahl von Officieren und Unterofficieren bestünden die Mängel der jetzigen militärischen Einrichtungen. Ja, er läßt durchblicken, die von der Regierung geforderte Mehreinstellung von Mannschaften sei nur der Vorwand, unter dem sie ihr eigentliches Ziel, die Vermehrung des Officierscorps, dieses „Rückgrats der Armee“, erstrebe.

Dagegen erklärt die Thronrede, angesichts der Entwicklung der Wehrkraft in anderen europäischen Staaten, „die

Durchführung des bewährten Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht" als eine ernste, ja gebieterische Verpflichtung. Gerade gegen eine solche Verpflichtung haben sich die Windthorst'schen Resolutionen von 1890 verwahrt, und selbst die Nationalliberalen haben gegen die Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht damals mitgestimmt. Man kann aber nicht anders annehmen, als daß die jetzige Vorlage, wie einzelne Generale auch offen zugeben, wirklich der erste Schritt zu endlosen Folgen seyn soll. „Die jetzt vertretenen Auffassungen gehen von dem Gedanken aus: wir können Niemanden, der nur irgend noch brauchbar ist, zu Hause lassen; dieser Gedanke führt aber noch weiter als die jetzige Forderung, und Jeder muß bei der jetzigen Bewilligung sich sagen, daß er damit auf den Boden der allgemeinen Wehrpflicht bis zum Aeußersten tritt". [1])

Die Berufung auf die Gefahren der äußeren Lage zu Gunsten der Vorlage ist gänzlich mißlungen. Es wurde mit Recht, auch aus Friedrichsruh, eingewendet, daß der Plan der Vorlage erst in 20 Jahren die beabsichtigte Kriegsverstärkung voll ergeben würde, also erst, wenn die 50 Jahre, in denen nach Moltke's Berechnung das Reich von „Feinden ringsum" umgeben seyn wird, bald abgelaufen wären, und daß es ein Unglück wäre, wenn uns mitten in den Störungen einer Neuorganisation der Kriegsausbruch überfallen würde. Es kommt noch ein anderer Umstand dazu, der zu denken gibt. Seit 25 Jahren sind die Anforderungen für die Diensttauglichkeit der Rekruten allmählig herabgesetzt worden, so daß man sagen kann, wenn die ehemalige Strenge noch in Geltung wäre, so wäre die allgemeine Dienstpflicht schon jetzt möglichst durchgeführt. Der Reichskanzler selbst spricht von den vielen „Non-Valeurs", die als Diener und Arbeiter verschiedene Verwendung finden würden.

---

1) Berliner „Germania" vom 24. Januar und 2. Februar ds. Js.

Wozu das Alles? Liegt nicht der Gedanke nahe, daß es sich um die leidenschaftlich verfolgte Idee von einem Staate handelt, in dem das Militär nicht mehr Mittel zu den bestimmten naturgemäßen Zwecken, sondern Selbstzweck wäre, und daß eben ein solcher Militärstaat so volkreich und glänzend als menschenmöglich ausgestattet werden solle? Es geht gegen uns, sagen die Socialdemokraten, „denn die militärische Erziehung des Volkes gilt als die sicherste Schutzwehr der bestehenden Gesellschaft".[1] „Der Militärstaat der Gegenwart", sagt Herr E. Richter, „scheint mir gefährlicher, als der socialdemokratische Zukunftsstaat".

Schon Fürst Bismarck spöttelte über einen „stark entwickelten Militärpartikularismus", die kastenartige Abschließung „gegen Alles, was Civil heißt".[2] Seitdem hat die Militarisirung der Monarchie im Reiche unzweifelhaft Fortschritte gemacht; im Volke kann man sie sich kaum mehr anders als in Generalsuniform denken. Vor Kurzem wurde berichtet, der Kaiser habe in einer Ansprache an die Kadetten geäußert: die Officiere möchten sich im Verkehre mit Civilisten, namentlich in öffentlichen Lokalen, die größte Zurückhaltung auferlegen. Mit derselben Mahnung hat vor ein paar Jahren auch eine kaiserliche Anrede bei der Rekrutenschau zu Potsdam geschlossen. Die Folgen der fortwährenden Erhöhung der Armeestärke zwingen von selbst zur Zurückdrängung des bürgerlichen Lebens und zur Beschlagnahme des „Civil". Jüngst erst ist eine Militärzeitung mit dem Vorschlage aufgetreten, gut gedienten Unterofficieren nach Ablegung eines Examens eine Bestallung als Volksschullehrer auf dem Lande zu gewähren; und ein anderes Organ hat gemeint: ausgediente Officiere könnten sehr wohl in der Justiz Richterstellen bekleiden. Und in der That: 2000 Officiere und

---

1) Stuttgarter „Neue Zeit" vom 16. November 1892.

2) Aus den „Hamburger Nachrichten", s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 26. Januar d. Js.

12,000 Unteroffiziere mehr: wohin mit allen diesen Massen im Ruhestande? Die Frage drückt mitunter auch bereits liberale Herzen:

„Schon heute ist der pensionirte Officier und der Unterofficier mit dem Civilversorgungsschein eine volkswirthschaftliche crux für uns geworden; wie soll das werden, wenn wir diese Stände in's Ungemessene vermehren müssen, wenn das Dogma von dem alten, ‚moralisch belasteten' Landwehrmann consequenterweise auch bei den Officieren und Unterofficieren einen noch rascheren Verbrauch bedingt, als bisher? Wir werden die größten Anstrengungen machen müssen, und noch viel größer wird die Schwierigkeit seyn, diesem Material, wenn es rasch verbraucht ist, seine sociale Stellung anzuweisen".[1])

„Das alte Princip des stehenden Heeres wird verlassen, wenn wir die letzten Consequenzen der allgemeinen Wehrpflicht ziehen; wir treiben der Miliz zu, ein Name, der bis zur Stunde noch einen bösen Klang in Deutschland hat": so schließt derselbe liberale Warner. Aber was wäre das Anderes, als die endliche Ausführung des ursprünglichen Gedankens, der dem Systeme der allgemeinen Wehrpflicht zu Grunde lag? Durch sein „Krümpersystem" bereitete Scharnhorst die Freiheitskriege vor, und daraus ging die preußische Landwehr hervor. Es ist ganz bezeichnend, daß Graf Caprivi in der Begründung seiner Vorlage sich über diese Landwehr in einer Weise abfällig aussprach, die allgemeines Aergerniß erregte. Als Preußen der Rüstung eines erobernden Staates bedurfte, da fing es an, die allgemeine Wehrpflicht nur mehr als erweitertes Conscriptionssystem zu behandeln; das war der Ursprung des „militärstaatlichen Raptus",[2])

---

1) „Die Stimmung in Süddeutschland" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 30. November 1892.

2) So titulirte noch vor 25 Jahren ein Liberaler diese Wendung in Besprechung der Schrift des seinerzeit viel genannten Nationalöconomen von Thünen: „Der Capitalwerth der Bevölkerung bei den neuen Militärorganisationen" in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 22. Februar 1867.

und diesen, nicht sein ächtes System der allgemeinen Wehrpflicht, hat Preußen durch die von ihm eingeleitete Umwälzung in Europa allen Großstaaten des Continents aufgezwungen. Schon im Jahre 1870 hat Dr. Schäffle in seinem Werke „Capitalismus und Socialismus“ auf diesen Hergang hingedeutet:

„Noch ehe unser Jahrhundert zu Ende geht, werden patriotisch und menschlich fühlende Herzen nicht mehr begreifen, weshalb noch im neunzehnten Jahrhundert die Fürsten auf den furchtbar verantwortlichen Generalblutbann des absoluten Kriegserklärungsrechtes so großen Werth legen, wie die Völker, welche doch schon freie Verfassungen zu haben meinten, ihn unbedenklich sich gefallen ließen, weshalb die ehrlichen liberalen Anhänger der persönlichen Freiheit und des Privateigenthums ihn hinnehmen, selbst als er mit Einführung der Wehrpflicht Eigenthum und Person Aller angriff“.[1])

Das System, jeder Waffenfähige solle auch die Waffen tragen, führte allerdings zunächst auch zu der Ungerechtigkeit, daß die Einen eingezogen wurden, während die Anderen „hinter dem Ofen“ sitzen bleiben konnten, weil die Kostendeckung ein Mehreres nicht erlaubte. Viel besser als das alte Conscriptionswesen mit bezahlter Stellvertretung war das jedenfalls nicht. Aber wie soll allen diesen Unerträglichkeiten ein Ende gemacht werden? Auf parlamentarischem Wege gewiß nicht. Was durch kriegerische Umwälzungen geschaffen worden ist, kann nur auf demselben Wege durch allgemeine neue Rechtsordnungen wieder abgethan werden. Und soll es dann Miliz werden? Erst recht nicht; gerade weil es die Socialdemokratie will, vertrüge das die heutige Gesellschaft nicht. Ein geschultes, festgefügtes stehendes Heer muß bleiben, aber in bestimmten Grenzen und mit freiem Eintritt; wen man dafür haben will, der soll dafür bezahlt werden. Noch vor wenigen Jahren hat unser Liberalismus

1) Neusser „Christlich-sociale Blätter“ 1887. Heft 11. S. 344.

England für bündnißunfähig erklärt, weil es die allgemeine Wehrpflicht nicht einführe. Aber gerade diesem Umstand verdankt England seine Größe. Namentlich wenn man Colonialmacht seyn will, sollte man sich dieß merken. „Nährstand, Lehrstand, Wehrstand“: unter dieser Dreiheit ist die Menschheit in die Culturgeschichte eingetreten; mit ihrer Auflösung ist die Gesellschaft das geworden, was man jetzt vor Augen sieht, und der Militarismus wird sie gewiß nicht retten. Er entspricht nur den Bedürfnissen des Raçenkriegs, und wenn die Vorsehung nicht Gnade für Recht ergehen läßt, so könnte es mit dem angedrohten Rückfall in die Zeiten der Völkerwanderung schließlich seine Richtigkeit haben.

XXXVI.

Berichtigung.

(Zu Heft 1, S. 48: „Der Rembrandtdeutsche“.)

Sehr geehrter Herr! Gestatten Sie mir gütigst, eine kürzlich in Ihrer Zeitschrift erschienene Besprechung des „Rembrandtdeutschen“ bezüglich einiger thatsächlicher Punkte zu berichtigen. Denn jene Besprechung könnte zu starken Irrthümern im Publikum Anlaß geben. Der Inhalt der jener Schrift beigefügten „Schlußbemerkungen“ deckt sich zwar im Ganzen mit meinen Anschauungen; aber der betreffende Herr Recensent ist im denkbarsten Irrthume befangen, wenn er aus einzelnen namentlichen — nicht persönlichen — Angriffen und Tadelsvoten, welche sich unter jenen Aphorismen befinden, auf irgend welche persönlichen Motive der Feindschaft, Rachsucht u. s. w. bei mir oder dem Autor der Schrift schließt. Dergleichen liegt nicht vor. Die

erwähnte Methode der Polemik beruht vielmehr zweifellos auf dem Grundsatz, welchem auch das Rembrandtbuch seine äußere Form verdankt: nicht an allgemeine Anschauungen, sondern an bestimmte Persönlichkeiten die Erörterung der Schäden und Vorzüge des deutschen Volkslebens anzuknüpfen. Longum est iter per doctrinam, breve per exempla.

Wenn der Herr Recensent ferner das scharfe Vorgehen der obigen Schrift gegen Juden und Professoren tadelt, so darf desbezüglich auf die folgende rein sachlich gehaltene, sonderbarerweise von dem erwähnten Herrn aber völlig ignorirte Begründung in den Schlußbemerkungen Nr. 576 selbst hingewiesen werden:

„Der Handwerker, der Kaufmann, der amtliche Streber von heute sehen nicht die Ehre, sondern das Geschäft als maßgebend für ihre Weltanschauung und ihre Berufsthätigkeit an; im Conflikt zwischen Ehre und Geschäft, welcher sich ja überall im äußern Leben geltend macht, entscheiden sie sich durchweg für den zweiten Faktor. Sie nähern sich mehr und mehr dem Zustand einer völligen Ehrlosigkeit".

„Der Maler, der Schriftsteller, der wissenschaftliche Forscher von heute sehen nicht die Seele, sondern den Verstand als maßgebend für ihre Weltanschauung und ihre Berufsthätigkeit an; in der Concurrenz zwischen Seele und Verstand, welche sich ja überall im inneren Leben geltend macht, entscheiden sie sich durchweg für den zweiten Faktor. Sie nähern sich mehr und mehr dem Zustand einer völligen Seelenlosigkeit".

„Die hervorragendsten, nicht die einzigen Vertreter derjenigen heutigen Anschauung, welche das Geld höher setzt als die Ehre, sind die Juden; die hervorragendsten, nicht die einzigen Vertreter derjenigen heutigen Anschauung, welche den Verstand höher setzt als die Seele, sind die Professoren; außerdem gibt es Professoren genug, welche ihre wissenschaftlichen Ansichten den geschäftlichen Rücksichten, d. h. der von ihnen gewünschten Carriere anpassen, und Juden genug, welche z. B. als Mitglieder der Presse direkt ihre Seele für Geld verkaufen".

„Hieraus folgt mit zwingender Nothwendigkeit, daß Juden

und Professoren in erster Linie angegriffen und bekämpft vivisecirt und ihrer Macht beraubt werden müssen, wenn wieder eine deutsche Cultur, d. h. eine solche haben wo welche auf *Ehre* und *Seele* gegründet ist“.

„Auf Ehre und Seligkeit pflegte der frühere Deu etwas zu versichern; Das ist jetzt unmodern geworden; leider sind Ehre und Seligkeit auch unmodern geworden. muß anders werden!“

Da die Judenfrage gegenwärtig so sehr alle deuts Gemüther bewegt, darf ich vielleicht noch auszugsweise ei Vorschriften des jus canonicum der katholischen Kirche führen, welche sich auf dieselbe beziehen, und noch von P Pius IX. gelegentlich der Entscheidung einer Streitfrage stätigt worden sind:

„In Krankheiten dürfen Christen keine jüdischen Ae herbeiziehen, noch eine von jüdischer Hand bereitete Med annehmen. Christen dürfen Juden auf keinen Fall zu M zeiten einladen; ebenso dürfen Christen, eingeladen von Ju nicht ihre Mahlzeiten besuchen. Auf jeden Fall ist es Christen untersagt, unter der Strafe der Excommunikation, demselben Hause oder derselben Familie mit Juden zu wohn Besonders soll man es zu verhüten suchen, daß Juden öffentlichen Leben Stellungen einnehmen, durch welche sie gewisse Machtgewalt auf Christen ausüben könnten“.

Es dürfte *demnach* klargestellt sein, daß auch in Be auf Juden und Professoren nicht persönliche, sondern sachliche Beweggründe für die Abfassung der Schlußbem ungen des „Rembrandtdeutschen“ maßgebend waren. es bleibt nur zu bedauern, daß statt dessen von dem nannten Herrn Motive rein persönlicher Art verwerthet wer konnten. Somit entfallen auch die entsprechenden Folg ungen, welche er an jene Annahme knüpfte. Dieselben s völlig ungegründet.

In vorzüglicher Hochachtung

Der Verfasser von
„Rembrandt als Erziehe

XXXVII.

Abendstunden in Italien.

II. (Schluß.)

Um die Beurtheilung des Seelischen und Moralischen an der Tragödie ‚Romeo und Julia' auf klassischen Grund zu bauen, erinnern wir nochmals an Aristoteles. Hätte der Dichter den Philosophen auch nicht gekannt, so verschlägt das nichts: die Genien sind sich verwandt. Um aber Aristoteles zu verstehen, muß man ihn aus ihm selber erklären. So hat Lessing gemeint und gemahnt.

Ueber das Wesen und die sittlichen Aufgaben der Tragödie handelt der Altmeister der Beurtheilungskunst in der „Poetik"; was den Sinn und die Bedeutung des Tragischen überhaupt ausmache, lehren einige kurzen Sätze der „Rhetorik".

An der ersten Stelle heißt es:[1]) „Tragödie ist Wiedergabe einer ernsten und abgeschlossenen Handlung von gewissem Umfang, in anmuthiger Sprache, mit einer nach den Theilen gesonderten Anwendung jeder Darstellungsweise, durch handelnde Personen, nicht durch Erzählung — eine Wiedergabe, welche durch Mitleid und Furcht die Reinigung der Gemüthsbewegungen solcher Art bewirkt".

In der Rhetorik lesen wir:[2]) „Von den Gegenständen der Erinnerung ist angenehm nicht bloß all' Dasjenige,

1) Aristoteles, Ueber die Dichtkunst: Kap. 6.
2) Aristoteles, Ueber die Redekunst: 1. Buch, Kap. 11.

was seinerzeit in der Gegenwart angenehm war, sondern auch mancherlei damals Unangenehmes, wenn das ihm Folgende nachher gut und trefflich ist. Eben deshalb ist gesagt: ‚Ja, wonnig ist's, gerettet denken seiner Müh'n.' Ferner:

‚Freude sogar verbleibet dem Manne von Trübsal,
Wohl im Erinnern, wenn viel er durchlebt und vieles vollbracht hat.'[1]

„Grund hievon ist, weil ein Uebel nicht mehr tragen auch angenehm ist . . . So wohnt in Trauer- und Klageliedern ein gewisses Vergnügen. Denn die Trauer gilt dem Umstande, daß ein Edler nicht mehr ist; die Freude fließt aus der vergegenwärtigenden Anschauung seiner Person, seiner Thaten, seines Charakters. Darum heißt es:

‚Sprach es, und allen erregt er des Grams wehmüthige Sehnsucht'."[2]

Die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles' Auffassung kann nur derjenige ganz würdigen, welcher sich vergegenwärtigt, daß das altgriechische Theater sittlich-religiösen Zwecken zu dienen hatte. Der Chor als Idealperson stellt in seinen Betrachtungen und Gefühlsergüssen den Proceß dar, wie die natürlichen Affekte des Mitleides, der Furcht u. ä., durch das tragische Mitleid und die tragische Furcht „gereinigt", das will sagen, angeregt und beruhigt werden, um in der Anschauung der Schicksalsfügung und einer über aller Schuld waltenden Gerechtigkeit stille zu sein. Der hellenische Begriff des Schicksals aber bringt es mit sich, daß der Begriff der Gerechtigkeit zu sehr eingeengt erscheint, daß eine ewige, alles überragende, durch die sittliche Liebe, nicht durch die blinde Nothwendigkeit wirksame Gerechtigkeit als Attribut der Gottheit, ein unvollziehbarer Begriff verbleibt. Darum deckt sich die griechische Fassung von der

---

1) Ersteres ist nach Cicero, De Finib., ein Vers aus Euripides' Andromeda: Suavis laborum est praeteritorum memoria; letzteres aus Homer, Odyssee XV, 399 ff.
2) Homer, Ilias XXIII, 108.

sittlichen Aufgabe der Tragödie nicht mit dem möglichen Begriff des Tragischen überhaupt. Das bekennt Aristoteles selber, wie die „Reinigung der Leidenschaften“ in der Poetik ergänzt wird durch die Erhebung und Veredlung des Gefühles in der Rhetorik, wenn „Mitleid und Furcht“ abgelöst werden von „des Grams wehmüthiger Sehnsucht“, welche durch die Erscheinung des Tragischen und durch die Erinnerung an dasselbe erzeugt wird. Die Trauer klagt um das Edle, Heldensinnige, Erhabene, daß es nicht mehr ist; die Freude jubelt im Herzen des Beschauers, in seinem Wort und in seinem Gedächtnisse, darob, daß das Edle doch einmal gewesen und daß sein Ideal unzerstörbar ist.

Wollen wir den ganzen Begriff des Tragischen und seiner sittlichen Bedeutung erheben, so müssen wir das klassische Schönheitsideal durch das christliche, müssen wir das antike Theater durch die romantische Bühne, müssen wir Aristoteles durch Shakespeare ergänzen.

In ‚Romeo und Julia‘ unterscheiden wir die handelnden Personen, die Helden, von dem Zuschauer, dasjenige was jene thun, von demjenigen was sie nach den idealen Forderungen thun sollten. Schon haben wir gesehen, daß in einem Betracht die Rollenträger nicht spielen, daß vielmehr die Schicksalsmächte Haß und Liebe mit ihnen und durch sie spielen. Das Schlußergebniß dieses Spieles ist rein tragisch. Alles ist beschlossen in einer Frage Julia's und in einer Antwort Lorenzo's, als die Noth aufs höchste gestiegen:

> „Weh' mir! Wie kann der Himmel ein so zartes
> Geschöpf wie mich so ausgesucht verfolgen?“
> „„ . . . Sei stark und glücklich
> In diesem Entschluß!““

Das letztere Wort gibt die Anweisung, wie das Tragische zum Sittlichen werden soll. Dafür hat die Freithätigkeit der handelnden Personen einzutreten, und in dem Maße, als diese die Freiheit den treibenden Mächten gegenüber geltend machen, werden die Thaten ihnen zugerechnet als

Schuld oder als Verdienst. Der Conflikt ist zwischen Natur- und Schicksalsmacht auf der einen, Willens- und Charakterkraft auf der anderen Seite. Wie löst sich der Conflikt? Wie wird das Tragische „gereinigt“ durch das Sittliche an den betheiligten Personen und den Helden selber?

Aehnlich dem antiken Schicksal stehen Romeo und Julia unter dem Fluche einer Erbschuld; es ist der Haß der beiden Familien Montecchi und Capuletti. Diesem Hasse gegenüber ist die Betonung des persönlichen Rechtes und des individuellen Werthes, ist die Liebe, sowie die wenn auch heimliche Ehe der Hauptpersonen vollkommen sittlich. Lorenzo, der Vertreter des göttlichen Rechtes, spricht die Billigung des Himmels aus über alle diesbezüglichen Schritte des jungen Paares, und er segnet seinen Bund. So unterliegt der Haß mit Fug und Recht der Liebe. Er, welcher die Liebe des Dämons ist oder die dämonische Maske der Liebe, hat nur unsittliche Eigenschaft. Darum gehen die Träger des Hasses entweder unbemitleidet unter, wie Tybalt', oder sie müssen sich selber das vernichtende Urtheil sprechen, wie die Eltern Julia's und der Vater Romeo's: sie anerkennen in dem Verlust ihrer Kinder eine nothwendige Strafe, wie das Fürst Escalus bekräftigt, indem er sich widerspruchslos den ewigen Gesichtspunkten, die Lorenzo hervorhebt, unterordnet. Hiemit ist zugleich die Einheit des wahren menschlichen Rechtes mit dem göttlichen ausgesprochen. Geeinigt sind beide Rechtsformen die Sittlichkeit, und um Rechtsform sein zu können, muß die bürgerliche Satzung und Ordnung sittlich, d. h. den vom Himmel der Menschenbrust eingesenkten und von der Kirche sanktionirten Naturforderungen entsprechend sein.

Aber nicht bloß der unsittliche Gegensatz der Liebe, sondern auch die Typen der falschen Liebe, die spottwürdige, gemein rohe Sinnlichkeit, die leichtfertige Tändelei, die leere Sentimentalität, die vernunftlose Narrheit, die prahlende Ziererei, müssen an ihrer inneren Unwahrheit zu Grunde gehen, seien sie nun in Personen (Paris, Mercutio) oder

in den Entwicklungszuständen der Personen (Romeo) vorgeführt. Auch dort, wo Mercutio mit Hohn und Geringschätzung gegen den natürlich-sittlichen Lebensnerv der menschlichen Gesellschaft angeht, spricht er, so sympathisch sonst die ritterliche Erscheinung dieses Freundes von Romeo sich gibt, sein eigen Urtheil: Mercutio's Fall ist nicht bloß die Folge vom Zweikampfe des Hasses, sondern deutet eine Sühne an für irgend einen früheren Frevel gegen die Liebe.

Die bloße Freundschaft, die auch nichts für das höchste Recht der Sittlichkeit, für die Pflichtmäßigkeit der Liebe beizubringen weiß, findet (Benvolio) die Strafe in der schaalen Unkräftigkeit und Unfruchtbarkeit ihrer Rathschläge. Ein fader „guter Wille" vermag allein nichts zu schaffen. Die mittelbaren Hemmnisse der Liebe müssen gleichfalls ihre Ohnmacht und ihr Unrecht einbekennen Die falsche Sitte, zunächst die falsche Familiensitte mit der unerlaubten Ueberspannung der elterlichen Gewalt durch die beiden Capuletti, erweist sich als wehrlos gegen die Liebe. Der Widerspruch verkehrter Grundsätze, gefälschter Empfindungen, anmaßlicher Bevormundung wird auf das allerempfindlichste gestraft: die zu spät erwachenden natürlichen Gefühle des Elternherzens sind gerade stark genug, um in dem Verluste der Kinder die schwerste Verwundung der unversöhnlichen Eigenliebe spüren zu können Was vermögen die Gedenkbilder aus reinem Golde, welche die durch den zermalmenden Schlag endlich einander genäherten Familienhäupter geloben, dem beraubten, durch seine Schuld um alles gebrachten Elternherzen für einen Ersatz zu bieten? Nur als ärmliche Krücke des Gedankens: Probehaltig wie lauteres Gold ist bloß die Liebe — kann das Denkmal über dem begrabenen Haß und seinen Unheilsfolgen etwas bedeuten.

Die falsche Bürgersitte straft sich in Fürst Escalus' falscher Nachsicht gegen die Streitsucht und eigenmächtige Selbstherrlichkeit seiner Unterthanen. Birgt der Himmel sein Angesicht ob dem düstern Frieden, den ein schrecklicher

Tod gebracht, so thut er es auch deßhalb, weil der Fürst seiner Befugniß nicht genügt, weil er über die Unterordnung der Theilglieder unter das Wohl des Staatsganzen nicht oder nicht parteilos gewacht hat. So büßt Escalus, in Paris, seinem Verwandten, und in seiner Würde getroffen, für die Nichterfüllung der erkannten Herrscherpflicht.

Was ist von Lorenzo zu sagen? Er, der Mann der Kirche, der Träger des göttlichen Rechtes, fühlt sich unleugbar schuldig, und wenn die weltliche Gerichtsbarkeit ihm nicht nahen will, so unterbleibt eine Ahndung nicht mit Rücksicht auf seine Person, sondern mit unverkennbarem Hinweis auf das Amt des „heiligen Mannes". Welches nun sind die Schuldflecke, die den Spiegel des Ideales bei Bruder Lorenzo trüben? welche den Erdenstaub menschlicher Armseligkeit auf den Glanz seiner himmlischen Grundsätze werfen? Lorenzo versichert Romeo:

„Aus einer Rücksicht helf' ich gerne Dir:
Vielleicht mag dieses Bündniß sich bewähren,
Der Häuser Haß in Liebe zu verklären."

Es sind also nicht reine Rücksichten, es sind wohlgemeinte, doch irdische Nebenabsichten, welche den Mönch leiten. Die bloß sittlichen, die gottgewollten Beweggründe, welche den Bund der Seelen wirken, kennt er sehr wohl; sie sind ihm in erster Linie, nicht aber allein maßgebend. Drum handelt der Priester vorschnell und eigenmächtig und mit sträflicher Nachgiebigkeit gegen das Drängen der jungen Leute schon bei der Einsegnung der Ehe. Das bestehende Recht der Eltern, bei dem wichtigsten Schritte der Kinder gefragt zu werden, war jedenfalls zu betonen. Ein bedenkliches Selbstvertrauen in seine Weisheit läßt ihn ferner mit dem Schlaftrunk für Julia, die selbst einen Augenblick argwöhnischem Mißtrauen nachgibt,[1]) einen gefährlichen Versuch

1) „Doch wie, wenn mir der Mönch hier Gift gemischt,
Um mich arglistig aus der Welt zu schaffen,

wagen. Der Rath weiterhin an die geheim Vermählte, sich eine zweite Werbung gefallen zu lassen, entspringt einer anfechtbaren Klugheit. Mit dem Brief an Romeo, der wahrlich „nicht zum Scherz geschrieben war“, geht es ohne die auch wohl bei Geistlichen in den wichtigsten Angelegenheiten vorfallende Vertrauensseligkeit nicht ab. Zuletzt, nachdem er das Verhängniß als unabweisbares erkannt hat, läßt sich Lorenzo in der Gruftkapelle der Capuletti sogar von Feigheit anwandeln; sie verschuldet Julia's Selbstmord mit, sofern der vor dem nahenden Geräusch Ausweichende der einzige war, welcher dem Beginnen der Verzweifelnden hätte Einhalt thun können. Befürchten mußte er doch das Aeußerste, nachdem er Romeo todt gefunden.

Die Momente, welche Lorenzo's Schuld zusammensetzen, sind vom Dichter fein benützt zur dramatischen Motivirung.[1]) Der Mönch offenbart sein ganzes Handeln am Schluß und

---

> Aus Furcht, daß diese Heirath ihn entehre,
> Weil er mich früher Romeo vermählt?
> Ich fürcht' es fast, und doch scheint's mir unmöglich:
> Denn stets ward er als heiliger Mann erfunden“.
>
> Akt IV. Sc. 3.

1) Sehr peinlich ist es, daß Bruder Lorenzo die unglückliche Julia verbergen will „bei einer Schwesternschaft von frommen Nonnen.“ Wer muß hier nicht an die geheimen Umtriebe denken, die man den Klöstern nachsagt? Shakespeare steht uns zu hoch, als daß wir annehmen könnten, er spiele auf landläufige Verläumdungen der Bosheit an; vielmehr weist er hin, daß gerade die mögliche Befleckung des Heiligen durch falschen Eifer die härteste Sühnung fordert. Die poetische Gerechtigkeit trifft überhaupt den sonst so wohlwollend behandelten Mönch recht gebührend. Als ihn die Angst übermannt, wird er weinerlich und sucht nach dem Deckmantel eines Verbotes:

> „Ich hör' Geräusch! Komm, Herrin, laß die Grube
> Von Tod und Pest, des trügerischen Schlafes . . .
> Frag nicht verweilend! Hör', die Wache naht!
> Komm, gute Julia! — Ich darf nicht länger bleiben“.

seine persönliche Strafe hat er in der Empfindung, daß all' das fehlgeschlagen ist und fehlschlagen mußte, was er gethan und gerathen, nicht völlig im Einklang mit den sittlichen Forderungen seines heiligen Amtes. Die Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen ist niemals ohne die folgenschwersten Gefahren; und es gehört zu den am meisten tragischen Wirkungen, zu sehen, wie das höchste, das religiös-sittliche Ideal sich durch die weltliche Schuld seiner Vertreter zu dem nie fehlenden Siege durchringen muß. Zugleich ist in solchem Fall aber auch das Schuldbekenntniß, sei es, daß der Fehlende selber es ablegt oder daß sein tragischer Untergang es abzwingt, die erhabenste Huldigung vor „jener Macht, die keinen Widerspruch duldet".

„Wenn der Mensch sich selbst anklagt", lautet ein geistvolles Wort,[1] „dann erhebt sich in ihm der edle Theil, das hochadelige Ebenbild des Ewigen stellt sich abscheidend dem sündigen Theile gegenüber und setzt sich auf den Richterstuhl, von welchem als Spruch zwei Worte fallen: das ehrfurchtgebietende ‚Du sollst!' und das erlösende ‚Du kannst!'"

Läßt sich die „Reinigung der Leidenschaften" durch das Tragische trefflicher schildern?

Friedrich Bodenstedt ist ein sehr gewandter Versemann. Was sein ästhetisch-sittliches Urtheil werth ist, erhellet aus

---

Es liegt ein herber Vorwurf in Julia's letzten Worten an den vordem unbedingt verehrten geistlichen Berather:

„Geh' Du nur fort — ich weiche nicht von hinnen!"

Erhaben ist der Stolz des Weibes, der die Schwäche des Mannes verabschiedet. Verurtheilt ist sie endgültig durch die Wendung, die halb wie ein beschämendes Bekenntniß und halb wie ein Rechtfertigungsversuch aussieht, durch die Berufung Lorenzo's auf das Mitwissen und die Mithilfe der kupplerischen Wärterin:

„All this J know; and to the marriage
Her nurse is privy".

1) Nach Alban Stolz, Wilder Honig, S. 127 (2. Aufl.).

seinen Worten. In einer Einleitung zu ‚Romeo und Julia' sagt er:[1]) „Ganz und gar verkehrt ist das Bestreben der tonangebenden Kritiker dies- und jenseits des Kanals, die Tragik der Liebe in dieser zaubervollen Dichtung aus irgend welcher Schuld der Liebenden herzuleiten, blos um die hergebrachten Schulbegriffe von Schuld und Sühne auch hier anwenden zu können, wo das tragische Schicksal der Liebenden einzig und allein der Feindschaft ihrer Väter entspringt. Sie sind so unschuldig in ihrer Liebe wie Blumen, welche die Sonne zum Blühen bringt, ehe der Winter ganz vergangen; ein Spätfrost kommt, und, kaum erblüht, müssen sie sterben. Ob das nun zu den Forderungen des Aristoteles paßt oder nicht: der Dichter hat es so gewollt, und so müssen wir es nehmen. Rohheit, Dummheit, verkehrter Stolz und verstockter Haß verbünden sich mit der Ungunst des Schicksals, um den Liebenden ihr tragisches Ende zu bereiten, welches sie selbst so wenig verschulden, daß sie nach der in deutlichster Ausführlichkeit ausgesprochenen Absicht des Dichters gerade als Opfer feindlicher Verhältnisse unsere innigste Theilnahme erwecken. Alle Grazien und guten Geister haben sich vereinigt, um das liebende Paar an Leib und Seele mit idealer Schönheit auszustatten und den Triumph der echten Liebe eben dadurch um so herrlicher erscheinen zu lassen, daß sie sich im Kampfe mit den bösen Mächten des Himmels und der Erde siegreich bis über das Grab hinaus bewährt".

Selten hat wohl ein Kritiker seine falschen Lieblingsmeinungen willkürlicher in ein Kunstwerk hineinerklärt, als hier Bodenstedt mit Shakespeare's Meisterstück thut. Nur der Gedanke läßt sich billigen: „Für überschwengliches Glück ist diese sorgenvolle, neidische Welt nicht eingerichtet. Und es weiß jeder denkende Mensch, daß alles Hohe und Schöne im Leben ein tragisches Schicksal hat; sein bloßes athmendes

---

1) Shakespeare's Werke (Stuttgart, Hallberger), II, 419 ff.

Dasein wird ihm von der blöden Menge als Schuld angerechnet; man duldet es nur in der Kunst".

Das ist ein Gedanke, wie ein ähnlicher oben ausgeführt worden, dort, wo zwischen dem Sinnlichen und Sittlichen der Schönheit unterschieden ist. Daß Romeo und Julia untergehen, ist die Folge der sie belastenden Erbschuld; daß beide durch Selbstmord endigen, die Art ihres Unterganges ist Folge der persönlichen Verschuldung. Mag man diese abschwächen durch den Hinweis auf das unselige Erbe, das die Erziehung vornehmlich Julia's ungünstig beeinflußt hat (Eltern und Amme), geleugnet will sie der Dichter nicht wissen. Man braucht mit dem Gegner des „altklugen Moralisirens", welches „den Genuß am wahrhaft Schönen nicht verkümmern" sollte, keineswegs den Schul-Aristoteles zu verunglimpfen: man hat nur dem Genius Shakespeare's gerecht zu werden.

Entscheidend ist hier ein auch von Bodenstedt hervorgehobener Umstand. Der Dramatiker hat sich im Gange seiner Handlung ganz an die Vorlage eines epischen Gedichtes gehalten. Dessen Argument sagt mit Bezug auf den Tod des unglücklichen Paares:

„Verbannt muß Romeus entfliehn zur Nacht.
Mit neuer Heirath wird sein Weib bedroht;
Sie nimmt ein Tränkchen, das sie scheintodt macht,
Und wird bestattet, gleich als wär' sie todt.
Als Romeus die Trauerkunde trifft,
Bringt er in seinem Schmerz sich um durch Gift;
Und sie, erwachend, endet ihre Qual
Um den geliebten Mann durch seinen Stahl".[1])

Hätte nun der dramatische Dichter die sittlich edle Liebe seiner Heldengestalten im Frühlingsschmelz ätherischer Unschuld belassen wollen, was hätte er thun müssen und können?

---

1) The Tragicall Historye of Romeus and Juliet, written first in Italian by Bandell, and now in Eglishe by Arthur Brooke (1562).

rben mußten die tragischen Personen; sterben konnte
r Romeo auch durch das Schwert des Hasses und Julia,
„zarte Geschöpf“, durch zermalmenden Schreck. Shake-
are behält den Selbstmord der Ballade, nicht aus Be-
emlichkeits- sondern aus höheren Rücksichten. Dem Un-
heuer des Hasses, der mit Begier das Holdeste verschlingt,
tt die Furie schrankenloser Leidenschaft zur Seite, um gleich-
lls das Holdeste, die Lilie der Liebe, „verruchtem Selbst-
iß“ zu opfern.

Solch' eine Würdigung drückt die herrliche Dichtung
ewiß nicht herab durch wohlfeiles Moralisiren; sondern sie
ellt den Dichter auf die Höhe — nicht der Theatermoral,
ondern des tragischen Pathos und des umfassenden sittlichen
lebensernstes. Dieser bekundet sich darin, daß auch jener
Macht, auf welcher der natürliche wie sittliche Bestand des
Menschengeschlechtes ruhet, die Nothwendigkeit sittlicher
Schranken, der Unterordnung unter die sittlichen Formen der
amilie, der Gesellschaft, der bürgerlichen und kirchlichen
Wohlordnung zugesprochen wird. Das Recht der Persönlich-
it wird dadurch nicht verkümmert, sondern durch die freie
nerkennung eines überragenden Werkes vergeistigt. Man
wäge:

„In dieser jungen Blume zarter Hülle
Wohnt Gift zugleich und Heilungskraft die Fülle:
Gerochen, gibt sie allum holden Duft,
Gekostet, führt sie Sinn und Herz zur Gruft. —
Die Tugend selbst muß sich in Laster kehren,
Wenn nicht dem Drang des Maßes Schranken wehren“.

Soll die Schuld der Liebenden abgewogen werden, so
llt auf Julia der größere Theil. Die vordem ein arglos'
ädchen geschienen, verräth, kaum mit ihrem Auserwählten
kannt geworden, das was Hieronymus ‚Aviditas muliebris,
turorum immemor‘ nennt. Die Uebertragung des bezeich-
nden Wortes wollen wir nicht in Julia's bekanntem Mono-
ge (Akt III, Sc. 2) suchen; der Spott dort auf die „züchtige

Nacht, die ehrbar gekleidete Matrone", ist zu deutlich. Schon der harmlos klingende Scherz mit Romeo:

„Wärst Du mein Vög'lein,
Ich brächte Dich vor Zärtlichkeit noch um"

läßt eine maßlos lodernde Gluth durchscheinen. Julia zeigt sich diesmal als die Tochter ihrer Mutter; wie die Frau bis zur Vernichtung hassen will, möchte die Jungfrau bis zur Vernichtung lieben. „Mein einzig Lieben einzigem Haß verwandt!" meint das junge Mädchen, und seine überhitzte Leidenschaftlichkeit thut, während sie Romeo's Namen und Verhältnissen nachforscht, einen Ausspruch, der mehr als Mädchenthorheit bedeutet:

„Ist er vermählt,
So wird das Grab zum Brautbett mir erwählt!"

Doch, ich will nicht länger Einzelheiten aufsuchen. Ein Schriftsteller, der mir schon einmal Lehrer gewesen, faßt die tragische Schuld der beiden Gatten mit eindringender Seelenkunde zusammen. [1])

„Indem ihnen in Folge der übermächtigen, rücksichtslosen Leidenschaft das Recht ihrer Liebe zum ausschließlichen Gesetze der Welt, das persönliche und einzelne Gut zum alleinigen Gute wird; indem sie darüber die Heiligkeit der moralischen Weltordnung aus den Augen verlieren, ist diese Leidenschaft zugleich eine Empörung gegen die waltende Macht der sittlichen Nothwendigkeit: sie tritt heraus aus dem Organismus des Ganzen, sie überschreitet die Grenze des Guten und Schönen und geräth unwillkürlich in das entgegengesetzte Gebiet, indem sie, wie der Haß, die innere Harmonie der sittlichen Mächte stört. Die Liebenden durchbrechen nicht nur die Schranken der Sitte und des Herkommens, sondern zerreißen das Band und verletzen das Recht des Familienverhältnisses, indem sie eigenmächtig, wider

1) Ulrici a. a. O. S. 12 f.

Wissen und Willen der Eltern ihren Bund schließen;[1]) sie verletzen damit eine sittliche Macht, die ihrer Liebe an innerer und äußerer Berechtigung vollkommen gleich steht. Andererseits mischt sich in ihre Leidenschaft der selbstsüchtige Trieb nach sinnlichem Genuß, nach persönlicher Befriedigung. Dieses, wenn auch nur beigemischte, verborgene, natürliche Element der Selbstsucht ist es, infolge dessen ihnen jene Selbstbeherrschung verloren geht, deren die große Leidenschaft nicht nur fähig ist, sondern kraft deren sie allein das Große zu vollziehen vermag. Mit dem Verluste der Besonnenheit sinkt ihre Leidenschaft zu jener blinden Wuth herab, der Romeo verfällt, wenn er auf die Nachricht von seiner Verbannung sich zur Erde wirft und durch sinnlosen Selbstmord alles zu verderben im Begriffe steht. Es ist derselbe Mangel an Selbstbeherrschung, der sich kund gibt in der unvorsichtigen Hast, mit welcher Romeo sich zwischen die Schwerter Mercutios und Tybalts wirft und, nachdem er den Tod des ersteren veranlaßt hat, im wilden Zweikampf auch dem letzteren den Tod gibt, womit er selbst den Grund zur tragischen Katastrophe legt. Und mit derselben Unbesonnenheit, derselben störrischen Heftigkeit stürmt er auf die zufällige Nachricht von Juliens Tode, ohne genauere Kunde abzuwarten, nur dem leidenschaftlichen Impulse des Augenblickes folgend, fort, um sich selbst den Tod zu geben".

Befremdlich ist, daß aus diesen Worten und dem ganzen Zusammenhang der Ereignisse, soweit leidenschaftliches Ungestüm sie verschuldet, die Folgerung nicht gezogen wird. Der Selbstmord ist nun einmal „sinnlos", mehr als „das Wüthen eines unvernünftigen Thieres", wenn er lediglich die

---

1) In diesem Falle ist Romeo schuldbarer; denn seine Erziehung, derentwegen sich seiner „ganz Verona rühmt als eines sittigen, tugendhaften Jünglings", war von den Eltern mit herzlichem Mitgefühl gepflegt worden, während Julia des elterlichen Verständnisses wie Gefühles entbehren mußte.

Bedeutung hätte, die Ketten des tragischen Verhängnisses zu sprengen. Er ist aber die von der blinden Leidenschaft selbst vollzogene Strafe der Verblendung, welche das gekränkte, das freilich in seinem herrlichsten Gefühle tödtlich getroffene Ich gegen Welt und Gott, gegen Himmel und Erde setzen will.

So wirkt der Untergang Romeo's und Julia's erschütterndes Mitleid; sie fallen als Opfer des Hasses, der seine Verbrechen erkennt, nachdem das Schrecklichste geschehen. Die Art ihres Unterganges aber weckt das Gefühl sittlicher Erhabenheit; sie fallen als eigenwillige Opfer meisterloser Leidenschaft, welche zerbricht an dem Gesetze des ewigen Ethos. Das Herrlichste hienieden vergeht, die Schönheit; das Beste, welches das Widerstrebendste lenkt, die sittliche Nothwendigkeit besteht. Ersteres ist ästhetische, letzteres ethische Tragik. Welche wollen wir höher werthen? Wem das Gute höher steht als das Schöne, das Wesen höher als die Form; wer sich auch durch fleckenlose Schönheit nicht bestechen läßt zu Ungunsten fleckenloser Heiligkeit: kann der im Zweifel sein?

Nunmehr ist klar, was „die Reinigung der Gemüthsbewegungen" im idealen Zuschauer durch die Tragödie der Schönheit bedeutet. Die Erkenntniß dessen, was die handelnden Personen, zumal die Hauptpersonen, hätten thun *sollen*, ist das Reinigungsmittel. Es räumt mit allem sentimentalen und schwärmerischen Mitleid auf, so sehr ein wahres Mitleid vor der heldenhaften Macht der Liebe huldigen will. Die Furcht vor dem drohenden Unheil beruhigt sich bei dem Gedanken: es mußte so kommen; denn jeder Fehler trägt in sich den Keim seiner Strafe. Der Endeindruck ist darum ein doppelter. Einmal ist es das Bedauern mit den Unglücklichen, die „alle büßen" und alles büßen, besonders mit den todten Gatten, die ihre Liebe nicht völlig zu läutern vermochten durch sittlichen Opfermuth.

„Sei stark und glücklich
In diesem Entschluß!"

Dies Wort hätte gelehrt, Schönheit und Liebe zu verklären und zu vergeistigen vor dem Altare der Sittlichkeit. Von dem Vernünftigen und für die Vernunft muß dieser Altar erbaut sein zur Verherrlichung der Macht, die zu groß ist, als daß sie nicht jedem Widerspruche wehren, und welche „Glück durch Liebe tödten" kann. Die freie, des Menschen besten Theil erhebende, befriedigende, beseligende Huldigung vor dem ewigen Wächter und Schützer von Recht und Sitte ist der letzte Eindruck und Entschluß in dem Bewunderer ‚Romeos und Julias'.

Als Bruder Lorenzo dem „toll verliebten Manne" Besonnenheit und Selbstbeherrschung, das Geheimniß des Weisen, empfiehlt, bricht Romeo's Unmuth in die Worte aus:

„. . . Häng' die Philosophie!
Kann sie nicht eine Julia mir schaffen,
Versetzen eine Stadt und Fürstenspruch
Umwerfen, hilft und kann sie nichts. . ."

Aber nicht der Tolle darf das letzte Wort haben. Der Schlüssel zum Verständniß der Liebes- und jeder Lebenstragödie liegt bei dem Manne, welcher im Ernst und aus nichtirdischem Beweggrunde das Wort gesagt haben soll:

„Der Trübsal süße Milch — Philosophie!"

XXXVIII.

Aus der Schweiz.

Die neueste Bewegung auf dem Gebiete des proportionalen Wahlverfahrens.

II. (Schlußartikel.)

Nach diesen — allerdings mehr der Fassungskraft der Dorfbewohner[1]) als dem Intellekte der Leser einer wissenschaftlichen Zeitschrift angepaßten — theoretischen Vorbemerkungen kommen wir zu den drei Fragen, welche uns Deutsche der sofortigen praktischen Verwirklichung entgegenzuführen vermöchten:

1. Wie lautet die der Empirie zunächstliegende Formel („System des Quotienten"), welche, ohne mit deutschen Wahlgewohnheiten zu collidiren, die Erreichung des oben specialisirten Wahlzweckes in allen Fällen gleich correkt und gerecht garantirt? — wie hebt sich der exakte i. e. logisch-mathematische Aufbau derselben vom empirischen Boden ab?

2. Welche weitere — zu den bereits oben gestreiften Lichtseiten hinzutretende — Vortheile sind, verglichen mit dem Majorze, aus dem Proporze resultirend?

---

1) Wir behielten diese Volksschichten im Auge, weil wir den künftigen „deutschen Sendboten des Proporzes" den Weg andeuten wollten, der nach unserer Meinung einzuschlagen ist, wenn es zu einer baldigen praktischen Verwirklichung im deutschen Reiche kommen soll.

3. In welcher Weise kommen die jüngsten gesetzgeberischen und sonstigen Akte, womit sich der Uebertritt vom Worte zur That im „Heimathlande" des Proporzes vollzog, für die deutsche Wahlbewegung als Unterstützungsmoment in Betracht?

ad 1. Wenn ein Wahlkörper nur einen Vertreter zu wählen hat, wie z. B. wenn durch Scrutinium für eine Stadt oder ein Dorf ein neuer Bürgermeister zu wählen ist, so versteht es sich von selbst, daß es auf nichts Anderes ankommen kann, als auf das absolute Mehr.

Das Unrichtige des Systems der Arrondissementswahl kann hier nicht in dem absoluten Mehr als solchem, wohl aber nach Umständen darin liegen, daß man auch im Falle der leicht möglichen Ausführbarkeit eines Mehrheitsscrutiniums (Listenwahl) nicht mehrere Arrondissements mit solch bisherigen Einerwahlen zu einem größeren Complexe, auf welchen nun die Wahl einer Mehrheit fällt, zusammenwirft und die Wahlkraft eines jeden darin befindlichen Wählers sich nicht auf die ganze Liste der dem neuformirten größeren Wahlkörper zukommenden Gesammtvertreterzahl ausdehnen läßt.

Der oberste Fundamentalsatz jedweder gerechten Wahlpolitik, an welchem auch die Majorzvertreter nicht zu rütteln wagen, lautet:

„alle stimmfähigen Bürger sind gleichberechtigt".

Gerade weil dieses oberste Princip bei der Arrondissementswahl nur in einem sehr engen Rahmen, bei der Listenwahl aber uneingeschränkt zur Ausführung kommen kann, ist die letztere überall, wo sie nicht, wie bei der Bürgermeisterernennung, durch die Natur der Sache ausgeschlossen wird, der ersteren vorzuziehen.

Die vorderste Consequenz des Axioms „der Gleichberechtigung aller stimmfähigen Bürger" ist das Vorrecht der Mehrheit, wonach eine größere Zahl von Stimmen stets mehr zu bedeuten hat als eine kleinere. Die Anwendung dieser Sätze auf den Fall, daß eine Versammlung einen

Vertreter zu bezeichnen hat, ergibt, daß zu der Wahl desselben mehr als die Hälfte der Stimmen genügt; denn der Rest ist dann stets kleiner als die Hälfte und der Gewählte hat somit mehr Stimmen erhalten als irgend ein Anderer.

Was folgt nun aber aus den obigen Sätzen, wenn die Versammlung mehrere Vertreter zu wählen hat?

Es ist leicht einzusehen, und wohl kaum bestritten, daß in diesem Falle nicht jeder Gewählte die ganze Vertretung beanspruchen darf, denn sonst hätte es ja keinen Sinn, daß man die Zahl der Vertreter von der Größe des Wahlkörpers abhängig macht und z. B. bestimmt, daß auf je 30,000 Seelen ein Landtagsabgeordneter gewählt wird. Die aus der Wahl hervorgegangenen Vertreter bilden zusammen die Vertretung und diese soll dem Willen der gesammten Wählerschaft mit Berücksichtigung der Gleichberechtigung Aller entsprechen.

Sind in diesem Sinne zwei Vertreter zu bezeichnen, so genügt offenbar zu der Wahl des einen mehr als ein Drittel Stimmen; denn wenn zwei mehr als das Drittel der Stimmen erhalten haben, so ist der gesammte Rest stets kleiner als ein Drittel, jeder der Gewählten hat somit mehr Stimmen erhalten als irgend ein Anderer.

Genau der gleiche Gedankengang wird angewandt auf die Wahl von drei, vier, fünf u. s. w. Vertretern, und wir erhalten so das Resultat:

Zu der Wahl von

1 Vertreter braucht es mehr als $1/2$ der Stimmen
2 Vertretern " " " " $1/3$ " "
3 " " " " " $1/4$ " "
4 " " " " " $1/5$ " "

oder allgemein ausgedrückt:

Zu der Wahl eines Vertreters genügt eine bestimmte Zahl von Stimmen, die wir Wahlzahl nennen; dieselbe wird erhalten, indem man die Zahl der Wähler durch die um eins

vermehrte Zahl der Vertreter dividirt und die auf den so erhaltenen Quotienten nächstfolgende ganze Zahl nimmt.

So folgt aus dem Grundsatze der Gleichberechtigung aller Wähler durch einen strengen und sicheren Gedankengang als die einzig richtige Lösung der Aufgabe, eine wahre Vertretung zu schaffen, das System der Wahlzahl, welches für alle Fälle, wo irgend eine Versammlung Vertreter zu wählen hat, in klarer bestimmter und unzweideutiger Weise die Bedingungen zum Gewähltwerden festsetzt.

Nun ergibt sich auch die richtige Stellung des neu vorgeschlagenen Wahlsystems zu dem bisherigen; denn Jedermann sieht sogleich ein, daß das absolute Mehr nichts Anderes ist als die Wahlzahl für den Fall, daß nur ein Vertreter zu wählen ist. Das Unrichtige des Systems mit dem absoluten Mehr liegt also nicht in dem absoluten Mehr als solchem, sondern darin, daß die für einen Vertreter richtig berechnete Wahlzahl ganz gedankenlos auch auf die Fälle mehrerer Vertreter angewandt wird; man übersieht, daß der Divisor mit der Zahl der zu wählenden Vertreter steigen muß. Aus dem Bisherigen erfahren wir, daß der auf dem exakt mathematischen Gedankengange beruhende Befund — das System des Quotienten —, von einer minimen Abweichung abgesehen, ganz mit dem Resultate übereinstimmt, zu dem wir oben auf rein empirischem Wege gelangt sind. Nur die Wahlzahl im Liechtensteiner Falle ist, wenn sie statt nur der empirischen der exakt mathematischen Probe unterworfen wird, nicht ganz 1000. Die correkt mathematische Formel lautet im Liechtensteiner Fall: 12001 Abstimmende haben 12 Vertreter zu wählen, folglich muß man mit 13 in 12001 dividiren. $12001 : 13 = 923^2/_{13}$, die auf den so erhaltenen Quotienten nächstfolgende ganze Zahl ist 4, folglich ist im Liechtensteinischen Falle die exakt mathematische Wahlzahl 924. Auf das Resultat hat die Abweichung der Empirie von der Mathematik (im Liechten-

steiner Falle lehrt die Empirie eine Wahlzahl von 1000, die Mathematik eine solche von 924) nie einen Einfluß. Der praktische Unterschied der beiden Rechnungsarten besteht nur darin, daß bei der empirischen Feststellung der Wahlzahl schon bei geringen Abweichungen von den Wahlvorschlägen — wie wir oben am Beispiele zeigten — häufig die für den ganzen Wahlkörper vorgeschriebene Vertreterzahl (in Liechtenstein 12) nicht herauskommt, was bei der exakten Rechnung des strengen Systems des Quotienten, wenn nicht alle „Strammheit des Wählens" abhanden kam, nicht der Fall ist.

Die Wahltechnik, mittels deren wir oben bei der Behandlung des Liechtensteiner Falles empirisch zur Zutheilung von 6 weißen, 4 schwarzen und 2 rothen Vertretern gelangten, verdichtet sich beim System des exakten Quotienten zu folgenden — an die 3 von uns schon oben formulirten Artikel [1]) des allgemeinen Theils des Wahlstatuts sich anreihenden — Paragraphen des speciellen Theils der Wahlordnung:

Cap. spec.

Art. IV.

Das Wahlbureau ermittelt zuerst die Zahl der eingelegten gültigen Stimmzettel; dieselbe wird durch die um eins vermehrte Anzahl der zu wählenden Vertreter dividirt; die auf den so erhaltenen Quotienten nächstfolgende ganze Zahl gilt als Wahlzahl.

---

1) Das caput generale würde lauten: Allgemeiner Theil.

Art. I. Beim Aufschreiben der Namen im Wahlzettel wird die Reihenfolge in dem Sinne befolgt, daß der Wähler einen Namen um so weiter hinaufrückt, je mehr er Gewicht auf seine Erwählung legt.

Art. II. Unvollständige Zettel werden von der Wahlcommission so ergänzt, wie oben (S. 280) auseinandergesetzt ist.

Art. III. Alle Stimmen, welche einem Candidaten über die Wahlzahl hinaus zufallen, werden nicht gezählt.

Art. V.

Hierauf wird vom Wahlbureau ein Stimmzettel nach dem andern genommen und von jedem ein Name und zwar der oberste gültige verlesen. Diese Namen werden aufgeschrieben und die jedem derselben zufallenden Stimmen eingetragen. Sobald ein Name soviel Stimmen auf sich vereinigt, als die Wahlzahl beträgt, wird er als ungültig auf allen folgenden Stimmzetteln gestrichen, der nächstfolgende gültige Name rückt an seine Stelle und wird als Stimme gezählt.

Nachdem von allen Stimmzetteln je ein Name genommen und als Stimme gezählt wurde, ist die erste Lesung fertig.

Art. VI.

Nach der ersten Lesung sind alle gewählt, welche die Wahlzahl erreicht haben.

Art. VII.

Wenn durch die erste Lesung nicht die genügende Zahl von Namen die Wahlzahl erreicht hat, so wird mit den gleichen Stimmzetteln — in der Erscheinung', wie sie sich nach den bei der ersten Lesung Seitens der Commission vorgenommenen Strichen ergibt — eine zweite Lesung vorgenommen.

Für die zweite Lesung wird zuerst die neue Wahlzahl bestimmt, indem man bei der Berechnung die noch ausstehende Zahl von Vertretern zu Grunde legt; im Uebrigen gelten die Bestimmungen für die erste Lesung.

Art. VIII.

Wenn bei der zweiten Lesung nicht so viele Candidaten, als die Zahl der noch ausstehenden Vertreter beträgt, die Wahlzahl erreicht haben, so rücken auf die noch fehlenden Vertreterstellen die mit dem relativen Mehr bedachten Candidaten in der Reihenfolge des Mehrs ein. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Loos.

Art. IX.

Wenn der Name eines Gewählten auf ebenso vi
unveränderten[1]) Zetteln, als die Wahlzahl betr
steht, so ist der im nämlichen Zettel zunächst un
dem Namen des Gewählten verzeichnete Candidat (im F
der Erlöschung des Mandats durch Tod oder Kündig
Stellvertreter. Im andern Falle ist für die Neuwahl
absolute Mehr entscheidend.

Wir machen einen Unterschied zwischen dem, was
der ungebildete Wähler, um in seinem Sinne auf das
ihm gewollte Wahlresultat richtig zu influiren, von di
Art. I — IX einzuprägen hat, und den Vorstellun
welche die künftigen Lehrmeister des Proporzes, also
besondere die Mitglieder der Wahlcommission, um der r
tigen Auffassung der einzelnen Bestimmungen in ihrem
sammenhange sicher zu sein, von jedem der Art. I, II,
IV, V, VI, VII, VIII, IX zu machen haben.

Die Artikel I—VI incl. bedürfen für den „Vota
vom Fache“, da es sich hier nur um die oben entwick
Grundanschauungen, die er sich längst zu eigen gem
hat, handelt — keines Commentars. Die Art. VII und V
behandeln den Fall, der in Deutschland äußerst selten
kommen wird, da bei uns die großen Parteien der Natio
Liberalen, Centrumsmänner, Conservativen, Deutschfreisinni
und Socialdemokraten, also diejenigen, welche es zur W
zahl bringen können, äußerst stramm zu wählen gew
sind, es deßhalb auch zur Wahlzahl bringen. Die
findung der Wahlzahl für die zweite Lesung ergibt sich e

---

1) Der terminus „unverändert“ hat hier die Bedeutung, daß
die Reihenfolge unabgeändert sein muß. Denn wen
Reihenfolge nicht in allen Zetteln die gleiche ist, könnte
Maßgabe der Einen A und der Andern B als der „Nä
folgende“ erscheinen. Es stünde dann nicht absolut fest, wer
„Nächstfolgende“ ist.

falls aus den den „Lehrmeistern" schon längst geläufigen Grundanschauungen. Wenn es in Deutschland hoch kommt, so wird nach der ersten Lesung noch dann und wann ein Vertreter fehlen.

Wenn im Liechtensteiner Falle nur Einer von den Weißen und Einer von den Schwarzen abfällt und den Herrn „Wild" wählt, so sind nach der ersten Lesung 6 Weiße, 3 Schwarze und 2 Rothe gewählt, es fehlt also 1 Vertreter, die Wahlzahl beträgt bei der zweiten Lesung, da nun mit 2 in 12001 dividirt wird, 6001, diese wird von keiner der drei Parteien erreicht, und rückt deßhalb kraft des relativen Mehrs Herr Schläger als siebenter Weißer in die fehlende Vertreterstelle ein — ein Fingerzeig für die Minoritätsparteien, daß sie mit der geringsten Abweichung vom Parteivorschlage der Majoritätspartei in die Hand arbeiten.

Durch den Fall, wo auf das relative Mehr zurückgegriffen werden muß, wird daher seiner Seltenheit wegen der Proporz in Deutschland nicht durchlöchert und läßt sich, auf unsere Verhältnisse angewandt, daraus kein Argument gegen das Princip ableiten.

Durch Art. IX wird dafür gesorgt, daß nur in äußerst seltenen Fällen die Zuflucht zum Majorze genommen werden muß, weil die großen Parteien, die also die meisten Vertreter liefern, in deren Reihen deßhalb die Mehrzahl der Todesfälle und Kündigungen vorkommt, in der Regel viel mehr unveränderte Stimmzettel für sich haben, als die Wahlzahl beträgt. Liegen aber in unserem Liechtensteiner-Falle viele an dritter Stelle veränderte Wahlzettel der Rothen vor, so könnte es ja vorkommen, daß man, wenn man einen Stellvertreter unterhalb des Namens Wolf sucht, auf einen Candidaten greift, der nur wenige Stimmen für sich hat.

Was aber das den Artikeln I—IX Seitens des größeren Publikums zuzuwendende Studium betrifft, so will der Wähler bekanntlich nur einen klaren Einblick in den

regelmäßigen Verlauf des Wahlaktes haben. Wie die Mitglieder der Wahlcommission in den äußerst seltenen Ausnahmsfällen nach dem Wahlgesetze zu hantiren haben, darum braucht er sich nicht zu interessiren und darum interessirt er sich auch nicht. Art. VII, VIII und IX geben ihm deßhalb, wenn er sie zu Gesicht bekommt, keinen Grund ab, sich wegen der Complicirtheit vom ganzen neuen System abzukehren.

Die Art. I, II und III, welchen die höchst einfachen Elementarbegriffe des neuen Systems zu Grunde liegen, sind jedenfalls nach dem Studium der ersten unter das Volk geworfenen Flugschrift in Fleisch und Blut auch der ungebildetsten Leser übergegangen.

Was die hiernach allein noch erübrigenden Artikel IV, V und VI betrifft, so muß der Wähler allerdings, bevor er zur Wahlurne schreitet, darüber mit sich im Reinen sein, was der Ausdruck „Wahlzahl" bedeutet. Dazu ist aber nicht nöthig, daß man ihm — was übrigens allen Abiturienten deutscher Elementarschulen gegenüber auch nicht sehr schwierig wäre — das Wort „Quotient" unter Darlegung der Begriffsmerkmale übersetzt und daran eine mathematische Vorlesung anknüpft. Es genügt vollständig, wenn dem Wähler in einer populär geschriebenen unter allen Schichten des Volkes verbreiteten Broschüre das von der Empirie sich klar abhebende Bild der Wahlzahl an der Hand eines leicht faßlichen Beispiels vorgeführt wird.

Die leichte Verständlichkeit desjenigen Inhaltes der Artikel I—IX, welcher nicht blos den Mitgliedern der Wahlcommission (Art. VII, VIII, IX), sondern allen, auch nicht geschulten Wählern (Art. IV, V, VI) eingeprägt sein muß, ist also nicht zu bestreiten.

In der Schweiz ist den Art. I—IX („Quotienten") aus zwei Gründen allerdings weniger leicht Eingang zu verschaffen, als es in Deutschland der Fall ist. Zum Ersten, weil man in unserer Nachbarrepublik durchaus daran gewohnt

ist, daß das Resultat noch am Abend des Wahltages verkündet wird. Selbst die Unionswahlen zum Nationalrath werden noch am Tage des Termins im amtlichen Blatt der Berner Centralregierung bekannt gegeben. Jedes Scrutinium, welches erst später zur Verkündung käme, würde einem unüberwindlichen Mißtrauen begegnen. In Deutschland ist das Dépouillement durch gewandte staatliche Wahlcommissäre, gegen welche nicht das mindeste Mißtrauen besteht, außerordentlich erleichtert und gesichert. Dessenungeachtet hört man auch da, wo die Publikation des Wahlergebnisses eine halbe Woche und noch länger auf sich warten läßt, nicht die mindeste Klage. Zur Zeit der letzten Kelheimer Reichstagswahl weilte der Verfasser der vorwürfigen Zeilen in München. Als selbst noch am 5. der Wahl nachgefolgten Tage das damals äußerst gespannte Publikum noch in Unkenntniß des Resultats blieb, kam weder in den Zeitungen noch im sonstigen öffentlichen Leben eine Verstimmung wegen ungebührlicher Langsamkeit des Dépouillement zum Ausdruck.

Zum Andern kommt in der Schweiz eine ganze Masse von Wahlen — zu den Regierungsbehörden, Gerichtscollegien, Erziehungsräthen, Kirchenräthen &c — vor, die wir in Deutschland nicht kennen. Die Zahl der Vertreter ist dabei eine festbestimmte, die nicht vom Proporze abhängt. Der letztere hat sich vielmehr nach der festbestimmten Vertreterzahl zu richten. Nun zeigen sich gerade bei diesen Wahlen, wo neben politischen Gesichtspunkten auch persönliche Eifersüchteleien eine Rolle spielen und eine große Zersplitterung der Stimmen verursachen, zwei dem „Systeme des Quotienten“ hinderliche Uebelstände. Zum Ersten kommt es sehr häufig vor, daß ein sehr großer Wahlkörper nur sehr wenige Vertreter zu wählen hat. In diesem Falle wird der mit dem Proporze verfolgte Zweck entweder gar nicht oder doch nur sehr mangelhaft erreicht, weil sich dann — wie offensichtlich — das Proporzwahlresultat dem des Ma-

jorzes nähert, da die Mehrheitspartei dabei fast immer ganz durchdringt.

Aber auch die entgegengesetzte Constellation, daß ein verhältnißmäßig kleiner Wahlkörper viele Vertreter zu wählen hat und dabei eine große Zersplitterung der Stimmen stattfindet, ist nicht selten. Wenn in diesem Falle nach dem „Quotienten" verfahren wird, so stellt sich nach der ersten Lesung ein Vertreter-Manco ein. Die zweite ist dann in die Hand des relativen Mehrs gelegt. Das Letztere fällt natürlich immer zu Gunsten der Mehrheitspartei aus und nähert sich deßhalb das Resultat der Proporzwahl ebenfalls dem des absoluten Mehrs.

In Deutschland haben wir es nur mit der Wahl der „Ausschuß-" in den nicht der Städteordnung unterworfenen Gemeinden, der Stadtverordneten, der Landtags- und der Reichstagsabgeordneten zu thun. Hier liegt es bei der Einführung des Proporzes in der Hand des Gesetzgebers, gerade so viele bisherige Arrondissements-„Einerwahlen" zu einem Complexe zusammenzuwerfen, wie es für das „System des Quotienten" am besten paßt. Es wird also z. B. bestimmt, daß bei den Dorfgemeinden vom Complexe mindestens 5, bei den Stadtverordneten mindestens 12 und nicht über 15, bei den Landtagswahlen auf je 150,000 7 und bei den Reichstagswahlen auf je eine Million Einwohner 10 Vertreter von einem aus bisherigen Einerwahlbezirken zusammengesetzten Complexe zu wählen seien.

ad 2. 1. Das moderne politische Leben hat unverkennbar in den meisten europäischen Continentalstaaten eine riesige Nervosität fast aller auf der Arena mitwirkenden Faktoren erzeugt. In zahlreichen Staaten und Gemeinwesen — den übervölkerten Residenzen, den großen Industrie- und Handelsstädten, in Belgien, Baden, Böhmen, Tessin rc. — hat sich diese Neurose schon zu dem Zustande der eigentlichen politischen „Zerfahren- und Verworrenheit" verdichtet, welche schon vor 30 Jahren der liberale Minister von Roggen-

bach mit den acht Worten: „es hält kein Nagel mehr in der Wand“ kennzeichnete.

Wir sind nun weit entfernt zu behaupten, daß der Majorz die alleinige Ursache des Uebels sei. Daß er aber eine Hauptquelle der parteipolitischen Vergiftung ist, dürfte allen mit unseren obigen Auseinandersetzungen (1) einverstandenen Politikern als eine unzweifelhafte Sache erscheinen. Damit wäre also der erste Hebel, der in solch' zerrütteten Staaten zur Heilung des Uebels anzusetzen ist, nur mit der Abschaffung des absoluten Mehrs zu erstellen. Daran müßten sich dann allerdings zum Behufe gänzlicher Wiedergenesung erhebliche andere gesetzliche Maßnahmen anschließen. Vergleicht man aber an der Hand der bisher gemachten Erfahrung die Wirkung dieser andern bisher applicirten Medikamente mit der Heilkraft des Proporzes, so ergibt sich ein merkwürdiger Unterschied. Während alle andern bisher ausfindig gemachten Mixturen, vorab die vielen socialpolitischen Maßnahmen, die Alters- und Invaliditätsversicherung 2c. nur einen Theil des Volkes zu befriedigen im Stande waren, in großen Schichten der Staatsbürgerschaft aber tiefe Verstimmung hervorriefen, hatte sich der Proporz überall, wo er praktisch verwirklicht wurde, der Zufriedenheit des ganzen Volkes zu erfreuen.

Während die Parteien in den jüngst zum Proporze übergetretenen Staaten auf allen andern Gebieten vor wie nach auseinandergehen: in dem einen Punkte sind sie alle einig, daß die Abschaffung des absoluten Mehrs ein Fortschritt zum Besseren sei. Bisher hat man dort die Parteien bei allen Traktanden nur auf dem Ohrfeigenfuße miteinander verhandeln sehen, jetzt präsentiren sie bereits das Bild zweier feindlicher Brüder, welche sich auf dem Boden eines gemeinschaftlich gewollten — wahltechnischen — Programms die Hände reichen.

2. Beim absoluten Mehr lautet die Parole: „Alles oder nichts“. Die Folge davon ist eine maßlose Leidenschaft

während des Wahlkampfes, Groll und Verdrossenheit der besiegten Partei nach Verkündung des für sie unglücklich ausgefallenen Scrutiniums. Die Zahl der in einer jeden Gruppe befindlichen Berufspolitiker, der ausgesprochenen enragirten Parteimänner, die sich Jahr aus Jahr ein nur mit Politik beschäftigen, ist in der Regel nicht sehr groß. Die Mehrzahl setzt sich aus dünn gefärbten, nicht prononcirten sogen. „Lauen“ zusammen, die in ruhigen Zeiten ihren Berufsgeschäften nachgehen und erst bei Beginn des Wahlkampfes wieder auf die Arena treten. Jede Partei sucht der anderen, sobald die Wahlcampagne eröffnet ist, eine möglichst große Anzahl solcher indifferenter Kantonisten abzujagen. Das hätte, wenn die Parteiführer sich darauf beschränken würden, nur durch die Kraft der überzeugenden Rede neue Anhänger zu gewinnen, nichts auf sich. An dieses moralisch erlaubte Mittel der Ueberredungskunst wird aber erfahrungsgemäß ein viel drastischer wirkendes unmoralisches Agens — der Wahlterrorismus, die Bedrohung mit Geschäftsnachtheilen, die Beeinträchtigung oder Steigerung der Amtscarriere, alle irgendwie mögliche sonstige Intrigue und zuletzt noch die eigentliche Wahlbestechung angesetzt.

Beim Proporze kommen alle diese sittlich verwerflichen Mittel in Wegfall, weil sie sich einfach nicht lohnen. Die Parteien machen sich mehr mit ihrem eigenen als mit dem Status ihrer Gegner zu schaffen, sie regieren mehr ihr eigenes Terrain und suchen nicht in das der Gegner hinein zu regieren. Die Wahl bleibt immer noch ein Kampf, aber nicht „um Alles oder nichts“, sondern um „Mehr oder Weniger“. Die ganze Thätigkeit der Parteiführer ist deshalb lediglich auf die Sorge, daß kein einziger ihrer Anhänger von der Wahlurne wegbleibt, beschränkt. Diese Arbeit ist ihnen aber, weil jeder Votant weiß, daß keine Stimme verloren geht, und weil deshalb die Wähler viel mehr, als es beim Majorze der Fall ist, aus eigenem Antriebe zur Wahlurne gehen, außerordentlich erleichtert. Die ganze Wahlagitation schrumpft

in das stille Walten der „Einpeitscher“ zusammen, welche am Wahltage selbst die wenigen im Verdacht der Lauigkeit stehenden Anhänger zum Gange nach der Wahlurne antreiben.

Die ganze Hetze, die sogen. „Plattform“, die unnöthigen Wahlreden, das widerliche journalistische, meistens mit persönlichen Verunglimpfungen verbundene Gezänke, die Gehässigkeiten und Feindseligkeiten, welche als Nachwirkungen der „Majoritätswahlschlacht“ oft noch Jahre lang das Gemeinde- und Familienleben vergiften — kommen in Wegfall.

3. Wird nicht das eine Extrem der übertriebenen Heftigkeit und Lebhaftigkeit des Wahlkampfes, welches die Signatur eines jeden unter der Herrschaft des Majorzes ausgefochtenen Gefechts ausmacht, beim Proporze in das andere Extrem der Stagnation und der Kirchhofsruhe umschlagen? Wird nicht in Liechtenstein, wenn ein für allemal das Vorhandensein von 6001 Weißen, 4000 Schwarzen und 2000 Rothen constatirt ist, bei allen folgenden Wahlen sich das ewige Einerlei der proportionalen Zutheilung von sechs, vier und zwei Vertreterstellen an die Weißen, Schwarzen und Rothen wiederholen?

Wir haben uns diese Frage genau überlegt und kommen zu dem Resultate, daß gerade, was die Verschiebung der Parteien betrifft, dem Proporz der Vorrang vor dem Majorze einzuräumen ist.

Man muß dabei nur zwischen der naturwüchsigen, dem wahren Landeswohle förderlichen und der künstlichen, die salus publica schädigenden Auf- und Abwärtsbewegung im Schooße der beiden großen ausschlaggebenden Parteien unterscheiden.

Die erstere wird in Liechtenstein Platz greifen, wenn die bisher auf die Vertreterminderzahl beschränkten Schwarzen, gegen die opponirenden Weißen eine Maßregel durchsetzen, bezw. die Durchsetzung einer Maßregel in Aussicht stellen

welche von den Wählermassen als eine dem Volksgedeihen günstige begrüßt wird, oder wenn die bisher über die Vertretermehrzahl verfügenden Weißen der jüngstvergangenen Session einen Akt vollführten, welcher von den Wählermassen als ein offenbarer Mißgriff aufgefaßt wird.

Bei beiden Eventualitäten wird sich im wahren, wohlverstandenen Interesse des Landes auf einem ganz natürlichen Wege, ohne Hinzutreten aller Kunstgriffe, eine Abschwenkung vieler bisheriger Weißer und Rother zu den Schwarzen vollziehen. Hier handelt es sich um eine erfreuliche im Stillen von langer Hand her — nicht erst nach Eröffnung des Wahlfeldzugs unter dem Donner der von beiden Seiten aufgeführten Parteigeschütze — sich auswachsende Verschiebung, die unter der Herrschaft des Proporzes am Wahltage sicher zum Ausdrucke kommt. Die Schwarzen begnügen sich also vor und während der Wahlcampagne damit, die aus der Natur der Dinge entsprungene Sachlage, die unter den Massen auch der Weißen und Rothen entstandene Unzufriedenheit und die daraus hervorgegangene *natürliche Verschiebung* der öffentlichen Meinung für sich auszunützen, sie haben nicht nöthig, zu verwerflichen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, weil sie ja sicher sind, daß die allgemeine Unzufriedenheit, auch ohne das Betreten solch' krummer Wege, beim Proporze zum Ausdruck kommt.

Ganz anders verhält sich die Sache beim Majorze, wo die Schwarzen und Rothen wissen, daß sie es, ohne vorher zum absoluten Mehr gelangt zu sein, überhaupt zu keiner Vertretung bringen. Sie werden also erstens in dem Falle, wenn aus dem vorherigen Verhalten der Parteien überhaupt kein Grund zu einem Abfalle abzuleiten ist, wenn es sich also um eine Verschiebung ohne innere Berechtigung handelt, mit allen möglichen, somit auch den verwerflichen Mitteln der Wahlbeeinflussung zur Majorität zu gelangen suchen und sie werden zweitens, wenn auch durch Vorgänge der erwähnten Art einer Abschwenkung vorgearbeitet ist, diesem Umstande

nicht die Wirkungskraft beimessen, damit die Secession der nöthigen Zahl von 1500 Weißen zu bewerkstelligen. Durch diese Besorgniß wird ihnen nahegelegt, das Gewicht der allgemeinen Volksunzufriedenheit durch Winkelzüge — die bekannten Wahlintriguen — zu verstärken.

In beiden Fällen haben wir es, wenn die Schwarzen und Rothen siegen, mit einer künstlichen Parteiverschiebung zu thun.

4. Zu der bereits oben gestreiften Schattenseite des Majorzes, der damit verbundenen übergroßen Wahlstreike, haben wir hier nur noch zu constatiren, daß die Prophezeiung, es werde der Wahlmüdigkeit und Blasirtheit gesteuert und die Wahlbetheiligung bis zu 90 % gesteigert werden, überall, wo es zur praktischen Verwirklichung des Proporzes kam, in Erfüllung ging.

5. Wir haben oben eine Lichtseite des Proporzes darin erkannt, daß unter seiner Herrschaft der „Verknöcherung" der abgelebten Parteikampfhähne entgegengewirkt werde. Wenn in einem Wahlkörper ein neues Interesse auflebt, dessen Cultivirung dem Lande unzweifelhaft förderlich ist, so stoßen die Vertreter desselben in der Regel bei den antiquirten Parteihäuptern, welchen jedes von der ausschließlichen Abnagung des alten Parteiknochens ablenkende neue Volkspetitum ein Greuel ist, auf Widerstand. Bei der Majoritätswahl zu einer Vertretung eines solchen neuen politischen Faktors zu gelangen, ist eine Sache der Unmöglichkeit; löst sich aber beim Proporze von den alten Parteien ein nur der Wahlzahl gleichkommendes Votantenquantum ab, so ist dem neuen Programm schon die Vertretung gesichert. Indem er der Bildung neuer Gruppen das Eingangsthor eröffnet stumpft der Proporz die schon bei der Wahlschlacht reducirte, (oben Ziffer 2) Parteischärfe und Schroffheit ab.

Damit ist in den bureaukratisch, nicht parlamentarisch regierten Staaten schon ein großer Schritt zum Besseren gethan, weil die Gewalthaber beim fortwährenden Sinken der

Fraktionstemperaturen nach und nach der Gewohnheit, die Parteifahne auf den Zinnen der Kanzleien aufzupflanzen, entsagen lernen.

Die majorzfreundlichen Staatsrechtslehrer pflegen aber gerade, was dieses Argument betrifft, den Spieß umzukehren, indem sie dem Proporze den Vorwurf machen, daß er die bisherige parteimäßige Spaltung des Volkes noch steigere. Soll damit nur auf den Umstand hingewiesen werden, daß durch denselben einer neuen Gruppirung — an Stelle der abgelebten, auf Grund der geheimbündlerischen Ausnahmsgesetzgebung ins Kraut geschossenen „Exclusivverbände" — Vorschub geleistet, also dem ungesunden Parteischablonenthum der Riegel vorgeschoben werden soll, so ist mit der Bemängelung dem Proporze vom Standpunkte des wahren Landeswohls aus ein glänzendes Zeugniß ausgestellt. Will aber damit gesagt werden, daß er die in den deutschen städtischen Socialdemokratien, in Belgien, Baden, Tessin ꝛc. bereits vorhandene, bis tief in die Gemeinde und Familie hineingetragene Verhetzung verschärfe, so haben wir es mit einer Behauptung zu thun, die sowohl der Natur der Sache (vergl. oben Z. 2) als den allseits gemachten Erfahrungen, kurzweg der Wahrheit einen Schlag ins Gesicht versetzt.

6. Daß der verhaßteste Wahlmakel, die bureaukratische Beeinflussung der Wahlen, welche in der Schweiz eine unbekannte, in allen deutschen Staaten aber eine längsteingelebte Sache ist, unter der Herrschaft des Proporzes auf ein Minimum reducirt wird, liegt auf der Hand. Wenn sich die Wahlen direkt, geheim d. h. mit amtlichen Wahlcouverten und proportional vollziehen, so werden die sogenannten Wahlminister auch nach dem Aufgebote der raffinirtesten gegen alle abhängigen Wähler verwandten Mittel unter 1000 Fällen kaum einen aufzuweisen im Stande sein, wo das Wahlresultat anders ausfiel, als es bei Nichtinscenirung der bureaukratischen Manöver der Fall gewesen wäre. Die vielen von den Wahlministern bisher übernommenen Risikos, Mühen

und Kosten werden nach Einführung des Proporzes einfach deshalb nicht mehr aufgewendet werden, weil sie sich nicht mehr lohnen.

7. Der in manchen deutschen Landtagswahlordnungen, z. B. der Württembergischen und Badischen, statuirten Bevorzugung der Städte, liegt die Absicht des Gesetzgebers, dem Parlamente intelligentere und solidere Elemente zuzuführen, zu Grunde. Diese ratio legis ist aber doch sicherlich, seit die meisten größeren deutschen Städte von der Socialdemokratie überwuchert sind, nicht mehr zutreffend. Bei kleinen Communen hat die Maßnahme heutigen Tags ohnedem keinen Sinn mehr, da auf dem Lande ebenso viel intelligente und jedenfalls ebenso viele unabhängige Männer wohnen, als in einer kleinen bureaukratisch verkrähwinkelten Amtsstadt. Diese ganz zwecklose und ungerechte Bevorzugung kann sich unter der Herrschaft des Majorzes, da man wegen des einen nicht gerade eine eminente Tragweite in sich schließenden Punktes nicht zu einer Verfassungsänderung schreiten wird, noch lange halten, nach Adoption des Proporzes kommt sie aber, wenn es je auf einen Complex von 150,000 Einwohnern 7 Landtagsabgeordnete trifft, eo ipso in Wegfall.

8. Den unnatürlichen Wahlallianzen wird durch den Proporz ein für allemal ein Riegel vorgeschoben. Daß gegen die Verbindung verschiedener Parteien im Parlamente ad hoc nichts einzuwenden ist, bedarf keiner Ausführung. Das daraus sich ergebende Resultat beruht nicht auf einer Unwahrheit. Wenn aber zwei in ihren Grundanschauungen total auseinandergehende Parteien, also die Schwarzen und die Rothen, für zwei Wahlbezirke eine Allianz abschließen, wenn dadurch im einen Kreise den Schwarzen und im andern den Rothen zum Siege verholfen wird und wenn daraufhin „das Schwarze" als der Willensausdruck des Volkes im einen und „das Rothe" als der des andern ausgegeben wird, so ist damit einfach eine Lüge fertig gestellt. Daß derartige Verstöße gegen das 8. Gebot beim Proporze nicht vorkommen,

versteht sich von selbst, da ja die kleineren Gruppen ohne Beizug fremder Truppen sich selbst helfen können und so oft zu einem Vertreter gelangen, als die Wahlzahl in der Zahl ihrer Angehörigen enthalten ist.

9. Concessionen oder sogenannte Compromißwahlen, denen wir auf communalem Boden öfters begegnen, sind immer eine mißliche Sache, weil sie auf der einen Seite den Hochmuth der concedirenden Majoritätsherren verstärken, auf der andern Seite aber das politische Ehrgefühl der von der Majoritätssonne beschienenen Concessionirten verletzen. Daß derartige Scrutinien vom Proporze schlechterdigs ausgeschlossen werden, ist ihm als ein weiterer Vorzug zuzurechnen.

10. Wie viele unnöthige Aufregung wird durch die vielhundertfachen Stichwahlen und die zahlreichen Nachwahlen in das deutsche Reich und die Partikularstaaten getragen! Bekanntlich ist bei der Stichwahl die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Wahlkampfs eine viel größere, als beim ersten Scrutinium. Aus dem Umstande, daß der Proporz das Stichwahlsystem als einen absolut überwundenen Standpunkt erscheinen läßt, ergibt sich also für das Volk ein eminenter Gewinn. Was die vielen in Folge von Mandatsaufkündigung und Absterbens der Abgeordneten nöthigen Nachwahlen betrifft, so schafft er auch hier eine Einschränkung, die beim Majorze nicht möglich ist. Wo eine desfallsige Lücke in den großen Parteien entsteht, ist nur äußerst selten eine Nachwahl nöthig (Art. IX des obigen Entwurfs einer „Wahlordnung des Quotienten").

11. Wäre aber der Proporz in keiner andern Richtung, als in der der Beseitigung der Wahlkreisgeometrie, einen Dienst zu leisten im Stande, so müßten sich alle gerechten Gesetzgeber die Frage vorlegen, ob ihm nicht abgesehen von allem Anderen schon wegen dieser Abolitionskraft, weil er nämlich diese unehrlichste auf dem Wahlgebiete üblich gewordene Waffe — ihrer häufigen Verwendung wegen

eine wahre Schande des Jahrhunderts — ein für allemal aus der Welt schafft, der Vorzug zu geben sei.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei allen Wahlverfahren das Resultat der Wahl unter Umständen von der Eintheilung der Wählerschaft in die verschiedenen Wahlkreise abhängt; während jedoch beim Majorze die Schwankungen außerordentlich groß sind, werden sie beim Proportionalverfahren in die engsten Grenzen eingeschlossen. Der Grund liegt einfach darin, daß bei Anwendung des absoluten Mehrs in jedem Wahlkreise eine Wählerzahl, die kleiner ist, als das absolute Mehr, nichts erhält, während beim Proporze dieses gleiche Loos nur einer Wählerzahl widerfährt, die kleiner ist als die Wahlzahl. Deßhalb macht sich beim Proportionalverfahren der verhängnißvolle Einfluß erst geltend, wenn die Zahl der in einem Wahlkreise gewählten Vertreter klein ist. Wendet man diesen letzteren Satz auf die von uns oben gemachten Vorschläge bezüglich der deutschen Wahlen zu den Gemeindeausschüssen, Stadtverordneten, Landtagen und dem Reichstage an, so kommt man zu dem Resultate, daß die Eintheilung im Falle der Verwirklichung derselben vollständig einflußlos wäre.

Die Landgemeinden, wo nur 5 Vertreter zu wählen wären, würden selbstverständlich nur einen Complex bilden, d. h. sie würden nicht noch in mehrere Kreise gespalten. Hier könnte also ohnehin von keiner Wahlkreisgeometrie die Rede sein. Bei den Stadtverordneten-, Landtags- und Reichstagswahlen würden aber schon Complexe geschaffen, auf welche eine größere Zahl von Vertretern — in den Städten auf jeden Complex mindestens 12, bei den Landtagen auf Territorien von 150,000 Einwohner 7 und beim Reichstage auf solche von einer Million Einwohner 10 — fällt.

Professor Hagenbach zeigt uns in seiner Broschüre S. 29 ff. an der Hand zahlreicher Beispiele, wo die Absicht, die eine Partei zum Nachtheile der andern zu begünstigen, klar zu Tag liegt, die völlige Einflußlosigkeit der Wahlfeld-

messerkunst. In schärferer Weise könnte das Paritätsgesetz nicht verletzt werden, als es in dem S. 30 aufgeführten Falle geschieht: ein Wahlkörper von 8400, wovon 5200 der weißen, 3200 der schwarzen Partei angehören, hat 120 Vertreter zu wählen. Der Gesammtwahlkomplex ist in 8 Kreise so eingetheilt, daß die über die Mehrzahl gebietenden Weißen beim absoluten Mehr nur 45, die auf die Minderzahl beschränkten Schwarzen dagegen 75 Vertreter erhalten. Unter der Herrschaft des Proporzes fallen bei gleicher Eintheilung den Weißen 74, den Schwarzen 46 Vertreter zu.

ad 3. Das Schweizerische Bundesreferendum war bekanntlich bis zum Jahre 1890 insofern beschränkt, als es die Initiative nicht in die Hand des Volkes, sondern in die des Bundesraths und der Kantonsregierungen legte. Nur wenn der Bund eine Vorlage machte, welche die gesetzgeberischen Faktoren zum Beschlusse erhoben, konnte gegen letzteren das Referendum angerufen und vom Volke durchgeführt werden. Erst im Jahre 1890 kam ein Bundesgesetz zu Stande durch welches in Verfassungsfragen die Initiative auf die Wähler übertragen wurde: wenn 50,000 Stimmen über eine Verfassungsfrage das Referendum begehren, so hat der Bundesrath darüber alle stimmfähigen Schweizer „ad referendum" aufzurufen und im Falle eines bejahenden Votums der Gesammtwählerschaft eine Vorlage im Sinne der Petenten zu machen, über welch' letztere wiederum das Referendum entscheidet.

Die wuchtige in dieser Weise auf die Gesammtwählerschaft übertragene Waffe sollte nun zweifellos der Haupthebel für die zu Gunsten des Proporzes zu bewerkstelligende Bewegung werden. Nach Inscenirung des jüngsten Tessiner Putsches und nach Wiederherstellung der Ordnung auf militärischem Wege sah sich der Bundesrath veranlaßt, dem total zerrütteten Kanton die Einführung der Proportionalwahl als wirksamstes Medikament gegen die zu Tag getretene akute

politische Erkrankung und als das allein noch erübrigende Auskunftsmittel aufzudrängen.

Welch' ein schwerwiegendes Präjudiz damit autoritativ — von oben herab — für den Proporz in die Wagschale fiel, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Wenn caeteris paribus der deutsche Bundesrath dem Großherzogthum Baden zur Paralysirung derzeitiger südwestdeutscher politischer Wirren eine ähnliche Maßnahme empfehlen würde, so käme die sich auf ganz Deutschland ausdehnende Präjudicialität des Vorgangs nicht in Frage.

Was für eine Wirkung die Befolgung des Seitens der Centralregierung dem Kantone ertheilten Raths hatte, davon war oben schon die Rede. Ganz dieselben Erfahrungen, wie an den Ufern des Ticino, wurden auch in den Kantonen Neuenburg und Genf, in welchen der Proporz seit 2 Jahren praktisch verwirklicht ist, gemacht. Auch hier gehen alle Parteien darin einig, daß durch das neue Wahlverfahren nach allen Richtungen ein entschiedener Umschwung zum Besseren Platz gegriffen habe. Das letzte Scrutinium in Genf, wo bisher bei jedem Wahlkampfe Ausschreitungen der schlimmsten Art auf der Tagesordnung standen, hatte nach den übereinstimmenden Berichten aller Augenzeugen einen eminent befriedigenden und friedlichen Verlauf.

Die schweizerische politische Presse, welche noch vor wenigen Jahren zum größeren Theil Front gegen den Proporz machte, zeigt sich zum weitaus überwiegenden Theile bereits umgestimmt.

Die „Neue Züricher Zeitung", von der man es am wenigsten erwartete, gab vor wenigen Wochen in einer der schweizerischen Proporzbewegung gewidmeten Rundschau ihr Resumé dahin ab, daß der Sieg der Reform im Umfang der ganzen Schweiz eine ausgemachte Sache, jeder Versuch, dem antiquirten Majorze das Dasein länger zu fristen, eine Danaidenarbeit sei, daß mit kurzen Worten der Proporz die Zukunft für sich habe. Dieses Vorgehen der „Neuen Züricher

Zeitung" hat für die Schweiz dieselbe Bedeutung, welche in Deutschland einer Umstimmung der „Nationalzeitung" und ihrer Hintermänner beizumessen wäre.

Im vergangenen Sommer wurde von den Freunden der Proportionalität bereits eine Commission behufs Ausarbeitung eines einheitlichen Initiativantrags für Einführung der Reform bei den Wahlen in den Nationalrath bestellt. In den am 20. und 21. Dezember v. Js. von derselben abgehaltenen Sitzungen wurde trotz der Schwierigkeiten, welche sich bei den Nationalrathswahlen auf Grund der geringen Einwohnerzahl einzelner Kantone ergeben, eine überwiegende Mehrheitsstimmung über ein einheitliches Vorgehen erzielt.

Ende vorigen Jahres brachten es die Proporzfreunde des Kantons Solothurn zu einer Abstimmung im Wege des Referendums. Sie hatten, da die Regierungspartei bisher über ein bedeutendes Mehr gebot, keine Aussicht; sie wollten, wie man dies in der Schweiz nennt, nur „pfaden", d. h. bei einem nur kleinen Uebergewicht der Gegner den Sieg für den zweiten 1893 oder 1894 in Aussicht genommenen Ausfall vorbereiten. Die Abstimmung war auf den 12. Januar festgesetzt. Die Referendumspetenten waren darauf gefaßt, daß die Regierungspartei für diesmal noch mit einem Stimmenmehr von 3000 aus dem Wahlkampfe hervorgehe. Dasselbe betrug aber nur 1500. Den das Abstimmungsresultat behandelnden Leitartikeln der proporzfreundlichen Blätter war daraufhin die Spitzmarke: „Der Proporz ist todt, es lebe der Proporz", vorangesetzt.

In jüngster Zeit hat auch das St. Galler Volk eine Volksabstimmung im Wege des Referendums angerufen. Am 31. Januar sollen die Wahlen über die Frage „Majorz oder Proporz" votiren.[1]) Am wenigsten zeigten sich bis jetzt der Neuerung zugänglich die Kantone Bern und Waadt, wo

---

1) Mit einer geringen Majorität wurde die Proportionalwahl für diesmal noch abgelehnt

eine von jeher unbestrittene Majorität sich aus egoistischen Gründen durch den Proporz nicht das Heft aus den Händen reißen lassen will.

Wenn aber, wie aus den neuesten Telegrammen zu ersehen, sogar die Regierung in Lausanne in der ersten Woche des Jahres 1893 eine Vorlage an den Kantonsrath, wonach den Gemeinden die Einführung des Proporzes überlassen ist, beschloß, so springt damit die Signatur der Unaufhaltbarkeit der Bewegung in die Augen.

Aus dem ganzen bisher dargestellten Verlauf dürfte sich ergeben, daß der Reformgedanke mit Rapidität sich durch das Land der Stauffacher und Winkelriede die Bahn bricht. Bei der inneren Berechtigung desselben kann, da in den nicht parlamentarisch regierten deutschen Staaten der Verwirklichung viel weniger Hindernisse entgegenstehen, als in der Schweiz, die Zeit nicht ausbleiben, wo sich auch an die in Berlin, München, Dresden, Stuttgart und Karlsruhe versammelten Volksvertreter der Ruf richtet:

„Gehet hin und thuet das Gleiche“.

München 27. Januar 1893.

XXXIX.

Eine Aera der Schwierigkeiten, nicht zuletzt für's Centrum,

hat für die alten und älteren politischen Parteien in Deutschland begonnen; sociale Unterströmungen machen sich mit Gewalt geltend, namentlich die socialdemokratische und die antisemitische.

Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß die Socialdemokratie immer noch in aufsteigender Bewegung sich befindet. Die Zwistigkeiten im eigenen Lager ändern daran nichts; jede große politische Aktion, namentlich jede Wahl, findet die Socialdemokratie geschlossen. Auch die bedeutungsvolle Reichstagsdebatte über den Zukunftsstaat dürfte die Expansionskraft der Partei nicht gelähmt haben, so schlecht auch die socialdemokratischen Führer dabei weggekommen sind. Aber wie vielen Anhängern der Socialdemokratie, namentlich auch „Mitläufern" derselben, wird das Ergebniß dieser interessanten Auseinandersetzung überhaupt zum Bewußtsein kommen, und auch diejenigen, welche einsehen, daß es mit dem vielgepriesenen Zukunftsstaate nichts ist, bezw. daß auch die Führer nicht wissen, was sie an die Stelle der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung setzen sollen, sagen sich meist: „Was schadet's? der Gegenwartsstaat taugt jedenfalls nichts. Schlechter kann's nicht werden. Wir haben nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Werfen wir nur erst den verhaßten Klassenstaat über den Haufen,

— das Weitere wird sich finden!" Der unerschöpfliche Quell, aus dem die Socialdemokratie immer wieder gespeist wird, ist eben die Unzufriedenheit der Masse der Industriearbeiter mit den gegenwärtigen Zuständen.

Aus der socialen Unzufriedenheit ist auch wesentlich die antisemitische Bewegung hervorgegangen und entnimmt sie ihre werbende Kraft. Die Ausschreitungen des Reformjudenthums auf sittlich-religiösem Gebiete, namentlich die Herausforderungen der reformjüdischen Presse auf diesem Gebiete würden die Wählerschaften in den protestantischen Bezirken nicht in Masse den antisemitischen Candidaten zugeführt haben. Es sind die unzweifelhaft in weitem Umfange vorhandenen jüdischen Auswüchse im Erwerbsleben, welche weite Volkskreise, und zwar vorzugsweise aus dem bescheidenen Mittelstande in Stadt und Land, an dieser Bewegung Theil nehmen lassen, ohne daß sie recht wissen, worauf es hinaus soll. Das hat die antisemitische Bewegung gleichfalls mit der socialdemokratischen gemein. Es muß anders werden — das Wie kommt erst an zweiter Stelle. In der eigentlichen Antisemitenpresse wird man kaum je praktischen Vorschlägen begegnen, wie den auf jüdische Erwerbsgier zurückzuführenden Mißständen in Handel und Gewerbe abzuhelfen sei. Man ruft „Juden heraus" und wenn es hoch kommt, befürwortet man deren Stellung unter Fremdenrecht, bezw. die Aufhebung der ihre bürgerliche Gleichberechtigung gewährleistenden verfassungsmäßigen und gesetzlichen Bestimmungen. Wenn man der Socialdemokratie vorwirft, sie wolle die kranke Gesellschaft à la Dr. Eisenbart kuriren, so trifft ganz dasselbe bezüglich des Nur-Antisemitismus zu.

Man mag aber an der socialdemokratischen und der antisemitischen Agitation noch so viel und noch so treffend Kritik üben, das entschlägt nicht der Nothwendigkeit, damit zu rechnen und nach den veränderten Verhältnissen sich einzurichten. Und dieses gilt auch vom Centrum.

Auch für dieses hat eine Aera der Schwierigkeiten begonnen, welche große Umsicht und Energie erheischt.

In mehr als einer Hinsicht war das vorauszusehen. Zunächst muß die durch Windthorst's Tod eingetretene Lücke sich bemerkbar machen. Eine so ungewöhnliche Persönlichkeit, wie der deutsche Parlamentarismus deren bisher noch keine hervorgebracht, findet kaum jemals ebenbürtigen Ersatz. So übersah keiner die gesammte politische Lage, wie dieser unscheinbare, des Augenlichts fast beraubte Mann. Und so verstand auch keiner die aus Mitgliedern aller deutschen Stämme gebildete Partei zusammenzuhalten, wie dieser im Jahre 1866 annektirte hannover'sche Minister. Allerdings waren die Umstände für eine solche Alles beherrschende Stellung günstig. Viele Jahre hindurch stand Windthorst gewissermaßen dem Fürsten Bismarck allein gegenüber, der in seiner Person die ganze Politik des Reiches und des Staates verkörperte. Das erleichterte die Orientirung und die Taktik, so gewaltig auch die Machtmittel waren, welche in der Hand des Gegners ruhten. Gegenwärtig ist die Leitung der Politik von Reich und Staat nicht entfernt eine so einheitliche wie zu Bismarcks Zeiten; selbst wer gute Fühlung besitzt, weiß manchmal kaum, woran er sich zu halten hat. Und was die Fraktion des Centrums anlangt, so war sie schon durch die Nothwendigkeit, den furchtbaren Ansturm des Staatskirchenthums abzuschlagen, zusammengeschweißt; alle anderen Erwägungen traten vor dieser Einen übermächtigen zurück — in der Fraktion selbst und auch bei den Wählern im Lande.

An Stelle des unbestrittenen und allgemein anerkannten Führers ist jetzt im Centrum eine Mehrheit von Führern getreten, ausgezeichnete und von den besten Absichten beseelte Männer, die aber doch die Mittellinie, auf welcher allein eine einheitliche Aktion des Centrums sich bewegen kann und auf welcher Windthorst die Fraktion so glücklich festzuhalten verstand, unter sich erst finden müssen, und dieselbe

nicht von vornherein mit der Autorität des verstorbenen Leaders bei der Fraktion zur Geltung bringen können. Unter den Mitgliedern der Fraktion selbst treten die verschiedenen Individualitäten und tritt die Verschiedenheit der Auffassungen naturgemäß stärker hervor und der nothwendige Ausgleich vollzieht sich weniger leicht.

In vermehrtem Maße gilt dieß bezüglich der bisherigen Wählerschaft des Centrums. Hier fehlt es nicht an unerfreulichen Anzeichen einer Lockerung der Parteidisciplin. Als bei den Ersatzwahlen zum Reichstage in den Wahlkreisen Kelheim und Kaufbeuren-Mindelheim eine bis dahin unerhörte Zersplitterung der Stimmen innerhalb der Centrumspartei zu Tage trat, war man geneigt, dieß auf Rechnung specifisch bayerischer Verhältnisse bezw. Mißverhältnisse zu setzen, theilweise ohne Zweifel mit Recht. Aber seitdem haben sich ähnliche Erscheinungen anderswo wiederholt, insbesondere in Westfalen, in Wahlkreisen, welche stets zum eisernen Bestand des Centrums gehört haben. In Beckum-Warendorf-Lüdinghausen standen bei der jüngsten Landtagsersatzwahl verschiedene Candidaten der Centrumspartei einander gegenüber und es gelang nicht, vor der Entscheidung eine Verständigung herbeizuführen. Viel ernstere Vorgänge aber spielen gegenwärtig in den Wahlkreisen Olpe-Meschede und Olpe-Meschede-Arnsberg sich ab, welche lange Jahre durch den kürzlich verstorbenen Abgeordneten Peter Reichensperger im Landtage bezw. Reichstage vertreten waren. Nicht weniger als sieben Candidaturen, alle im Namen des Centrums, sind dort aufgetaucht und werden von verschiedenen lokalen bezw. Interessengruppen unterstützt. Die Art und Weise, wie einer der Candidaten, der sich selbst als „linksstehender Centrumsmann“ bezeichnende Redakteur eines Centrumsorgans, die Aufstellung seiner Candidatur auffaßte, hat dem Gesammtvorstande der beiden Centrumsfraktionen Veranlassung gegeben, in öffentlicher Erklärung die Unterscheidung zwischen einem sogenannten rechten und einem sogenannten

linken Flügel des Centrums, sowohl für das Land, als für den Reichstag und den Landtag durchaus abzulehnen.

Das Bedenklichste an den Vorgängen in den vorgenannten sauerländischen Wahlkreisen ist die Hervorkehrung der Interessengegensätze: Stadt und Land, Industrie und Landwirthschaft möchten je einen besonderen Candidaten haben, der auf die Vertretung ihrer Sonderinteressen eingeschworen wäre. Eine aus solchen Vertretern von Einzelinteressen gebildete Volksvertretung würde den Ruin unserer parlamentarischen Einrichtungen bedeuten und auch eine Befriedigung der berechtigten Einzelinteressen am wenigsten herbeiführen, sondern nur Coalitionen im Gefolge haben, welche zu Vergewaltigungen schwächerer Gruppen geneigt, an ein billiges Abwägen im Rahmen der Gesammtinteressen nur schwer herantreten würden. Ganz besonders unverträglich aber ist das Bestreben zur Bildung von Interessengruppen mit dem Programm des Centrums, welches die gleichmäßige Fürsorge für das geistige und materielle Wohl aller Volksklassen enthält und enthalten muß, weil die Fraktion mehr als irgend eine andere aus Angehörigen aller Klassen der Bevölkerung besteht.

Die Centrumspartei und Centrumsfraktion muß allen solchen Strebungen und Strömungen gegenüber ihre Selbständigkeit auf das entschiedenste behaupten. Sie darf sich nicht von denselben ins Schlepptau nehmen lassen. In dieser Beziehung kann ihr das Verhalten der Conservativen mit Bezug auf die antisemitische Bewegung als abschreckendes Exempel dienen. Die Partei hat dem Nur-Antisemitismus den kleinen Finger gereicht und dieser verlangt jetzt die ganze Hand. Nachdem im neumärkischen Wahlkreise Arnswalde-Friedeberg der radikale Antisemit Ahlwardt der Nachfolger des altconservativen von Meyer-Arnswalde geworden ist, hat neuerdings in dem schlesischen Wahlkreise Liegnitz der ebenso radikale Antisemit Hertwig die Stimmen der Conservativen bis auf ein kleines Häuflein auf sich vereinigt, und auf diesem

Wege wird es weiter gehen, wenn nicht die conservative Partei den Muth findet, die scharfe Grenzlinie zwischen sich und dem Antisemitismus zu ziehen. Auch dann mag noch mehr als ein conservativer Wahlkreis dem Anprall der antisemitischen Agitation unterliegen, aber es wird doch eher ein Halt eintreten auf der abschüssigen Bahn.

Für die Centrumspartei ist die Gefahr einer Unterspülung durch die antisemitische Strömung unseres Dafürhaltens einstweilen nur in geringem Maße vorhanden, vorausgesetzt, daß die Partei rechtzeitig und richtig ihre Stellung zum Antisemitismus nimmt. Es hätte dies vielleicht schon geschehen können oder sollen, wenigstens in denjenigen katholischen Bezirken, wo die antisemitische Agitation eingesetzt hat, wie insbesondere am Niederrhein; jedenfalls ist alle Veranlassung vorhanden, die unvermeidliche Stellungnahme bald und resolut eintreten zu lassen. Die Stellung selbst ist durch die Grundsätze und das Interesse der Centrumspartei klar gegeben: Keine Religions- und Racenhetze; nachdrückliche Bekämpfung namentlich der Schäden im Erwerbsleben, an welchen die jüdische Bevölkerung nach Ausweis der Criminalstatistik betr. die Verbrechen und Vergehen aus Eigennutz einen verhältnißmäßig so starken Antheil hat; Abweisung aller auf Beseitigung der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der Juden gerichteten Bestrebungen. Ueber die beiden ersten Sätze wird wohl ein Zweifel innerhalb der Centrumspartei kaum bestehen können, aber auch der dritte erscheint uns unanfechtbar. Man wird doch auch der Stimmungen, bezw. Verstimmungen leicht zugänglichen Masse unschwer begreiflich machen können, daß — abgesehen von principiellen Erwägungen — die deutschen und die preußischen Katholiken den Ast nicht absägen dürfen, auf dem sie selbst sitzen, daß sie das Grundrecht der staatsbürgerlichen Parität der Bekenntnisse, welches sie für sich in Anspruch nehmen und über dessen mangelhafte praktische Geltendmachung sie so oft Klage zu führen haben, andern nicht entziehen können.

Positiv und negativ ist für das Centrum gegenüber dem Antisemitismus eine ähnliche Haltung geboten wie gegenüber der Socialdemokratie. Diese beiden populären Strömungen richten sich gegen unzweifelhaft vorhandene schwere Mißstände wesentlich socialen Charakters, aber sie bekämpfen diese Mißstände mit ungeeigneten Mitteln und verfallen dabei in Ausschreitungen der bedenklichsten Art. Damit wollen wir selbstverständlich den Antisemitismus mit der Socialdemokratie keineswegs auf die gleiche Stufe der Gefährlichkeit für das gemeine Wohl gestellt haben; der durch und durch revolutionäre und von fanatischem Religions- und Kirchenhasse erfüllte Socialismus ist ungleich bedenklicher als jener. Aber die Gegenüberstellung dieser beiden Parteirichtungen kann zu ihrem Theile zur Orientirung der Centrumspartei dienen.

An der Zurückweisung der socialdemokratischen wie der antisemitischen Ausschreitungen wird es die Centrumspartei so leicht nicht fehlen lassen; der schwierigere Theil ihrer Aufgabe ist die Herausschälung und Entwicklung des berechtigten Kerns in den Bestrebungen dieser wesentlich aus socialen Schäden und Nöthen entstandener Parteien. Und da haben wir keinen Zweifel: soll dem Anprall von Seiten der Socialdemokratie wie von Seiten des Antisemitismus dauernd mit Erfolg begegnet werden, so wird die Centrumspartei ihrem social-politischen Programm eine vermehrte Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Die Zukunft gehört den socialen Parteien. Die Centrumspartei ist eine solche, sie besitzt ein ausgezeichnetes sociales Programm und eine überaus werthvolle sociale Ueberlieferung, aber unsere Zeit gestattet weniger als irgend ein anderer Zeitabschnitt, auf Lorbeern auszuruhen.

In welchem Maße das Manchesterthum auch noch katholische Kreise beherrscht, zeigt wohl am deutlichsten die Klage, welche der hochverdiente Vorsitzende des Verbandes „Arbeiterwohl", Herr Fabrikbesitzer Franz Brandts jun., auf der am 6. Februar dieses Jahres in Münster abgehaltenen

Hauptversammlung in einem Vortrage über die sociale Bedeutung der Fürsorge des Arbeitgebers für seine Arbeiter erhob: „Wenngleich manche Fortschritte auf diesem Gebiete Dank vielfältiger Anregungen, an denen unser Verband nicht am wenigsten betheiligt ist, zu verzeichnen sind, so kann doch im großen Ganzen bisher nur von kümmerlichen Resultaten geredet werden. Volle und freudige Sympathie finden wir in Arbeitgeberkreisen selten genug; selbst ein bescheidenes Maß von Verständniß für diese Frage ist in letztern keineswegs allgemein". Mit der so unerläßlich nothwendigen gewerkschaftlichen Organisation der noch christlichen Arbeiter ist kaum ein Anfang gemacht. Nicht wenige auch katholische Arbeitgeber wollen in kaum verständlicher Kurzsichtigkeit von einer solchen Organisation nichts wissen, ohne zu bedenken, daß der Mangel derselben die zur Pflege ihrer berufsgenossenschaftlichen Interessen entschlossenen Arbeiter nur der Socialdemokratie zutreibt. Mit vollstem Recht sagte auf der vorerwähnten Hauptversammlung der Generalsekretär des Verbandes „Arbeiterwohl", der hervorragendste Socialpolitiker Deutschlands, Abgeordneter Hitze: „Selbst socialdemokratische Ausschüsse sind besser, als — keine; soweit die Socialdemokratie noch keinen Boden gefaßt hat, organisire man doch bei Zeiten, erziehe man die Arbeiter zu richtiger Selbstverwaltung, soweit es sich um ihre Angelegenheiten handelt, zu Einsicht und Selbstbeherrschung, soweit es sich um die Fragen der Fabrik handelt. Bureaukratie und einseitig ‚patriarchalisches' Wesen reichen heute nicht aus". Und welch bedauerlichen Mangel an socialpolitischem Verständniß verräth es, wenn in diesem Winter auch die der Kölner Stadtverordnetenversammlung angehörigen Mitglieder der Centrumspartei einer Erörterung der immer größere Bedeutung annehmenden Frage der Arbeitslosigkeit sich entschlagen zu können glaubten, damit diese Frage der ausschließlichen Behandlung und agitatorischen Ausnützung durch die Socialdemokratie überlassend.

Die Centrumsfraktion des deutschen Reichstages wird für den Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung zunächst nur wenig thun können; die parlamentarische Constellation ist in dieser Beziehung bei der Zurückhaltung der Regierung gar zu ungünstig. Das darf aber nicht abhalten, jede Gelegenheit zu socialreformatorischer Anregung zu benützen. Günstiger liegen die Verhältnisse hinsichtlich des Schutzes des Mittelstandes. Hier erkennt auch die Regierung die Reformbedürftigkeit unserer Gesetzgebung an, wie sie durch die Vorlagen betr. die Abzahlungsgeschäfte und die Verschärfung des Wuchergesetzes dargethan hat. Nahezu unberücksichtigt ist jedoch bisher das weite und wichtige Gebiet des unlautern Wettbewerbs geblieben, auf welches neuerdings die Aufmerksamkeit durch verschiedene auch in den Gelben Heften erwähnte Publikationen gelenkt worden ist. Hier bietet sich ein ungemein dankbares und fruchtbares Feld für die parlamentarische Initiative, welche die Centrumsfraktion denn auch mit einem gegen das Concursunwesen und die schwindelhafte Reklame gerichteten Gesetzgebungsvorschlag ergriffen hat. Die einschlägige gesetzgeberische Arbeit ist allerdings keine leichte; sie erfordert ebenso genaue Kenntniß des gewerblichen Lebens als juristischen Scharfsinn. Bei den nächsten allgemeinen Wahlen wird man gut thun, sein Augenmerk auf eine Anzahl Persönlichkeiten zu lenken, von denen man annehmen darf, daß sie auf diesem Gebiete besonders zu Hause sind. Ohnehin dürfte ja aus verschiedenen Gründen bei den nächsten Neuwahlen ein ziemlich umfassender Personenwechsel in den beiden Fraktionen unvermeidlich sein.

Von allen gegenwärtigen politischen Parteien hat nach unserer Ueberzeugung das Centrum weitaus die beste Aussicht, dem Anprall der wirthschaftlichen Strömungen zu widerstehen, wie es sich am meisten über denselben zu halten verstanden hat. Nach den vorherrschenden Einflüssen in diesen Parteien kann man die conservative Partei als die Vertretung des Großgrundbesitzes, die freiconservative Partei als die

Vertretung des reichen Bureaukratismus, die Nationalliberalen als die Vertretung der Großindustrie, den Freisinn als die Vertretung des flüssigen Kapitals bezeichnen. Es wird nicht gelingen, mit einigem Recht das Centrum unter eine derartige Kategorie zu bringen. Vertretung des Nur-Klerikalismus wird man vielleicht auf gegnerischer Seite sagen. Es fehlt gewiß nicht an Leuten, welche das Centrum dazu machen wollten und machen möchten; aber es ist dies nie gewesen und kann dies nicht werden. Lange Zeit hat das Kirchenpolitische im Vordergrund gestanden; heute drängt das Socialpolitische mit Macht sich vor. Und je weniger das Centrum vor den Karren eines Einzelinteresses sich spannen darf, um so ernster wird es christliche Socialpolitik in größtem Styl treiben müssen. Das ist der Boden, auf welchem die Partei am sichersten ihre Bedeutung für unser öffentliches Leben zu behaupten vermag.

Vom Rhein, im März.

XL.

Der neue theologische Jahresbericht.

Protestantische Gehässigkeiten und Hetzereien.

Die Mitarbeiter des theologischen Jahresberichtes sind nicht nur grundverschieden in ihren theologischen Anschauungen und Urtheilen, sondern auch in ihren Ansichten über literarischen Anstand. Neben Böhringer, Furrer rc., die sich einer rühmlichen Unparteilichkeit befleißigen, findet man hämische Kritiker wie Siegfried und leidenschaftliche Parteimänner wie Lösche und Kohlschmidt, die uns lebhaft an die Polemik

des 16. Jahrhunderts erinnern. Es besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen der naturwüchsigen, frischen und kecken Sprache Luthers und der seiner modernen Nachtreter, welche, so oft sie auch in die Lärmtrompete stoßen, nur den einen Ton hervorzubringen vermögen.[1])

Wann ist einmal ausgesungen das alte Lied vom Jesuitismus und seiner Knechtung des Katholicismus durch das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, vom Altkatholicismus und seinem großartigen Martyrium, von dem bösen Janssen und dem herrlichen Döllinger, welcher sich durch seine späteren Schriften ein unvergängliches Denkmal gesetzt habe? Die allergrößte Sünde in Kohlschmidts Augen ist unzweifelhaft „die ganz indexmäßige geistliche Castirung (sic) der Schriften Döllingers durch das Papalprincip, das der

---

1) Eine Vergleichung mit der von Winter für die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft 1890 ausgearbeiteten Referate ist sehr lehrreich. Winter wahrt überall seinen protestantischen Standpunkt, erkennt aber den Werth katholischer Arbeiten an. Hergenröthers Conciliengeschichte rühmt er nach: „Die gesammte gedruckte Literatur, Quellen wie neuere Forschungen und Darstellungen bis zu den neuesten Veröffentlichungen hin, sind mit großem Fleiß herangezogen worden. Als eine, wenn auch feindliche, so doch fast erschöpfende Zusammenstellung der bisher bekannten Quellen und Literatur zu gelten, darf das Werk berechtigten Anspruch erheben“ (II 75). „Schwane gibt eine mehr systematische Darstellung des in und nach dem Trienter Concil ausgestalteten katholischen Lehrbegriffs, der dann gegen die Abweichungen der Protestanten vertheidigt wird. Auch dieses Werk zeichnet sich (wie das Hergenröthers) durch verhältnißmäßige Ruhe und Sachlichkeit aus“. Weiter unten nennt Winter diese Werke hervorragende und zusammenfassende Darstellungen. Die Rubrik „Interconfessionelles“, die literarische Polterkammer, in der Kohlschmidt sein Unwesen treibt, fehlt natürlich in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft. Es wäre eine interessante Arbeit, für irgend einen Jahrgang die Urtheile des theologischen und des historischen Jahresberichtes über dieselben Bücher einander gegenüberzustellen.

Recensent des Jahresberichtes in den historisch-politischen Blättern naiv genug war einzugestehen" (S. 287). Der Aerger Kohlschmidts ist leicht erklärlich. So viele Jahre haben er und sein Lehrer Nippold unter den Katholiken Begeisterung für Döllinger zu erwecken gesucht, und haben die Katholiken mit nur noch größerem Mißtrauen gegen den unglücklichen Mann erfüllt. Die Katholiken sind über die Minderwerthigkeit der letzten gegen die Kirche gerichteten Schriften Döllingers einig, der Jesuite Michael hat das auf eine auch für Protestanten greifbare Weise gezeigt; es wäre somit an der Zeit den Todten ruhen zu lassen. Kohlschmidt ist anderer Ansicht, denn er nennt den „Janus", bekanntlich die allerschwächste Arbeit Döllingers, „ein Werk von hohem Werthe, sein Erscheinen aber ein Weltereigniß". Wie das Erscheinen eines Buches, das gleich so vielen Tageserscheinungen bald der verdienten Vergessenheit anheimfiel, das auf den Gang der Ereignisse keinen Einfluß übte, ein Weltereigniß genannt werden könne, mag K. seinen Lesern erklären.

K. haßt und bewirft mit Schmutz nicht nur den Jesuitismus, sondern auch die Jesuiten.[1]) Da er an der Darstellung und dem Inhalte von Baumgartners Reisen nach Skandinavien nicht viel auszusetzen hat, muß er die Person des Verfassers verdächtigen. „Baumgartners Recognoscirungsreise durch Skandinavien nach Petersburg ist von der Reclametrommel der römischen Presse laut genug begrüßt worden. Daß dabei vielfach das Gegentheil einer wahrheitsgetreuen Darstellung, insbesondere der kirchlichen Verhältnisse herauskommt, ist bei dem guten Zweck Nebensache". Baumgartner spricht sich über skandinavische und russische Zustände weit günstiger aus als manche Katholiken oder Protestanten;

1) Wir thun dem Herrn K. Unrecht, denn er urtheilt günstiger über die Bücher des „Jesuiten" Bellesheim. Es ist nur Schade, daß derselbe Canonicus des Collegiatstiftes in Aachen ist und diesen Titel auch in seinen Büchern führt.

daß er nicht in einseitiger Befangenheit alles Protestantische verurtheilt, haben die Recensenten seines Lebens von Jakob Baumgartner bezeugt. In dieser Schrift bot sich ihm die Gelegenheit ganz von selbst, in der Reisebeschreibung war ein Angriff auf die Protestanten und Russen ganz und gar nicht am Platz. Was sich K. unter einer Recognoscirungsreise gedacht hat, entzieht sich unserem Verständniß; da jedoch Herr K. mit der Logik und dem gesunden Menschenverstand auf beständigem Kriegsfuß steht, so nehmen wir an, daß er überhaupt gar nicht gedacht, als er sich dieses Ausdruckes bediente.

Ueber Onno Klopp wird bemerkt: „Onno Klopp's Curialhistorik ist gerade auch nach seinem Werk über die englische Reformationsgeschichte (sic) zu bekannt, als daß seine letzte verbesserte Leistung über den dreißigjährigen Krieg noch besonders gekennzeichnet werden müßte". Wer nicht weiß, daß Onno Klopp's großes Werk „Der Fall des Hauses Stuart" mit der Reformationsgeschichte nichts zu thun hat, der hat sich selbst gekennzeichnet und gerichtet. S. 301 lesen wir: „Die Rombriefe Mozleys über das Vaticanum sind von besonderem Interesse auch insofern, als der Oxforder Professor regius (sic) und Schwager Cardinal Newmans diesem doch nicht in die alleinseligmachende Papstkirche gefolgt ist". James Mozley war Professor regius, nicht Thomas, letzterer sagt ausdrücklich in seinen Reminiscences of Oriel College, er würde Newman in die Papstkirche gefolgt sein, wenn derselbe das entscheidende Wort gesprochen hätte. Von einer Hinneigung zum Ritualismus, der bekanntlich viel später aufkam, kann weder bei Newman noch bei Mozley die Rede sein.

Die Zusammenstellung der Betrachtungen des Ludwig de Ponte mit Wilmers kurzgefaßtem Handbuch der katholischen Religion läßt uns vermuthen, daß K. gar nicht weiß, daß Betrachtungen über den christlichen Glauben sich gar sehr von einem dogmatischen Lehrbuch unterscheiden, sonst hätte

er nach einer Charakterisirung der lateinisch spanischen Meditationen (sie sind bekanntlich spanisch geschrieben) nicht fortfahren können: „Doch hat auch das vielgebrauchte deutsche Compendium von Wilmers einen Jesuiten zum Verfasser" (S. 278). Sehr possierlich ist die Verwechslung von Heinrich Pesch mit Tilmann Pesch. „Ebenso hat der anonyme Germanialiterat Heinrich-Gottlieb-T. Pesch das heute dankbarste Thema verhandelt". Bei Kürschner oder Keiter würde K. Aufschluß gefunden haben. Der oberflächlichste aller Controversschriftsteller ist Tschackert, der ganz unglaubliche Uebersetzungsfehler sich zu Schulden kommen läßt und aus ganz klaren und leichten Stellen das Gegentheil herausliest. Die katholischen Schriften, welche Tschackert der Fälschung überführt haben, werden von K. Klopffechtereien genannt; K. ist indessen viel zu klug, als daß er eine Widerlegung seiner Gegner versuchte. Statt B. Duhrs „Jesuitenfabeln" einer strengen Kritik zu unterwerfen, Fehler oder Ungenauigkeiten nachzuweisen, führt er einfach die Titel der einzelnen Aufsätze an. Es hieße natürlich zu viel verlangen, wenn man eine Anerkennung der Verdienste Duhrs von einem solchen Berichterstatter erwartete.

Man könnte K. seine groben Verstöße und Schnitzer verzeihen, wenn sich auch nur hie und da in all dem Spreu ein gutes Körnchen fände, wenn er auch nur hie und da einer Anwandlung von Billigkeit und Gerechtigkeit fähig wäre. Doch nein, K. ist über solche Schwachheiten erhaben, bei dem Anblick jedes katholischen Buches erfaßt ihn eine Berserkerwuth, er stürzt auf das Buch und seinen Verfasser los und will dieselben moralisch vernichten. Das Dichterwort: Blinder Eifer schadet nur, bewahrheitet sich auch hier. Die Stöße und wuchtigen Schläge, welche er austheilen will, treffen nicht, und bringen den mächtigen Kämpfer zum schmählichen Fall. Hier nur einige Luftstreiche. Rohrbacher starb, das hätte auch ein protestantischer Gelehrter wissen können, vor dem Vaticanischen Concil und lebte in Frankreich, gleichwohl

nennt K. die Kirchengeschichte Rohrbachers „eine von deutschem (sic) Vaticanismus genährte universalhistorische Apologie der katholischen Kirche“. „Als Specialkritiker einzelner Persönlichkeiten der Reformationszeit hat sich Paulus in den Ring der papalen Afterhistoriker eingeführt“ (S. 276). Selbst Lösche muß gestehen: „Paulus' auf dem Grund werthvoller und umfänglicher Studien erbautes Werk ergänzt das Kolde's und gewährt, mit Urtheil und Obacht auf die ultramontane Befangenheit und tendenziöse Beleuchtung gelesen, reiche Ausbeute“ (S. 246). Ueber Sincerus, eine Schrift des Jesuiten L. v. Hammerstein, welche K. lächerlich zu machen sucht, bemerkt der Herausgeber Lipsius: „Daß dabei im Einzelnen manches Gute gesagt wird, namentlich zur Kritik der von dem Studiosus vertheidigten Anschauungen, soll nicht verkannt werden“ (S. 315). Furrer hat im Jahresberichte 1890 Tredes „Heidenthum in der römischen Kirche“ trefflich charakterisirt und ihm Verkennung des Volksgeistes vorgeworfen, ebenso Reusch im Theologischen Literaturblatt; das hindert K. natürlich nicht, dieses Buch „das Vernichtendste zu nennen, was seit langem über die Segenswirkungen der römischen Afterreligion an einer naturwüchsigen Volksseele geschrieben worden sei“. Wir könnten ein langes Kapitel schreiben über die Unterlassungssünden K.s. Manche wichtige Werke und Aufsätze werden gar nicht angeführt, andere sind angeführt, aber mit Kreuzchen versehen, d. h. nicht gelesen; über die ausländische Literatur erfährt man fast nichts. K. macht seinem Lehrer und Meister Nippold Ehre; er hat demselben seine Schwächen glücklich abgeguckt.

Lösche, Professor der Theologie in Wien, gibt sich nicht so viele Blößen und ist nicht ganz so fanatisch, wie K., auf Unparteilichkeit und umfassende Kenntniß kann jedoch auch er keinen Anspruch machen. Professor Büdinger hat eine auf den Akten fußende, wahrheitsgetreue Darstellung von „Don Carlos' Haft und Tod“ (Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1891, 371 S.) gegeben. Lösche erhebt nun

die Anklage: „Der bekannte Historiker hat sich fast ganz seinen Akten hingegeben, so weit, daß er einseitig auf Philipps Seite stehend, die Versicherungen des verlogensten (sic) aller Väter scheinbar als unantastbare Wahrheit hinnimmt und auch den Niederlanden gegenüber durchaus auf dem spanischen Standpunkt steht. Philipp erscheint ihm gleichsam als Vertreter des unbeugsamen spanischen Volkswillens, dem die Ketzerei und der Aufstand der Provinzen religiös wie politisch ein Gräuel waren, als der Vollstrecker der Befehle dieses blutigen und grausamen Volkes. Bis in das Kleinste zeigt sich B. von diesen Gesinnungen durchdrungen; er vertheidigt Don Carlos ausführlich gegen den Verdacht der Ketzerei“ (S. 241). Alle bedeutenden neueren Forscher stimmen mit Büdinger überein, und mit Recht, denn die Zeugnisse der auswärtigen Gesandten am spanischen Hofe und die dem Familienarchive entnommenen Dokumente fallen schwerer in's Gewicht, als der Klatsch der den Ereignissen Fernestehenden.[1]) Daß Philipp der verlogenste aller Väter gewesen, müßte erst noch bewiesen werden; selbst Froude nimmt denselben in Schutz gegen Antonio Perez. Warum gerade das spanische Volk solchen Werth auf die Einheit des Glaubens und Ausrottung der Ketzerei legte, hätte Lösche in den von der Wiener Akademie herausgegebenen Denkschriften leicht ersehen können.

Becker's „Elisabeth und Leicester“ ist eine tüchtige Monographie, daß jedoch von demselben zum ersten Mal

1) Ein sachkundiger Referent in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 29. Januar 1892, Beil. Nr. 24, bemerkt: „Max Büdinger aber hat . . . vollends alle Details der Begebenheiten festgestellt und die Gestalt des Don Carlos, physisch wie psychisch, so scharf umrissen — dank der Kritik des Verfassers, mit welcher er jede Mittheilung und jeden Mittheiler, ganz im Geiste Ranke's und seinem (in der Abhandlung über Don Carlos) gegebenen Beispiele folgend, sorgfältig prüft — daß wohl kaum noch etwas an derselben umgezeichnet werden dürfte“.

in riesigem Umfang alle in Betracht kommenden Veröffentlichungen benutzt worden seien, ist nicht richtig. Büdingers Buch hätte dieses Lob in höherem Maße verdient. Die Werke von Dixon und Law sind gleichfalls weit bedeutender als die Monographie Beckers, sind aber nicht berücksichtigt. Wenn L. keine Muße hatte, die Werke selbst zu lesen, hätte er die Hauptpunkte aus den Referaten Anderer hervorheben sollen. Wo Referate Anderer benützt werden, trifft L. nur selten das Richtige. Wie verworren L.'s Satzbau mitunter ist, davon ließen sich manche Beispiele anführen.

Protestanten, welche so viel Aufhebens machen von ihren Reformatoren, haben keinen Grund, den Katholiken, welche ihre Heiligen ehren, Vorwürfe zu machen. L. denkt ganz anders, denn er äußert sich also: „Die Gonzaga-Jubiläumsschriften sind ein glänzender Beweis für die Kunst, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen. Während sich das Leben dieses pathologisch rührenden Jünglings mit der buddhistischen Selbstvernichtungs-Wollust kurz erzählen läßt, hat man Hunderte von Seiten darauf verschwendet. Je unnatürlicher er sich aufführt, desto mehr wird er verherrlicht"[1]) (S. 246). Der hl. Aloisius hat bekanntlich die Aufforderung Christi: Wer mein Jünger sein will, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach, ernst genommen und gleich dem hl. Paulus seinen Leib gezüchtigt. Der Professor der protestantischen Theologie in Wien sollte doch wissen, daß Abtödtung und Selbstverläugnung die Grundlage des christlichen Lebens sind. Wenn Kohlschmidt uns versichert: „Trotzdem wird in dem selbstquälerischen Flüchtling vor allem Weiblichen . . . kein im echten Sinn keuscher

1) Es ist charakteristisch, daß die deutsche Biographie des hl. Aloisius von Meschler, welche die naturgemäße Entwicklung des hl. Aloisius in geistvoller Weise uns vorführt, unbeachtet bleibt. Nach L. sollte man meinen, daß die deutschen Katholiken auf die Biographien von Ausländern angewiesen seien.

deutscher Jüngling sein Ideal finden; es ist das jesuitisch-mönchische Keuschheitsidol, das diesen Jugendheiligen gemacht hat und 'verherrlicht" — so befindet er sich vollständig im Irrthum. Tausende von katholischen Jünglingen und Jungfrauen haben im Hinblick auf den hl. Aloisius ihre Keuschheit bewahrt. Lösche schließt sein Referat über die Gonzaga-Literatur mit dem sonderbaren Satz: „Hoffentlich kommt Clair's Jugendbuch keinem der Bedauernswerthen in die Hand, für die es bestimmt ist; wie Calvin von der Apokalypse sagt: aut insanum inveniet, aut faciet". Clair hat wohl allen Grund, dankbar zu sein für das Compliment, mit einem inspirirten Schriftsteller zusammengestellt zu werden. Mit der Achtung vor der heiligen Schrift ist es bei dem Theologen L. nicht weit her.

Alle die Stellen, welche Angriffe auf Janssen enthalten, können wir hier nicht anführen. Einige Proben müssen genügen. „Eine so erschöpfende Darstellung der Regierung Maximilians, wie die Ullmanns, war um so erwünschter, als Janssen — der hoffentlich auch diesen einfach sachlichen Protest gegen seine tendenziöse Mache noch zu Gesicht bekommen hat — jene Zeit als den Zenith deutschen Glückes pries, in welcher allenthalben die verheißungsreichsten Ansätze zu begrüßen waren, welche durch 'die sogenannte' Reformation zertreten sind". Janssen war sicherlich kein so schlechter Stilist und Logiker, daß er in demselben Athem jene Zeit als den Zenith deutschen Glückes gepriesen, und als eine Zeit verheißungsreicher Ansätze bezeichnet hätte. Wenn Ullmann anderer Meinung ist als Janssen, so folgt noch keineswegs, daß Janssen im Unrecht ist; Huber und andere tüchtige Schriftsteller haben Ullmanns Ausführungen bekämpft. Bevor die Anschauungen Ullmanns allgemeine Anerkennung gefunden, braucht L. seinen Siegesgesang nicht anzustimmen. Es ist doch albern, es Janssen zum Vorwurf zu machen, daß er nicht alle die Einzelnheiten über den Gang und die Entwicklung der Reformation ausführlich

beschrieben hat, wie es hier geschieht, oder ihn für die wirklichen oder vermeintlichen Fehler katholischer Schriftsteller verantwortlich zu machen. Wenn Protestanten von der Lesung des Janssen'schen Werkes hiedurch abgeschreckt werden sollen, so scheint das bis jetzt noch nicht gelungen zu sein. Redensarten wie die folgende gehen allenfalls an in öffentlichen Vorträgen, in einem wissenschaftlichen Referat sollten sie keinen Platz finden: „Die Reformation hat unserm Volk in dieser grenzenlosen (politischen) Zerrüttung ein geistiges Dasein geschaffen, das ihm die Möglichkeit bot, sich im innersten Wesen gesund zu erhalten". Hat sich dieses geistige Dasein geoffenbart in höherer Sittenreinheit, in Tugendübungen, Nächstenliebe, Religiosität, oder war dieses Dasein so rein innerlich, daß Unwissenheit, Sittenverderbniß, Rohheit, Schmähsucht nie einen so hohen Grad erlangten? Wenn die Laster ein Durchgangspunkt waren, in welche Zeit setzt dann L. das goldene Zeitalter protestantischer Religiosität?

Im Jahrgang 1887 hat Nippold über Kehrbachs Monumenta Germ. paedag. also geurtheilt: „Der protestantische Herausgeber und Verleger sehen es schon als einen Beweis katholischer Toleranz gegen die Protestanten an, wenn, nachdem letztere sich dazu hergegeben haben, einen wissenschaftlichen Betrug im größten Stil möglich zu machen, die jesuitischen Urheber desselben ihrer Genugthuung über den gelungenen Betrug Ausdruck verleihen" (S. 280). Im Jahre 1892 hat Lösche die Entdeckung gemacht, daß Kehrbachs Monumenta ein protestantisches Unternehmen seien, er berichtet uns: „In dem Gegenunternehmen Schöninghs wider Kehrbachs Monumenta Germ. paed. tritt der Mangel an rein geschichtlichem Sinn und umsichtiger Verwerthung der nothwendigen Gesichtspunkte in der die Wege von Janssen-Paulsen gehenden Darstellung hervor, als ob durch die Reformation das Schul- und Universitätswesen nicht gefördert, sondern gehemmt sei. Um so erfreulicher ist es, daß den Monumenta Germ. paed. nun auch periodisch erscheinende

Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte unter derselben bewährten Redaktion von K. Kehrbach zur Seite getreten sind". Wie löst sich der Widerspruch? Kehrbach ist objektiv und unparteiisch, er veröffentlicht protestantische und katholische Schulordnungen. Schöningh beschränkt sich nicht auf deutsche Schulschriften, verfolgt einen ganz anderen Zweck, von einem Gegenunternehmen kann schon darum nicht die Rede sein.

Wir schließen unser langes Referat ab mit L.'s Urtheil über A. v. d. Linde's, „Michael Servet, ein Brandopfer der reformirten Inquisition". Die Freude, sagt L., an dieser bedeutenden Leistung ist keine ganz ungetrübte. In meisterhafter, scharfsinniger Beherrschung der mehrsprachigen Quellen entwickelt er klar und gedrängt, in glänzender sarkastischer Darstellung die Tragödie des Blutopfers (Servets), nebenher an der Dogmatik der Reformation seine unerbittliche Kritik übend. Scharf geht er Servets Feinden zu Leibe, wenn er sagt: „man sucht vergebens bei den Reformatoren einen Zug, den man edel nennen könnte; die wahre Lehre ist der weite Mantel, der alle (solche) Unsittlichkeit bedeckt". „Servet hat den Vergleich mit keinem andern Martyrer zu scheuen, indem er Calvin um Vergebung bat, ein besserer Christ als dieser, der voller Niederträchtigkeit und Verlogenheit, Hochmuth und Verblendung in der letzten Unterredung sich unempfänglich zeigt für echt menschlichen Schmerz". Hr. Lösche wird hoffentlich ebenso rücksichtsvoll gegen katholische Gelehrte wie gegen Linde sein, wenn sie sich ein objektives Urtheil über die Reformatoren erlauben, und sie nicht sofort der Parteilichkeit und Befangenheit beschuldigen. A.

XLI.

Zeitläufe.

Der Vatikan und der Quirinal in der jüngsten Beleuchtung.

Den 12. März 1893.

I.

Jener wie im Himmel, dieser wie im Fegfeuer! Wer auf 25 Jahre zurückdenkt, der begreift erst recht die staunenswerthe Veränderung. Damals ein Papst auf Petri Stuhl, den die bekannte Weissagung treffend als crux de cruce bezeichnet hat; bis in den Vatikan widerhallte der höhnende Lärm von diesseits und jenseits der Alpen, daß es nun bald mit der „römischen Kirche" ein Ende haben werde. Jetzt ist diese Kirche als Weltkirche anerkannt, und der greise Leo XIII. als lumen de coelo der Weissagung gepriesen weit über die katholischen Kreise hinaus. Auch protestantische, ja islamitische Souverainetäten bezeugten ihm ihre Ehrfurcht, und innerhalb wie außerhalb des St. Petri-Domes huldigte bei seiner bischöflichen Jubelmesse eine größere Menschenmasse, als die bayerische Hauptstadt vor 50 Jahren Einwohner zählte, ihm, dem erleuchteten Manne der göttlichen Vorsehung. Widerwillig hat der überwältigend großartige Anblick manchen Gegner auf andere Gedanken gebracht. „Jedesmal, wenn ich einem so glänzenden kirchlichen Schauspiele beigewohnt habe, drängt sich mir der Gedanke auf, daß alles sogenannte

Culturkämpfen eitel Donquixoterie sei":[1]) so schrieb einer derselben nach Hause.

Auch Pius IX. feierte die goldenen Jubiläen, wie sein erhabener Nachfolger, und überdies sein 25jähriges Pontifikat. Ihm als Mann der Vorsehung war ein Marterleben beschieden, und eben deshalb hatte ihn das katholische Volk besonders in sein Herz geschlossen. Aber seine Jubiläen verliefen weniger prunkvoll als jetzt, weil die hohen Herren und die glänzenden Uniformen meist fehlten, die sich jüngst im Vatikan eingestellt haben. Wie wäre es ja auch damals möglich gewesen, daß wie jetzt in den zahllosen Versammlungen, die zur Feier des Jubiläums, namentlich soweit das Deutschthum reicht, dichtgedrängt stattgefunden haben, Amtspersonen und auch Nichtkatholiken sich eingefunden hätten, bei den kirchlichen Festen sogar in Amtstracht? Papst Pius stand wenig in hohen Gnaden, denn er hatte unter schweren Kämpfen das centrum unitatis neu zu befestigen, das schleichende Gift des Liberalismus auszustoßen; und erst sein geistvoller Nachfolger konnte unter dem Schirm der Beruhigung seine reiche Thätigkeit über alle Welttheile und über alle Gebiete des menschlichen Lebens entfalten als Mann der weisen Geduld, und als solcher wurde er von den obersten Regionen aus gefeiert.

Nur in Einem Palaste, und zwar in allernächster Nähe, herrschte düsteres Schweigen und rührte sich in der Oeffentlichkeit nichts. Es mag schmerzlich empfunden worden seyn, denn es schmachtet dort auch eine edle Seele. „Keinem von uns gefällt Rom. Es ist die unangenehmste, widrigste, am wenigsten praktische von den möglichen Hauptstädten. Der König liebt sie weniger, als irgend ein Anderer. Der Gedanke an den Greis, der ihm beständig Gesicht gegen Gesicht gegenübersteht, ist ihm unerträglich. Man lacht über das gegen den

1) Römischer Bericht der „Frankfurter Zeitung" (Wochenblatt) vom 26. Februar ds. Js.

Palast (Quirinal) geschleuderte kirchliche Interdikt; aber Keiner möchte in diesen Zimmern wohnen. Wir haben eine Stadt, welche die schönste Hauptstadt der Welt seyn könnte. Florenz, und wir bleiben in Rom, wo jeder Tag unseres Aufenthaltes eine Herausforderung des Gewissens ist".[1]) So schrieb ein alter Diplomat an Bekannte in London. Mit welcher Stimmung mag man aus dem geraubten Königshause in den päpstlichen Festjubel hinüber geblickt haben, noch dazu — als ob die Vorsehung auch dies so gewollt hätte — belastet mit der Schmach des „Panamino", welche die Regierung dreier Ministerien über Stadt und Land sammt dessen Parlament gebracht hat!

Als vor bald zwei Jahren die französischen Pilger beim Besuch des Pantheons Mißhandlungen zu erleiden hatten, da fand es der Minister Rudini angezeigt, in einer seiner Programmreden ausdrücklich zu versichern: „Die Pilger der ganzen Welt können sicher seyn, daß sie unter dem Schutze unserer Gesetze stehen; sie können jederzeit nach Rom kommen, um dem Papste fromme Huldigungen darzubringen, welchem wir, im Gefühle unserer gegenwärtigen Stärke und der sicheren Zukunft, die größte Freiheit ohne Furcht gewährleisten, und zugleich die Ehren eines Souverains bezeugen können".[2]) Kurz darauf hat Italien noch einmal seine Oberherrlichkeit schroff geltend gemacht; es war beim Antisklaverei-Congreß zu Brüssel. Dem Antrag, daß der Ehrenplatz in der Versammlung dem Abgesandten des um die Sache so hoch verdienten Papstes eingeräumt werde, widersetzte sich Italien, und als der Congreß eine Danksagung für die vom hl. Stuhl ergriffene Initiative beschloß, legte der italienische Vertreter hiegegen Verwahrung ein.[3]) Würde ein solcher

---

1) „Die Wahrheit in der Lösung der römischen Frage von B. O. S. Aus dem Italienischen". Regensburg, Pustet 1889. S. 114.

2) Berliner „Germania" vom 15. November 1891.

3) Münchener „Allg. Zeitung" vom 2. Januar 1892.

Vorgang sich jetzt wiederholen können? Schon vor der großartigen Jubelfeier war die liberale Presse von der Sorge geplagt, daß dieselbe über die Person des Papstes hinauswirken, und „das Papstthum daraus den weitesten Nutzen, und zwar politischen Nutzen, ziehen werde". Ein anderes Blatt sprach sich noch deutlicher darüber aus: „Man müßte sehr einfältig sein, wollte man behaupten, daß die von den Großmächten zum Jubiläum geschickten Abordnungen keine politische Bedeutung hätten; man muß im Gegentheil erkennen, daß der Einfluß Italiens im Auslande seit zwei Jahren merklich abnimmt".[1])

Soeben läuft auch eine Erzählung von der Unterredung eines französischen Journalisten mit dem Exminister Crispi durch die Presse, welch letzterer die Frage, ob man nicht in den römischen Feierlichkeiten der letzten Tage einen neuen Beweis der Kraft und Macht des Papstthums erblicken müsse, zur Antwort gegeben habe: „Sagen Sie: die einzige Kraft, die in der Welt noch besteht, was freilich nicht von der Klugheit des Menschengeschlechtes zeugt". Für einen Häuptling der Loge ist darin wohl genug zugestanden. Aber schon im ersten Jahre der Regierung Leo's aus Anlaß der damaligen Ernennung neuer Cardinäle, 32 Ausländer neben 32 Italienern, meinte der berühmte Publicist Lemoinne in Paris, gerade das Werk Crispi's in der italienischen Freimaurerei sei dem Papstthum zu Gute gekommen. „Der Besitz und die Verwaltung des sogen. Patrimonium Petri hatte die Päpste genöthigt, sich mit Italienern zu umgeben und einen Generalstab und ein ganzes Beamtenheer von Nationalen zu unterhalten. Die Kirche hatte sich italianisirt, und gerade durch die Abschaffung der weltlichen Herrschaft wird sie wieder katholisch. Was das Papstthum an Gebiet und materieller Macht verloren hat, das hat es hundertmal an geistlicher Macht wieder gewonnen, und niemals hat es mehr Cäsaris-

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 18. Februar ds. Js.

mus geübt, als seitdem es nicht mehr Cäsar ist. Wir wollen keineswegs sagen, daß der neue Papst officiell die weltliche Herrschaft aufgegeben hätte; das kann und wird er nicht thun. Aber man erkennt aus allen seinen Akten, daß er diese geschichtliche Wandlung als eine vollendete Thatsache ansieht, und auswärts den wahren Wirkungskreis der Kirche sucht". [1])

Einige Jahre später erschien eine Broschüre über die „römische Frage" von dem General Türr, dem einst vielgenannten ungarischen Garibaldianer. Er wies nach, daß weder Cavour, noch Viktor Emanuel ein ewiges Mißverhältniß zum Papst gewollt hätten, und erklärte zum Schluß: „Der Papst ist Niemanden unterworfen; er gehört keiner Nation an, das Universum gehört ihm. Er wohnt in Rom. Wollt Ihr, daß er seine Residenz verlassen könne, ohne sein Dominium zu verlassen? Macht Rom zu einem Seehafen und schafft an der Seite der Residenz des heiligen Vaters einen besondern Hafen für ihn, durch welchen er mit der übrigen Welt verkehren kann". [2]) Das preußisch-conservative Hauptorgan faßte die Idee auf; das „leoninische Stadtviertel und eventuell ein Zugang zum Meere": das wäre ein Ausweg gegenüber der drohenden Zukunft. Denn „es könnte leicht der Augenblick eintreten, wo König Humbert sehnsüchtig nach der Unterstützung seiner vom Papst geleiteten, monarchisch gesinnten Unterthanen auszublicken genöthigt wäre, da die Zurückhaltung der entschiedenen Katholiken in Italien, deren Zahl sich nach Millionen beziffere, vom politischen Leben den Republikanern das Uebergewicht gebe und die Regierung zwinge, mit diesen zu rechnen und ihnen Concessionen zu machen". [3])

---

1) Aus dem „Journal des Débats" in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 29. Mai 1879.
2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 17. Juni 1887.
3) Vgl. Augsburger „Allgemeine Zeitung" v. 4. Aug. 1887.

Es schwebten damals die Unterhandlungen mit Preußen wegen des Culturkampfs, und das 50jährige Priesterjubiläum Sr. Heiligkeit stand bevor. Jede außerordentliche Erscheinung deckt aber den in der heiligen Stadt klaffenden Abgrund von Neuem wieder auf, und gerade jetzt ist die innere Lage Italiens so kritisch, daß sie nur durch eine innere Revolution oder einen Krieg nach außen noch kritischer werden könnte. Auf beide Fälle muß der heilige Stuhl gefaßt seyn, und namentlich die letztere Frage hat der Papst schon in einer Allokution vom Dezember vorvorigen Jahres aufgeworfen. „Wenn man den Papst so in Friedenszeit behandelt, was soll mit ihm in Kriegszeiten geschehen? Kommt Italien in Krieg mit einer anderen Nation, so muß der Papst sogleich, wenn er noch Zeit hat, aus Rom flüchten, denn er wird ja als innerer Feind und Verräther durch die Liberalen bezeichnet, und im Falle eines Krieges würde er des Lebens kaum sicher sein. In diesem Falle ist es auch unmöglich, daß der Papst mit der in Krieg mit Italien stehenden Nation in Verbindung bleibt, denn die Italiener würden den Gesandten der feindlichen Nation nicht in Rom lassen".[1])

Diese trüben Betrachtungen mußten sich den Schaaren der Pilger bei jedem Schritte aufdrängen, und auch die Zornesblicke aus den Augen der Sektirer und ihrer Söldlinge mußten sie ertragen. Daß die Polizei die Unruhstifter im Zaume hielt, forderte indeß schon die Rücksicht auf die bürgerlichen Geschäfte der Tiberstadt; denn Rom hungert, wenn es nicht vom Zufluß der Fremden leben kann. So mußte es denn bei einem lärmenden Vorspiel im Parlament sein Bewenden haben, zu welchem von Wien aus der Text geliefert war. Am 13. Februar hatte dort eine Festversammlung der vornehmen St. Michaels-Bruderschaft stattgefunden; in den Reden war auch die Nothwendigkeit einer endlichen Lösung der „römischen Frage" berührt, in keiner anderen

---

1) Berliner „Germania" vom 24. Dezember 1891.

Weise als in Hunderten solcher Versammlungen vorher und nachher. Aber der Versammlung wohnten zwei kaiserliche Minister bei und eine Erzherzogin! Das genügte dem großen Wiener Judenblatt, am 15. Februar in einem gehässigen Artikel die höchsten Kreise der Protegirung einer Partei zu beschuldigen, deren Bestrebungen nur „auf den Trümmern des Dreibundes" verwirklicht werden könnten.[1] Der Telegraph brachte die Anklage schleunigst nach Rom, und am Vorabend des großen Festtages hatte die Kammer das Vergnügen, eine Tagesordnung ohne Bankskandal ausfüllen zu können.

Es war übrigens nicht das erste Mal, daß Wien einen solchen Stoff lieferte. Vierzehn Monate vorher war es dem Minister Rudini sogar noch schwerer gefallen, die aufgeregten Herren in der Kammer zu beruhigen, und sie zu überzeugen, daß es „für Oesterreich seit Beust keine römische Frage mehr gegeben habe", wie das Organ des Herrn Crispi versicherte. Denn damals hatte sich der Minister des Auswärtigen selbst durch eine Rede in der österreichischen Delegation verfehlt, und zwar war es das erste Mal, daß er eine solche Sprache führte, man weiß heute noch nicht recht warum. Nicht als ob er irgendwie angedeutet hätte, daß Oesterreich aus seiner Zurückhaltung heraustreten wollte, im Gegentheile; aber er gestand doch zu, daß die Frage des Papstthums ihre Lösung noch nicht gefunden habe, und die volle Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes eine Nothwendigkeit sei. Es war auch das erste Mal, daß überhaupt ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein solches Bekenntniß ablegte. In Italien wollte man sogar verstehen, daß Oesterreich, falls Italien sich vom Dreibund losmachen wollte, die römische Frage wieder aufwerfen würde. Allerdings war es eine wohlbegründete Anfrage des Delegirten Dr. Zallinger, auf welche Graf Kalnoky am 27. November 1891 seine Erklärung

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 15. Februar ds. Js.

abgab, und „wahre Judasküsse“ der Ultramontanen nannte das gedachte Judenblatt die Befriedigung, mit der sie in diesen Kreisen aufgenommen wurde.[1])

„Der Gegenstand dreht sich um ein Problem, welches große Geister und politische Köpfe zu Aeußerungen und tiefem Nachdenken veranlaßt hat. Bis jetzt ist eine praktische Lösung dieses Problems nicht gefunden worden. Zwei Punkte möchte ich aber doch hervorheben. Das Eine ist, daß sich die Regierung vollkommen bewußt ist der enormen Ueberzahl der katholischen Bevölkerung in unserem Vaterlande und sich daher vor Augen hält, daß die Gefühle und die berechtigten Empfindungen und Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigt werden sollen. Die Regierung hat auch nur den Wunsch, es möge die Stellung des Heiligen Vaters eine solche sein, welche völlige Unabhängigkeit, wie sie dem Haupte der katholischen Kirche gebührt und für ihn nothwendig ist, in sich schließt. Sie möge eine solche sein, die das Papstthum und den Papst selbst befriedigt, denn erst, wenn die Zufriedenheit auf dieser Seite auch dauernd ist, wird der Friede, wie wir ihn wünschen, zwischen dem Papstthum und dem italienischen Königreiche hergestellt sein. Das sind unsere wärmsten Wünsche, und wenn wir etwas dazu beitragen können, so werden wir nie verfehlen, in dieser Richtung zu wirken, nach unserem besten Können. Der zweite Punkt, den ich hervorheben wollte, ist, und ich glaube, ich werde nirgends auf Widerspruch stoßen, daß es der allgemeine Wunsch der Bevölkerung ist, mit der italienischen Nation in Frieden und Freundschaft zu leben. Wir wollen mit diesem Nachbar in gutnachbarlichen, in guten Beziehungen in jeder Richtung leben, und wir gehen noch weiter, denn wir sind mit ihm in ein politisches Bündniß getreten, welches mit eine der Grundlagen unserer Politik ist. Wie können wir also mit kühner Hand in dieses Problem hineingreifen, ohne die Gefühle der italienischen Nation zu verletzen, die wir zu verletzen gar keinen Anlaß und auch keinen Wunsch haben? Eine Conclusion geht

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 29. November und 4 Dezember 1891.

aus der Hervorhebung dieser zwei Punkte nicht hervor, weil, wie ich eben im Anfange gesagt habe, dieses Problem praktisch zu lösen, vorläufig noch Niemand die Mittel und Wege gefunden hat."

Die damaligen Verhandlungen in der italienischen Kammer glichen nun der vom jüngsten 18. Februar wie ein Ei dem andern. Beide Minister suchten zu beschwichtigen, aber alles Anklopfen nach dem bis heute geheim gehaltenen Inhalt des Vertrags mit Oesterreich war vergebens. Rudini ließ zwar damals das Wort fallen: „Man weiß, daß Oesterreich-Ungarn, wenn die Einheit Italiens bedroht wäre, mit seinen Soldaten Italien zur Seite stehen wird"; aber wie diese „Einheit" zu verstehen sei, ob sie auch die unbedingte „Unberührbarkeit" Roms einschließt, das ließ sich nicht errathen. Auch der jetzige Minister ging um diese Frage herum. Herr Crispi aber nahm damals die Einheit Italiens so streng, daß er versicherte: „er würde sogar das Garantiegesetz abgeändert haben, wenn er nicht gestürzt worden wäre".[1]) Inzwischen hatte sich ein Berichterstatter des Wiener Blattes in der Curie umgesehen, wie man dort über das Auftreten des österreichischen Ministers denke, und von einem Vertrauten folgende merkwürdige Aufklärung erhalten:

„Graf Kalnocky habe nichts Neues und nichts Unerwartetes gesagt. Der Papst sei ebenfalls der Ansicht und habe es stets ausgesprochen, daß nur ein mit Italien abgeschlossener Ausgleich eine endgültige friedliche Lösung des dreißigjährigen Conflictes herbeiführen würde. Er sei durch die Erklärungen des Grafen Kalnocky aber auch in seiner nie verläugneten Ueberzeugung bestärkt worden, daß, so lange der Dreibund besteht, die diesem Ausgleiche zustrebenden besonnenen Elemente der Nation nicht obsiegen werden. Dieser Ausgleich würde

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 6. und 7. Dec. 1891. — „Augsburger Postzeitung" vom 21. Februar 1893.

Italien keine Opfer auferlegen. Es sei läppisch, zu glauben, daß irgend Jemand im Vatican die Wiedereinsetzung der weltlichen Herrschaft der Päpste in den vorigen Stand für möglich und gedeihlich halte. Bedenke man aber, daß der Papst nicht einmal im Vatican sein eigener Herr sei, da ihm die apostolischen Paläste nur zum Nießbrauche überlassen wurden, so ergebe sich daraus von selbst, daß diese Stellung einer der Würde und geistigen Höhe des Papstthums entsprechenden Regelung bedarf. Wenn die Republik San Marino Italien nicht bedrücke, so sei es nicht ersichtlich, warum in Rom nicht ein geistliches San Marino entstehen könnte, zumal der innere Friede Italiens dann endlich besiegelt wäre und Alle zur Wohlfahrt des Staates ehrlich, ohne Bedenken beitragen dürften. Auf die Frage, ob der Papst mit diesem San Marino sich zufrieden geben würde, erfolgte wörtlich die Antwort: Der Papst hat auch auf Avignon nicht verzichtet, und doch wird Niemand behaupten, daß er es zurückfordern wolle." [1])

Gerade von da an verbreiteten sich nun allerlei Gerüchte über geheime Verhandlungen bezüglich einer Lösung der römischen Frage, bei welchen der Papst, wenn überhaupt, nur in diesem Sinne von der „Einheit Italiens" betheiligt gewesen seyn könnte. Man erinnert sich, daß schon in dem Septennatsstreit auf das Wohlwollen in Berlin gerechnet wurde, dann aber soll sich besonders England den Bemühungen angeschlossen haben, den Kaiser von Oesterreich zu bewegen, den bis heute ausstehenden Gegenbesuch im Quirinal zu erstatten und zu einem ersten vermittelnden Schritt zu benützen.[2]) Die Besorgniß vor einem Dreibund zwischen dem Czaren, der französischen Republik und dem Papstthum soll damals schon die Triebfeder der Mächte gewesen seyn, insbesondere auch Englands. Ihren vollen Einfluß aber soll stets die in ganz Italien hochverehrte

1) S. Münchener „Allg. Zeitung" vom 4. Dezember 1891.

2) Die bestimmtesten Nachrichten brachten die Londoner „Times" s. „Frankfurter Zeitung" (Wochenblatt) v. 11. Jan. 1892.

Königin aufgeboten haben: denn „sie kenne kein höheres Ziel als die Wiederherstellung der Einigkeit zwischen Kirche und Staat“.[1]) Warum wurde dann aber plötzlich Alles wieder still? „Damit“, ließ sich ein protestantisches Blatt schreiben, „zwischen dem Papst und der Dynastie von Savoyen ein Einverständniß zu Stande komme, wäre es in erster Linie nothwendig, daß diese letztere sich von der revolutionären Partei lossage, die sie nach Rom getrieben hat. Wenn sie das nicht thut, wird sie von derselben verschlungen werden“.[2]) So steht es mit der römischen Frage nach wie vor, nur daß im Vordergrund nicht mehr das Königthum, sondern das Papstthum steht.

Papst Leo hat auf's Bestimmteste erklärt, daß ihm nichts ferner liege, als die Berechnung, auf dem blutigen Wege eines europäischen Krieges zu seinem Rechte zu gelangen. Dennoch wird er unausgesetzt der Bündelei mit Frankreich und Rußland verdächtigt, und jeder Ausblick aus dem Vatikan nach dem Krankenlager der „ältesten Tochter der Kirche“ und nach den Leidensstätten der russischen Katholiken ausspionirt als eine Feindseligkeit gegen den mitteleuropäischen Dreibund. Hätte der Papst, was er durch die Encyklika vom Februar 1892 und die folgenden Briefe an die französischen Bischöfe verfügte, nicht auch dann verfügt, wenn es kein solches Bündniß gegeben hätte? Und nicht auch dann, wenn in Frankreich die Monarchie sich aufgeführt hätte, wie jetzt die Republik? Ob diese oder jene Staatsform, dem weisen Oberhaupt der Kirche lag nur das Schicksal der Kirche am Herzen. Uebrigens war es stets die Meinung des Fürsten Bismarck, daß in Frankreich die

1) Wiener Correspondenzen der Salzburger „Kathol. Kirchenzeitung“ vom 12. April und der „Augsburger Postzeitung“ vom 17. März 1892.

2) „Protestantische Urtheile über die römische Frage“ in der „Augsburger Postzeitung“ vom 22. April 1892.

Republik mehr Bürgschaft für den Frieden biete, als eine wiederhergestellte Monarchie. „Die Monarchie würde Frankreich bündnißfähig machen, und zwar in ganz anderer Weise als in Kronstadt; sie würde ebenso Frankreich kriegslustiger machen, weil jede neue Monarchie des Krieges zur Herstellung ihres Prestiges bedürfte". [1])

Der Heilige Vater hat in seiner Ansprache an die italienischen Pilger vom 17. vor. Mts gesagt: „seit dreißig Jahren stehe eine verhängnißvolle Politik den Absichten der Vorsehung feindlich gegenüber, und setze ihre Ehre in die unbedingte und vollständige Zurückweisung der Vergangenheit, indem sie den Conflikt an die Stelle der Harmonie setze". Auf diese Vorsehung setzt Er seine Hoffnung, und gerade jetzt ist sie ihm in Frankreich und in Italien wunderbarer Weise entgegengekommen. Noch war kein Jahr vergangen, seitdem er an die katholische Elite der französischen Nation die Mahnung ergehen ließ, sie möchten, anstatt nebelhaften Kronprätendentschaften nachzujagen, sich an die Spitze der Masse conservativer und gut katholischer Wähler stellen, ob sie nun republikanisch denken oder nicht, und schon schreit der gemeine Mann in ganz Frankreich nach endlicher Wahl „ehrlicher Leute" in die regierenden Körperschaften. Das hat die Enthüllung der Panama-Diebereien gethan, und ihr ist das italienische Panamino auf dem Fuße gefolgt. Auch den Parlamentsherren in Rom wird das Wort des französischen Ministers gelten: „Wären diese Gelder nicht gewesen, so wäret ihr nicht gewählt". Wie oft hat man es dem Papste verargt, daß er, gleich seinem Vorfahrer, die Theilnahme der italienischen Katholiken an den politischen Wahlen nicht billigen wollte. Man sieht nun, daß ihnen nur die Schlachtbank erspart worden ist, die ihnen bei dem sehr beschränkten italienischen Wahlrecht inmitten einer von 200,000

---

1) Der Bismarck-Correspondent der Münchener „Allg. Zeitung" vom 1. November v. Js.

Beamten und Millionen Bankgelder beherrschten Wählerschaft gewiß gewesen wäre.

Doch das gehört in den zweiten Theil, für den ja auch die italienische Justiz noch Beiträge liefern soll, wenn anders nicht auch sie unfähig geworden ist, der Binde vor den Augen los zu werden.

XLII.

Eine Stimme aus Frankreich über das katholische Deutschland.

Bei der Besprechung des Werkes von Kannengieser: „Catholiques Allemands“, wurde in diesen Blättern [1]) der Wunsch geäußert, der Verfasser möchte durch weitere Veröffentlichungen dem französischen Volke auch einen Einblick in die wissenschaftliche Thätigkeit der deutschen Katholiken ermöglichen. Frankreich besitzt zwar eine stattliche Reihe Uebersetzungen der neuesten katholischen Literatur Deutschlands; eine zusammenfassende, populär gehaltene Darstellung dieser Leistungen auf den verschiedenen Wissensgebieten wurde aber bis zur Stunde jenseits der Vogesen vermißt. Daher der obenerwähnte Wunsch, der durch das neu vorliegende Werk Kannengiesers: „Das Erwachen eines Volkes“ [2]) — zum Theile wenigstens — erfüllt wird. Unter allerdings etwas sensationeller Ueberschrift bietet nämlich der Verfasser mehrere Studien über unser deutsches Vaterland, von denen die vorletzte der literarischen Thätigkeit

---

1) 1891: Bd. 108, S. 712.

2) Le réveil d'un peuple. Paris, Lethielleux. 12°. XXIV, 432 p. (2,80 M.)

der Jesuiten, die letzte Janssen und dessen Geschichte gewidmet ist. Die Schrift ist aus einzelnen Aufsätzen im „Correspondant" entstanden; eine Gruppe feingezeichneter Bilder, wenn auch kein erschöpfendes Bild.

Die Reihe wird eröffnet durch eine treffliche Schilderung der kirchenpolitischen Zustände Badens in unserm Jahrhundert. Diese Wahl ist gut getroffen. In keiner deutschen Provinz sind die Grundsätze des Josephinismus so sehr zur Herrschaft gelangt wie in Baden, in keiner ihre verderblichen Folgen so klar zu Tage getreten, in keiner hat der Kampf gegen dieselben so lange und so heftig gedauert, in keiner ist darum auch die erfolgte Erneuerung des katholischen Lebens so freudig zu begrüßen. Darum eben ist die Geschichte des badischen Culturkampfes „so interessant, so lehrreich".

Mit sichtlicher Vorliebe hat der Verfasser das Bild des Streiters auf dem erzbischöflichen Stuhle von Freiburg, des ritterlichen Hermann von Vicari gezeichnet. Ein Gegenstück zu diesem „deutschen Athanasius", wie er ihn (S. 46) nennt, liefert die folgende Studie im Porträt Mallinckrodts, dem „Cato des Centrums". Dem Oberhirten, der für die Freiheit seiner Kirche freudig die Ruhe des Greisenalters opfert, stellt er hier den Parlamentarier gegenüber, der sich groß zeigt als pflichttreuer Beamter, als preußischer Patriot, viel größer aber noch als Vertheidiger der katholischen Religion. Beständig sehen wir wir ihn auf der Bresche, wo es ein Unrecht abzuwehren, ein Recht zu schützen, die Interessen der Kirche zu vertreten galt!

Mallinckrodt mußte abtreten, als noch nichts den glücklichen Ausgang des Culturkampfes ahnen ließ. Seine Ausdauer kann den Vorkämpfern der christlichen Volksschule in Preußen, mit welcher sich die dritte Studie befaßt, als Vorbild dienen. Quellenmäßige Auszüge aus den officiellen Schulverordnungen, Aufschlüsse über den vormaligen Einfluß des Klerus liefern den Beweis, daß die confessionelle Schule nicht nur historische Berechtigung hat, sondern auch, daß sie wieder zu Recht bestehen muß, soll die tiefste Ursache der politischen und socialen Revolution, die Entchristlichung des Volkes gehoben werden. Die größte Förderin der letzteren ist die moderne, gottentfremdete

Wissenschaft. Wie neulich eine deutsche Zeitschrift, so weist hier eine besondere ausführliche Abhandlung auf den Antheil hin, welchen die deutschen Jesuiten an dem Kampf gegen jene genommen. Sie zeigt, wie die Jesuiten „nicht in letzter Reihe" dazu beigetragen, eine auch dem Feinde Achtung einflößende katholische Literatur zu schaffen. Die Zahl und Natur der von ihnen verfaßten Werke sind die beredteste Apologie des verbannten Ordens, zugleich eine Widerlegung der Behauptung des Staatsarchivars von St. Gallen: „In der Wissenschaft haben sie keinen einzigen Namen aufzuweisen, der mit den Koryphäen auf allen Gebieten, namentlich an den deutschen Universitäten wetteifern könnte".[1])

Den Abschluß des Ganzen bildet, wie bereits erwähnt, eine Skizze über Janssen, „den Windthorst der ultramontanen Historiographie". Ihm ist fast der vierte Theil des Buches gewidmet. Eine Parallele zwischen dem ehemaligen Führer der Katholiken im Parlement und dem großen Frankfurter Historiker weist nach, wie bei so verschiedenem Wirkungskreis diese Männer dennoch der Kirche gleich große Dienste geleistet haben.

Kannengieser hat es verstanden, in kurzen, aber markigen Zügen ein höchst lebendiges Bild der von ihm vorgeführten Personen und Zustände zu entwerfen. Die Kunst, die er einem Jesuiten zuschreibt, „de digérer les éléments, de se les assimiler, d'en tirer une oeuvre vivante" — das Material zu verarbeiten, sich zu assimiliren und daraus ein neues lebendiges Werk zu schaffen, besitzt er selbst in hohem Grade. Unter den mancherlei Vorzügen ist dies vielleicht der größte. Wer einmal mit der Lektüre der Schrift begonnen, widersteht nicht leicht der Versuchung, immer weiter und weiter zu lesen. Doch wo Licht, ist auch Schatten, sagt das Sprüchwort. Um den Gegensatz zwischen einst und jetzt besser hervortreten zu lassen, trägt der Autor, wie es in Frankreich oft geschieht, die Farben etwas stark auf. Es erinnert unwillkürlich an Dante, der den deutschen Kaiser mit den Worten anredet: „Ecce Agnus Dei", wenn auf den verstorbenen Mallinckrodt die auf Christus sich be-

---

1) In der Broschüre: „Die Jesuiten". 1889.

ziehenden Worte des Apostels angewendet werden: „Semper vivens ad interpellandum pro nobis“. Cum grano salis ist auch die Behauptung aufzunehmen, Janssens Geschichte habe bereits eine große Anzahl (bon nombre) Bekehrungen herbeigeführt. Für eine neue Auflage möchten wir auf ein paar Unrichtigkeiten verweisen. L. von Hammerstein war nie Pastor. Er war College protestantischer Prediger — auf den Schulbänken. Die S. 312 angeführten Werke Cathreins sind, wie „Der Socialismus“, Auszüge aus der „Moralphilosophie“. Von den vielen deutschen Namen, welche in dem Buche aufgeführt werden, sind nur ganz wenige unrichtig geschrieben, was bei einem Franzosen besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Das zeitgemäße Unternehmen, „bei eingehender Kenntniß von Land und Leuten“, wie der heilige Vater so schön in einem eigenhändigen Schreiben an den Verfasser sagt, den Katholiken anderer Länder „das Beispiel einhelligster Festigkeit . . . ., welches das katholische Deutschland unter Führung ausgezeichneter Männer seit langer Zeit gibt“, vorzuführen, hat bereits die verdiente Anerkennung gefunden. Die „Catholiques Allemands“ sind in mehr als 7000 Exemplaren verbreitet. Möchte dem neuen Werk ein gleicher Erfolg beschieden sein!

J. G.

XLIII.

Rohrbacher's Kirchengeschichte.[1])

18. Band. (Zeitalter Innocenz III.)

Bereits ist das dritte Decennium dahingegangen, seitdem eine Anzahl deutscher Gelehrter den Plan faßten, die seiner Zeit epochemachende Universalgeschichte des Abbé Rohrbacher in Deutsche zu übertragen, und noch fehlen von 29 Bänden des Originals in der deutschen Ausgabe acht. Diese auffallende Erscheinung darf wohl als vollgültiger Beweis für die Schwierigkeit der Durchführung des Unternehmens angesehen werden und zwar scheinen die Schwierigkeiten Bearbeitern wie Verlagshandlung erst während der Ausführung selbst ganz zum Bewußtsein gekommen zu sein. Als im September 1858 die ersten Lieferungen des Werkes ausgegeben wurden, konnte sich die Verlagshandlung mit der Hoffnung tragen, jährlich 5—6 Bände ausgeben zu können, so daß das Ganze in ca. 6 Jahren vollendet vorliegen sollte. Gestützt mochte diese Hoffnung werden durch die ungemein freundliche Aufnahme, die das Unternehmen allerwärts fand, sowie durch die warme Empfehlung vieler Bischöfe, so durch die Erzbischöfe von Köln und Posen, die Bischöfe von Breslau, Münster, Paderborn und Osnabrück, durch die Ordinariate zu Eichstätt, Graz, Klagenfurt, Brünn, Limburg, Speyer, Trier und Würzburg. Die Bearbeiter aber erklärten in ihrem Programm: „Ein Werk von dem Ansehen

---

1) Abbé Rohrbachers Universalgeschichte der katholischen Kirche. 18. Band. In deutscher Bearbeitung von Dr. Karl Werner. Münster 1891. 574 S. (M. 4.50.)

und der Bedeutung des Vorliegenden glaubten wir in seiner ganzen Ausdrucksweise mit derjenigen Treue wiedergeben zu müssen, die sich mit den Eigenthümlichkeiten beider Sprachen nur irgendwie vereinigen läßt. Der eigentliche Text wird deshalb auch in der deutschen Bearbeitung bis in die kleinsten Einzelheiten Rohrbachers Eigenthum sein und alle Berichtigungen, Zusätze und Auslassungen sollen unter den Text verwiesen und durch ein vorgesetztes Kreuzchen (†) als Anmerkungen des betr. Uebersetzers bezeichnet werden". Daß dieses Programm nicht eingehalten werden könne, falls man nicht absichtlich für Makulatur arbeiten wollte, mußte sich bald genug zeigen.

Rohrbachers Universalkirchengeschichte war vor Allem für französische Verhältnisse und Leser berechnet. Gegenüber dem gefährlichen Princip des „sens commun" von La Mennais suchte Rohrbacher die göttliche Auktorität der christlichen Kirche im Zusammenhang ihrer Geschichte darzuthun, und sein Werk bildet so ein heilsames Gegengewicht gegen jene destruktiven Tendenzen, die die damalige französische Kirche bedenklich erschütterten. Daher erklärt sich auch die allgemeine Anerkennung, die Rohrbachers Werk damals in Frankreich und über dessen Grenzen hinaus fand. Anders lagen die Verhältnisse in Deutschland. Hier hatte man sich über die Ideen La Mennais' nicht so aufgeregt, wie jenseits des Rheins. Zudem konnte Rohrbachers Methode und Geschichtsauffassung bei der deutschen Wissenschaft kaum auf größeren, oder besser, dauernden Beifall rechnen. Die mosaikartig ohne viel Kritik aneinandergereihten, oft sehr umfangreichen Auszüge aus Quellen und Bearbeitungen enthalten etwas Unfertiges, und geben mehr eine aphoristisch-biographische als pragmatische Geschichtsdarstellung. Außerdem zeigt sich bei R. eine weitgehende mystisch-ascetische, statt kritisch-historische Auffassung der Geschichte. Die Unmöglichkeit der Durchführung obigen Programms mußte sich daher immer evidenter ergeben, je weiter die deutsche Bearbeitung des Werkes voranschritt.

So liegen denn auch bereits eine Reihe von Bänden vor, in denen von Rohrbacher nicht viel mehr geblieben ist, als der leere Name. Letzteres gilt auch von dem neuesten Bande

der deutschen Bearbeitung, dem achtzehnten der ganzen Sammlung, von Dr. Karl Werner in München.

Mit völligem Absehen von Rohrbachers Werk, gibt uns der Verfasser — denn Bearbeiter kann man nicht mehr wohl sagen — „unter möglichst erschöpfender Heranziehung der einschlägigen kirchen= und profan=geschichtlichen Quellen und Bearbeitungen“ eine durchaus selbständige Darstellung der Zeit von 1198 — 1227, oder der beiden wichtigen Pontifikate Innocenz III. und Honorius III. Die hohe Bedeutung Innocenz III. ist allgemein bekannt und erhellt aus dem bloßen Hinweis auf die wichtigsten Aufgaben seines Pontifikates: Reform der päpstlichen Hofhaltung, Herstellung des päpstlichen Ansehens in Rom und in Italien, Vormundschaft über Sicilien, deutscher Thronstreit, französischer Ehestreit, englische Magna charta, vierter Kreuzzug, lateinisches Kaiserthum in Constantinopel, Albigenser, vierte Lateransynode u. s. w. Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe, diesen ereignißreichen Pontifikat eingehend, erschöpfend und doch concis zur Darstellung zu bringen. Werner hat die Aufgabe im Ganzen glücklich gelöst; wer seine rund 400 Seiten füllende Darstellung Innocenz III. studirt, ist über die umfassende Thätigkeit des großen Papstes eingehend orientirt. Neben diesem großartigen Pontifikate findet jener von Honorius III. eine gleich liebevolle und eingehende Behandlung auf nicht ganz 200 Seiten. Das Bild des milden und versöhnlichen, überall für die höheren Interessen, namentlich jene des heiligen Landes, besorgten Honorius tritt uns in wohlthuender Gestalt entgegen neben dem kalt berechnenden und seine politischen Ziele rücksichtslos verfolgenden Friedrich II. Eine Darstellung der beiden großen Bettelorden und ihrer Stifter Dominikus und Franziskus bildet den Schluß des ganzen Bandes. Derselbe ist inhaltlich durchweg aufgebaut auf authentischen Quellenangaben mit umfassender Berücksichtigung und Verwerthung der Ergebnisse der neuesten Forschung, so daß wir in diesem Band eine Geschichte der interessanten Zeitperiode nach dem heutigen Stand der Forschung vor uns haben.

Was die Auffassung anlangt, so haben wir hier ein Beispiel einer objektiven Geschichtsschreibung in ihrer besten Form.

Ohne hervortretende apologetische oder polemische Tendenz, wodurch der Griffel der Klio so oft entweiht wird, werden die Ereignisse wahrheitsgetreu auf Grund verläßlicher Zeugnisse vorgeführt und in ihrem psychologischen, sachlichen und zeitlichen Zusammenhang erklärt und beurtheilt. Daß hiedurch die Stellung und Bedeutung der Päpste Eintrag erleide, wird Niemand behaupten, der obigen Band aufmerksam durchgearbeitet hat. Es bewahrheitet sich eben auch hier: die beste Apologie des Papstthums ist die wahrheitsgetreue Darstellung des Wirkens seiner Träger. Diese ruhige, gemessene Objektivität hat aber die Darstellung nicht etwa farblos gestaltet. In blühendem, ansprechendem, aber nicht manierirtem Stil, oft sogar in poetisch gehobener Sprache werden die Ereignisse an unserem Geiste vorübergeführt, und der Genuß der Lektüre wird nur durch Einen Uebelstand etwas beeinträchtigt: die vielen nicht selten sinnstörenden Druckfehler.

Hat man diesen Band aufmerksam durchgegangen, so drängt sich unwillkürlich der Wunsch hervor, es möchten die noch rückständigen Bände eine gleich gediegene und fleißige Bearbeitung finden und zwar in thunlichster Bälde. Es will uns dieß fast als Ehrenpflicht der deutschen Katholiken erscheinen, bei denen wir so viele Liebe zur Geschichte ihrer Kirche voraussetzen möchten, daß ein Werk, wie diese groß angelegte Kirchengeschichte so kräftige scientifische und finanzielle Unterstützung finden sollte, um es in kürzester Zeit einem glücklichen Abschluß zuführen zu können. Zudem ist der Preis für das, was geboten wird, ein unverhältnißmäßig niedriger. A. K.

XLIV.

Nachträgliches zu Prof. Zittels Vortrag.

Der geehrten Redaktion

erlaube ich mir bezüglich der Rede des Herrn Professors Zittel (4. Heft S. 334 ff.) Folgendes zur Erinnerung mitzutheilen:

Der erste Professor der Anthropologie, Herr Professor Ranke in München sagt in der Vorrede zu seinem bahnbrechenden Buche „Der Mensch“: Gemäß dem Ausspruche des Altmeisters in der Wissenschaft vom animalen Leben, Johannes Müllers: „die Hypothese gehört nur in das Laboratorium des Forschers“, wurden die Hypothesen aus den Darstellungen der Forschungsergebnisse, soweit irgend thunlich, ausgeschlossen. Ebenso absichtlich wurden, den bisherigen Traditionen der exakten Anthropologie in Deutschland entsprechend, alle Uebergriffe von dem Boden der Naturbeobachtung auf jenen der Politik, Philosophie und Religion vermieden. Es verbietet das schon die Würde der Wissenschaft, deren Ergebnisse und Fragen, um werthvoll und interessant zu sein, keiner „pikanten“ Seitenblicke nach fremden Gebieten bedürfen. Dazu kommt aber noch eine weitere Erwägung. Man hat bisher nur zu häufig, namentlich in populär-naturwissenschaftlichen Werken, den augenblicklichen Standpunkt der naturwissenschaftlichen, ewig wechselnden Hypothese mit den ebenso schwankenden politisch-philosophischen Tagesmeinungen verquickt: so mußte nothwendig in dem der exakten Naturforschung ferner stehenden Publikum die verhängnißvolle Meinung erweckt werden, als gäbe es naturwissenschaftliche Dogmen, welche den höchsten Idealen des Menschengeistes feindselig gegenüberstehen. Es wäre ein Lohn für die Mühen unserer besten Forscher, wenn es auf dem Gebiete der Anthropologie gelänge, diesem volksverderbenden Irrthume Schranken zu setzen“.

Das kann sich Herr Professor Zittel merken. Auch Folgendes: Auf einem der letzten Anthropologen-Congresse äußerte sich Virchow ungefähr wie folgt: Ich habe nichts dagegen, daß Jemand in seiner Studirstube für sich zu der Meinung kommt, er stamme vom Affen ab, aber wir müssen es uns verbitten, daß derselbe öffentlich auftritt und behauptet, dies sei ein feststehendes Resultat der Wissenschaft.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Trier, 28. Februar 1893.

Scheuffgen,
Dompropst.

XLV.

Ferdinand Gregorovius' Römische Tagebücher.[1])

Ferdinand Gregorovius, geboren am 19. Januar 1821 zu Neidenberg in Ostpreußen, bezog 1838 die Universität Königsberg, um sich dem Studium der evangelischen Theologie zu widmen, wandte sich aber bald der Geschichte und Literatur zu und trat mit einer langen Reihe poetischer Leistungen an die Oeffentlichkeit. Das Jahr 1852 führte ihn nach Rom, wo er bis 1874 dauernd seinen Wohnsitz nahm, unermüdlich der Geschichtsschreibung und Poesie hingegeben, wenn man etwa von einigen Sommermonaten absieht, während deren er die engere oder weitere Heimath zu besuchen pflegte. Die Vollendung der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", aber in noch höherem Maße der gewaltige Umschwung in den öffentlichen Verhältnissen der ewigen Stadt seit dem verhängnißvollen 20. Sept. 1870, ließen ihn 1874 der zweiten Heimath, dem wundervollen Hesperien, dem Garten Europas, Lebewohl sagen und im Lande der Väter seinen Hausstand wieder aufschlagen. Im Verein mit seinen Geschwistern lebte er fortan in München, wo deutsche und wälsche Strömungen auf dem Gebiete des Geistes sich berühren, wo die Hof- und Staatsbibliothek

1) Römische Tagebücher von F. Gregorovius. Herausgegeben von Friedrich Althaus. Stuttgart 1892. J. G. Cotta's Nachfolger. XXV. 624 S. (8 ℳ)

als ein geschichtswissenschaftliches Emporium ersten Ranges, welches in deutschen Landen seines Gleichen sucht, den Bestrebungen des reichgebildeten Mannes entgegenkam, und wo die Pflege der Wissenschaft den Arbeiten auf dem Gebiete der Kunst geschwisterlich die Hand reicht. Hier lebte Gregorovius angesehen und geehrt als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, schrieb das bedeutende Werk „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter“ und schied am 1. Mai 1891 siebzigjährig aus dieser Zeitlichkeit.

Friedrich Althaus, ein in London ansäßiger Freund des Verewigten, erhielt durch letztwillige Verfügung Gregorovius' das Eigenthum an den Tagebüchern. „In Bezug auf die Herausgabe derselben hatte er (der Erblasser) keine Bestimmungen getroffen. Er hatte eine solche weder verordnet, noch verboten“ (S. II). Doch glaubte Althaus in dem Umstande, daß die Tagebücher dem Vernichtungsurtheil über soviele andere Manuscripte durch seinen Freund entzogen worden, einen stillschweigenden Wunsch auf Drucklegung derselben zu erkennen. Mit dieser Auffassung kann man sich nur einverstanden erklären, wenn man auch dem Zweifel über die Angemessenheit des Zeitpunktes der Veröffentlichung seine Berechtigung nicht versagen möchte. Doch dem sei, wie ihm wolle. Das Buch ist eine Thatsache, über die man sich auch vom katholischen Standpunkt ein Urtheil bilden soll. Zwar werden die „Historisch-politischen Blätter“ nur ein einziges Mal angezogen, aber in Verbindung mit einer theologischen Frage und den herostratischen Bemühungen eines Mannes, welcher in dem Schlußtheil der Tagebücher mehr als irgend ein anderer genannt wird, und der zu Gregorovius langjährige enge Beziehungen unterhielt. Uebrigens sind die Tagebücher, wie sie vorliegen, bei weitem nicht vollständig. Monate sind oft verstrichen, ohne daß der Verfasser, in unermüdlichem Drange der Geschichtschreibung, der Dichtkunst oder der Journalistik hingegeben, Zeit gefunden hätte zur Eintragung kurzer, aber gerade in ihrer

Schärfe überraschender Notizen in das Tagebuch. Außerdem hat auch der Herausgeber einzelne Stellen, die bereits in andere Werke des Verfassers übergegangen waren, zu streichen sich erlaubt.

So empfangen wir denn ein Buch, das in hinreißendem Stile geschrieben, noch einmal die Herrlichkeit des alten päpstlichen Rom an unserer Seele vorüberziehen läßt. Wer dieses Rom in seinem durchaus geistlichen Charakter, seinen Orden und frommen Anstalten, Kirchen und Klöstern, Museen und Bildergallerien, Festen und Aufzügen mit den charakteristischen Gestalten des Papstes und der Cardinäle und all den fremdländischen Elementen, welche dem Ort den Charakter einer Weltstadt im höchsten Sinne aufprägten, auch nur kurze Zeit gesehen, wird das Buch nicht eher aus der Hand legen, bis er die letzte Seite gelesen. Manch theure Erinnerung wird geweckt, manch alte liebe Erscheinung wird von der Phantasie unserm Geiste wieder vorgeführt, die Träume der Jugend steigen wieder in uns auf. Aber auch manch scharfes Urtheil hören wir fallen; neben einzelne Lichtblicke, in welchen die bessere Natur des Geschichtsforschers sich ausspricht, lagert sich tiefe Unwissenheit über das katholische Rom, die Kirche, ihre Einrichtungen, Lehre und ihr Oberhaupt. In Gregorovius kämpfen zwei Seelen. Die Einflüsse der Erziehung und die theologische Richtung, welche er in Königsberg empfangen, lassen ihn der katholischen Kirche, Pius IX., der Einrichtung des Kirchenstaats ungerecht werden. Aber nicht selten überwältigt ihn seine bessere Natur, und unter ihrem Eindruck läßt er, allerdings nur selten, Gerechtigkeit widerfahren.

Was den Tagebüchern ein charakteristisches Gepräge und einen hohen Reiz verleiht, das sind die Freundeskreise, in welchen Gregorovius jenseits wie diesseits der Alpen sich bewegte. In Rom, durch seine angesehenen wissenschaftlichen Leistungen in die Kreise der Diplomaten, Künstler und Gelehrten eingeführt, hat er in den Tagebüchern nicht

selten Miniaturbilder von vielen hervorragenden Männern gezeichnet. Auch gekrönte Häupter und Fürsten treten vor uns: König Maximilian II. von Bayern, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, nachmaliger deutscher Kaiser, der König Franz II. von Neapel, Königin Olga von Württemberg, der Kronprinz Umberto mit Gemahlin und die Großfürstin Helene von Rußland, eine warme Gönnerin von Gregorovius. Aber mit tiefem Schmerz vermissen wir einen Souverän, und zwar denjenigen, der am ehesten eine anerkennende Erwähnung verdient hätte, der achtzehn Jahre lang durch seine friedvolle Regierung Gregorovius Gastrecht gewährte und ihm die Vollendung seines Lebenswerkes, die Geschichte der Stadt Rom, ermöglicht hat. Es ist Pius IX. Nicht als ob sein Name nicht erwähnt würde. Ganz im Gegentheil. Aber Gregorovius ringt beständig im Kampfe mit ihm. Keine Gelegenheit läßt er vorübergehen, ohne ihn mit Tadel und an sehr vielen Stellen mit Schimpf zu überhäufen. Es nimmt sich doch zum wenigsten sonderbar aus, daß ein römisches Tagebuch, welches volle vierundzwanzig Jahre umfaßt, auch nicht mit einer Silbe einer Audienz beim Papst gedenkt. Jeder Fremde von Distinktion, er gehöre einer Geistesrichtung oder Schule an wie immer, der Rom auf längere Zeit besucht, wünscht und erhält auch Audienz beim Papst und rechnet diese zu den bedeutendsten Thatsachen des römischen Aufenthaltes. Gregorovius scheint dieses Bedürfniß nicht empfunden zu haben. Man darf behaupten: er war in Rom und hat den Papst nicht gesehen.

Was hat denn Pio Nono je dem Herrn Gregorovius Leids zugefügt, daß er die Schale des Zornes und beißenden Spottes über ihn ergießt? Als am 12. April 1855 der Fußboden im Hause bei S. Agnese unter dem Papst einbrach, schrieb Gregorovius in sein Tagebuch: „Der Sturz des Papstthums ist dadurch sinnbildlich angezeigt“ (23). Vom spanischen Gesandtschaftshotel sah der hl. Vater der Enthüllung der Madonnensäule zu, „diesem Monument seiner

mystischen Narrheit und Eitelkeit" (43). Gregorovius besitzt ein richtiges Urtheil über die verrätherische Politik Napoleons, in ihm erkennt er mit Recht den Dämon des Papstes, dessen traurige Lage im verrätherischen Schutze Frankreichs sein Mitleid erregt. „Aber dieser weichherzige Romantiker seufzt Gebete an die Madonna und in seinen weibisch erschlafften Zügen prägt sich kein großes Gefühl, nur Ermüdung aus" (140). Heller Zorn erfüllt Gregorovius angesichts des am 8. Dezember 1864 verkündeten Syllabus. Der Verfasser des Syllabus erweist sich auf allen Gebieten des höheren Wissens, namentlich aber in der leichten und sichern Anwendung der Denkgesetze ganz ausnehmend hieb- und sattelfest. Darüber herrscht heute, wo der Gang der Ereignisse den Erlaß dieses weltgeschichtlichen Aktenstückes vollauf gerechtfertigt, kein Zweifel mehr. Auch wer als Andersgläubiger dem apostolischen Stuhl keine Sympathie entgegenbringt, aber sich mit den ersten Anfängen der Philosophie in der reinen und angewandten Logik bekannt gemacht, und diesen Maßstab an den Syllabus gelegt, wird die Frage leicht entscheiden, welchen Mann, ob Pius IX. oder Gregorovius, der Vorwurf des „Blödsinns" trifft. Die Feier des fünfzigjährigen Priesterjubiläums Pius IX. im April 1869 zwingt Gregorovius das Geständniß ab, daß „das Papstthum also noch eine moralische Idee ist, man sage, was man wolle; es kann noch auf die Liebe vieler Menschenklassen zählen, man bestreite dies, wie stark man wolle. Die Thatsachen reden." Aber auf der nämlichen Seite und in demselben Athemzuge heißt es: „Die Ultramontanen beten ihn als ein überirdisches Wesen an. Seine künftige Heiligsprechung ist zweifellos".[1] Zweifellos ist es, daß Grego-

1) Seite 422 wird die italienische Inschrift eines Triumphbogens bei diesem Feste mitgetheilt und dasselbe genannt „forcero di migliori eventi al Romano Principato". Der sinnstörende Druckfehler „forcero" ist zu verändern in „furiere" d. i. „Bringer (Verkündiger) besserer Zeiten für die weltliche Herrschaft".

rovius sich hier in seiner Phantasie wiegt. Und was den ersten Theil des Satzes betrifft, so erhebt sich, wenn die Worte überhaupt einen Sinn besitzen, die Frage: Wie ist es möglich, daß ein Mann von Geist, Bildung und sittlichem Ernst solche Worte dem Papiere anvertraut? Die Hingabe gläubiger Katholiken an den heiligen Vater wird bis zur Entstellung mißhandelt von dem nämlichen Gelehrten, der gleich darauf die unheimlichen Worte dem Tagebuch einfügt: „Die junge Gräfin Elisabeth reiste vor fünf Wochen ab und ließ mir zum Abschied sehr schöne Verse, welche mich aufforderten, zum positiven Christusglauben zurückzukehren. Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube" (422).

Ganz außer sich vor Entrüstung, kommt Gregorovius aus Anlaß des Vatikanischen Concils auf die Infallibilität zu reden. In blasphemischer Sprache den Papst carrikirend, behauptet er: „Er hält sich für ein göttliches Instrument in der gestörten Weltordnung, für das Sprachrohr des heiligen Geistes" (462). Eines Tages sah er, wie Pius IX. dem Cardinal de Angelis auf dem Corso begegnete. „Beide großen Auguren entblößten ihre Häupter, redeten miteinander. Als der Papst den Cardinal entließ, stand auf dessen Antlitz ein Glanz wie Reflex von Infallibilität und Nachfolge im Papstthum" (463). Je näher wir dem 18. Juli 1870 kommen, um so heftiger wird Gregorovius' Sprache. „Die Luft ist moralisch vergiftet, mich ekelt vor dem Anblick dieses Götzendienstes, dieser alten und neuen Idole und dieses ewigen Zustandes von Lüge, Heuchelei und crassestem Aberglauben" (475). Den tiefsten Grund dieser häßlichen Sprache werden wir unten berühren.

Neben dem Papst als oberstem Inhaber der geistlichen Gewalt, erregt der Kirchenstaat den Unmuth des Verfassers der Tagebücher. Jeder neue Sieg der Träger der Revolution von 1859 bis 1870 versetzt Gregorovius in eine freudigere Stimmung. „Nur die fremden Mächte sind es,

welche diese Mumie vertheidigen, die noch Kirchenstaat heißt", schrieb er 1859. Indeß selbst diese Niederlage könnte zum Guten ausschlagen. Denn „das protestantische Princip wird siegen, aber durch die mögliche Zerstörung der weltlichen Gewalt des Papstes wird sich der Katholicismus wieder energisch concentriren, und ein religiöser Principienkampf steht bevor" (79). Der Fall Gaëta's wird als Einleitung zur völligen Auflösung des Kirchenstaats bejubelt (160), jenes Landes, das erst jetzt Eisenbahnen erhält, da „Gregor XVI. die Eisenbahn eine Erfindung des Teufels nannte" (198). Diese Behauptung des Herrn Gregorovius gleicht auf ein Haar seiner Aussage, wonach der berühmte Dominikaner Romanini in seinen Fastenpredigten in der Ordenskirche sopra Minerva alle neueren Errungenschaften auf dämonische Einflüsse zurückgeführt habe (200).

Zu spät kam die Enttäuschung. Vernehmen wir den nämlichen Mann, der früher die Aufhebung des Kirchenstaates zu vertheidigen suchte, nach dem Einzug der Piemontesen durch die Porta Pia in tiefer Wehmuth klagen: „Rom 13. November 1870. Da meine Arbeit endigt, blüht Rom für mich ab. Ich gehe in den Straßen umher, auf den Spuren meiner Leidenschaft und Begeisterung, fühle diese nicht mehr und mir ist, als schauten alle diese einst so begierig von mir durchforschten Monumente geisterhaft todt auf mich herab. Donna Ersilia, der ich sagte, daß ich Rom verlassen wollte, nannte mich undankbar, da Rom die Heimath meiner Arbeiten und die Quelle meines Ruhmes sei. Wohl, Rom verlassen, heißt für mich, von meinem wahren Leben Abschied nehmen. Doch diese Epoche schließt sich einmal" (503). Die vollständige Abschaffung des Kirchenstaates ist ein Gedanke, den Gregorovius auch vom Standpunkt der Politik und gesellschaftlichen Ordnung nicht zu ertragen vermag. Wenigstens Rom und dessen Distrikt fordert er für den Papst. „So bliebe der kosmopolitische Charakter Roms erhalten. Wenn er ausgelöscht wird, so wird eine Lücke in

der europäischen Gesellschaft entstehen" (286). Und je mehr wir in den Aufzeichnungen des Tagebuches aufsteigen, um so reiner und mächtiger kommt die weltgeschichtliche Bedeutung der ewigen Stadt zur Geltung. „Das unermeßliche Ereigniß", heißt es in der Aufzeichnung Rom am 4. April 1861, „Rom zur Hauptstadt eines italienischen Reiches herabgesetzt, Rom, die kosmopolitische Stadt seit 15 Jahrhunderten, das moralische Centrum der Welt, zum Sitz eines Königshofes geworden, wie alle anderen Hauptstädte, will mir gar nicht recht begreiflich sein" (172). Und doch hat Gregorovius im Widerspruch mit diesen richtigen Ideen sich dem Kronprinzen Umberto im päpstlichen Palast des Quirinal bei rauschenden Festlichkeiten vorstellen lassen und in seinem Dankschreiben an den römischen Gemeinderath, welcher die Kosten der Uebertragung der „Geschichte der Stadt Rom" zu bestreiten beschlossen hatte, die Schöpfung des Königreichs Italien mit der Hauptstadt Rom in überschwänglichen Worten gefeiert (559).

In willkommener Weise macht uns das Tagebuch mit der Geschichte der Entstehung des großen Lebenswerkes, das Gregorovius in Rom unternommen, bekannt. Am 12. November 1856 begonnen (41), wurde das Manuscript der beiden ersten Bände der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter am 25. Juni 1858 auf die römische Dogana zur Beförderung nach Stuttgart an Baron Cotta gebracht. Von da an hat Gregorovius ständig der Vollendung dieser Arbeit sich gewidmet. Am 19. Januar 1871 konnte er niederschreiben: „Heute bin ich fünfzig Jahre alt geworden. Diesem Ereigniß zu Ehren schrieb ich den Schluß der Geschichte der Stadt Rom nieder" (510). Die Ankunft der ersten Correkturbogen feierte er beim Medicinalrath Alertz, auf den wir noch zu sprechen kommen, durch ein „würdiges Mahl" (66), der Großfürstin Helene von Rußland las er ausgewählte Theile daraus vor, und auch seine Freunde Ampère und Reumont wurden schon vor dem Druck damit

bekannt gemacht. Nach einer Aufzeichnung des Tagebuchs vom 7. April 1867 erlaubt sich Gregorovius eine auffallende Kritik: „Reumont reiste ab. Sein erster Band der Geschichte der Stadt Rom ist unter der Ankündigung erschienen, daß dies Werk auf Quellenstudien beruhe. Doch dies sind spalle proprie, roba altrui“ (354). Noch schärfer drückt er sich am 14. Juni 1868 aus: „Einige Journale vergleichen meine Geschichte der Stadt Rom mit der von Reumont, wobei mich katholische Fanatiker, wie in Münster, zu verschwärzen suchen. Diese Vergleiche sind lächerlich. Die Arbeit Reumonts ist eine Compilation, wozu er für das ganze Mittelalter ein Jahr gebraucht hat; meine Arbeit ist ein Originalwerk, entstanden aus Quellenforschungen von fast schon sechszehn langen Jahren. Sie ist das Resultat eines Lebens und das Produkt innerer Leidenschaft“ (401). Aus Reumonts Werk redet der Staatsmann, Gregorovius ragt hervor durch Quellenstudien und künstlerische Behandlung des Stoffes. Und doch ist auch seine Arbeit heute in den hier in Betracht kommenden Theilen durch Professor Pastors Geschichte der Päpste überholt. Zur Förderung seines Werkes hat das Cultusministerium in Berlin Gregorovius 1860 eine jährliche Unterstützung von 400 Thalern zugebilligt (119). Diese Anerkennung des Landesherrn konnte Gregorovius unmöglich ablehnen. Den Italienern gegenüber bewies er sich sehr empfindlich. „Amari (der Unterrichtsminister in Turin) schickte mir den Orden S. Mauritius und Lazzarus. Ich lehnte ihn ab, weil ich frei sein will. Ich schreibe die Geschichte der Stadt für keine andere Partei als die der Wahrheit“ (267). Doch ließen sich schon damals in Rom Stimmen vernehmen, welche Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom als hinter dieser Forderung zurückbleibend bezeichneten. „Der pfäffische Theiner hat wieder die Buchhandlung Spithöver vor dem Verkauf meiner Geschichte der Stadt Rom gewarnt. Ich fürchte sehr, man wird sie verbieten“ (227). Sonderbar, als Theiner wegen

unerhörten Mißbrauchs seines Amtes den Posten eines Geheimarchivars 1870 verlor, bricht Gregorovius in den Jammerschrei aus: „Der Fanatismus ist grenzenlos" (475). Durchaus im Gegensatz zu Theiner verhielt sich Döllinger. „Ich besuchte Döllinger", heißt es München 7. August 1863, „er ist ein feiner, kalter, trockener Mann, der sich mit Klugheit ausspricht. Er anerkannte die vorurtheilsfreie Stellung meiner Geschichte der Stadt Rom" (241). Was Gregorovius befürchtet, trat am 25. Februar 1874 ein, indem sein großes Werk auf den Index gesetzt wurde. Daß dieser Maßnahme eine politische Rücksichtsnahme innewohne, behauptet Gregorovius, erbringt aber nichteinmal den Schatten eines Beweises dafür (581).

Nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen wir die hier und da vorkommenden Urtheile über die Meister der neuern deutschen Geschichtschreibung und Kunst, die auch aus dem Grunde Interesse besitzt, weil die Kritik mehrfach auf Gegenseitigkeit beruht. „Theodor Mommsen befindet sich hier", heißt es im März 1862, „in seiner Erscheinung ist ein eigenthümliches Gemisch von Juvenilität und von schulmeisterlicher Gewissenhaftigkeit. Dies erklärt mir vieles im Wesen seines durch kritische, destruktive Schärfe und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Werkes, welches aber eher ein Pamphlet, als eine Geschichte ist" (200). Und nach elf Jahren im Sommer 1873 erfahren wir: „Mommsen kam nach Rom, wo er sich noch aufhält. . . Er ist offenbar, wie Richard Wagner, am Größenwahn krank. Die Kathederprofessoren lassen mich nicht gelten, weil ich in freier Thätigkeit schaffe, keine Beamtenstelle einnehme und horribile dictu einiges Dichtertalent besitze" (568). Giesebrecht erschien ihm zu Königsberg 1860 als „ein Mann der Ordnung, des Stillstandes und der Regel". Auch nach der Uebersiedelung von Königsberg nach München unterhielt Giesebrecht Beziehungen zu Gregorovius. In Berchtesgaden verlebte der letztere im Sommer 1863 „lebhafte Stunden mit Hegel (Professor in Erlangen),

da wir miteinander Berührungspunkte genug haben. . . Er verdammte die an Unfreiheit streifende Farblosigkeit Giesebrechts, welcher von vorneherein in München sich auf die Seite der Ultramontanen geneigt habe" (243).

In München war es, wo unser Verfasser bei Giesebrecht auch mit Ranke zusammentraf. „Er ist ein kleines Männchen mit leise markirtem Buckel, wie ihn Schleiermacher hatte; bei 76 Jahren noch frisch und munter, fast wie ein Lebemann. Ein geistreiches Lächeln belebt seine Züge. . . Meiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter warf Ranke vor, daß sie italianisirend sei". Gregorovius entgegnete darauf, ein geistreicher Italiener habe ihm bemerkt, seine Geschichte sei ganz zutreffend, aber sie sei „zu deutsch" (533). „Gervinus erklärte" (in Rom 1867), „daß er die Bewunderung der Ranke'schen Geschichtschreibung nicht begreifen könne. Ein ähnliches Gespräch hatte ich früher mit Acton. Ranke kennt nur die Diplomatie in der Geschichte — ‚das Volk' kennt er nicht. Er hat die feinste Combinationsgabe und logische Schärfe, aber keine Gestaltungskraft. Seine Menschen und Dinge zeigen ihr inneres Gefaser, aber nur wie auf einem anatomischen Theater. Ranke geht durch die Geschichte wie durch eine Bildergalerie, wozu er geistreiche Noten schreibt" (358).

Ebenso treffend erscheint Gregorovius' Bemerkung über das Corpswesen unserer Hochschulen, die er bei einem Besuche in Heidelberg 1867 niederschrieb: „Ich sah mehrere Fackelzüge und Fahrten der Studenten. Das altfränkische, zopfige Wesen hat sich in den Corps noch erhalten. Für jeden Nichtdeutschen muß es ganz unbegreiflich sein, wie eine intelligente Jugend soviel Kraft, edles Gefühl, ja Begeisterung an so absurde Nichtigkeiten verschwenden kann. Diese sinnlosen Formen, welche sie in ihren schönsten Jahren beschäftigen und die sich noch in das spätere Lebensalter hinausziehen, sind ohne alle Frage mit Schuld daran, daß sich die politische Reife unserer Nation so lange verspätet hat. Ich

äußerte dies zu Gervinus, welcher es vollkommen bestätigte" (370).

Ueber Prof. Kuno Fischer aus Jena, welcher den Erbprinzen von Weimar 1865 auf seiner italienischen Reise begleitete, drückt unser Gewährsmann sich sympathisch aus. Er ist „der einzige Deutsche, der mir in Rom als ein besonderer Mann erschienen ist. Seit neun Jahren ist er Professor in Jena, das kleinliche Universitätsleben schilderte er mir als abschreckend und pries mich glücklich um meiner Freiheit willen" (314). „Am zweiten Weihnachtstag", fährt er fort, „traf ich Kuno Fischer im Lateran; er war durchdrungen vom Eindruck, welchen die Kirche und ihr Cultus, als geschichtlicher Organismus, auf ihn macht. Rom ist ein Weltknoten; er läßt sich durch protestantische Kritik nicht auffasern" (316). Auch harten, aber gerechten Urtheilen begegnen wir.

Ueberraschend, aber wenig erbaulich lauten die Mittheilungen über die inneren Angelegenheiten der Redaktion der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Diese waren zerfahren in entsetzlicher Weise und bieten neue Beiträge zur Prüfung und Lösung der Frage, wie sehr die Liebe zur Wahrheit dem modern liberalen Preßwesen abhanden gekommen und welche schwere Verantwortung die Lügenschmiede, die vermittels der öffentlichen Blätter ganze Nationen in eine verkehrte Richtung drängen, auf sich nehmen. „Orges", schreibt Gregorovius am 12. September 1863, „gestand mir, daß die italienischen Berichte der Zeitung falsch seien. Auf meine Frage, warum sie die Correspondenten nicht abschafften, antwortete er, daß dies nicht anginge, weil sie von Stuttgart aus angestellt seien" (245).

Neben dem großen Geschichtswerke nahmen Gregorovius' Thätigkeit zahlreiche kleinere Aufsätze für die Tagespresse und periodische Blätter in Anspruch. Auch den Pegasus hat er fleißig bestiegen. Die Sommermonate benützte er regelmäßig zu Reisen. Mit lebendigem Interesse liest man seine Notizen über die Abtei der Benediktiner im Monte Casino,

wo er lange Unterredungen mit Tosti hatte (85). Auf einer dieser Reisen ereignete sich zwischen Civitavecchia und Livorno ein Schiffbruch, den Gregorovius mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit beschreibt. Am 29. September 1858 Abends 5 Uhr schiffte er sich auf dem französischen Dampfer „Hermus" ein. Gegen elf Uhr Nachts rannte der „Hermus" den Dampfer „Aventin" an. „Die Scene war unbeschreiblich. Wir wußten nicht, welches Schiff sinken würde. Dann sank der Aventin. Das große Fahrzeug war mitten durchbrochen, das Vordertheil schon von der Fluth überschwemmt. Passagiere und Mannschaft stürzten sich über schnell gelegte Brücken in unser Schiff. In sechs Minuten war alles vorbei. Dieses unvergeßliche Schauspiel erschütterte mich gewaltig, aber Todesfurcht verspürte ich nicht. Ein mailändischer Kapuziner beschrieb mit dem Humor der Verzweiflung seine Rettung und wies lachend auf seine Ledertasche, in der er vier Fetzen alter Predigten geborgen habe. Fliehend hatte er noch einem durch Balken eingeengten Priester die Absolution ertheilt. Ein Professor der Medicin aus Berlin, eben dem Tod entronnen, schien sich zu ärgern, daß ich seinen Namen nicht kannte. Er prahlte mit einer Preisaufgabe, die er vor Jahren gelöst, sprach mit Herablassung von Humboldt, erklärte den Menschen für einen Gott, die Planeten für todte Dinger u. s. w. Ich versorgte den Halbgott mit einem Paar Strümpfe" (65).

Unter Gregorovius' römischen Freunden ragt in erster Linie hervor unser ausgezeichneter Landsmann, der Medicinalrath Dr. Alertz. In Aachen geboren am 31. Januar 1800, f. Kreisphysikus daselbst, genoß Clemens August Alertz,[1]) wegen seiner Tüchtigkeit als Arzt und charaktervoller Mann

---

1) Ueber Alertz's Beziehungen zu der in Aachen als Lehrerin und Leiterin einer weiblichen Erziehungsanstalt wirkenden Dichterin Luise Hensel vgl. die Biographie: Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Dr. Franz Binder. Freiburg 1885. S. 245.

und aufrichtiger Katholik die Hochachtung aller Kreise. Von Gregor XVI. als Leibarzt nach Rom berufen, nahm er nach dessen Tode hier dauernd seinen Wohnsitz. Unter allen römischen Bekannten gibt es keinen, dem Gregorovius so warm empfundene Worte in den Tagebüchern widmet, wie dem rheinischen Heilkundigen. „Zweimal", heißt es, Rom 10. Februar 1855, „zu Tisch beim Geheimrath Alertz, dem Leibarzt Gregors XVI., einem schönen, gebildeten Manne. Er gleicht in seiner imposanten Gestalt eher einem Staatsmann, als einem Arzt. Ich nehme viele Bücher aus seiner Bibliothek" (22). Auch Schreiber dieser Zeilen schuldet Alertz innigen Dank. Er war der erste, der mich mit den Werken Reumonts bekannt machte und mir dessen „Gräfin von Albany", ein für schottische Kirchen- und Staatsgeschichte bedeutendes Werk, zur Lektüre förmlich aufdrang. „Vor einigen Tagen", schrieb Gregorovius, Rom 16. Oktober 1864, „kam mein alter und herrlicher Freund Alertz wieder" (285). Auch erfahren wir, daß Pius IX. Herrn Alertz über das Befinden des schwer erkrankten Staatssekretärs Antonelli befragte. Bei aller Freundschaft mit dem Verfasser der römischen Tagebücher blieb Alertz ein frommer katholischer Mann, der sein Leben durch einen echt christlichen Tod beschloß. „Alertz", heißt es am 4. November 1866, „liegt im Sterben. . . Der Papst schickte ihm seinen Segen. Heute las Merode die Messe bei ihm und gab ihm die Sakramente. Welch ein schreckliches Jahr! Der Tod von Alertz wird eine Lücke in mein römisches Leben reißen". Und am 18. November: „Am 10., Morgens 10 Uhr, starb Alertz in seinem 66. Jahre. Ich war noch um 7 Uhr dort gewesen, ohne ihn zu sehen. Er kämpfte schon mit dem Tode. . . Ich hörte seinen Todeskampf und ging. Er entschlief ohne Qual. Als der Papst die Nachricht hörte, sagte er: i buoni sene vanno, i cattivi restano [1]) . . . So ging einer meiner besten römischen Freunde

---

1) Die Guten scheiden von hinnen, die Bösen verbleiben.

von mir, mit welchem ich fast täglich verkehrte und hundert Berührungen wegen meiner Geschichte der Stadt Rom hatte. Er besaß ein seltenes Wissen vom Papstthum, zumal moderner Zeit" (340. 341).

Des Weitern sei unter Gregorovius' Freunden genannt der „alte Bildhauer Martin Wagner", der „von büffelartiger Grobheit ist" (25). Das ist der nämliche Künstler, welcher letztwillig der Universität Würzburg einen großen Theil seines Vermögens vermachte, zu dessen Empfangnahme Rektor und Senat den verlebten Professor der Theologie Franz Hettinger 1859 nach Rom entboten.[1]) Ferner ist zu nennen Cornelius. Gregorovius lernte ihn 1855 im Februar in einem Weinhaus kennen. „Ein entschiedener Wille spricht aus allem, was er sagt und thut. Eitelkeit und Nichtgeltenlassenwollen der Bestrebungen Anderer scheinen seine Fehler. Er hat Adleraugen" (23). Friedrich Overbeck, der Fürst der christlichen Maler des neunzehnten Jahrhunderts, wird nur ein einziges Mal genannt. „Alle vertriebenen Fürsten Italiens, die gegenwärtig hier sind, Leopold von Toscana, der von Parma, die Neapolitaner haben der Königin (Olga von Württemberg) Besuche gemacht. Ich sah den ganzen Schwarm dieser Entthronten lachend von der Eisenbahn hereinfahren, als ich zu den Exequien Overbecks ging nach S. Bernardo alle Terme. Denn Overbeck ist vor vierzehn Tagen (im November 1869) 80 Jahre alt, gestorben" (445).[2]) Sehr enge befreundet war Gregorovius mit dem Maler Lindemann. Unter den Männern der Wissenschaft nennen wir Giovanni de Rossi, den er schon 1858

---

1) Fr. Hettinger. Aus Welt und Kirche. 2. Aufl. Freiburg 1879. I. 339, und Histor.-polit. Blätter Bd. 93, S. 18 ff.

2) Vergl. die hervorragende Biographie: Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Nach seinen und anderen Dokumenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert von Margaret Howitt. Herausgegeben von Franz Binder. 2 Bde. Freiburg 1886.

als „den größten Gelehrten in Rom“ bezeichnete (68). Eine für Gregorovius sympathische Erscheinung war der norwegische Geschichtsschreiber Munch, der, von seiner Familie begleitet, wissenschaftliche Studien zur Vollendung seiner sieben Bände umfassenden Geschichte Norwegens in Rom machte. Am 16. März 1861: „Ich bin oft beim Geschichtschreiber Munch aus Christiania — norwegisch-schwedisch-deutsch-französisch-römische Gesellschaft dort, jeden Freitag“ (167). Ende Mai 1863 verschied der auch um die schottische Kirchengeschichte hochverdiente Gelehrte in Rom. „Wir begruben Munch gestern um 5 Uhr an der Pyramide des Cestius. Dietrichson von Upsala hielt die Grabrede, dann sprach ich ein Paar Worte und legte im Namen der deutschen Wissenschaft einen Lorbeerkranz auf den Sarg. Norwegen wird Munchs Kinder adoptiren“ (233). Verhältnißmäßig wenig Notizen enthalten die Tagebücher über des Verfassers Beziehungen zu dem archäologischen Institut, dessen Vorsteher Henzen nur dreimal erscheint und zwar einmal bei „einem sehr luxuriösen Frühstück in der Villa Torlonia“, „wo ich mit de Rossi, Visconti, Ampère, Lehmann, Dr. Henzen und Dr. Brunn war. Dieses Fest gaben Torlonia Vater und Sohn“ (46). Der Franzose Ampère darf nicht umgangen werden. Mit ihm hat Gregorovius mehr als mit irgend einem andern Ausländer verkehrt. „Er war ein Mann von seltener Bildung, von fast encyklopädischem Wissen und einer unglaublichen Lebhaftigkeit des Geistes. Er besaß die liebenswürdigste Natur, eine Harmlosigkeit, deren Quelle sein immer frisches Lebensgefühl war“ — so ruft er dem am 28. März 1864 dahingeschiedenen Freunde nach (263).

Zu der königlichen Gesandtschaft im Palazzo Caffarelli unterhielt Gregorovius rege Beziehungen. Die Gesandten von Thile, von Canitz, von Willisen und von Arnim waren ihm gewogen. Hier war es, wo er als Gast des Freiherrn (nachmaligen Grafen) von Arnim während des Concils

nicht wenigen deutschen Prälaten begegnete. „Rom 19. Dezember 1869, Abends (16. Dez.) zahlreiche Soiree bei Arnim. Dort war auch der Cardinal Schwarzenberg, ein großer stattlicher Mann. Lichnowski sagte mir, daß er scharf Opposition mache. Ich sah den Erzbischof Haynald von Kalocza wieder" (449). Dann lesen wir weiter: „Rom, 6. Februar 1870. Auf der letzten Soiree bei Arnim saß ich nahe bei Manning und beobachtete diesen Fanatiker genau; ein graues Männchen, wie von Spinngewebe umzogen. Ein Graf Hahn, Bruder der Ida Hahn-Hahn, welche augenblicklich hier ist, küßte ihm mit mystischer Andacht die Hand, welche dieser ihm mit den Manieren einer an Huldigungen gewohnten alten Courtisane entgegenhielt. Mich überfiel ein Ekel — aber solche Scenen lehren die Macht der Pfaffheit über die Schwächlinge, welche ihre Werkzeuge sind" (459). Kaum traut man seinen Augen, wenn man diese Worte liest. Jeder, der sich in Italien aufgehalten und an den Gebräuchen des Volkes nicht theilnahmslos vorübergegangen, wird sich überzeugt haben, daß der Handkuß dort zu den Ehrenbezeugungen gehört, die man sogar dem einfachen Priester erweist. Und nur Gregorovius, dem Italien zweite Heimath war, sollte diese Thatsache entgangen sein? Uebrigens möchte ich constatiren, daß Manning nicht ein „kleines Männchen" war, sondern eine hochragende, schlanke Gestalt. Gregorovius' Auslassung erklärt sich, wenn man bedenkt, daß es die Concilszeit war, in welcher Manning die Last des Tages trug. Erst jetzt kam auch Dupanloup bei unserm Verfasser in Gnaden, während er Rom 27. Febr. 1864 schrieb: „Dupanloup von Orleans predigt jetzt täglich in Gesù — man nennt ihn einen Schwätzer" (261). Diesen Vorträgen habe ich selbst beigewohnt und möchte zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß dieselben reichen Gehalt darboten. Das Publikum war ebenso zahlreich wie gewählt und aufmerksam. Neben mir saß ein alter Haudegen der preußischen Armee, Generallieutenant und ehemaliger Gouverneur

der Bundesfestung Luxemburg, der sich u. A. nach dem Befinden des „Herrn von Geissel in Köln", wie er sich ausdrückte, erkundigte.

Unter den Diplomaten war Gregorovius namentlich sympathisch der Gesandtschaftssekretär Kurd von Schlözer. „Neuer preußischer Legationssekretär Kurd von Schlözer, ein intelligenter, lebhafter Mann" (261), heißt es am 24. Januar 1864. In Berlin hat Schlözer „meine Sache selbst in die Hand genommen und sich als wahrer Freund bewiesen" (319). Aus andern Mittheilungen erkennen wir, daß Herr von Schlözer, von tiefer Sehnsucht nach dem herrlichen Rom erfaßt, zweimal von Mexiko aus dahin eilte. Mit welcher Zuvorkommenheit Herr von Schlözer als Gesandter beim hl. Stuhl wissenschaftliche Bestrebungen unterstützte, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen, da ich es seinen anhaltenden Bemühungen zu verdanken hatte, daß ich, 1884 mit den Vorarbeiten zur irischen Kirchengeschichte in Rom befaßt, Zulaß zu dem Archiv des Fürsten Borghese erhielt. Manch köstliche Urkunde, die ich hier erheben konnte, liegt seit 1891 im zweiten Bande dieses Werkes gedruckt vor.

Hinsichtlich der schwülen Lage des Concils gewähren die Tagebücher einige nicht unwichtige Notizen. Sehr belehrend sind zunächst Gregorovius' Aeußerungen über seinen Besuch in München im Monat September 1869. „Döllinger", notirt er München 24. September, „war verreist. Die Reformationsschrift ‚Janus' ist entweder sein Werk, oder er hat doch den größten Antheil an ihr. Oldenbourg hat dieses Werk im Verlag, aber unter einer Leipziger Firma drucken lassen; dies sagte er mir selbst, und deutete mir unverhohlen an, daß Döllinger der Verfasser sei. Dieses Buch, die Ausführung der Conciliumartikel in der Allgemeinen Zeitung, ist eine der heftigsten Reformationsschriften, welche gegen das Papstthum und die Curie irgend wann und wo seit den Zeiten des Marsilius von Padua und Occam erschienen sind. Luther hat kaum mehr gesagt, als in ihr ge-

schrieben steht. Ihr Verfasser sagt sich von der römischen Kirche los“ (437). Darin hat Gregorovius Recht. In der That, man braucht kein Theologe zu sein, sondern nur gesunden Menschenverstand zu haben, um den Verfasser des Janus als einen abgefallenen Katholiken zu erkennen. Welches Licht fällt auf den Verfasser des Janus durch die Worte: „Modena, 29. September 1869. Arco sagte mir, daß Döllinger nach langer Ueberlegung sich entschlossen habe, den ‚Janus‘ anonym erscheinen zu lassen, weil er, wie er annahm, ohne dies als ein von der Kirche Abgetrennter könnte angesehen werden, und so den Zusammenhang mit andern Katholiken liberaler Richtung einbüßen würde“ (439). Hatte Dr. Pichler nicht Recht, wenn er Gregorovius am 29. Januar 1870 in Rom bemerkte, „daß von Döllinger nichts zu hoffen sei, weil er voller Widersprüche stecke und nicht den Muth des Princips habe“ (457). In Rom angelangt, empfing er Briefe von Döllinger, welcher Gregorovius zu seinem Amanuensis in Rom erheben will. „Döllinger schrieb“, heißt es vom 24. Oktober 1869, „er wünscht, daß ich ihm dann und wann etwas über das Concil mittheile, um dann solche Berichte verwenden zu können. Ich habe ihm noch nicht geantwortet. Mir flößt das Concil nicht das geringste Interesse ein“ (442). Und mit welchem Hohn wird Döllingers zweite Bitte bei Seite gelegt! „Rom 9. Dezember 1869. Döllinger schickte mir seine Mahnung an die deutschen Bischöfe und bat mich nochmals, ihm über den Gang des Concils Nachrichten zukommen zu lassen. Ich antwortete ihm heute ablehnend. Ich bin durch meine wissenschaftliche wie persönliche Stellung in Rom zum Schweigen genöthigt; auch habe ich keine klerikale und diplomatische Verbindungen, die mich über die Geheimnisse der Sessionen aufklären könnten. Ich habe endlich kein Interesse für diese geistliche Komödie und ihre flachen Ansichten“ (447). Daß diese Worte ernst gemeint sind, wollen wir herzlich gerne glauben, nachdem er uns schon zu Anfang seines italienischen Aufenthaltes, Rom

den 11. August 1855, darüber belehrt hat, daß „ein Priester zwischen dem Menschen und Gott nur wie ein schwarzgeräuchertes Glas ist, wodurch man die Sonne sehen soll" (26). Offenbar ist er bei seinen neutestamentlichen Studien zu Königsberg mit dem Hebräerbrief (5, 1) nicht bekannt geworden, und der protestantischen Theologie darf man Glück dazu wünschen, daß unser Verfasser noch bei Zeiten von ihr zurückgetreten, sonst wäre es dem Hohenpriester des alten Testaments in der Exegese ohne Zweifel übel ergangen.

Obwohl Gregorovius dem Wunsche Döllingers um Zusendung von Mittheilungen über das Concil nicht entsprochen, hat der Stiftspropst ihn doch auch ferner mit seinem Vertrauen beehrt. Im August 1871 speiste er bei ihm mit Villari von Florenz. „Unumwunden erkärte Döllinger, daß er sich selbst vernichten würde, wenn er sich noch unterwürfe Eine Versöhnung mit Rom sei unmöglich" (524). Das war Täuschung, denn sowohl Pius IX. wie Leo XIII. haben wiederholt Schritte gethan, um den greisen Gelehrten mit der Kirche auszusöhnen. Alle Aeußerungen über Döllinger hier anzuführen, erlaubt der Raum nicht. Nur die letzte erscheint zu charakteristisch, als daß sie übergangen werden dürfte. „München, 11. November 1872. Mit Döllinger habe ich meine gewohnten Spaziergänge fortgesetzt, oft drei Stunden lang, wobei er nie ermüdete. Döllinger ist ein einseitig großer Gelehrter, aber nur ein Verstandesmensch. Ohne das Feuer des Glaubens, welches vom Herzen strömt, kann kein Reformator gedacht werden. Döllinger besitzt keine einzige Eigenschaft dazu. Die altkatholische Bewegung ist nur eine kleine Bewegung auf einem Schulkatheder" (560).

In Rom ist Gregorovius mit manchen Bischöfen, namentlich beim bayerischen Gesandten Grafen Tauffkirchen zusammengetroffen. „Trotzdem, daß katholische Bischöfe außerhalb der Familie stehen, zeigen sie doch mehr gesellige Gewandtheit als die protestantischen Geistlichen auch der höchsten Grade" (465). Haynald und Stroßmayer läßt er

Spießruthen laufen. „Haynald", heißt es 10. März 1870, „ist lebhafter Weltmann, Stroßmayer ruhig und fest; in seinen Augen liegt die Verschmitztheit des Slaven. Im Grunde halte ich den einen wie den andern für echte Pfaffen, voll Ehrgeiz und Eitelkeit" (465). Wahrhaft groß tritt uns der Bischof Dr. von Hefele entgegen. Gregorovius besucht ihn im Quirinal; „da ich seine Zurückhaltung merkte, sprach ich nur von seiner Conciliengeschichte, die er nicht bis zum Tridentinum fortzuführen gedenkt, weil ihm fortan die Muße dazu fehlen wird" (464).

Die Aufzeichnungen aus der Zeit nach 1870 sind von einem elegischen Tone durchzogen. Man merkt es, Gregorovius fühlte sich nicht mehr heimisch in Rom. Der italienische Hof zeichnete ihn aus, man berief ihn zum Mitglied von Akademien und wissenschaftlichen Commissionen, die Stadt übernahm die Kosten des Drucks der italienischen Uebersetzung seines Lebenswerkes. Seinen heißesten Wunsch, den Fall der weltlichen Herrschaft des Papstes, sah er in Erfüllung gegangen. Und dennoch war er unglücklich in Rom. Dem geflügelten Worte „quando si stava peggio, si stava meglio", welches heute von allen Seiten in Italien uns entgegentönt, hat auch er rührenden Ausdruck geliehen. „Rom 12. Januar 1873. Fast stündlich sehe ich ein Stück des alten Rom fallen. Neu-Rom gehört dem neuen Geschlecht; ich gehöre zum alten Rom, in dessen zaubervoller Stille meine Geschichte der Stadt entstanden ist. Wenn ich heute nach Rom käme, so würde und könnte ich nimmermehr den Plan zu diesem Werke fassen" (565).

Gregorovius' letzter Tag in Rom war der 14. Juli 1874. In selbstbewußter Sprache nimmt er Abschied von der ewigen Stadt. Aber schon heute darf man im Hinblicke auf den Fortgang der geschichtlichen Studien diesseits wie jenseits der Alpen behaupten, daß sein Werk nicht mehr auf der Höhe der Forschung steht. Indeß auch abgesehen hievon kann es schon um deßwillen nicht als mustergiltig angesehen

werden, weil ihm die leitenden Principien mangeln. Der Glaube an den Mittelpunkt der Weltgeschichte, den lebendigen Gottmenschen, war ihm verloren gegangen. Er glaubt an die fortschreitende Bewegung der Geschichte (282), aber ihr Ziel blieb ihm verhüllt. In dem ganzen Buche begegnet uns auch nicht eine Silbe über einen einzigen Akt der Gottesverehrung, den der Verfasser in den langen Jahren seines römischen Aufenthaltes gesetzt. Ob er als evangelischer Christ auch nur ein Mal dem Gottesdienst in der Gesandtschaftskapelle beigewohnt, ist aus den Tagebüchern nicht zu ersehen.

Diesem Mangel an Philosophie der Geschichte entsprach auch sein Ausgang. Der nämliche Mann, welcher seine besten Jahre dem Studium des Mittelalters in Rom widmete, ließ seine Leiche in Gotha durch Feuer bestatten.[1]) Welches Licht diese tief betrübende Thatsache auf die Weltanschauung und die religiöse Richtung des Geschichtschreibers der Stadt Rom im Mittelalter wirft, das zu ermessen sei dem geneigten Leser überlassen.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Ich entnehme diese Notiz einem Aufsatze im Oktoberheft der English historical Review 1892. VII, 697: Ferdinand Gregorovius. By Sigmund Münz: F. Gregorovius who died at Munich on 1. May of last year and was cremated at Gotha a few days later.

XLVI.

Zur Orientirung über Rumänien, als europäisches Culturland.

Der russisch-türkische Krieg von 1877, die Bestrebungen Rußlands, Rumänien in seinen Machtbereich zu ziehen, und insbesondere die für die culturelle Hebung Rumäniens hochbedeutsame Einsetzung König Carol's aus dem katholischen Hohenzollernschen Fürstenhause, haben die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf dieses Land gerichtet. Wie schon die Römer es erkannt haben, so wird es auch in unserer Zeit immer mehr gewürdigt, daß das rumänische Volk geeignet erscheint, einen starken Damm gegen die Barbarei des Panslavismus zu bilden.

Die im heutigen Rumänien, an den Karpathen und am untern Donaugebiete wohnenden Dacier bedrohten schon im ersten Jahrhundert das römische Gebiet. Im Jahre 101 bis 106 eroberte Kaiser Trajan Dacien und colonisirte es mit Römern. Nachdem der Völkerstrom der Hunnen, Gothen, Avaren, Slaven, Bulgaren, Ungarn und Kumanen von 270 bis 1050 sich über dieses Land ergossen hatte, traten die römischen Ansiedler (Rumänen) wieder aus den Karpathen hervor und drängten insbesondere die Slaven nach Süden und Osten zurück. Im 14. Jahrhundert vereinigten zwei rumänische Herzoge die Rumänier zu zwei Fürstenthümern: die Moldau und die Walachei. Sie kamen in den folgenden Jahrhunderten unter türkische Suzeränität. Obgleich die

Rumänen ihrer Abstammung, Sprache und Cultur nach zu den westeuropäischen Völkern gehören, fielen sie dem Schisma der karpathischen Halbinsel zu. Hauptsächlich dieser Umstand und die türkisch-russischen Kriege, wodurch die Fürstenthümer der Moldau und Walachei thatsächlich eine russische Provinz wurden, führte zu dem beherrschenden Einflusse Rußlands auf Rumänien. Durch den Pariser Frieden von 1856 wurde das russische Protektorat über die Fürstenthümer Moldau und Walachei aufgehoben und dieselben unter die Garantie der europäischen Großmächte gestellt. Obgleich die Pforte noch bei der Einberufung des Divans im Jahre 1857 der Union der beiden Fürstenthümer entgegentrat, konnte der Suzerän die Entwicklung nicht mehr aufhalten. Die Divans in Jassy und Bukarest beschlossen im Oktober 1857 zwar die Aufrechthaltung der türkischen Suzeränität, aber Autonomie der Fürstenthümer und deren Vereinigung zu einem rumänischen Staat mit einem erblichen Fürsten aus einer europäischen Dynastie. Durch die Pariser Convention vom August 1858 wurde das Wahlgesetz für Eine Deputirtenkammer, die Wahl des Landesfürsten und der an die Pforte zu zahlende Tribut von den Großmächten geregelt. Oberst Alexander Cuza wurde am 3. Februar 1859 zum Fürsten von Rumänien gewählt. Seiner Regierung traten bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Die im 18. Jahrhundert von Constantinopel (seiner Vorstadt Fanar) ausgesendeten griechischen Fürsten (Fanarioten) hatten das rumänische Volk ausgesaugt und corrumpirt. Die Eroberungszüge der Russen, welche Rumänien durchzogen und das Land (wie unser Gewährsmann, ein geistvoller rumänischer Senator schreibt) „als Einfallsthor nach Constantinopel" betrachteten, hatten „entsittlichend gewirkt". Nach 1858 kam dazu noch der bittere Streit der „russisch-fanariotischen" Magnaten. So mußte Fürst Cuza schon in den ersten drei Jahren stets die Minister wechseln und die Kammern auflösen. Erst am 9. Dezember 1861 wurde die Union der Moldau und Walachei

im Fürstenthum Rumänien mit einem gemeinsamen Ministerium und einer einzigen Nationalversammlung proklamirt. Das „leichtlebige“ Auftreten des Fürsten, die „Mißwirthschaft in den Finanzen und die Coulissenwirthschaft der Günstlinge“ ließ die so erforderliche Reform nicht aufkommen. Sein Staatsstreich vom 14. Mai 1864 führte eine neue Verfassung, das allgemeine Stimmrecht, das Zweikammersystem und einen Staatsrath herbei. Seine octroyirten Gesetze brachten ein Civil- und Criminalgesetzbuch, die Gerichtsorganisation, ein Beamtenedikt, ein Unterrichtsgesetz, ein Verwaltungs- und Gemeindeedikt, die Ablösung der Robotpflichtigkeit des bäuerlichen Grundbesitzes zu Stande. Trotz dieser fortschrittlichen Verbesserungen eilte aber das Regiment Cuza's bald seinem Ende entgegen, besonders wegen der unter ihm steigenden Mißwirthschaft der Finanzen, der Einführung des Tabakmonopols und der Härte des über das Land verhängten „Belagerungszustandes“. Durch einige Verschwörer wurde Fürst Cuza am 23. Februar 1866 mit seiner „Maitresse Marie Obrenowitsch, geb. Catargi“, aus dem fürstlichen Schlosse abgeführt und zur Thronentsagung gezwungen. Am 13. Mai 1866 bestätigte die constituirende rumänische Versammlung die Volksabstimmung über die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern, zweiten Sohnes des Fürsten Karl Anton von Sigmaringen. Die Großmächte erkannten diese Wahl an und Fürst Karl, der unter dem begeisterten Jubel des Volkes am 22. Mai 1866 in Bukarest eingezogen war, beschwor die neue rumänische Verfassung, welche der belgischen nachgebildet ist, am 11. Juli.

„Die Thronbesteigung des Hohenzollern'schen Fürsten Carol I. war für Rumäniens Schicksale entscheidend“. Das fast ganz schismatische Land stand, wie der erwähnte rumänische Staatsmann schreibt,[1] „noch 1866 auf einer niedrigen

1) Rumänien 1888 und die Rumänen in der europäischen Völkergemeinschaft 1893“ (Druck von Carol Göbl, Bukarest).

Stufe der Entwicklung. Fremdherrschaft und Kriege hatten aus demselben eine tabula rasa gemacht. Es hatte keine Eisenbahnen, die Chausseenlänge betrug nicht die Hälfte der jetzigen Eisenbahnen. Creditanstalten gab es nicht, die Staatsfinanzen waren zerrüttet, die Wucherer, welche 18 Procent erhielten, waren die Herren des Staats und der Privatleute". Der russische Einfluß, getragen von dem Rußland verwandten Schisma und dem orthodoxen Klerus, war so vorherrschend, daß „Verwaltung und Rechtspflege noch einen russischen Charakter trugen. Wirthschaftspolitik existirte nichteinmal dem Namen nach. Das fürstliche Palais und die Staatsgebäude waren baufällig. Die Städte boten einen vernachläſſigten Anblick". Fürst Carol, der Regenerator dieses schönen, aber herabgekommenen Landes, sprach bei seinem ersten Eintritt in die Deputirtenkammer am 22. Mai 1866 die herrlichen Worte: „Ich bringe euch ein ehrliches Herz und offenen Sinn entgegen, starken Willen, das Gute zu thun, eine grenzenlose Hingebung an mein neues Vaterland und eine aus dem Vorbilde der Meinen geschöpfte Verehrung der Gesetze". Erhebendere Thaten folgten auf diese schönen Worte des Fürsten. Er hat Rumänien, soweit er es vermochte, religiös, sittlich, staatlich und wirthschaftlich gehoben.

Bald nach der Erhebung Rumäniens zum Königreich, im Jahre 1885 wurde auch „die Unabhängigkeit (Autokephalie) der orthodoxen Kirche" des Landes anerkannt. Der „Beeinflussung dieser Kirche" und ihres schismatischen Klerus von russischer Seite wurde dadurch in etwas begegnet. Eine vollständige Abwendung dieses Einflusses kann allerdings erst durch den Anschluß dieser noch nicht unirten Kirche an den heil. Stuhl, an die europäische Civilisation erreicht werden. Dem Fürsten ist es hauptsächlich zu verdanken, daß für die allerdings nur einige 20 Seelsorgeposten für die römischen Katholiken in Rumänien, die meist mit Lazaristen besetzt sind, der Erzbischöfliche Stuhl von Bukarest gegründet wurde. Der Wiederanschluß an den hl. Stuhl bedeutete für Ru-

mänien die Freiwerdung von russischem Einflusse, der seine Bedeutung in der europäischen Völkerfamilie und seine Cultur schwächt, die Hebung der Religion, welche durch die religiös mehr passiven, wissenschaftlich nicht so hoch stehenden Popen leiden muß, die Steigerung seiner Civilisation, den für Europa und Rumänien gleich nothwendigen lebendigen Anschluß an die Germanen und „Romanen".

Der Anschluß Rumäniens an Westeuropa ist von ganz hervorragender internationaler Bedeutung. Den westeuropäischen Völkern mit 197 Millionen stehen im Osten Europas (nördlich circa 88 Mill., südlich 10 Mill zusammen circa) 98 Millionen Slaven entgegen. An der Grenzscheide der letzteren, des russischen Machtbereiches, wehren drei mächtige Arme den der Cultur drohenden Einfall der Russen ab. Der nördliche, hauptsächlich den Scandinaviern angehörige, Völkerstamm hält an der Ostsee Wacht; der mittlere hauptsächlich rumänische bildet den eisernen Riegel, welcher den Russen Constantinopel verschließt; der südliche Arm (die Balkangruppe) hat vereint und geschützt von den europäischen Culturvölkern, wie Ranke schreibt, „den halbnomadischen Bewegungen in den Regionen jenseits der Donau entgegen zu treten". Dieser Widerstand der europäischen Culturvölker kann aber nur unter der Bedingung ein zuverlässiger und dauernder sein, daß sie durch ihre religiöse Ueberzeugung der westeuropäischen Bildung nahe stehen. So ist es als ein glücklicher Umstand zu begrüßen, daß gerade die Donauländer, welche dem russischen Vordrängen nach Süden am meisten ausgesetzt sind, andererseits die Schutzmauer nicht blos für Constantinopel, sondern auch für Wien und Berlin bilden, daß Rumänien, Bulgarien und Bosnien von katholischen Fürsten regiert werden. So fühlten die erleuchtetsten rumänischen Staatsmänner schon unter Fürst Cuza die Nothwendigkeit, dem mit Rußland gemeinsamen Schisma zu begegnen. Kurz vor dem Sturze Cuza's war die rumänische Kammer nahe daran, das den russischen Einfluß begünstigende

Schisma aufzuheben, die orthodoxe rumänische Kirche dem hl. Stuhle durch Union zu unterstellen. Wenn unter dem katholischen König Carol ein solcher Versuch nicht erneuert wurde, so ist der römisch-katholischen Kirche in seinem Lande doch mit Wohlwollen entgegen gekommen worden. Unter seinem Schutze wurde ein Priesterseminar gegründet, und die rumänische Regierung würde es begrüßen, wenn der heilige Stuhl anstatt eines Lazaristen einen Weltpriester zum Erzbischof von Bukarest ernennen würde.

Im Art. 82 der rumänischen Verfassung ist allerdings nach belgischem Vorbilde bestimmt, daß der König verpflichtet sei, seine Nachkommen in der (schismatischen) katholischen Religion des Landes erziehen zu lassen. Der neuerwählte (protestantische) König von Belgien vermählte sich aber mit einer katholischen Prinzessin und machte von seinem väterlichen Erziehungsrechte den ihm zustehenden Gebrauch, daß er seiner Zusage gemäß seine Kinder katholisch erziehen ließ. Abgesehen von jenen hochpolitischen Gründen läßt sich schon vom rumänischen Gerechtigkeitssinn erwarten, daß, wie jedem Vater nach rumänischem Rechte (Rumäniem hat den Code als Civilgesetz angenommen) die Entscheidung über die Erziehung seiner Kinder zusteht, diese Freiheit dem Könige in diesem Lande nicht fernerhin versagt werde. So dürfte, wie in Bulgarien begonnen, auch die rumänische Verfassung zur Wahrung dieser Freiheit abgeändert werden. Der berührte Art. 82 bindet indessen nur den König. Dieser ist kinderlos. Sein Thronfolger und Neffe, Prinz Ferdinand von Hohenzollern, ist an diese Bestimmung nicht gebunden und steht ihm, da er nicht König ist, die gleiche Freiheit der Erziehung seiner zu erhoffenden Kinder, wie jedem andern Rumänier zu. Bei seiner Vermählung mit Prinzessin Marie von Großbritannien hat er deßhalb die katholische Erziehung seiner zu erhoffenden Kinder zugesagt, und deßhalb päpstliche Dispens ab impedimento mixtae religionis erhalten. So läßt sich erhoffen, daß auch der rumänische Thron

katholisch, wie auch, daß Rumänien der „Riegel“ gegen russischen Einfall bleibt.

Die Rumänier erkennen die Verdienste ihres katholischen Königs Carol um die staatliche Hebung ihres Landes dankbar an. Unter der Regierung dieses Fürsten wurde Rumänien aus einem auf der griechisch-russischen Oligarchie der Bojaren beruhenden Patrimonialstaate zur constitutionellen Monarchie erhoben. Die Bojaren suchten in dem „von russischen Agenten angezettelten Aufstand“ in Jassy schon am 15. April 1866 die Wahl des Fürsten Carol (allerdings ohne Erfolg) zu hintertreiben. Sie traten, als ihr Führer Lascar Catargi vom Ministerium entfernt war, gegen die damalige liberale Regierung auch im Jahre 1867 resultatlos auf. Die Liberalen erstrebten die entschiedene Reform des Staates nach dem Muster der westeuropäischen Culturstaaten, insbesondere ein starkes Königthum mit vollkommener Staatsmacht und oberster Staatshoheit unter verfassungsmäßiger Mitwirkung der Volksvertretung zur Gesetzgebung und der Minister zu den Regierungshandlungen. Aecht freisinnige, die Autorität in Harmonie mit den Freiheitsrechten hebende Staatsmänner der rumänischen Liberalen besiegten die „Separatistenbewegungen“ von Seite der Bojaren, sowie die Unruhen, welche in Folge des Falliments des Eisenbahnkönigs Stroußberg und bei der Störung des deutschen Friedensfestes 1871 sich zeigten, welch letztere beinahe zur Abdankung des Fürsten Carol geführt hatte. Diese rumänischen Staatsmänner, wurden großentheils auf deutschen Lehranstalten ausgebildet. In der That sind einflußreiche Männer, wie der hochbegabte frühere Minister Senator Stourdza, Ministerpräsident Catargi, der jetzige Minister des Auswärtigen, Lahovary, General Mano, der rumänische Gesandte in Berlin, wissenschaftlich gebildet und der deutschen wie der französischen Sprache mächtig.

Unter dem liberalen Ministerium Joan Bratianu waren es auch solche Staatsmänner, welche den Fürsten Carol in

der für Rumäniens Existenz und Unabhängigkeit so bedeutungsvollen Epoche des russisch-türkischen Krieges unterstützten. Bei dem Ausbruche desselben im Jahre 1877 suchte Rumänien vergeblich bei den Großmächten um die Garantie für seine Neutralität nach. Es blieb mehr noch als bei früheren russisch-türkischen Kriegen der russischen Ueberschwemmung, wenn nicht Eroberung ausgesetzt. Im Herbst 1876 erklärte Minister Bratianu auf Befehl seines Monarchen dem Kaiser Alexander II. in Livadia, „Rumänien könne kein offenes Durchzugsland für russische Heere mehr sein". Der Vertrag vom 16. April 1877 gestattete den Russen den Durchzug durch Rumänien nur gegen die russische Versicherung, Bukarest nicht zu berühren, den „Territorialbestand und alle Staatseinrichtungen" Rumäniens nicht anzutasten. Fürst Carol wahrte die Selbständigkeit Rumäniens insbesondere dadurch, daß er die rumänische Armee nicht, wie gewünscht wurde, mit der russischen vereinigte. Am 21. Mai 1877 sprach das rumänische Parlament trotz russischen Widerspruchs die Unabhängigkeit des Landes aus und stellte die Auszahlung des Tributs an die Pforte ein. Der Oberbefehlshaber der russischen Armee, Großfürst Nikolaus, der vor Plewna mehrere Niederlagen erlitten hatte, wendete sich in seiner bedrohten Lage am 5. August 1877 an den rumänischen Fürsten mit den Worten: „Komm uns zu Hilfe, setze über die Donau, unter jedweden Bedingungen, aber komme schnell, wir sind von den Türken umringt". Fürst Carol übernahm mit seinen 35,000 Mann rumänischer Truppen am 21. August den Oberbefehl auch über die russische 30,000 Mann starke Armee. Obgleich hauptsächlich ihm und seinen Truppen die entscheidende Eroberung Plewnas zu verdanken war, wollten die Russen sich nicht mehr an den von Rumänien mit ihnen abgeschlossenen Allianzvertrag erinnern, wodurch faktisch die Unabhängigkeit Rumäniens anerkannt war. Im Vertrage zwischen Rußland und der Türkei von San Stefano wurde, ohne Rumänien zu befragen, dessen

Unabhängigkeit und — die Herausgabe des südbessarabischen Distrikts an Rußland gegen die Dobrudscha vereinbart, welche Abmachung durch den Berliner Frieden von 1878 seitens der Großmächte bestätigt wurde. Schon 1878 erkannten Oesterreich und Rußland und bis 1880 auch die übrigen Mächte die Unabhängigkeit Rumäniens an. Am 26. März 1881 erklärten die beiden Kammern Rumänien als Königreich. Im gleichen Jahre wurde, da König Carol in kinderloser Ehe lebt, sein Neffe, der erwähnte Prinz Ferdinand von Hohenzollern zum Thronfolger von Rumänien erklärt. Die russisch-französischen Machinationen, durch eine Mesalliance dieses jungen Prinzen die hohenzollern'sche Thronfolge zu beseitigen, scheiterten an der Weisheit des Königs und dem Edelsinn des Thronfolgers, durch dessen Vermählung mit der erwähnten englischen Prinzessin die Unabhängigkeit Rumäniens noch mehr gesichert erscheint.

So reihte sich Rumänien als unabhängiges, constitutionelles Königreich den auf der Höhe der christlichen Cultur stehenden europäischen Staaten an. Durch seine freisinnige Verfassung, seine Gemeinde- und Rechtsgesetzgebung, welche der französisch-belgischen nachgebildet wurde, ist es zum sogenannten modernen Rechtsstaate geworden. Die inneren Reformen des Königreichs stellten auch die Staatswirthschaft auf die im übrigen Europa bestehende Höhe. Noch unter dem hochconservativen Ministerium Lascar Catargi's 1875 war das durchschnittliche jährliche Staatsdeficit bis auf $^1/_5$ der Staatseinnahme mit einer ungedeckten Schuld von $97^1/_2$ Millionen angewachsen. Obgleich die Staatsausgaben von 90 Millionen im Jahre 1874 schon im Jahre 1888 auf 142 Millionen angewachsen waren, wurden durch weisen Staatshaushalt die früher chronischen Deficite überwunden. Das seit 1880 errungene Gleichgewicht der Staats-Einnahmen und Ausgaben erhöhte den Staatscredit in der Weise, daß während die Anleihe von 1866 mit 8 Procent zu 63,25,

schon die 1888 ausgegebene 5proc. Rente zu 94 Proc. begeben wurde. Ueberdies wurden die Donauhäfen hergestellt, die Errichtung von Lagerhäusern für Getreide, die Ordnung der Viehmärkte in Angriff genommen. Die verwahrlosten Städte und königlichen Paläste wurden in würdiger Weise hergestellt. Seit der Regierung des Königs Carol ist der Bewucherung des Staates und der Privatleute durch die Gründung von Creditanstalten, durch die nach westeuropäischem Muster hergestellte gute Verwaltung und Rechtspflege entgegengetreten worden. Durch neue auswärtige Anlehen wurden auch seit 1872 die das Land durchziehenden (verstaatlichten) Eisenbahnen, sowie die Landstraßen hergestellt. Den vorher in gedrücktem Zustande gehaltenen Juden wurde 1879 die Emancipation, die politische und bürgerliche Gleichstellung mit den Angehörigen der christlichen Confession nicht ohne schweren Kampf gewährt.

Der selbständige Staat Rumänien ist so in unauflösliche Verbindung mit der westeuropäischen Civilisation getreten. Er hat die Bemühungen der Centralmächte, mit deren Bevölkerungen die Rumänen zum Theil „stammverwandt" sind, dieses südeuropäische Land als „einen Ruhepunkt in dem Wirrsal der orientalischen Verwickelungen" zu befestigen und damit den Frieden zu stützen, wesentlich gefördert. Der Anschluß an Westeuropa und seine Bildung würde aber in dem Maße gehoben werden, als Rumänien seiner romanischen Abstammung und Geschichte, wie seiner hohen Aufgabe folgend, sich näher an das Centrum des katholischen Christenthums anschließen würde. Mit voller Ueberzeugung schließen wir uns den Worten des berührten rumänischen Staatsmannes an: „Rumänien ist für Rußland verloren" und durch seine Cultur dazu bestimmt, „ein Bollwerk gegen den nordischen Koloß, eine feste Wehr gegen (russische Bestrebungen auf) Constantinopel" zu bleiben.

XLVII.

G. von Hertling über John Locke.[1])

Für die große Mehrzahl derer, welche gegenwärtig auf dem Gebiete der Philosophie, der Politik, Pädagogik, der Volkswirthschaft und der Naturwissenschaften eine Stimme haben, gilt John Locke als einer der ersten Vertreter der „modernen" Wissenschaft der Erfahrung. Was ihm und seinem Vorläufer Lord Bacon die Sympathie eines großen Theils seiner Zeitgenossen sicherte, war seine Opposition gegen die scholastische Methode, namentlich sein Kampf gegen sogenannte angeborne Ideen.

Die eigentlich positiven Verdienste, die bleibenden Werth für die Philosophie und die exakte Forschung haben, nämlich der Versuch einer Analysis des Entstehens der menschlichen Erkenntniß — wie das in vorliegender Schrift S. 266 ff. so treffend gezeigt wird — werden oft dabei übersehen. Unberücksichtigt bleiben aber die meisten jener Umstände, welche einen Locke bei seiner Untersuchung leiteten. Unbekannt die Beziehungen, in denen der angebliche Empirist zu den verschiedenen wissenschaftlichen, religiösen und politischen Richtungen seiner Zeit stand, und welche auf den Gedankengang, auf die Methode, auf den Gedankeninhalt seiner Schriften

1) John Locke und die Schule von Cambridge. Von Dr. Georg Freiherrn von Hertling. Freiburg, Herder. 1892. SS. 316. (ℳ 5.)

von maßgebender Bedeutung sind. Daß Locke, wie andere Menschen, hundertfach verflochten ist mit den sich gegenseitig bekämpfenden und sich direkt widersprechenden Zeitströmungen auf dem religiösen und wissenschaftlichen Gebiete, daß z. B. aus ihm ebenso noch seine puritanische Herkunft, seine scholastische Schulbildung in Oxford, seine rationalistische und liberal-religiöse Stimmung, wie der politische Liberalismus und der den Naturwissenschaften zugewendete Empirismus spricht — also ein buntes Durcheinander von Standpunkten, wird in der Regel stillschweigend übergangen. Die spätere Zeit kennt nur mehr Locke's Empirismus, feiert ihn als Begründer der „Erfahrungswissenschaft“ wie Bacon.

„Wie die Bekämpfung der angeborenen Ideen“, so schließt S. 316 der Verfasser seine Schrift, „so hat deshalb auch nur Locke's empiristische Tendenz sich in der Folgezeit wirksam erwiesen; die rationalistische, von der in den ersten drei Büchern (des Essay) sich wohl deutliche Spuren aufzeigen lassen, die aber erst im vierten zur vollen Entfaltung kommt, blieb ebenso wirkungslos wie das, worauf es ihm bei der Abfassung des Essays vor allem angekommen war, das Herabdrücken des Naturerkennens auf die Stufe bloßer Wahrscheinlichkeit unter gleichzeitiger Einschärfung des Satzes, daß wir ein demonstratives Wissen nur von der Existenz Gottes und der Geltung der mathematischen und moralischen Wahrheiten haben“.

Von einem ähnlichen „Herabdrücken des Naturerkennens“, d. h. von einem oft absichtlichen Ignoriren der ächt wissenschaftlichen Methode der Forschung, welche bereits ein Leonardo da Vinci in Italien, ein Kepler in Deutschland und mehrere Forscher in England geübt haben, von Seiten des angeblich ersten Begründers der sog. Erfahrungswissenschaft vor Locke, nämlich Lord Bacons von Verulam, hat seiner Zeit Justus von Liebig Beweise gegeben und gezeigt, daß eine derartige empiristische Methode im Sinne Bacons eine Ironie auf die wirkliche Erfahrungsmethode,

ein bloßes „Hin- und Herschaukeln" von unverstandenen Gegenständen sei.

Der Grund für diese merkwürdige Ironie der Geschichte ist ohne Zweifel in der Eigenart der menschlichen Natur zu suchen. Die breiten Massen der Gebildeten nehmen nur Kenntniß von jenem Bildungsstoff, der ihren Neigungen, ihrem Grad von Fähigkeiten entspricht. Alles andere und gerade das Große, ächt Wissenschaftliche, wird einfach ignorirt. Der größte Gegner des gemeinen Empirismus auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der schärfste Kritiker des Locke'schen Essay, Leibniz wurde zur Zeit Voltaire's einfach verhöhnt, Friedrich der Große machte sich über dessen „schwangere Monade" lustig.

Nun — das ist aber noch lange nicht das Aergste. Die auf falsche Bahnen gelenkte Tradition fälscht, unbewußt oder bewußt, geradezu die Geschichte selbst, d. h. sie dreht und wendet einen Autor und dessen Aussagen so oft, bis er richtig das Gegentheil seiner selbst ist, d. h. sich selbst widerspricht. Jene besonders in England beliebte, namentlich von nominalistischen Scholastikern bis zur Uebertreibung gesteigerte Behauptung der Freiheit des göttlichen Willens im Sinne bloßer Willkür, d. h. der Möglichkeit, jeden Moment im Widerspruch mit der Weisheit und ewigen Vernunft handeln zu können — wie diese Lieblingsmeinung nicht nur von den Theologen der Cambridgeschule, sondern theilweise selbst von Newton und Clarke vertreten wurde — hatte keinen heftigeren Gegner als Leibniz. Hundertmal betont er, daß es bei Gott keine Freiheit „ohne zureichenden Grund" gebe. In den „Reden von Emil Du Bois Reymond" (Leipzig 1886) Bd. I. S. 35 wird ihm genau das unterschoben, daß Leibniz eine Freiheit Gottes „ohne zureichenden Grund" annehme, also die von ihm so heftig bekämpfte nominalistische Verranntheit. G. Hartenstein „Locke's Lehre von der menschlichen Erkenntniß in Vergleichung mit Leibniz Kritik derselben" (Leipzig 1865) sieht in der theilweisen

Uebereinstimmung beider Männer in der Methode „ein Einverständniß über die wichtigsten Hauptpunkte“ der Philosophie und der Mathematik. Bekanntlich war es Leibniz, welcher Locke's Ansichten nach dieser Seite hin principiell bekämpfte.

Kommen wir nun zur Sache selbst!

In dem einleitenden ersten Kapitel stellt der Verfasser eine Reihe mehr oder minder schiefer Beurtheilungen Locke's in neuerer Zeit übersichtlich zusammen und zeigt, daß den vielfach direkt sich widersprechenden Ansichten wirklich eine gewisse Berechtigung zukomme. Auch hier wird festgestellt, daß die geschichtliche Wirkung Locke's nach der empiristischen Seite verlief, daß Hume und Condillac von ihm ihre Anregung erhielten. Nicht wird unterlassen, auf die erkenntnißtheoretische Unterlage dieses „modernen“ Empirismus, einen extremen Nominalismus, hinzuweisen, der, nebenbei bemerkt, in England schon ein Jahrhundert vor Locke bei den sonst so verächtlich behandelten „Schulmännern“ systematischer und gründlicher als bei Locke gepflegt wurde. Es ist wirklich zu bedauern, daß gerade hier die Geschichte der Logik Prantl's abbricht. Referent erlaubt sich im Zusammenhang noch die weitere Bemerkung, daß der Locke'sche überspannte Nominalismus bei den Engländern und Holländern des 17., den Franzosen des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Staatswissenschaft, dann bei den großen Mathematikern Frankreichs Condorcet, Lacroix, Laplace u. a. auf dem Gebiete der Mathematik, namentlich in der Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung, der Grundlage der modernen Statistik; sodann bei den englischen Logikern, einem Bentham, den beiden Mill's u. s. w., nachweisbar ist. Selbst Stanley Jevons, der Schüler Stuart Mill's, der kurz vor seinem Tode noch auf den gähnenden Abgrund des Skepticismus hinwies, ist durchaus davon beeinflußt. So bedeutend ist die Wirkung John Locke's auf die moderne Welt. Um so erfreulicher ist es, daß uns in vorliegender Schrift eine ebenso maßvolle als objektiv gehaltene, überall nach Klarheit

und Uebersichtlichkeit ringende historische Darstellung der so viel verschlungenen, an Widersprüchen, Halbheiten und Ungenauigkeiten so reichen Philosophie Locke's geboten ist, deren wirkliches Verdienst trotz alledem nicht unterschätzt wird.

Der Philosoph Locke wird „nach dem Leben" gezeichnet, d. h. aus den Verhältnissen, den Bedürfnissen der Zeit, den mit ihm in den verschiedenen Lebensperioden verkehrenden Männern, die nicht selten entgegengesetzten Richtungen angehören, wird die Entstehung seines philosophischen Hauptwerkes, des Essay concerning human understanding analysirt. Die zwei sich anderweitig in der Geschichte der Philosophie wie Wasser und Feuer bekämpfenden Richtungen des Empirismus und Rationalismus werden als leitende Gesichtspunkte des ganzen Essay angegeben. Mit der empiristischen Richtung der Naturforscher einer an theologischen Streitigkeiten übersättigten Zeit war Locke ebenso frühzeitig befreundet, wie mit der rationalistischen Schule der Platoniker von Cambridge, einem Henry More, Ralph Cudworth, den Puritanern und Freunden Cromwells. Die Schilderung der Schule von Cambridge und ihr Verhältniß zu Locke (S. 97 ff.) ist ein neues Stück zur Geschichte der Philosophie und Theologie, das wir dem geehrten Verfasser verdanken. Sie bildet das zweite und dritte Kapitel, dem dann erst als viertes die Schilderung über Entstehung und Veranlassung des Essays selbst folgt. Das fünfte erörtert dann zum Schluß die empiristische Tendenz Locke's selbst oder die Bekämpfung der Lehre von den angeborenen Ideen.

Nicht streng logische Consequenz rein theoretischer Art ist hier das maßgebende, sondern es sind vielfach praktische Gesichtspunkte, der Verkehr mit hervorragenden Männern der „tonangebenden Kreise". Was der geistreiche Nationalökonom Dr. Hasbach über das Naturrecht Locke's sagt, daß es nicht aus einem theoretischen Salto mortale zu erklären ist, sondern aus dem höchst realen Proceß der politischen und socialen Revolution der englischen Verhältnisse, zu deren

Rechtfertigung die Vernunft Theorien und Doktrinen schafft
das gilt im Grunde auch von der Philosophie Locke's. Au
den bloßen Theoretiker macht deßhalb diese Philosophie i
dem Maße einen unbefriedigenden, fast anwidernden Eindruck
als er sich damit gründlicher beschäftigt.

Auf dieser Seite lag der Irrthum eines Leibniz, de
es lediglich um ächt philosophische Aufklärung, um streng
logische Consequenz zu thun war. Dem durch und durc
„praktischen" Briten gegenüber, der sarkastisch den „enge
Schlund" des naiven deutschen Genius ironisirte, nimmt sic
die trotz der suffisanten Abfertigung erneuerte Versicherun
eines Leibniz, daß es ihm nur um die Wissenschaft zu thu
sei, fast peinlich aus. In diesem Punkte hatte wohl Lock
Recht, wenn er sagte, Leibniz habe ihn gar nicht ver
standen. Vielleicht läßt sich über den eigentlich wissen
schaftlichen Werth der Philosophie Locke's aus der durc
Onno Klopp und Gerhardt uns erst in jüngster Zeit zu
gänglich gemachten Correspondenz zwischen Locke und Leibniz
welche meist durch Mittelpersonen, wie die Prinzessin vo
Wales, den Schotten Thomas Burnett, Lady Masham
Clarke u. A. geführt wurde, ein noch klareres Bild gewinnen
als aus dem Hauptwerke Leibnizens gegen Locke, de
Nouveaux Essais sur l'entendement humain.

Die am 23. Juli 1697 gemachte Aeußerung Lockes
Il me semble, nous vivons fort paisiblement en bo
voisinage avec les Messieurs en Allemagne, car ils n
connaissent pas nos livres et nous ne lisons pas les leurs
. . . ist gewiß charakteristisch. Locke charakterisirt sich damit
selbst als Gelegenheitsphilosoph, dining philosopher, wie
Liebig bereits den Lord Bacon, den Vorgänger Locke's nennt.

Aus der Correspondenz eines Newton wissen wir, daß
in den Kreisen streng wissenschaftlicher Forschung, wie bei
Robert Boyle, Newton, schon früh ein gewisses Mißtrauen
gegen den „Hobbisten" Locke bestand; und aus dem Briefe der
Prinzessin Caroline vom 26. November 1715 (bei Onno Klopp

T. XI. n. 33) sehen wir, daß auch nach dem Tode Locke's sich Männer wie Newton und Clarke scheuten, zur empirist-ischen Sekte Locke's zu zählen.

Obwohl Freiherr von Hertling wohl Leibnizens Hauptwerk, die Nouveaux Essais, nicht aber die kleineren Abhandlungen und Correspondenzen anzieht, stimmt den Hauptzügen nach sein Urtheil über Locke mit dem eines Leibniz. Clarke gesteht, daß Locke's Empirismus unmöglich zur Lösung der mechanischen Probleme zu verwenden sei.

Referent bedauert, von einer nur für engere Kreise eventuell bestimmten Untersuchung vorliegender Arbeit absehen zu müssen. Die wenigen Andeutungen hatten den Zweck, die allgemeinen historischen Gesichtspunkte zu berühren, welche mit großem Geschick in dem engen Rahmen einer monographischen Darstellung uns begegnen. Wie Locke in seinen politischen Schriften mit der geschichtlichen Tradition der Auffassung vom Naturrechte gewaltsam bricht, und über zwei Jahrtausende zurückgreift zu der Lehre der Stoiker, um für seine Zeit das Individuum und dessen Forderungen mundgerecht zu machen, so thut er fast dasselbe auch auf dem Gebiete der Philosophie. Er kehrt wieder zurück in die Gedankenbahnen der Stoiker, Epikuräer und demokritischer Mechanik, huldigt einem extremen Nominalismus, um anderwärts in das Gegentheil, einen extremen Realismus oder Rationalismus umzuschlagen. Vorwiegend der durch Cartesius in die Philosophie eingeführte Begriff der „Idee“ wird im Verlaufe der philosophischen Untersuchung in einem geradezu entgegengesetzten Sinne gebraucht. Dadurch wird eine Unklarheit und Verworrenheit erzeugt, welche bis heute der Grund zahlloser Mißverständnisse ist. Locke ist weder der Erste noch der Einzige, der das Erkenntnißproblem untersucht, obwohl hierin sein Hauptverdienst liegt. Am allerwenigsten ist er aber der Begründer der Erfahrungswissenschaft, wie dieselbe sich in den Naturwissenschaften geltend gemacht hat. Seine Philosophie ist ein Gemisch empir-

istischer und rationalistischer Elemente ohne systemati
Grundlage.

Die eigentlichen Begründer der exakten Naturforsch
haben sich gegen den beschränkten Empirismus Locke's
lehnend verhalten, weil derselbe geradezu vor den Problem
der Forschung Halt macht, den Geist auf die enge Sph
der Sinnlichkeit einengt und den Grundtrieb des Wiss
den Causalitätstrieb lahmlegt, dadurch dem eigentlic
Fortschritt hemmend entgegentritt, statt fördernd zu wir
Wenn auch sarkastisch, so doch treffend hat J. von Li
die rein empiristische Induktion als untauglich für die wa
exakte Forschung, als ein „Hin- und Herschaufeln“ bezeichn

Dies dürften einige der allgemeinsten Nutzanwendun
der verdienstvollen Arbeit Freiherrn von Hertlings sein.

B.

XLVIII.

Socialpolitische Novitäten.

P. Weiß; Scheimpflug; Neurath; Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Wenn wir eine Novitätenschau über einige wichtig
Erscheinungen auf dem bald unübersehbaren Gebiete
socialpolitischen Literatur bringen, so geziemt es sich, d
Werk des P. Albert Maria Weiß [1]) an die Spitze zu stell
Der Wichtigkeit des Inhalts entsprechend, führt das W
den vielversprechenden Titel: „Institutionen der Gesellschaf
lehre“. Der Verfasser umfaßt alle Fragen des gesellscha
lichen Lebens, bespricht die Grundlagen derselben auf Gru
der christlichen Glaubenslehre und der kirchlichen Wisse

1) Sociale Frage und sociale Ordnung oder Institutionen
Gesellschaftslehre von Fr. Albert Maria Weiß, O. Pr. Fr
burg, Herder. 1892. I. u. II. Theil. 1026 S.

schaft und bietet damit die beste Orientirung auf diesem vielumstrittenen Gebiete der Gegenwart. Pater Weiß gehört zu den wenigen Persönlichkeiten, welche sich nicht auf irgendeine Fachgelehrsamkeit beschränken, sondern alle Gebiete menschlichen Wissens zu beherrschen suchen. Er ist ein Gelehrter im eigentlichen, alten Sinne des Wortes, welcher die Summe des menschlichen Wissens umfaßt und im Lichte der christlichen Offenbarung zu einem klaren Systeme und zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten versteht. War irgend Jemand in der Gegenwart berufen, Institutionen der Gesellschaftslehre zu schreiben, so war es P. Weiß.

Zu einem umfassenden Wissen gesellt sich bei P. Weiß volle Beherrschung der Quellen und eine geradezu erstaunliche Kenntniß der einschlägigen Literatur im kirchlichen und im gegnerischen Lager. Mit großer Klarheit und Schärfe des Verstandes dringt er in die Gegenstände ein, verbreitet er Licht, widerlegt er die Irrthümer, begründet er die Wahrheit, scheidet er das Wesen vom Scheine. Die Darstellung ist fließend, allgemein verständlich, manchmal etwas breit, aber dafür um so anschaulicher und klarer. Wir glauben deßhalb, daß das Werk den Anstoß zu neuen Forschungen im katholischen Lager über die Grundfragen der Gesellschaftslehre bieten wird. Zur Zeit ist einige Stagnation eingetreten. Hoffen wir, daß die Resultate des P. Weiß zu erneuter literarischer Untersuchung auf dem Gebiete der Socialpolitik anspornen.

Die beiden Theile bilden zusammen den vierten Band des großartig angelegten Werkes: „Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sitte und Cultur“, welches in fünf Bänden bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Der erste Theil behandelt das öffentliche Leben unter dem Einflusse der modernen Ideen, der zweite Theil beschäftigt sich mit der bürgerlichen Gesellschaft. Im ersten Theil entwickelt und kritisirt der Verfasser die herrschenden Theorien über Staat, Recht und Ordnung vom liberalen und social-

istischen Standpunkte aus und entwickelt dann die Leh
über die Grundlagen der Gesellschaft (Persönlichkeit, Eige
thum, Arbeit, Familie, Ehe, Gesellschaft, Reich Gotte
Im zweiten Theil werden die grundlegenden Wahrheit
über die bürgerliche Gesellschaft und das Wirthschaftsleb
die kirchlichen Lehren über Kapital, Zins und Wucher, üb
die sittlichen Heilmittel, über Staatszweck und Staat
gewalt, Staatsrecht und Völkerrecht, endlich über das Re
Gottes, die Kirche und die Gesellschaft dargelegt.

Bei den zahlreichen trefflichen Erörterungen und b
den vielen Urtheilen, welche den Nagel auf den Kopf treffe
liegt es nahe, Einzelnes herauszugreifen und dem Leser
bieten. Allein das würde uns über den Rahmen einer bloß
Anzeige hinausführen. Dagegen halten wir uns verpflich
eine principielle Frage, welche stark in das praktische Le
eingreift und in der Gegenwart geradezu eine brennen
Frage geworden ist, herauszugreifen, wir meinen die Leh
über Zins und Wucher, wobei wir sowohl die theoretis
wie die praktische Bedeutung, theils in Uebereinstimmung m
dem Verfasser, theils aber auch abweichend, erörtern möchte

Der Verfasser gibt zuerst die kirchliche Lehre über d
Unterschied von Geld und Kapital, zeigt, daß Geld kein
vom Verbrauchswerthe trennbaren Gebrauchswerth hab
also zu den unfruchtbaren Dingen gehöre, und entwicke
dann seine Theorie also (S. 683, 688):

„Aller Gewinn, der aus dem Darlehen als solchem, u
des Darlehens selber willen, gezogen wird, ist wucherisch un
unerlaubt. Wer immer über die Rückgabe des Dargeliehene
hinaus, um des Darlehens selber willen, mehr fordert, als e
dargeliehen hat, handelt gegen das Grundgesetz des Darlehens
Denn dieses besteht darin, daß zwischen dem Hingegebene
und dem Zurückzugebenden vollkommene Gleichheit stattfinde
muß. Es ist also jede Mehrforderung oder jeder Bezug eine
Gewinnes blos um des Darlehensvertrages als solchen willen
sei es nun in Form von Zins oder sonst wie immer, durchaus
unstatthaft. . . Es gilt dies von jeder Art des Darlehens un

gegenüber jeder Person ohne irgend welchen Unterschied. Darlehen ist Darlehen. Zu welchem Zweck man ein Darlehen aufnimmt und was man mit demselben anfangen will, das macht keinen Unterschied. . Vom Darlehen ist Zins immer Wucher, gleichviel ob er vom Reichen oder vom Armen erpreßt wird."

Dies die principielle Erörterung Mit der praktischen Gestaltung des entgeltlichen Darlehens findet sich der Verfasser also ab (S. 689):

„Mit Abstellung der Ungerechtigkeit will weder das Recht noch die Offenbarung Jemanden ein Unrecht thun. Das würde aber geschehen, wenn der Darleihende für den Schaden, den er selbst durch das Darlehen übernimmt, oder für eine besondere Gefahr, der er sich selber dabei unterziehen muß, keinerlei Schadloshaltung oder Sicherstellung erhalten würde. Deßhalb hat man auch stets diese beiden Gründe als besondere Rechtstitel aufgefaßt, kraft deren der Darleihende eine Entschädigung oder Bürgschaft beanspruchen dürfe." Auch den Titel des entgehenden Gewinnes (lucrum cessans) läßt Weiß gelten, wenn Jemand das Geld zum Ausgangspunkte eines Geschäftes machen wollte, darauf aber verzichtet, um dem Nächsten ein Darlehen zu geben. Eine Entschädigung hätten Lehre und Praxis der Kirche stets zugelassen. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse (S. 691): „Es hat sich das Verkehrsleben derart ausgebildet, daß es fast immer einem Jeden möglich ist, sein Geld irgendwo, wenn auch in weitester Ferne, mit Hoffnung auf Gewinn als Kapital anzulegen. Deshalb darf man wohl sagen, daß dermalen der Entschädigungstitel wegen entgehenden wahrscheinlichen Gewinnes, fast regelmäßig wenigstens, mit einem gewissen Scheine der Berechtigung vorgebracht werden kann."

Der richtigen Unterscheidung wegen nennt der Verfasser die Entschädigung für Gefahr oder Nachtheil beim Darlehen nicht Zins, sondern Interesse. Zins ist ihm nur der selbständige, vom Verbrauchswerthe einer Sache losgelöste Gebrauchswerth der Sache selbst, Interesse dagegen bestimmt Weiß als „Vergütung für eine persönliche Beeinträchtigung oder Gefährdung des Dar-

leihenden bei Gelegenheit des Darlehe
(S. 695). „Daß vom Darlehen kein Zins möglich
erlaubt ist, dieses Dogma wird nie umgestoßen; daß
der Darleihende für seine Person ein Interesse hat, für
Gefahr oder einen Nachtheil, den er um des Darle
willen auf sich nehmen muß, eine Vergütung zu erha
das hat auch noch Niemand geläugnet. Und daß en
Zins und dieses Interesse zwei grundverschiedene D
sind, das sollte wohl auch nicht schwer zu erfassen sein"

So die Theorie des Herrn Verfassers. Prakti
ist mit derselben Alles belassen, wie die Verhältnisse thatsäch
sich entwickelt haben. Will die Gesetzgebung die Th
des P. Weiß verwirklichen, so wird sie den heutigen üb
Procentsatz als Zins verbieten, als Interesse aber erla
Nun gibt der Verfasser selbst zu (S. 694), daß das
ohne weitere Unterscheidung von Zins und den Entschä
ungstiteln des Interesse spricht. Interesse und Zins we
vom Volke als gleichbedeutende Begriffe einer und derse
Sache angesehen. In ganz Altbayern spricht der Be
fast niemals von Zins, sondern von den erdrückenden
pflichtungen des Interesse. Nicht bloß das Volk, auch
Gelehrten haben sich gewöhnt, Zins und Interesse p
miscue zu gebrauchen. Der Verfasser will nun den Beg
Zins viel enger bestimmen, nämlich als Entlohnung
Nutznießung einer fruchtbaren Sache. Es drängt sich
die Frage auf, ob damit die Bestimmung von Kapital, D
lehen, Zins und Interesse erschöpft sei, und wir glauben
verneinen zu müssen.

Uns scheint es ein Fehler zu sein, wenn Darlehen
Credit identificirt werden, wie dies zu geschehen pfle
Darlehen und Credit sind trotz der gleichen Form sachli
Gegensätze. Sie stellen ganz verschiedene wirt
schaftliche Funktionen dar, müssen darum auch recht
und sittlich verschieden beurtheilt werden. Unsere Ans
haben wir bereits im Jahre 1882 in der Schrift: „E

haltung des Bauernstandes“ eingehend motivirt (S. 16 ff.). Wir heben daraus folgende Ausführungen hervor:

„Credit ist ein Verkauf und Kauf zeitlich verschiedener Werthe; der Creditnehmer bietet einen Werth der Zukunft gegen einen gegenwärtigen Werth des Darleihers, um nicht blos die Darlehenssumme in der ausbedungenen Frist, sondern auch einen Mehrwerth erzielen zu können. Von Credit kann man nur sprechen, wo mit entliehenen Baarmitteln ein höherer Werth der Zukunft zu erkaufen und zu erringen gesucht wird. So weit und weil der Credit in Verbindung mit der Arbeit höhere Werthe der Zukunft ermöglicht, ist er eine Wohlthat und im Zeitalter der Arbeitstheilung eine Nothwendigkeit. Der Unternehmer kauft Arbeit und Arbeitsprodukte, um beide in einem neuen Produkte, zu höherem Werthe umgeformt, mit Gewinn zu verkaufen. Auf jeder Stufe der Produktion ist immer wieder ein Unternehmerkapital nothwendig, welches zur rechten Zeit einsetzt, um einen übernommenen Tauschwerth weiter zu führen und in eine höhere Form umzugestalten, bis endlich nach einem zehn-, oft zwanzigfachen Stufengange ein Gebrauchswerth fertig gestellt wird. Der Unternehmer hat nun selten die Baarmittel, um Arbeitsprodukte und Arbeit aufkaufen zu können, er entlehnt darum Baarmittel und gibt dafür auf den entstehenden neuen Mehrwerth Anweisung (Wechsel, Check, Schuldschein). Die Hingabe von Baarmitteln gegen die Anweisung auf künftige Werthe heißt man Creditgeben. Die meisten auf Credit erworbenen Werthe setzen sich unmittelbar in neuen Werthen, in sehr sicher voraus berechenbaren Erlösen fort. Der Banquier, welcher den Papierfabrikanten creditirt, berechnet, daß dieser aus dem Papiererlös bald zahlen kann, der Papierfabrikant weiß es vom Drucker, der Drucker vom Verlagsabnehmer u. s. w. Der Credit beruht auf der Wechselbeziehung von gegenwärtigen und künftigen Werthen, auf der zeitlichen Entwicklung unserer Volkswirthschaft mit ihrer Arbeitstheilung und räumlichen Geschiedenheit.

Von Credit durchaus verschieden ist die Schuld, welche regelmäßig der Bauer und Grundbesitzer eingeht. Die Hypothek ist eine Pfandschuld, kein Credit. Bei der Hypothekaufnahme vollzieht sich ein vom Creditgeschäft durchaus verschiedener

Prozeß, indem der Grundbesitzer nicht deßhalb eine Grundbuchschuld einräumt, um höheren Werth der Zukunft zu ermöglichen, sondern aus reiner Noth, weil er Erbtheile hinauszahlen, oder Kaufschillingsreste berichtigen muß, weil ihn Hagelschlag, Viehseuche, Mißernte, irgend ein wirthschaftliches Unglück oder Familienmißgeschick heimgesucht hat. Nimmt der Bauer fremdes Geld, so ist es regelmäßig eine Nothschuld, nicht Credit. Er gibt keine Anweisung auf baldigen rasch sich realisirenden Mehrwerth der Zukunft, wie dies beim Credit der Fall ist, sondern das direkte Gegentheil vollzieht sich; der Bauer muß bereits erworbenen und vorhandenen Grundwerth von seinem Gute abtrennen und gutwillig als Pfand an den Gläubiger veräußern, so daß getheiltes Eigenthum entsteht, getheilt zwischen dem Grundbesitzer und Grundwerthbesitzer. Pfandschuld und Credit haben nur die Form des Schuldscheins gemeinsam; sachlich sind sie durchaus verschieden, ja sie bilden zwei wesentliche Gegensätze. Der Creditnehmer bietet künftigen Werth, der Pfandschuldner muß vorhandenen Werth veräußern; ersterer erwirbt einen Mehrwerth der Zukunft, letzterer muß den bereits erworbenen Besitz vermindern und an den Gläubiger ausliefern. Credit ist fast immer, soweit nicht berechnender Wucher in Betracht kömmt, ungefährlich; Creditgeber und Creditnehmer können ziemlich sicher den künftigen Wertherlös berechnen und das Risiko calculiren; der Credit ist kein Zeichen ungesunder Entwicklung, sondern im Zeitalter der Arbeitstheilung ebenso nothwendig als wohlthätig. Die bäuerliche Pfandschuld dagegen ist immer eine bedenkliche Belastung, und steigende Verschuldung ist ein sehr gefährliches Symptom, um so gefährlicher, wenn mit dem Steigen der Grundlast der Grundwerth fällt, wie dieß heute der Fall ist.

Den großen und gewaltigen Unterschied zwischen Credit und landwirthschaftlicher Schuld übersehen die Meisten und sie sprechen von „großartiger Entwicklung des Credits“, während eine bedenkliche Zunahme der Schuldenlasten vorliegt. Statt auf Mittel zu sinnen, um der Ueberschuldung Einhalt zu thun, spricht man von gesteigertem Creditbedürfnisse und sucht das Schuldenmachen abermals zu erleichtern: Alles in Folge theoretischer Verirrung und praktischer Verwirrung der Köpfe.

Von landwirthschaftlichem „Credit" könnte man nur in einem einzigen Fall sprechen, wenn nämlich der Grundbesitzer an fremdes Kapital appellirt, um Meliorationen, Verbesserungen seiner Liegenschaften vorzunehmen, oder Maschinen einzuführen, welche seinen Betrieb entlasten Die Melioration der Grundstücke mit fremdem Gelde ist aber nur in den allergünstigsten, sehr seltenen Fällen rathsam, weil die Verbesserung in ihren Früchten und Wirkungen nur langsam und nach einem bedeutenden Zeitraume sich zeigt, während die Zinsenschuld jeden Tag und sehr rasch wächst. Der rationelle Landwirth wird darum solche Verbesserungen nur nach Maßgabe seiner wirthschaftlichen Erübrigungen und Ueberschüsse vornehmen, sonst wird ein meliorirter Hektar zehn andere auffressen und den Besitzer ruiniren.

Was den Betriebscredit anlangt, so wird er gleichfalls mit Unrecht als „Credit" bezeichnet. Keine Bank, keine Genossenschaft, kein Privatmann wird — außer in Ausnahmsfällen, welche die Regel bestätigen — Geld gewähren, wenn nicht Vieh und Fahrniß oder die Frucht auf dem Felde zu pfänden ist. Der angebliche landwirthschaftliche Personal- oder Betriebscredit ist gleichfalls eine Pfandschuld für den Grundbesitzer. Er ist in neun von zehn Fällen berechneter Wucher.

Man wird obige Definition von Credit bemängeln und damit alle Schlußfolgerungen als hinfällig bezeichnen. Es ist darum nothwendig, den Gegenstand noch ausführlicher zu behandeln, wobei wir uns an die Begriffsbestimmung desjenigen Vertreters der Wissenschaft halten, welcher als die unangefochtene Autorität, als der eigentliche „Techniker" auf dem Gebiete des Creditwesens gilt.

Dr. Adolf Wagner gibt in seiner jüngsten Publikation folgende Begriffsbestimmung: „Credit ist derjenige privatwirthschaftliche Verkehr, oder dasjenige freiwillige Geben und Empfangen wirthschaftlicher Güter zwischen verschiedenen Personen, wo die Leistung des Einen im Vertrauen auf die gegebene Zusicherung späterer (künftiger) Gegenleistung des Anderen erfolgt". Die beiden wesentlichen Momente dieser Begriffsbestimmung: Vertrauen einerseits, künftige Leistung andererseits, sind auf die Pfandschuld nicht anwendbar. Bei der Grundbuchschuld hat der Darleiher auf die Person kein Vertrauen; das persön-

liche Vertrauen kommt überhaupt gar nicht in Betracht, sondern ausschließlich der Werth des Pfandes, welcher regelmäßig höher ist, als der Werth der dargeliehenen Summe. Schon der hl Ambrosius hat dieses Moment hervorgehoben. Er bestreitet denjenigen, welche auf Pfand hinleihen, das Recht, sich als Creditgeber zu bezeichnen, da sie nicht der Person, sondern nur auf Pfand leihen. Das Pfand habe einen höheren Werth als die Darlehenssumme, deshalb sei eigentlich derjenige der Schuldner, welcher das Geld hergab, und Gläubiger derjenige, welcher das werthvollere Pfand stellte. Ambrosius erkannte ganz richtig den Gegensatz der Pfandschuld zum Credit. Credit ist, wie schon das Wort sagt, vom Vertrauen zur Persönlichkeit des Entleihers nicht zu trennen, er ist nur anwendbar auf die Darleihen beim Handel und bei der industriellen Produktion, wo auch das zweite Moment zutrifft: die künftige Leistung des Entleihers gegenüber der präsenten Leistung des Darleihers. Bei der Pfandschuld wird allerdings auch eine künftige Leistung in Aussicht genommen, aber dieses Zahlungsversprechen für die Zukunft sichert nicht das Interesse des Darleihers, welcher seine Deckung in einem vorhandenen Werthe, in einem Pfande findet, sondern des Entleihers, welchem es die Pfandauslösung ermöglicht und gewährleistet.

Unter welchem Gesichtspunkte man immer Credit und Pfandschuld betrachtet, stets zeigen sich ganz verschiedene, ja in ihrem Wesen ganz entgegengesetzte wirthschaftliche Vorgänge. Credit ist nicht unter Pfandschuld zu subsumiren, Pfandschuld nicht unter Credit, es sind vielmehr zwei entgegengesetzte wirthschaftliche Funktionen, welche theoretisch auseinandergehalten und praktisch verschieden behandelt werden müssen."

Diese Darlegung, welche wir vor elf Jahren gegeben haben, halten wir durch die Erörterungen des P. Weiß nicht erschüttert, sondern eher gefestigt. Zwar wendet sich Weiß gegen diejenigen, welche die Berechtigung des Zinsnehmens aus der Zeit herleiten wollen. Schon Thomas von Aquin hat hervorgehoben, daß die Zeit allen gemeinsam sei und darum keinen Anspruch auf Vergütung gewähre. Allein beim Credit handelt es sich auch gar nicht um Ver-

gütung der Zeit, sondern um Entlohnung für den Verzicht auf eigene Benützung eines bestimmten Werthes während der entsprechenden Zeit, sodann für das Risiko, welches mit dem Kaufe eines Werthes der Zukunft regelmäßig verbunden ist. Die Zukunft ist in Gottes Hand, der Mensch hat für die Zukunft keine absolute Gewähr. Je größer das Risiko, um so höher wird auch die Entlohnung sein müssen. Sodann hat der Credit wohl die Form des Darlehens, thatsächlich aber ist er ein Kaufgeschäft. Der Besitzer eines präsenten Werthes kauft einen Werth der Zukunft, der noch gar nicht existirt, sondern durch Produktion erst geschaffen werden muß. Würde ihm nicht ein höherer Werth der Zukunft für Hingabe eines vorhandenen Werthes geboten, so würde ein Creditgeschäft niemals zu Stande kommen.

Wir unterscheiden das Darlehen im eigentlichen Sinne des Wortes und Credit; wir sind ganz der Ansicht des Pater Weiß, daß beim Darlehen im strengen Sinne des Wortes Zins nicht erlaubt ist, daß ferner auch das Interesse nicht in den üblichen Procentsätzen des Zinses genommen, sondern nur die Vergütung wirklich erwachsener Kosten (damnum emergens) gefordert werden könne. Den Titel des entgehenden Gewinnes (lucrum cessans) halten wir für gefährlich, denn damit ließe sich schließlich der ärgste Wucher rechtfertigen. Beim Darlehen, wie es im Alterthum und im Mittelalter gewährt zu werden pflegte, war immer Sicherstellung durch ein Pfand verbunden Der Darleiher hatte sich des Eigenthums begeben, er hatte in Folge der Pfandstellung keinerlei Risiko, keine Arbeit, keine Ausgaben. Nahm er trotzdem Zins, so erklärte menschliches und göttliches Recht dies mit Recht als Aneignung fremden Eigenthums im Darlehensverkehre, als Wucher. In diesem Sinne schreibt P. Weiß (708): „Scheut der Besitzer einer Sache Gefahr und Mühe (eines gleichmäßigen Kapitalgeschäftes), so kann er sein Eigenthum aus den Händen geben und gegen genügende Bürgschaft für die Rückerstattung

an einen Andern übertragen. Aber dann muß er auch das volle Eigenthumsrecht und Verfügungsrecht übertragen, au[f] jeden Anspruch sowohl an die Sache als an die Früchte des mit ihr begonnenen Kapitalisationsgeschäftes vollständig verzichten". Weiß erblickt also, wie der heilige Ambrosius und die übrigen Lehrer der Kirche, in der Bürgschaft für die Rückerstattung eine wesentliche Grundbedingung des Darlehens. Das Darlehen ist Pfandschuld und das Pfanddarlehen muß unentgeltlich sein, kann Verzinsung nicht zulassen. Auch die Pfandleihanstalten (monti di pietà) mußten ihre Darlehen unverzinslich gewähren und durften nur eine Vergütung für die Verwaltungskosten fordern. Dies war die constante Lehre der Kirche, welcher auch die Gegenwart sich vollständig beugen sollte. Auch heute muß das Pfanddarlehen unverzinslich bleiben. Die verzinsliche Verschuldung von Grund und Boden trotz Hypothekbestellung ist unsers Erachtens die schlimmste Verirrung der Gegenwart, der eigentliche Krebsschaden der Zeit, die tiefste Wunde am socialen Organismus. Jede Socialreform muß damit beginnen, daß die hypothekarische Zinsbelastung des Bodens beseitigt wird; alles Uebrige, was sonst als Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände angepriesen wird, ist Flickarbeit am kranken Socialkörper. Die Verschuldung von Grund und Boden an Banken und Private muß überhaupt gänzlich beseitigt werden. Die Geldbedürfnisse der Landwirthschaft soll der Staat vermitteln gegen bloße Vergütung der Baarauslagen und gegen Rückzahlung in Rentenform, durch Annuitäten.

Vom Pfanddarlehen grundverschieden ist der Credit in der industriellen Produktion und im Handel. Das Darlehen ruht auf sachlicher Sicherstellung, der Credit auf persönlichem Vertrauen. Credit ist unmittelbar mit der Produktion verbunden, hilft aus verschiedenen Werthen der Gegenwart einen erhöhten Werth in absehbarer Zukunft erzeugen, entbindet aber den Darleiher nicht des

Risikos, denn im Falle des Mißlingens fällt der ganze Verlust auf ihn zurück. Mangel an Sicherstellung ist dem Begriffe Credit ebenso wesentlich, wie umgekehrt bei dem Darlehen die thatsächliche Sicherstellung charakteristisch ist. Hier trifft also zu, was P. Weiß S. 697 bemerkt: „Verboten ist Zins nur beim Darlehen im strengen Sinne des Wortes. Bei anderen Geschäften dagegen, welche, juridisch wie wirthschaftlich betrachtet, innerlich eine ganz andere Natur haben, auch wenn sie dem Darlehen ähnlich sehen, hat dieses Verbot keine Geltung“.

Credit ist der Kauf eines Zukunftswerthes gegen Hingabe eines vorhandenen Werthes, ohne sachliche Sicherstellung, im Vertrauen auf die persönliche Leistungsfähigkeit und Ehrenhaftigkeit des Entleihers. Credit ist nur in der Form ähnlich, wirthschaftlich aber davon verschieden. Der Mangel an Pfandbestellung zeigt ihn als sachlich verschieden; der Creditgeber trägt das Risiko, den ganzen Werth der Zukunft zu verlieren, während beim Pfanddarlehen jede Gefahr ausgeschlossen ist Sind Pfanddarlehen und Credit wirthschaftliche Gegensätze, so muß auch die sittliche Beurtheilung eine verschiedene sein. Zeigt sich das Pfanddarlehen hauptsächlich bei Grund und Boden, so ist Credit dem Handel eigen, bei welchem große Gewinne und hohe Verluste vorzukommen pflegen. Seitdem die industrielle Produktion selten mehr Gebrauchswerthe, sondern nur Theilwerthe oder Tauschwerthe, welche rasch wieder in Verbindung mit anderen Theilwerthen in eine höhere Form von Tauschwerth umgewandelt werden, hervorbringt, ist der Credit auch bei Gewerbe und Industrie entwickelt worden. Auch da gibt es häufig große Gewinne, aber auch empfindliche Verluste. Wir zeichnen damit nur die allgemeinen Umrisse. Auch bei Industrie und Handel können Pfanddarlehen vorkommen und dann ist die Zinslosigkeit Gebot. Aber im Allgemeinen ist bei Handel und Gewerbe Credit ebenso vorherrschend, wie bei Grund und Baden die Hypothek. Hier ist das zinslose

Pfanddarlehen, dort der verzinsliche Credit die allgem
Erscheinung. Id quod plerumque fit, bildet die Rechtsr

Wir hielten diese theoretisch-praktischen Erörterun
zur Zinsfrage für zeitgemäß, weil wir in voller Uebe
stimmung mit P. Weiß eine umfassende Wuchergesetzgel
für eine unabweisbare Nothwendigkeit erachten. In e
Linie muß diese Wuchergesetzgebung mit der bisherigen Gr
verschuldung aufräumen. Der Staat soll doch nicht,
Weiß mit Recht betont, ruhig zusehen, wie am hellen
die arbeitsamsten, aber auch wehrlosesten seiner Unterth
bis auf die Haut, ja um die Haut geplündert werden.
erinnert an das Wort unserer ehrlichen deutschen Vorfah
„Wer des Wolfes schont, schadet den Schafen“. Und
persische Dichter sagt im gleichen Sinne: „Wer mit dem
Mitleid fühlen kann, ist für die armen Schafe ein Tyra

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

II.

Aus Oesterreich.

Lanin'sche Silhouette.

Man braucht eben kein regierender Fürst zu sein, um
Bedürfniß nach einer „Eikon basilike“ zu empfinden, nach e
Erklärung und Rechtfertigung von Handlungen, die einer
schiedenen Auslegung fähig wären, und wir begreifen da
recht wohl, daß Graf Taaffe nichts dagegen einzuwenden h
wenn sich ein fremder Publicist der Aufgabe unterziehen wo
ein solches Eikon zu entwerfen, oder die „suspiria“ des
nisters zu fixiren. Ein Herr E. B. Lanin veröffentlichte
Februarheft der „Contemporary-Review“ einen Aufsatz über
Grafen Eduard Taaffe, der von den österreichischen Blätt
abgedruckt und weiter verbreitet wurde.

Es ist eine alte Uebung aller österreichischen Regierun
seit 1848, gewisse Zeitungsartikel zur Appretur nach Engl

zu schicken und von dort mit britischer Marke versehen als ausländische Waare auf den heimischen Markt zu bringen. Sowie der Aufsatz Lanin's in der Review erschien, ist er in Wien bestimmt nicht geschrieben worden, wohl aber mag die Anregung zu dieser Arbeit von hier ausgegangen sein, nicht von dem leitenden Staatsmanne selbst, wohl aber von Freunden und dienstbeflissenen Untergebenen, die sich freilich die Durchsicht des Manuskriptes vor dem Drucke hätten vorbehalten sollen, aber diese Vorsichtsmaßregel leichtsinnig unterließen.

Herr Lanin erscheint als ein Politiker, der drastische Mittel den milden und gelinde wirkenden vorzieht [1]) Sein Graf Taaffe ist mit einer Farbenpracht gemalt, die das Auge blendet, und vielleicht gerade aus diesem Grunde von der Porträtähnlichkeit nicht überzeugt. Wir glauben der historischen Wahrheit, aber auch dem Abgeschilderten einen nicht unwesentlichen Dienst zu erzeigen, wenn wir den Versuch einer kleinen Retouche unternehmen und den Gegenstand der politischen Kleinmalerei aus dem falschen Lichte rücken, in das ihn Lanin gestellt hat.

Wir haben den Vater des Ministerpräsidenten persönlich gekannt. Romantisch ideale Züge, wie sie der russisch-englische Publicist an dem Sohne entdeckt, waren dem alten Herrn völlig fremd, wohl aber ließ sich eine gewisse rauhe Ehrlichkeit und viel praktischer Sinn an ihm bemerken. Von der Fügsamkeit und Accommodationsfähigkeit des Sohnes hatte Graf Taaffe sen. nichts an sich. Er trat vielmehr 1848 als entschiedener Gegner der Märzbewegung hervor und besaß den damals seltenen Muth, seiner Ueberzeugung auf offenem Markte Ausdruck zu geben. Er theilte seine kleinen Abenteuer ohne Zweifel dem Sohne ebensogut mit als uns. Graf Eduard Taaffe wird daher bestimmt wissen, daß ihn nicht die Furcht wegschwemmte, sondern daß er nur der Gewalt wich. Er begünstigte zu einer Zeit alle conservativen Bestrebungen, da Freiherr von Pillersdorf den Ansturm auf Ficquelmont duldete, oder selbst förderte, und räumte einem reaktionär wirkenden Verein einen Saal des The-

1) Wie das im vorigen Jahre erschienene Werk Lanin's „Russische Zustände" (1 Band, Dresden, Ehlermann 1892) errathen läßt, ist der Verfasser Jude.

resianums ein, dessen Curator damals der Leiter der österreich
ischen Justiz war.

Wie der Apfel, dem Sprichworte nach, nicht weit vom
Stamme fällt, so kann man an dem jüngeren Taaffe denselbe
realistischen Zug antreffen, welcher den alten Herrn charakterisirte
Selbst die Tonart ist die nämliche geblieben, wenn sich der Mi
nister nicht durch äußere Gründe zur Modulirung bestimmen läß

Wenn die liberale Presse Herrn Lanin seltene Kenntni
unserer staatlichen Verhältnisse nachrühmt und von dem „wunderlic
entarteten österreichischen Parlamentarismus" redet, [1]) so sollt
man meinen, daß es nicht einheimische, sondern fremde Journal
isten seien, die ein so merkwürdiges Urtheil fällen. Der öster
reichische Parlamentarismus konnte nicht entarten, weil die Vor
bedingungen einer constitutionellen Regierungsform früher un
weniger vorhanden waren als gegenwärtig. Ganz im Geg
theil ist es damit insoferne besser geworden, als heute mindeste
alle Länder und Völker der cisleithanischen Reichshälfte i
Reichsrathe vertreten erscheinen. Wir begreifen, daß de
Liberalismus an dem Entrefilet des Herrn Lanin Gefallen finde
und auch Graf Taaffe damit zufrieden sein könnte; wie sich di
Wahrheit dabei befindet, dünkt uns dagegen eine andere, wol
aufzuwerfende Frage.

Was Graf Taaffe dem belgischen Staatsmann Frère-Orba
gegenüber über die Zusammensetzung des österreichischen Reichs
rathes bemerkt haben soll, ist zwar richtig, aber nicht neu, fü
die Regierung fatal, aber nicht zu ändern, zum Theile specifisc
österreichisch, meist aber allen Parlamenten gemeinsam. Wa
das Besondere an unserem Reichsrathe betrifft, so rührt es ebe
von der eigenthümlichen Zusammensetzung der Habsburgische
Monarchie her. Sollten die Polen ihrer Nationalität und Her
kunft vergessen? Kann man den Czechen eine solche Ver
gessenheit zumuthen, werden sich die Deutschen eine capiti
deminutio gefallen lassen? Die nationalen Gegensätze mochte
unter der logisch höheren, der absolutistischen Regierungsform
verschwinden, erwachten aber sogleich, als der Constitutionalismus
eingeführt wurde. Sobald die Völker zur Theilnahme an de

---

1) Pester Lloyd Nr. 34 vom 8. Februar 1893.

Regierung berufen wurden, war die Frage um die Form der Theilnahme auf die Tagesordnung gesetzt. Man hatte sie in Wien bereits beantwortet, ehe man noch gehört hatte, wie sich Czechen, Polen und Slovenen zu derselben stellen würden.

Man hatte eine Constitution, ein Repräsentativsystem, zugesagt, ohne zu wissen, ob das an dem einen Punkte des Reiches Gewollte auch an jedem andern gewünscht würde. Indessen drang der Constitutionalismus wirklich durch, eben unter steten Kämpfen und gewaltigen Erschütterungen. Man besorgte, daß der Constitutionalismus der Centralisation die Wege ebnen werde, und die Monarchie wurde einige Zeit thatsächlich centralistisch regiert. Galizien ließ sich abfinden, Böhmen grollte und gefiel sich in langjähriger Abstinenzpolitik. Das liberale Rumpfparlament gab Ungarn preis, um die deutsche Vorherrschaft sicher zu stellen. Kein Wunder! hatte doch der Liberalismus schon 1859 und 1866 gezeigt, wessen Geisteskind er sei und wessen fähig, um seine Herrschaft zu befestigen. Daß die Vaterlandslosigkeit zu den Dogmen der liberalen Staatsweisheit zählte, bezeugen tausendfache mündliche und schriftliche Aeußerungen, die in jenen kritischen Zeiten gethan wurden.

In der Parteischilderung, welche dem Grafen Taaffe in den Mund geschoben wird, kommt die deutsche Linke allerdings am besten weg, jedenfalls viel besser als die „Deutschklerikalen", „welche erst Katholiken und dann Patrioten seien, die Theokratie in Oesterreich aufrichten wollen und die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstthums in Italien anstreben".

Wir wollen eher an einen lapsus memoriae des Herrn Frère-Orban oder ein Mißverständniß von Seite des Wiedererzählers als an die volle Richtigkeit dieser Mittheilung glauben. Sollte doch Graf Taaffe wissen, daß jeder Katholik, ob deutschklerikal, polnisch oder czechisch gesinnt, vor Allem Katholik sein müsse und dann erst Patriot sein könne. Wir möchten aber die Wahrheit der gemachten Mittheilung auch darum bezweifeln, weil es uns undenkbar scheint, daß Graf Taaffe ernsthaft von dem Bestreben nach Aufrichtung einer Theokratie in Oesterreich gesprochen habe. Soviel uns bekannt, rekrutirt sich die deutschklerikale Fraktion nicht aus Bewohnern des Irrenhauses, sondern ausschließlich aus zurechnungsfähigen Personen. Dagegen ist

es wahr, daß die Deutschklerikalen die Wiederherstellung de weltlichen Macht des Papstes wünschen, nur daß dieser Wunsc von den katholisch conservativen Abgeordneten aller europäische Staaten — und was noch viel mehr sagen will — von de großen Majorität des katholischen Volkes getheilt wird.

Wenn wir Aeußerungen unseres Ministerpräsidenten übe unsere parlamentarischen Zustände aus zweiter Hand nur cum beneficio inventarii anzunehmen geneigt sind, so können wi den Tenor des Schlußsatzes mit um so besserem Gewissen unter schreiben. Derselbe lautet: „Ein großes Reich mittelst eine so schwerfälligen parlamentarischen Maschine, die aus so hetero genen Bestandtheilen sich zusammensetzt, regieren zu wollen, i ein fast ebenso hoffnungsloses Beginnen, wie wenn man ein Uhr mit einer Schaufel repariren wollte“.

Der letzte Passus enthält eine große Wahrheit und au die einzige Rechtfertigung der staatsmännischen Thätigkeit Taaffe oder doch das einzige Moment, an welches eine Vertheidigun des ministeriellen Verfahrens geknüpft werden mag. Ach ja die Individualität des österreichischen Staates setzt dem Con stitutionalismus nahebei unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen nur wäre es ein schreiendes Unrecht, wollte man eben dies Individualität darüber zur Rechenschaft ziehen. Oesterreich kann wahrlich nicht dafür, daß es kein Nationalstaat und auch nicht einsprachig ist. Es hat sich nicht zu dem gemacht, was es ist, sondern ist ohne seine besondere Einwilligung dazu geworden Es ist auch nicht die Schuld Oesterreichs, daß sein staatliche Organismus anders beschaffen ist, als der Englands oder Frank reichs, und daß man ihm dennoch zumuthet, was mit seine Natur nicht recht verträglich scheint.

Graf Taaffe hat mit seinen Herrn Frère-Orban vorgetragenen Klagen sicher Recht, aber doch nur im Sinne eines Arztes, der seinem Collegen mittheilt, wie ihn die concurrirenden Uebel bei seinem Kranken zur Verzweiflung treiben, nimmermehr aber als Tadler des Kranken oder eines abnorm construirten Knochengerüstes. Der Arzt ist unter Umständen verpflichtet, sich des Kranken anzunehmen, der Staatsmann nicht, und wenn Graf Taaffe von vorneherein an der Heilbarkeit unserer Schäden verzweifelte, so konnte ihn ja keine Gewalt zwingen,

sich mit den schwerkranken österreichischen Staaten zu beschäftigen.

Der russisch-britische Publicist wird, sobald er von dem österreichischen Staatsmanne redet, zum Dichter. In seiner poetischen Trunkenheit kümmert er sich um so vulgäre Dinge wie Logik und Wahrscheinlichkeit nicht im Geringsten. Sein Graf Taaffe ist ein ganz Anderer als der uröſterreichisch veranlagte cisleithanische Regierungschef. Wir wissen recht gut, daß die österreichischen Taaffe aus einem ursprünglich irischen Geschlechte stammen, können uns aber recht wohl erinnern, daß es seit einem halben Jahrhundert keinem Oesterreicher beifiel, an den Mitgliedern dieser Familie hybernische Velleitäten zu finden. Diese Entdeckung blieb einem Nichtösterreicher, Herrn Lanin vorbehalten. Er behauptet, „des Grafen Taaffe Sinn für das Komische, seine übersprudelnde Phantasie und sein schlagfertiger Witz seien ausgesprochen irisch, wie sein Name“. Der Apologet des Herrn Grafen scheint gar nicht zu bemerken, daß er mit der dem Staatsmanne dargebrachten Huldigung einen kleinen Insult des österreichischen Publikums verbindet, und indem er jenen streichelt, diesem einen Fußtritt versetzt. Uebersprudelnde Phantasie und schlagfertiger Witz sind natürlich bei uns nicht zu Hause, da muß man nach Grün-Erin pilgern, um dieses bei uns unbekannte Geistesphänomen anzutreffen. Sonst glaubte man, daß bei uns armen Oesterreichern ein wenig Mutterwitz selbst der Antheil des Geringsten aus uns wäre, wahrscheinlich stammen aber alle unsere witzigen Leute von irischen Familien ab.

Wenn den Grafen Taaffe etwas bei uns volksthümlich machte, so gewiß nicht sein irischer Humor, sondern vielmehr die reiche Ader vom ächten Wiener-Witz, ja selbst die euphemistisch mit Rauheit bezeichnete Seite seines Charakters und seiner Ausdrucksweise. Die letztere ist soweit von gälischer Nationaleigenthümlichkeit entfernt, als Wien von Dublin. Aber auch sein Cynismus braucht nicht von der Insel der Heiligen herzustammen, er konnte in der österreichischen Hauptstadt Vorbilder genug antreffen, ohne sie je überholen oder übertreffen zu können. Sein Lobredner ist sichtbar bemüht, unsern höchst nüchtern denkenden Staatsmann in den Raum der vierten Dimension zu versetzen und als unheimlichen Gesellen mit rother

Hahnenfeder und obligatem Pferdefuß erscheinen zu lassen; be
zeichnet er doch den Grafen als die vollkommenste Verkörperun
„eines der Hauptcharaktere in dem größten dramatischen Werk
Goethe's". Wir einfältigen Leute finden nur, daß der edl
Graf Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blut
sei, und der gelungene Witz, den er macht, eine verzweifelt
Familienähnlichkeit mit derjenigen eines wohlgelaunten Wiener
Bürgers oder eines noch tief unter diesem stehenden Wiener
Witzboldes hat. Von der Mephistohaftigkeit des österreichischen
Staatsmannes haben wir bisher wenig wahrgenommen. Graf
Taaffe ist von Natur aus vielmehr gutmüthig und zum seducto
generis humani wenig geeignet. Wenn er deßungeachtet zu
diplomatischen Kunststücken seine Zuflucht nimmt, so geschieh
es, weil die Dinge sich als stärker erweisen, denn seine Gemüths-
beschaffenheit, und weil ihn die Erfahrung lehrte, daß es ga
keiner Höllenkunst bedürfe, Opportunisten, die bereits halb ve
führt sind, noch ehe der Versucher an sie herantritt, zu seinen
Ansichten zu bekehren.

„Doch lassen wir Rinaldo und das vom Sturm getrieb'ne
Schiff" und reden wir lieber von den politischen Thaten des
Heros unter den österreichischen Staatsmännern. Wir sind die
Letzten, die Schwierigkeiten zu unterschätzen, mit denen Graf
Taaffe während seiner Amtsführung zu kämpfen hatte, und
auch die Letzten, die Geschicklichkeit zu verkennen, mit der er an
die Lösung der ihm gewordenen Aufgabe trat. Handelte es sich
um ein Uebergangsministerium, um eine Verlegenheitsregierung,
wir würden nicht anstehen, dem aktuellen Minister en chef
den Preis einer großen Routine und Findigkeit zuzuerkennen.
Für ein Provisorium währt aber die Regierung des Grafen
zu lange und als Definitivum hat sie doch nichts Dauerndes
geschaffen. Der Publicist, der es versuchte, uns das Innerste
des leitenden Staatsmannes zu enthüllen, rühmt seine Princip-
losigkeit. Er gesteht, „daß Graf Taaffe politische Principien
als Schwächen verurtheile und seine Freunde wie Feinde einig
seien, daß er in der That nie einen politischen Grundsatz
besessen". Wir erlauben uns anderer Meinung zu sein und
in der Principlosigkeit keine staatsmännische Tugend erblicken
zu können. Ebenso wenig vermögen wir die Ansicht des Ver-

fassers, „daß Taaffe als ausgesprochener Katholik populär bei den Klerikalen war", zu theilen. Als ausgesprochener Katholik hat Graf Taaffe bei keiner der österreichischen Parteien gegolten, und als „ausgesprochener" Katholik hätte er auch als Gegner des Concordats nie die Achtung der Liberalen gewinnen können, wie doch der Autor will. Solche Märchen, daß der Minister die Antisemiten dadurch abgestoßen habe, daß er sich in Herrn Blumenstock einen politischen Mentor setzte, oder daß selbst die Antisemiten ungeachtet jener Repulsion auf die Sympathien des Grafen zählten, mag Herr Lanin mit den österreichischen Verhältnissen unbekannten Lesern des Auslandes erzählen, in Oesterreich werden sie selbst bei den treuesten Freunden und Anhängern unseres Staatsmannes nur mitleidiges Lächeln erzielen.

Nicht viel ernster ist zu nehmen, was Lanin über die Absichten seines Helden äußert. Das Geheimniß der Taaffe'schen Politik soll darin liegen, „die Macht des Oberhauptes allmählich so zu vermehren, bis sie praktisch eine absolute wird". Als wenn irgendein politischer Verstand ausreichte, Alles und zwar ohne Staatsstreich auf den Kopf zu stellen, und als wenn es etwas ganz Gleichgiltiges wäre, wenn ein Minister die Regierungsform illusorisch machte und den Constitutionalismus durch den Absolutismus ersetzte! In der That könnte man zu der Frage veranlaßt werden, wozu so viele Umwege und Umstände? Freilich erfahren wir im weiteren Verlaufe, daß es sich gar nicht mehr um in Aussicht gestellte Ziele handle, sondern daß das Ziel des Grafen Taaffe bereits erreicht sei. Wir greifen uns an den Kopf und wissen nicht recht, ob wir träumen oder wachen. Der österreichische Reichsrath ist zur Stunde in voller Thätigkeit, die verschiedenen politischen Parteien befehden sich leidenschaftlicher denn je, die Regierung befindet sich aus Mangel einer Majoriät in schwerer Verlegenheit, sie hat das Vertrauen jeder einzelnen Fraktion eingebüßt — und dennoch soll Graf Taaffe „jene ideale Form der Regierung begründet haben, in welcher der Kaiser hört, wägt, befiehlt, seine Unterthanen aber wünschen, sprechen und gehorchen".

Wir leben also thatsächlich in der besten aller Welten, in einem constitutionell regierten Staate, in dem aber die Legislative so wunderbare Entsagung übt, daß nur der Wille

des Monarchen entscheidet. Was wir vor uns sehen, sind nur Scheingefechte, Kämpfe mit stumpfen Waffen. Graf Taaffe hat den Löwen und Tigern der politischen Arena die Zähne ausgebrochen. „Früher drehte sich das Parlament um die demokratische Erde, heute nun dreht es sich um die kaiserliche Sonne".

So geht es, wenn Leute über Dinge schreiben, die sie nicht genau kennen. Graf Taaffe setzte sich nicht nur persönlich für den böhmischen Ausgleich ein, sondern provocirte selbst eine kaiserliche Aeußerung über das Wünschenswerthe dieses Aktes. Kein Zweifel, dieser Ausgleich war wünschenswerth, ja nothwendig, und man machte dem Minister den einzigen Vorwurf, daß er so lange Zeit wüsten Kampfes verstreichen ließ, ohne das schätzbare Mittel angewandt zu haben. Graf Taaffe erwiderte mit der Miene geistiger Ueberlegenheit, daß man bei derlei Dingen die Reisezeit abwarten müsse; gerade jene Kämpfe müßten vorausgehen, um die nöthige Disposition zu schaffen. Das Projekt „des in seiner Art einzigen Staatsmannes" scheiterte kläglich. Wo blieb und bleibt denn da der politische Effekt der originellen Richtung des leitenden Staatsmannes? Wenn wir nicht irren, erwies sich die Centrifugalkraft stärker, als das System Taaffe. Als Pernerstorfer vor mehreren Jahren seine Immunität als Abgeordneter benützte, um Mitglieder der kaiserlichen Familie während einer langen Session unablässig zu insultiren, und sich im Hause selbst keine Stimme für die in unverantwortlicher Weise beleidigten Prinzen erhob, wo war denn da jenes ausschließliche Streben, dem Monarchen zu gefallen, anzutreffen? Und wo blieb denn jene Attraktionskraft der Sonne, als Dr. Kronawetter jüngst noch für die große Revolution Propaganda machte und die Blutmenschen der ersten Republik vor vollem Hause in den siebenten Himmel erhob?

Der Verfasser unseres Essay verwechselt augenscheinlich zwei grundverschiedene Dinge, die sehr realistische Regierungsform, deren Begründung wir dem Grafen Taaffe nicht abstreiten wollen, „in welcher das Ministerium hört, wägt und befiehlt und seine Unterthanen, die Reichsboten, wünschen, sprechen und gehorchen", mit der idealen Form der Regierung, wie sie sich im Gehirn des Herrn Lanin abspiegelt. Dem

Ministerpräsidenten ist es allerdings gelungen, Gegner zum Schweigen zu bringen, zu entwaffnen, ja in besonderen Fällen selbst auf seine Seite zu ziehen, und der Verfasser mag wohl Recht haben, daß ihn „die niedrige Taxirung der menschlichen Tugend bei diesem Handel mächtig unterstützte", dieses Gelingen geht aber über gewisse Grenzen momentaner Opportunität nicht hinaus und darf am wenigsten Anspruch auf Begründung einer idealen Regierungsform — deren schroffster Gegensatz wohl in ihm erblickt werden muß — erheben.

Können wir in das unbedingte Lob, das der Autor dem Grafen Taaffe so freigebig spendet, trotz besten Willens nicht einstimmen, so theilen wir um so aufrichtiger und rückhaltloser seine Ansicht von der Anhänglichkeit desselben an Kaiser und Reich. Wir halten uns für überzeugt, daß der Minister ungeachtet seiner Principlosigkeit doch Ein Princip heilig hält: den Grundsatz, dem Kaiser und Vaterland unverbrüchliche Treue zu bewahren. Man kann über die Art und Methode des Ministers verschiedener Meinung sein, nicht aber über die Reinheit seiner Absicht. Das hätte Herr Lanin mit uns recht wohl anzuerkennen vermocht, ohne seinem Helden durch Ueberschwänglichkeiten zu schaden; er brauchte den Grafen zu diesem Ende nicht mit der erloschenen Race irischer Wolfshunde und schottischer Clansmänner zu vergleichen.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen soll es nur eines Schrittes bedürfen, unser Autor thut diesen Schritt. Er läßt seinen vielen werthvollen Entdeckungen an dem österreichischen Staatsmanne noch eine als letzten und stärksten Trumpf folgen. In der Seele des Grafen Taaffe „streiten sich tiefe Agonie, stürmisches Mißtrauen und leidenschaftliche Verzweiflung um die Oberhand". Wer den Grafen Taaffe nicht kennt, dem könnte man dreist versichern, daß er sechs Fuß und drei Zoll in der Höhe mißt, mit Leichtigkeit Thaler zerbricht und Tischecken abschlägt; wer aber das Glück hat, den genannten Staatsmann persönlich zu kennen, wird über die „tiefe Agonie" des lebensfrohen Cavaliers laut auflachen. Dieses Lachen wird aber um so berechtigter erscheinen, als dem Grafen Taaffe damit einige psychologischen Unmöglichkeiten wie im Handumdrehen angesonnen werden, welche auch dieser „Jean Paul auf dem

Felde der Politik", dieser „Einzige" kaum überwinden dürfte. Fortzuleben, wenn man bereits in tiefe Agonie versunken ist, scheint uns eine schwere Kunst, welche die medicinische Fakultät in Beziehung auf unseren Minister lebhafter interessiren dürfte als den Politiker. Besondere Ursache zur Dankbarkeit haben wir aber auch gegen den Verfasser wegen der uns ertheilten Lehre, daß Mißtrauen, mindestens dasjenige unseres Staatsmannes, das charakteristische Merkmal des Sturmes an sich trage, zumal wir bis jetzt meinten, daß sich das vulgäre Mißtrauen in Schweigen hülle. Mit dem Mißtrauen der Nobiliores mag es sich vielleicht anders verhalten, zeichnet sich doch auch die „Verzweiflung" des Grafen Taaffe nach Lanin's Zeugniß durch Leidenschaftlichkeit aus.

Der Panegyrikus des russo-britischen Publicisten war gewiß wohl gemeint, und man erwartete sich in Wien weiß Gott welche günstige Wirkung davon, aber der Wille ist unser und habent sua fata libelli. Wir glauben nicht, daß, wer nicht schon und ohnedieß für den Grafen Taaffe begeistert ist, sich an der Schrift des Herrn Lanin berauschen werde. Wir hatten ja Zeit, uns ein endgültiges Urtheil über die staatsmännische Begabung des Ministers zu bilden und finden keinen Grund in vorliegender Schrift das Gefaßte zu corrigiren.

Im Februar 1893.

L.

Zeitläufe.

Der Vatikan und der Quirinal in der jüngsten Beleuchtung.

II.

Den 24. März 1893.

Das französische Panama erhält die ganze Welt in Aufregung, vom italienischen Panamino ist es nach einigen Anläufen in der Kammer still geworden, und bis jetzt still geblieben. Hier wie dort galt es von Anfang an als öffentliches Geheimniß, daß bei den Räubereien an dem Vermögen

der Nation berufene Hüter des Volkswohls, Minister und Exminister, wie hervorragende Parlamentarier, schwer betheiligt seien. Noch dazu lag der Fall in Italien insofern schlimmer, als in Frankreich doch nur Gelder eines riesenhaften Privatunternehmens vergaunert und millionenweise auf Bestechung verwendet waren; in Italien dagegen war es die große vom Staat geschaffene und seiner Ueberwachung unterstellte Bankanstalt in der Hauptstadt, die dem in seinen Grundfesten vermorschten System zum Opfer fiel Dennoch wurde nur in Frankreich wenigstens der Schein gewahrt und dem regierenden Parlament, über sich selber Untersuchung zu verhängen, zugelassen, während der Proceß der „römischen Bank" ohne weiters in die verschwiegenen Hallen der Justiz verwiesen wurde.

Dort ist Republik, hier Monarchie, der Schuldige aber ist hier wie dort der gleiche. Unmittelbar vor der Entschleyerung der Panamino-Betrügereien berichtete ein römischer Correspondent: „Die Banken werden nun zwar von einem besonderen Ausschuß von Fachmännern bis auf den Grund untersucht werden, aber Kenner Italiens behaupten, daß ihre verrottete Wirthschaft und ihr Schlendrian schwerlich ein Ende haben werden, und daß die Wahrheit, wenn auch nur zum geringsten Theile, kaum an's Licht kommen werde". Warum? „Blickt man auf die Geschichte der letzten Jahre zurück, so kann man die schmerzliche Betrachtung nicht unterdrücken, daß die nationale Unabhängigkeit und Einheit nur einer geringen Anzahl von Optimaten zu Gute kam, welche das Vertrauen und den kindlichen Glaubenseifer des Volkes in wunderbarer Weise zu benutzen verstanden. Die Männer, welche Cavour nachfolgten, waren durchwegs Geschöpfe der — Majorität. Dadurch aber kam es, daß diese Alles, wonach es ihre Mitglieder gelüsten mochte, durchsetzen zu können und zu müssen glaubte, und das allgemeine Interesse allmählig für sie sowohl, als für die Regierung jede Bedeutung verlor. In der Folge kam über alle Männer, welchen das Glück die

Herrschaft in die Hände spielte, ein Geist der Unwahrhei
welcher ihre besten Vorsätze zu Nichte machte, ihre Thatkra
lähmte und sie selbst schließlich zu Sklaven jener Rin
erniedrigte, welche mit dem Staate einen gefräßigen Raubba
trieben, und nicht Hunderte von Millionen, nein! Milliarde
verschleuderten". [1])

Als vor einem Jahre in Rom ein Ministerium de
Linken das der sogenannten Rechten ablöste und Neuwahle
bevorstanden, wurde an ein Schweizer Blatt geschrieben
„Es bleibt Alles beim schönen Alten; das Land schlep
sich weiter in vollständiger Apathie, die Geschäftspoliti
deklamiren weiter und theilen sich in die Beute. Da
unter solchen Umständen eine gesunde Entwicklung ni
möglich ist, ist klar; der Kampf um die Herrschaft i
Staat und um die Ausbeutung spitzt sich auf einen rein
Personenstreit zu". [2]) Der bekannte Senator Bonghi, de
sich durch seine entrüstete Sprache neuestens sogar um de
Titel „staatserhaltend" gebracht hat, behauptete öffentlic
daß allein die Zahlungen der „Banca romana" die letzte
Wahlsiege erzielt hätten. Er fügte bei: „Unser ganze
öffentliches Leben ist verdorben und bedarf der Regeneration
mit Mühe ist noch der Gipfel des Staates intakt gebliebe
alles Uebrige ist corrumpirt". Das wisse ohnehin ein Jede
versicherte ein römischer Bericht, „daß die hohen Ausgabe
für Wahl- und Preßzwecke nicht bloß aus den bestehende
‚geheimen Fonds' fließen können, sondern auch aus andere
Quellen gespeist werden müssen". [3])

Daß das Uebel im regierenden Parlament sitzt, darübe
scheint auch in Italien, wie in Frankreich, das Licht all
mählig überall aufzugehen. Dort ist überdieß durch di
enge Begrenzung des Census-Wahlrechts die Thatsache er

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 12. Januar ds. Js.
2) Berliner „Vorwärts" vom 22. Juni 1892.
3) „Augsburger Postzeitung" vom 28. Januar d. Js. — Münchener „Allg. Zeitung" vom 2. März d. Js.

möglicht, daß die Kammer nur eine Minderheit, und in ihr die herrschenden Classen mit dem anrüchigsten Theil der Bevölkerung, vertritt. Das werden wohl auch die Erfahrungen mit dem Panamino nicht leicht ändern. „Was aber soll jetzt geschehen? Die Einen schlagen die Bewilligung von Diäten vor, damit auch minder Bemittelte, denen die Jagd nach Besitz und Einfluß nicht an erster Stelle steht, in's Parlament treten können; Andere, wie die Mailänder Demokraten, verlangen die Einführung des Referendums. Das Nächste wäre wohl, daß das Parlament selbst alle unsaubern Elemente unbarmherzig ausscheiden und sich so verjüngen würde. Das würde aber einen starken Willen des Parlaments, wie die Mithülfe einer starken Regierung fordern und an beiden Dingen fehlt es eben. Da muß man denn mit der Möglichkeit rechnen, daß der Panamino kein Durchgangspunkt zur Besserung, sondern zunächst nur Wasser ist auf die Mühle der extremen Parteien, der Socialdemokraten und Anarchisten“.[1])

So lange Italien ausschließlich auf die liberalen und radikalen Wählerschaften angewiesen ist, wird das der zweifellose Verlauf seyn. Eine conservative Partei, von deren Bildung vor einigen Jahren die Rede war, könnte nur unter Einer Bedingung entstehen: man müßte unbedingt, wie der Senator Jacini dringend rieth, „die Klerikalen heranziehen“. Ein römischer Berichterstatter fügte dem bei: „Wir können nebenbei bemerken, daß wir öfters aus dem Munde ehrlicher Liberalen den Wunsch äußern hörten, es möchte endlich durch Eintritt der Katholiken eine widerstandsfähige Minorität geschaffen werden, welche zum Heile Italiens über so manche schlecht ausgeführte Arbeit, über so manche verschleuderten Gelder, über so manche Fonds, über die niemals Rechnung abgelegt worden ist, den Nachweis verlangen könnte. Auf diese Weise glaubt Jacini eine Partei bilden zu können,

1) „Frankfurter Zeitung“ (Wochenblatt) v. 22. Febr. 1893.

welche erfüllt von nationaler Gesinnung weniger radikal
wird, weniger Vertreter des Jacobinerthums, auf der an
Seite sich auch nicht zum gefügigen Werkzeuge eines
kraten hergeben wird". [1]) Die Parlamentsskandale sin
beiden Mittelmeerländern an den Liberalen und Radi
allein hängen geblieben; irgendein Mitglied der katholi
Parteien damit zu besudeln, ist in Italien gar nicht, un
Frankreich vergebens versucht worden.

Als der Abgeordnete Colajanni zum blassen Sch
der ganzen Sippschaft die heillose Wirthschaft bei der
ischen Bank in der Kammer zur Sprache brachte und
Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungscomm
beantragte, da hatte kurz vorher der Ministerpräsident
ersten und allmächtigen Vorstand der Bank dem Senat
Mitglied aufzudrängen gesucht, und ein anderer der Ha
schuldigen, der junge Führer der neuen Finanzaristokr
war auch Schatzmeister in dem Ausschuß für die demn
zu begehende Feier der silbernen Hochzeit des Königspaa
„Der Staatsanwalt", schrieb ein römischer Berichtersta
„hat offenbar die Weisung, nur gegen die zumeist Com
mittirten und nur bei zwingenden Beweisen vorzugeh
und wenn man berücksichtigt, zu welch' unabsehbaren C
sequenzen ein rigoroses Verfahren führen würde, so k
man diese Beschränkung nicht gerade mißbilligen. S
einmal die Rechtsbegriffe in einer ganzen Gesellschaftsschi
verschoben (!), so kann man nicht gegen jeden Einzel
gerichtlich einschreiten, sondern muß sich begnügen, sozusag
die Rädelsführer zu fassen". [2]) Sonst hätte sich eben
kleines Parlament sammt einigen Ministern in den Gefä
nissen versammelt.

Drei Kabinete, vom Crispi'schen und von 1889
gerechnet, hatten krampfhaft die Augen geschlossen vor Alle

1) Römische Correspondenz der Berliner „Germania" vom
Februar 1890. — Der Senator Jacini ist inzwischen gestorb
2) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 12. Febr. d.

was unter denselben in der Bank vorging. Damals hatte der Bankcommissär Alvisi in seinem Berichte bereits auf die schlechte Lage und die gewissenlose Verwaltung der Banken überhaupt hingewiesen. Der jetzige Ministerpräsident, damals Finanzminister, erklärte jetzt, er habe den Bericht gar nicht gelesen; der zuständige Handelsminister habe versichert: „die angeregten Mißbräuche und Uebelstände bei der römischen Bank seien übertrieben und schon vollständig beseitigt". Herr Crispi gab sich alle Mühe, seinen jetzigen Nachfolger hineinzureiten: er habe damals wirklich im Ministerrathe gesagt: „ein solches Gebahren gehöre vor die Geschwornen". Richtig ist so viel, daß das jetzige Ministerium noch im vorigen Herbst aus Anlaß der Wahlen an den König berichtete: „eine Regelung der Bankfrage wäre unstreitig sehr verdienstlich, das Kabinet hege aber nicht diesen Ehrgeiz".[1] Hr. Crispi behauptet jetzt, er hätte diesen Ehrgeiz gehegt, aber er hätte auch die Angelegenheit der römischen Bank in der Stille abgemacht Die lärmenden Maßregelungen würde er vermieden haben; dieselben hätten nun „auf alle Organe des nationalen Credits den traurigsten Einfluß ausgeübt, rings umher liege Alles in Trümmern, und freuen könne sich nur der — Vatikan". Er prophezeit dem armen Italien eine schreckliche Zukunft![2])

Laut den ersten Nachrichten über das Unheil soll die Bank mehr als sechszig Millionen uneinlösbare Zettel ausgegeben, und ihr Grundcapital zum großen Theil an gute Freunde uneinbringbar ausgeliehen haben. Bei den eigenthümlichen Geldverhältnissen in Italien drohen unabsehbare Folgen aus dieser Entdeckung. Nach den Berechnungen des Finanzministers Magliano vom Jahre 1889 betrug der Fehlbetrag im Staatshaushalt 318 Millionen trotz der hohen Steuern, die auf das Volk drücken und in einigen Provinzen

1) Münchener „Allg. Zeitung" v. 26. Febr. u. 2. März 1893.
2) Aus Crispi's Organ „Riforma" s. Wiener „Vaterland" vom 18. und Berliner „Germania" vom 19. Februar d. Js.

die Bauern schaarenweise zur Auswanderung zwangen.
diesem Deficit war die Staatskasse mit nicht weniger
265 Millionen Lire in kurzfristigen Schatzscheinen und
Schuld von 115 Millionen gegenüber den Zettelbank
lastet. Zur Tilgung des riesenhaft angeschwollenen Aus
einschließlich der eben bewilligten neuen Rüstungs-
Eisenbahnausgaben, wollte er abermals neue Schein
Betrage von 135 Millionen ausgeben.[1]) Darüber s
er; aber was mag unter der Hand seitdem geschehen
Wie das Volk sich erst nunmehr Panamino deuten
mag aus folgendem Lebensbilde geschlossen werden:

„Die Sache ist so weit gediehen, daß gegenwärtig i
beiden reichsten Städten Italiens, in Genua und in Ma
kein Mensch mehr den niedrigsten Papierschein von 5
gleich 4 M. wechseln kann, ohne empfindliche Einbuße zu h
oder pfundeweis Kupfer mit sich zu schleppen. Man
Bauern schimpfend und fluchend umher rennen; sie sch
man will sie betrügen, sie fragen, wo denn die Silberf
geblieben sind. Man sieht schon seit Wochen fast kein F
Silberstück mehr. Der Credit des Landes, der sich in
Stande seiner Werthscheine spiegelt, ist in jüngster Zeit so
setzlich gesunken, daß selbst die einzelnen Silberfranken
früher geschah dies doch nur mit den silbernen Fünffrankst
— zurückbehalten, von den Spekulanten aufgekauft, gesam
und über die Grenze geschickt werden. Der arme Arb
der seinen erbärmlichen, zu den Lebensmitteln nicht ausreiche
Wochenlohn im Papierschein ausgezahlt bekommt, muß sich
noch Wucherabzüge gefallen lassen, wenn er, um Brot
zukaufen, den Fünffrankschein wechselt. Man sieht daher
Italien Arbeiter an den Regierungsbanken Queue machen,
nach stundenlangem Harren ihren kleinen Papierschein vollg
einzuwechseln. In Millionen seiner Arbeiter hungernd,
gesogen durch die verkehrteste, wahnsinnige Großmachtspol
kann Italien thatsächlich nicht mehr aufbringen, was jähr
seine Militärherrlichkeit und der Kriegsgötze verschlingt. S

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 7. Januar 1889.

offen das auszusprechen, schreien die Blätter nach den erbärmlichsten Auskunftsmitteln: sie wollen die kleinen Papierscheine bis zu einem Frank und bis zu 50 Centesimi (40 Pfennigscheine) wieder einführen, die man früher als einen Landesfluch empfand, und deren Abschaffung seinerzeit mit solchem nationalen Stolz begrüßt wurde." [1])

Wer und was trägt nun die Schuld, daß aus dem blühenden Italien der Dichter und Sänger das Land des „allgemeinen Elends" geworden ist, wie alle unparteiischen Beobachter es benennen? England war die erste der Großmächte, welche, damals noch im Gegensatze zu allen anderen, das „befreite Italien" anerkannte. Es sei so der „Volkswille" gewesen, sagte die Russel'sche Note vom 27. Oktober 1860, und „auf den Umsturz der bestehenden Gewalt sei kein Ausbruch der Volksrache erfolgt, wie dieß nur zu oft der Fall sei". Schon sechs Jahre später erklärte ein Bericht aus London, daß mit den italienischen Anleihen in England nichts mehr zu machen sei, da Italien bei den praktischen Engländern allen Credit verloren habe. Warum? „Gleich nach dem Erwerb der Lombardei und der Annexion von Mittel- und Süd-Italien gab Lord Russel officiell, und die öffentliche Meinung durch Parlament und Presse, den Italienern den Rath: zu schweigen und zu arbeiten, auf die arbeitsscheue Deklamation und patriotische Agitation zu verzichten, und durch bescheidene volkswirthschaftliche und politische Arbeit zu beweisen, daß die italienische Nation die Kraft besitze, einen selbständigen Staat zu bilden. Aber es wurde nicht gearbeitet, das Geschrei, die Großsprecherei und die industrielle Trägheit wuchsen mit den maßlosen Staatsausgaben, dem Militärbudget und der Corruption in den Regierungskreisen". [2]) Die Wurzeln des „Panamino" reichen also weit zurück, und wie der Giftbaum so hoch herangewachsen ist,

---

1) Italienische Correspondenz des Berliner „Vorwärts" vom 6. Mai 1892.

2) Augsburger „Allgemeine Zeitung" v. 12. August 1866.

hat vor Jahr und Tag Herr Canzio, ein Vetter Garibaldi's
unverholen beschrieben:

„Nach 30 Jahren hinterlassen wir einen schlechten R
und das Vaterland in der größten Armuth. Die siegreich
Revolution trat mit schönen Versprechungen an das Volk, de
man glauben machte, daß jetzt in Italien ein goldenes Zei
alter herrschen würde, in welchem Reichthum, Moralität un
Gerechtigkeit gefördert würden. Nach und nach sind dem Vol
die Augen aufgegangen, und jetzt bemerkt man, daß gerade da
Gegentheil in dem Lande herrscht. Von der financiellen La
Italiens braucht man kaum noch zu sprechen, denn die gan
Welt hat erfahren, daß, nachdem man die Kirchengüter ge
nommen, die Klöster zu Spottpreisen verkauft und endlich i
letzter Zeit noch die Güter der frommen Stiftungen dem Sta
übergeben hat, das Geld noch immer fehlt, weil durch schle
Verwaltung und Vergeudung der Reichthümer die Staats
bald geleert wurde. Man wollte großartig leben, Denkmä
und Monumente bauen, Colonialpolitik treiben und das Ge
auf unnütze Dinge verschwenden. So z. B. sollte in Ro
ein Denkmal zu Ehren Viktor Emanuels errichtet werden, welche
dem Staat und den Gemeinden nicht weniger als 100 Milli
onen kosten wird. Seit 10 Jahren arbeitet man an diese
Monument und kaum erheben sich die Fundamente über de
Erde. Während so das Geld weggeworfen wird, hat ma
in den Spitälern und Hospizen nicht Betten genug für d
Kranken und Armen. Die meisten Gemeinden in Italie
müssen neue Gemeindesteuern erfinden, um das Deficit de
jährlichen Budgets zu decken; Rom allein hat 120 Millione
Schulden und in Neapel, Palermo, Turin, Florenz steht e
mit den Finanzen nicht besser. Mit dem Privatvermögen steh
es auch nicht besser. Die römischen Fürsten haben ihre Milli
onen verloren, ihre Paläste und Galerien werden verkauft
Handel und Industrie liegen darnieder, denn Geldnoth herrsch
in der Stadt und auf dem Lande. Man hört nur noch vo
Conkursverfahren und Bankerott. Wenn der Staat und di
Arbeitgeber kein Geld und keinen Credit haben, so müsse
natürlich auch die armen Arbeiter darunter leiden. In Ro
sind deren mehr als 30,000, die weder Arbeit noch Bro

haben. Die Moralität des Volkes ist tief gesunken. Die revolutionäre Moral wurde in der Schule eingepflanzt, die Schulpflicht durch ein Gesetz aufgedrungen, und doch, nach 30 Jahren besuchen nur 870 Kinder von 1000 die Schule. Der officielle Bericht des Unterrichtsministeriums sagt, daß man wegen Armuth und Mangel an Schulen die Schulpflicht nicht streng aufdringen könne. Nur Einen Fortschritt hat man erreicht, und zwar den der Verbrechen der Jugend. Ein anderes Zeichen der Moralität sind die Morde und schwere Verwundungen. Die Selbstmorde haben auch zugenommen. In Rom zählt man deren zwei oder drei jede Woche und in Mailand 60 im letzten Jahre. Was soll man nun von einer Regierung denken, die nach 30 Jahren nichts Anderes erlangt hat, als das Primat über alle Völker in Europa in der Zahl der Morde und der Verbrechen?“ [1])

Noch zum Schlusse des denkwürdigen Jahres 1889 wurde in der Abgeordnetenkammer der Antrag auf die obengedachte Umwandlung der kirchlichen Stiftungen in „Wohlthätigkeits-Anstalten mit weltlichem Charakter“ über Hals und Kopf angenommen. Diese Opere pie stellten das letzte Capital dar, welches das moderne Italien aus einer besseren Vergangenheit überkommen hatte. Was davon der „weltlichen Wohlthätigkeit“ zufließen würde, war vorauszusehen. Man wollte auch vor Allem der schreienden Noth der ewigen Roma unter die Arme greifen, wo die steigende Erwerbslosigkeit und die Baukrisis insbesondere eben noch zu bedrohlichen Aufläufen geführt hatte, und zu befürchten war, daß viele Tausende von unbeschäftigten Arbeitern den revolutionären Agitatoren in die Arme getrieben würden.[2]) Was das „System“ aus der Weltstadt des hl. Stuhles gemacht hat, gehört auch nothwendig zur Vervollständigung des Bildes. Wenn das deutsche Kaiserpaar demnächst zur silbernen Hochzeit in Rom erscheint, so fragt es sich, ob die Teppiche

1) Aus der liberalen römischen „Tribuna“ in der Berliner „Germania“ vom 14. Februar 1892.
2) Berliner „Kreuzzeitung“ v. 20. Dec. 1889 u. 14. Jan. 1890.

des Landes ausreichen werden, die Schande vor den kaiserlichen Augen zu verhüllen.

„Woher der römische Krach? Er ist durchaus nichts Unvorhergesehenes. Die Römische Bank stand mit beiden Füßen in dem sumpfigen Spekulations-Terrain des ‚neuen Rom‘. Seit 18 Jahren etwa hat die Spekulation sich auf Rom geworfen, um aus dieser Stadt mit Hülfe der Regierung thatsächlich einen Wasserkopf der italienischen Monarchie zu machen. Die Unterstützung der Regierung erklärt sich aus dem Bestreben, das alte Rom, das Rom der Päpste, ganz umzuwandeln, der ewigen Stadt ein ganz neues, piemontesisches Gepräge zu geben und damit die päpstlichen Erinnerungen, wo nicht zu beseitigen, so doch ganz in den Hintergrund zu drängen. Dies erkannte man als eines der Mittel, um die Wiederherstellung der päpstlichen weltlichen Herrschaft in Zukunft unmöglich zu machen; er glaubte, auf diese Weise die wirthschaftlichen Interessen der Römer unlöslich an den Siegeswagen der Piemontesen zu fesseln. Roma capitale, Roma intangibile! war die Losung. Rom sollte die Krönung des Gebäudes werden, an welchem seit 1859 mit allen möglichen Mitteln gebaut worden war. So stürzte man sich denn in die Bauspekulation hinein, mit einer blinden Wuth, welche weder nach den vorhandenen Mitteln, noch nach dem vorhandenen Bedürfniß fragte. Die Emissions-Banken machten den tollen Tanz mit, die Sonne der officiellen Gunst leuchtete ja, und da konnte und durfte man nicht fehlen.“

„Aber bald kam der Rückschlag, von dem heute die vielen modernen Ruinen zeugen; dem Fieber folgte die Abspannung, der Ruin einer Anzahl früher glänzender Existenzen, von historischen Namen, der Ruin kleiner Handwerker, welche keine Bezahlung erhielten, die trostloseste Erwerbslosigkeit zahlreicher Arbeiter, welche die Spekulation nach Rom gezogen hatte. Für die neuen Häuserviertel fanden sich keine Einwohner; zum Theil blieben die Häuser unvollendet, theilweise vermauerte man ihre Thüren, damit sie nicht besteuert werden könnten; zum Theil zog die niedrigste Bevölkerungsklasse in Gebäude ein, welche errichtet worden waren, um Fürsten und sonstige Hochvermögende aufzunehmen. Wer sich angesichts dieses wirthschaftlichen und financiellen Elends nicht über Wasser

halten konnte, nahm bisweilen zu unregelmäßigen Operationen seine Zuflucht; den Banken gelang es, dieselben von Jahr zu Jahr zu vertuschen; doch wurde dies, Dank der fortdauernden Krisis in Italien, immer schwieriger. Endlich ist es in Folge der Untersuchung der Regierung an's Licht gekommen, oder besser in Folge der Denunciation durch die Opposition, welche der anscheinend harmlosen Regierung erst den Staar stechen mußte." [1])

Bei der Vergleichung des französischen Panama mit dem italienischen Panamino drängt sich aber noch eine besondere Frage auf: wo bleiben hier die Juden? Dort stehen drei Juden im finstersten Vordergrund, in Italien wird zwar der Exminister Crispi genannt, daß er von jenen Geld erhalten habe, wie er behauptet, als Rechtsanwalt Reinach's, aber ein einheimischer Jude wird nicht genannt. Wäre es möglich, daß ein solch großes Geschäft gemacht werden könnte ohne Juden, und sollten nur gerade in Italien die Juden die Macht nicht haben wie überall sonst, wo es im trüben Wasser zu fischen gibt? Das wäre so undenkbar, daß man eher auf den Gedanken kommen könnte, es gebe in Italien gar keine Juden. Und doch liegt die Sache ganz anders, hat auch noch eine besonders interessante Seite. Vor ein paar Jahren hat ein römischer Berichterstatter in dem Berliner conservativen Hauptorgan, unter Berufung auf katholische und liberal-radikale Quellen, folgende Angaben veröffentlicht:

„Die Juden sind in Italien gegenüber Oesterreich, Rußland und Deutschland numerisch gering vertreten. Auf etwa 30 Millionen Einwohner kommen nur 50,000 Israeliten. Aber ihr Einfluß ist ein ganz bedeutender. Schon vor einigen Jahren schrieb Dr. Giovanni di Stampa in einem ‚Die hebräische Plage' betitelten Buche: ‚Welch ein Unglück für Italien, für eine starke und freie Nation, ein Parlament zu besitzen, welches einer Synagoge gleicht'. Nach ihrer Anzahl dürften die Juden im Parlamente nur durch einen halben Glaubens-

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 27. Januar ds. Js.

genossen vertreten seyn. Im Gegentheil aber sind sie hier sehr zahlreich, und Venezien sogar fast einzig durch Juden vertreten. Aber nicht allein im Parlamente, überall in den öffentlichen Aemtern, in den Banken, Ministerien und selbst in der Diplomatie haben sie sich eingenistet. Auch das Officiercorps und die Generalität ist nicht verschont geblieben. In der Presse der Hauptstädte dominiren sie. Es sind nur wenige Zeitungen, welche nicht von Juden dirigirt oder redigirt werden. Die liberale öffentliche Meinung, schreibt die ‚Civilta', wird im Ghetto und in den Synagogen fabrizirt. Im Jahre 1885, wie statistisch nachgewiesen ist, war ein Viertel der Studirenden Juden. Vorwiegend dominiren die Juden im Nordosten Italiens, in Venezien und in den Provinzen von Mantua und Padua. In diesen Gegenden sind Handel, Industrie, Banken und der Grundbesitz in ihren Händen. Gleichfalls gehört ihnen die erste Bank in Florenz, Ancona und Livorno. Rom sei mehr, so meint die ‚Civilta', durch jüdisches Geld, durch ihre List und die Freimaurerei, an deren Spitze gleichfalls ein Jude, Lemmi, steht, als durch die Bajonette der Soldaten erobert worden."

„Der heutige Antisemitismus, so heißt es im ‚Messagero', basirt nicht auf dem falschen und thörichten Vorurtheile des Mittelalters, sondern auf dem Gedanken, den interessirten Geist und das Zusammenhalten einer reichen und absorbirenden Classe zu bekämpfen, welche, indem sie Millionen und Milliarden aufhäufen, den Handel, die Eisenbahnen und jede Art Unternehmungen monopolisiren. Sie absorbiren ohne Mühe die Arbeit des Armen und die Reichthümer der Nation. Warum rechnet man nicht nach und bringt zur Kenntniß des Publikums, wie viel an Mobilien und Immobilien heute die Juden in Italien besitzen? Dieser Nachweis würde zur Evidenz die absorbirende Stellung der Israeliten beweisen. Warum stellt man keine Statistik über die jüdischen Abgeordneten auf? Es würde daraus zu ersehen seyn, daß ihr Gewicht, im Verhältniß zur Zahl der jüdischen Bevölkerung, sowohl an Zahl als an Einfluß überwiegend ist. Es ist kein politisches Programm, heißt es weiter, welches diese Leute begeistert. Wenn man ihre Thätigkeit mit einiger Aufmerksamkeit überwacht, wird man finden, daß sie mit allen Parteien paktiren. Ihre Triebfeder

ist einzig das Verlangen, sich eine Position zu verschaffen, welche ihnen den Weg zur Erlangung von Einfluß, um gute Geschäfte zu machen, ebnet. Wenn es ein veralteter Unsinn ist, den Juden als solchen zu verfolgen, schließt der Brief des ‚Messagero‘, so ist doch der viel älter und verhängnißvoller, ihn großmüthig vertheidigen zu wollen. Schließlich denkt Niemand daran, einen religiösen Glauben zu bekämpfen. Es ist die Sekte der ‚Faiseurs‘ (affaristi), gegen die man sich verschanzen muß.“ [1])

Sie braucht aber nicht offen aufzutreten; sie kann sich schonen, denn ihre Geschäfte besorgt nach außen die Loge. Die Freimaurerei ist in Italien allmächtig und ganz in den Händen des Judenthums. Großmeister der italienischen Logen ist der Großindustrielle Lemmi, ein grimmiger Jude. Namentlich unter dem Ministerium Crispi's, des hochgradigen Freimaurers, trat der jüdische Einfluß auf die Regierung grell hervor. Damals wurde Lemmi auch in der Kammer öffentlich beschuldigt, den Staat in Sachen der Tabakregie um einige Millionen geschädigt zu haben; die Untersuchung wurde niedergeschlagen, wie auch sein Vorleben unaufgedeckt blieb. Was sich aber die Loge in Italien alles erlauben darf, beweist gerade das öffentliche Auftreten des Juden Lemmi bei Feierlichkeiten des Groß-Orients und in seinen Ausschreibungen. Dieselben werden alle unter der Censur und mit bestätigter Druckerlaubniß des Großmeisters in einer eigenen „Revue“ veröffentlicht. Man sollte meinen, wenigstens außerhalb Italiens müßte allen Wächtern des Staatswohls in den Ländern, wo Logen, wie z. B. in Deutschland, mit diesem Betreiber der „Weltrepublik“ des Atheismus und der Vernichtung jeglicher Autorität im Bruderbunde stehen, ernstlich grauen, wenn sie von dieser Revue Kenntniß nehmen. [2]) Und der Betreiber ist der Jude!

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 9. December 1890.

2) Die „Kölnische Volkszeitung“ vom 30. Januar 1891 und 15. Februar 1893 enthält ausführliche Auszüge aus der gedachten grauenhaften Sammlung.

Gegenüber der Russel'schen Behauptung, daß der „Volkswille" das neue Italien geschaffen habe, protestirten die sieben sicilianischen Provinzen in einer Eingabe an den vertriebenen König: „Die geheimen Machinationen der Sekten haben die Welt umgewälzt; die Sekte ist nicht das Volk, sie ist die Plage des Volkes, nicht ein Theil des Volkes".[1]) Davon ist Italien das lebendigste Beispiel. Bald nach dem Sturze Crispi's schrieb ein „continentaler Staatsmann" an eine englische Zeitschrift: „Der unvermeidliche Ausgang der gegenwärtigen Lage in Italien sei die Revolution, und diese könne als Ziel nur die Republik haben".[2]) Aber zeigt etwa das Beispiel Frankreichs, daß es dann besser werde würde? Wie recht hat doch Papst Leo gehabt: nicht auf die Staatsform komme es an, sondern darauf, ob das „Volk" sich von den „Sekten" zu befreien wissen werde. So ist es überall. Geschieht es nicht, so wird sich die moderne Welt endlich in ein Weltzuchthaus hineinleben, sei es socialistisch oder cäsaristisch.

LI.

Olpe-Meschede-Arnsberg.

So lange zum deutschen Reichstage gewählt wird, hat in einem Centrumswahlkreise keine Reichstagswahl so viel Staub aufgewirbelt, wie die am 20. März bethätigte Wahl im zweiten Wahlkreise des Regierungsbezirkes Arnsberg. Seit einer langen Reihe von Jahren war dieser Wahlkreis durch den jüngst verstorbenen Abgeordneten Peter Reichensperger vertreten, welcher auch schon seit 1867 Landtagsabgeordneter für Olpe-Meschede war. Abgesehen von der Septennatswahl im Jahre 1887 vollzogen sich die Wahlen dort stets glatt und ohne viel Geräusch; einen Gegencandidaten gab's kaum, Reichenspergers

1) Augsburger „Allg. Zeitung" vom 10. Februar 1863.
2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 1. April 1891.

Wiederwahl wurde so zu sagen als selbstverständlich behandelt. Der fast ausschließlich katholische Wahlkreis gehörte zum eisernen Bestande des Centrums und wurde während der Wahlagitation kaum genannt, das Ergebniß von vornherein als feststehend gebucht.

Diesmal war's anders Das Wahlcomité, soweit ein solches noch bestand, wollte more solito vorgehen. Es traten einige Dutzend Herren zusammen und stellten sowohl für den Reichstag als für den Landtag den Oberrentmeister a. D. Boese in Münster als Candidaten auf. Die Landtagscandidatur fand Anfangs nur in Olpe aus lokalpatriotischen Gründen Widerstand; die dort aufgestellte Gegencandidatur wurde aber rechtzeitig zurückgezogen. Hr. Boese ist denn auch mit großer Mehrheit in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt worden.

Abweichend verhielt sich die Wählerschaft zum Reichstage. Aus Handwerker- und Arbeiterkreisen machte sich zuerst in dem Städtchen Attendorn eine Opposition gegen die Candidatur Boese geltend, welche bald mächtig anwuchs und zur Aufstellung der Candidatur des Redakteurs Fusangel in Bochum führte. Hr. Fusangel leitet seit einer Reihe von Jahren die Westfälische Volkszeitung, ein Organ der schärferen Tonart, welches namentlich im Kampfe mit den in der Mark übermächtigen nationalliberalen Großindustriellen sich oft sehr weit vorgewagt hat, so daß sein Redakteur auf eine lange Reihe von Verurtheilungen wegen Preßvergehen zurückblickt. Manche dieser Verurtheilungen wären sicher bei etwas mehr Besonnenheit und Kaltblütigkeit zu vermeiden gewesen, aber anderseits muß anerkannt werden, daß auch die Nationalliberalen jenes Industriebezirkes ihre Gegner nicht mit Glacéhandschuhen anzufassen pflegen und daß häufig auf den groben Kloß der grobe Keil gesetzt werden mußte. Hr. Fusangel erfreute sich namentlich bei den kleinen Leuten einer nicht geringen Volksthümlichkeit, welche auch durch den bekannten Ausgang seines langwierigen und erbitterten Conflikts mit dem Geheimen Commerzienrath Baare, dem Generaldirektor des Bochumer Vereins, nicht erschüttert worden ist.

Wer die Candidatur Fusangels zuerst aufgestellt hat, ist nicht bekannt geworden Bald, nachdem sie aufgestellt war, wurde ein Brief Fusangels an die Oeffentlichkeit gebracht, in welchem er sich als „linksstehenden Centrumsmann" bezeichnete und von der demokratischen Richtung des sauerländischen Klerus sprach. Die erstgedachte Wendung gab, wie an dieser Stelle schon erwähnt wurde, den Vorständen der Centrumsfraktionen des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses zu einer feierlichen Verwahrung Anlaß, welche betonte, daß es einen linken und einen rechten Flügel in der Fraktion

nicht gebe und daß, wer eine solche Unterscheidung mache, zu
Centrum nicht gehören könne.

Sachlich ist die Erklärung der Centrums-Vorstände zweifell
unanfechtbar. Die Opportunität derselben anlangend, darf m
die ziemlich allgemeine Meinung dahin bezeichnen: wenig
wäre mehr gewesen. Die Fraktion ging aber noch ein
Schritt weiter: sie sandte eine Anzahl Mitglieder, darunt
hervorragende Wortführer, in den Wahlkreis, um für die Can
didatur Boese einzutreten und die Candidatur Fusangel z
bekämpfen. Namens der Vorsitzenden der Centrumsfraktion
wurde in öffentlichen Versammlungen ausgesprochen, daß Hr. F
unter keinen Umständen in das Centrum würde aufgenomme
werden und die Losung ausgegeben: hie Fusangel, hie Centrum

Diese Art der Einmischung in die Wahlangelegenheit w
sicher ein Fehler. Man durfte nicht in solchem Maße d
Autorität der Fraktion einsetzen. Wurde der beabsichtigte Zw
erreicht, so erschien die Candidatur Boese als officielle Can
didatur der Fraktion, während es doch die eigenste Sache d
Wahlkreise ist, ihre Abgeordneten sich auszuwählen; mißlan
die Intervention, so war eben in einem Stammsitze des Ce
trums der Einfluß der Parteileitung nicht ausreichend, u
einen ihr mißliebigen Candidaten zu beseitigen. Die letzte
Eventualität ist eingetreten: Fusangel wurde mit erdrückende
Mehrheit zum Reichstagsabgeordneten gewählt.

Es muß anerkannt werden, daß F. nicht gerade person
grata für die Centrumsfraktion sein konnte. Namentlich währen
seiner Preßthätigkeit in Bayern hat er zuweilen an der Haltun
des Centrums eine nichts weniger als wohlwollende, in d
Form verletzende Kritik geübt. Aber seine Anhänger konnte
sich darauf berufen, daß er vor einigen Jahren als Reichstag
Candidat für Bochum von der Centrumspartei aufgestellt worde
war, und daß Windthorst seine Candidatur zu Gunsten derjenige
von F. zurückgezogen hatte. Wie wir Windthorst kannte
glauben wir nicht, daß ihm die Wahl F's besonders erwünsch
gewesen wäre Aber Windthorst verstand sich auf Volkspsycho
logie und hat sich wahrscheinlich gesagt, daß F. am meiste
Aussichten hatte, weil er für die berechtigten Wünsche de
Bergarbeiterbevölkerung nachdrücklich eingetreten war. Ein
Verlegenheit wäre F. für die Fraktion schwerlich geworden
Schon für mehr als einen Durchgänger war das Parlamen
eine gute Schule; man überzeugt sich dort sehr bald, daß e
nicht angeht, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, un
schlimmsten Falles übt der eine oder andere „Reinfall" ein
heilsame Wirkung aus. Das gilt natürlich nicht von Leuten
welche wie Ahlwardt auf eigene Faust Politik treiben, aber de

erziehliche Einfluß einer parlamentarischen Gruppe von so stolzen Ueberlieferungen wie das Centrum macht sich sehr bald in wirksamer Weise geltend. Unter diesem Gesichtspunkte hätten wir den Eintritt F.'s in die Centrumsfraktion kaum bedauern können; er hätte sich wahrscheinlich die Hörner noch früher abgelaufen als andere ähnlich veranlagte, mit einem Stich in's Extreme behaftete Persönlichkeiten.

Wenn nach einer Erklärung für den Verlauf und Ausgang der Wahl in Olpe-Meschede-Arnsberg gesucht wird, so stößt man sofort auf die socialen Unterströmungen, von denen ich neulich an dieser Stelle schrieb, daß sie eine Schwierigkeit für die alten und ältern politischen Parteien seien und mehr und mehr werden würden. Die Bevölkerung des genannten sauerländischen Wahlkreises setzt sich ganz vorwiegend aus Kleinbürgern und Kleinbauern zusammen; die Industrie hat keine ausschlaggebende Bedeutung. Offenbar war die Candidatur eines Oberrentmeisters a. D. und Rittergutsbesitzers von vorneherein der breiten Masse der Wählerschaft nicht sonderlich sympathisch. Hr Boese führte früher die Verwaltung des Grafen von Westfalen; es kann nicht ausbleiben, daß er bei pflichtmäßiger Ausübung dieses Amtes die Interessen mancher kleinen Leute zu stoßen genöthigt war. Im Allgemeinen hat auch der Großgrundbesitz das Bestreben, sich auszudehnen; daß da socialpolitisch unliebsame Folgen nicht ausbleiben können, liegt auf der Hand. Das allgemeine Wahlrecht gibt Gelegenheit, einem gewissen aufgesammelten Mißbehagen Luft zu machen. Man wollte jedenfalls in Olpe-Meschede-Arnsberg eine populärere Candidatur, einen Mann, der den untern Volksschichten näher stand und von dem man mehr Verständniß und Interesse für deren Wünsche voraussetzen zu dürfen glaubte. Das ist an sich ebensowenig befremdlich als bedenklich. Wer mit dem allgemeinen Wahlrecht zu operiren hat, muß auf diese Erscheinung immer gefaßt sein. Daß man in Olpe-Meschede-Arnsberg nicht darauf gefaßt war und auch der socialen Unterströmung, nachdem sie bereits sehr deutlich wahrnehmbar war, nicht die nothwendige Beachtung schenkte, war der Fehler. Es hätte nicht schwer sein können, dieselbe in dem richtigen Bette zu erhalten oder in dasselbe zurückzuleiten, während jetzt — und das ist das bedauerlichste an dem Wahlvorgange — schlimme demagogische Einflüsse sich haben geltend machen können, bei denen zweifellos nicht zur Centrumspartei gehörige Elemente die Hand im Spiel gehabt haben

Bei etwas mehr Umsicht und Verständniß für Volksbewegungen wäre dieser Verlauf zu vermeiden gewesen. Es hat ja an lehrreichen Vorgängen in dieser Beziehung nicht ge-

fehlt. Viel Verwandtes hatte beispielsweise im Jahre 18
die Wahlbewegung in dem wichtigen Industriebezirke Ess
Die katholische Arbeiterbevölkerung, welche dort ebenso durch
auf dem Boden des Centrums stand, wie im Großen u
Ganzen die Wählerschaft des Wahlkreises Olpe-Meschede-Arn
berg auf diesem Boden steht, widersetzte sich der Wiederw
des früheren Abgeordneten Reichsgerichtsrath von Forcade
Biaix und stellte die Candidatur des frühern Metallarbeite
und jetzigen Redakteurs Stötzel auf, dessen socialpolitische Richtu
ihr sympathischer war. Die Centrumsleitung hat sich dam
in die Wahlbewegung kaum eingemischt. Stötzel wurde gewä
und anstandslos in's Centrum aufgenommen, dem er als
allgemein beliebtes und mit Recht geschätztes Mitglied n
heute angehört. Wir haben damals die Candidatur Stö
gegenüber den Führern der Centrumspartei im Wahlkreise se
entschieden vertreten und dürfen sagen, daß diese Führer h
die überzeugtesten und eifrigsten Anhänger der Candida
Stötzel sind. Man könnte nur wünschen, daß ähnliche Can
daturen für mehr als einen Industriebezirk mit vorwieg
katholischer Bevölkerung gefunden würden; dieselben wür
über manche Schwierigkeit glatt hinweghelfen.

Die Wahl in Olpe-Meschede-Arnsberg braucht unseres G
achtens nicht allzu tragisch genommen zu werden. Das Gesch
über den beginnenden Zerfall des Centrums, über das Wack
des unerschütterlichen Centrumsthurmes, welches anläßlich die
Wahl aus den verschiedenen Parteilagern ertönt, hat keine B
rechtigung; am lautesten rufen die Organe derjenigen Partei
welche am meisten von den socialen Unterströmungen zu
fürchten haben und sich damit über die eigene Lage hinwe
täuschen möchten. Wir bleiben dabei, daß von allen gegenwärtig
politischen Parteien das Centrum am meisten Aussicht h
jenen Strömungen zu widerstehen. Freilich muß man d
Strömungen erkennen, sich denselben nur insoweit entgege
stemmen, als die Grundsätze der Partei dieß erfordern, u
nicht die Partei für bedroht erachten, wo man dieselbe nic
bedrohen will und thatsächlich nicht bedroht. Der Wahlkre
Olpe-Meschede-Arnsberg ist dem Centrum am 20. März nic
verloren gegangen, aber man kann aus der ruhigen und vo
urtheilslosen Beobachtung der Vorgänge in diesem Wahlkrei
lernen, wie sich wirkliche Einbußen der Partei für die Zukun
vermeiden lassen.

Vom Rhein, im März.

LII.

Die katholische Universität zu Freiburg i. d. Schweiz.

Als im Herbste 1889 die Nachricht von der Begründung einer katholischen Universität zu Freiburg i. d. Schweiz durch die Zeitungen ging, war man allgemein darüber erstaunt. Vielen kam die Nachricht gänzlich unerwartet, da sie noch nie etwas von der Absicht gehört hatten, in der Schweiz eine katholische Universität zu gründen. Dennoch ist diese Absicht eine sehr alte. Sie hat sehr oft den Gegenstand der Berathungen der katholischen Kantone auf ihren gemeinsamen Tagungen gebildet, zuerst im Jahre 1539.[1]) Das Bedürfniß einer katholischen Hochschule stellte sich bei dem katholischen Schweizervolk, durch die unselige Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts ein. Es fehlte den Katholiken der Schweiz an Priestern und Laien, die durch ihre höhere Bildung geeignet gewesen wären, in den geistigen Kämpfen als ihre Führer aufzutreten. Trotz des so dringenden Bedürfnisses und trotz der eifrigen Erörterung der Frage kam man aber zu keinem Ergebniß. Schuld daran war theils die Schwierigkeit, die nöthigen Mittel aufzu-

---

1) Vgl. Projets anciens de hautes études catholiques en Suisse. Préliminaires de l'Université de Fribourg. Documents recueillis par J. Schneuwly, archiviste d'État, publiés avec préface par J. J. Berthier. Fribourg, impr. de l'oeuvre de St. Paul. 1891.

bringen, theils die Eifersucht der einzelnen Kantone.
konnte sich nie über den Ort, an den die Universität
kommen sollte, einigen. Bald wurde an Rapperswil,
an Rorschach, auch an Bremgarten und Locarno geda
Am lebhaftesten aber traten von Anfang an die Freibur
für die Begründung der Hochschule in ihrer Stadt
Hätten sich die übrigen katholischen Kantone diesem Geda
angeschlossen, dann wäre wahrscheinlich schon im 16. Ja
hunderte zu Freiburg eine katholische Universität begrün
worden. So aber sahen sich die Freiburger auf ihre eige
Mittel angewiesen, wenn sie ihren Plan zur Ausführ
bringen wollten. An Muth dazu fehlte es ihnen nicht.
Jahre 1763 beschloß der Große Rath des Kantons Frei
den Anfang mit der Begründung einer Universität zu ma
durch die Ernennung zweier Professoren für Jurispru
Ueber diese Anfänge kam man aber nicht viel hinaus. Imme
verdankte man ihnen die Begründung einer Rechtssch
welche jetzt in der juristischen Fakultät der Universität a
gegangen ist, und die durch den guten Ruf, dessen sie
zuletzt erfreute, zu dem schnellen Aufblühen gerade die
Fakultät wesentlich beigetragen hat. Verfolgten aber a
die Freiburger für sich ohne Unterlaß die Idee von
Gründung einer Universität in ihren Mauern, so wäre
doch unrichtig, wenn man annehmen wollte, in der übri
katholischen Schweiz wäre das Interesse dafür gänzlich
loschen. Mit der wachsenden katholischen Bewegung die
Jahrhunderts wurde auch die Universitätsidee allenthal
wieder lebhafter erörtert. Besonderes Verdienst erwarb
in den letzten Jahrzehnten dabei der Schweizer Pius-Vere
in dessen Kreisen die junge Universität jetzt hauptsächl
ihre Gönner hat. Auch die gleichen Bestrebungen ander
Länder — mochten sie mit so glücklichem Erfolg gekrö
werden wie in Löwen, oder mochten sie auch noch unerfüll
Wünsche bleiben wie in Deutschland und Oesterreich — hab
gewiß viel dazu beigetragen, jene Bestrebungen in der kath

lischen Schweiz in Fluß zu erhalten. Endlich entschloß sich der Große Rath in Freiburg ein zweites Mal, die Errichtung einer Universität in die Hand zu nehmen, und diesmal mit Erfolg.

Durch glückliche Finanzoperationen — Conversion einer Staatsschuld — hatte die Regierung des Kantons Freiburg 2½ Millionen Franken gewonnen. Am 24. Dezbr. 1886 beschloß der Große Rath, die aus direkter Wahl hervorgehende Landesvertretung, jene Summe für die Zukunfts-Universität zurückzulegen. Am 4. Oktober 1889 schon folgte der weitere bedeutungsvolle Beschluß, die Zinsen jenes Kapitals sogleich für die Eröffnung der Universität zu verwenden. Man hatte unterdessen sich nach geeigneten Lehrkräften umgesehen, und so konnte bereits in demselben Monat die Universität mit zwei Fakultäten eröffnet werden. Mit überraschender Schnelligkeit und Kühnheit hatte man das große Werk in Angriff genommen. In der That muß man es ein kühnes Werk nennen, wenn man bedenkt, wie klein der Kanton ist, der es unternahm. Er zählt nur 119,155 Einwohner. Die einzige größere Stadt ist die Hauptstadt Freiburg mit 12,195 Einwohnern. Aber das kleine Völkchen, rings umgeben von Protestanten, wird durch ein lebhaftes katholisches Bewußtsein zusammengehalten. Von den 119,155 Kantonseinwohnern sind 100,067 Katholiken. Die 18,925 Protestanten gehören meist dem Bezirk des Städtchens Murten an. Es war auch in erster Linie der Vorsatz, für katholische Zwecke etwas zu thun, der den Großen Rath zu dem Beschluß bestimmte, die Universität zu begründen Es tritt das um so mehr hervor, wenn man erwägt, daß die Bevölkerung des Kantons zum größten Theil eine ackerbautreibende ist, also einen direkten Vortheil von der Universität nicht zu erwarten hatte; daß die Stadt Freiburg aber, welche zunächst bei der Gründung der Universität interessirt war, dieser anfangs keineswegs günstig gegenüberstand. Gerade der ideale Beweggrund, auf welchem die Universität auf-

gebaut ist, dünkt uns als ein vortrefflicher Grundstein
kühnen Baues.

Man hat wohl in Deutschland, wo man oft mit
fremden die vielen Wechsel im politischen Leben der Schw
verfolgt, dem Zweifel darüber Ausdruck verliehen, ob
katholische Charakter der Universität stets aufrecht erhal
werden könne, und ob die maßgebende Stimmung im Kan
Freiburg immer dieselbe bleiben werde. Wer die Verhältn
näher kennt, wird diese Zweifel kaum theilen. Richtig
daß andere katholische Kantone der Schweiz in dieser B
ziehung weniger sicher gestellt sind als Freiburg. Hier a
ist bisher nur einmal auf gewaltsame Weise zur Zeit
Sonderbundes der kirchenfeindliche Radikalismus zur He
schaft gelangt, und zwar nur auf 8 Jahre. Die conservat
Partei, welche über eine erdrückende Mehrheit verfügt
hauptsächlich in der stetigen ackerbautreibenden Bevölker
des Kantons ihre Stütze findet, kann wohl in untergeo
neten Fragen hier und da in Meinungsverschiedenhei
auseinandergehen; überall, wo es sich um die Bekundu
katholischer Grundsätze handelt, wird sie stets geschlossen
sammenhalten. Zudem zwingt die Logik der Thatsac
zur Aufrechterhaltung des katholischen Charakters der U
versität. Die Schweiz besitzt bereits sechs kantonale Ho
schulen: die Universitäten Basel, Zürich (wo auch das e
genössische Polytechnikum), Bern, Genf, Lausanne und
Akademie von Neuenburg — eine für das kleine Land auß
ordentlich große Zahl. Wozu eine siebente Hochschu
konnte man mit Recht fragen, wenn es sich nur daru
handelte, eine Universität zu gründen in demselben Geis
wie die andern Hochschulen ihn kundthun. Die „Historisc
politischen Blätter" haben im Jahrgang 1892 zwei tref
liche Artikel gebracht „über den Geist unserer Hochschulen
Was dort vornehmlich für deutschländische Hochschulen gil
trifft auch für die schweizerischen vielleicht in noch höhere
Maße zu. Die verschiedensten Geistesrichtungen der Schwei

kommen auf den übrigen sechs Universitäten zur Geltung; sogar den Altkatholiken ist eine zur Zeit von — 5 Studenten besuchte theologische Fakultät in Bern errichtet worden. Nur die römisch-katholischen Schweizer, welche doch ein Drittel der Bevölkerung bilden, waren unberücksichtigt. Muß dann nicht jeder Unparteiische anerkennen, daß die Katholiken mit Recht das Bedürfniß fühlten und danach strebten, für ihre Söhne eine katholische Hochschule zu haben? Einsichtige nicht-katholische Politiker der Schweiz haben auch vernünftiger Weise nur einen Vortheil darin erblicken können, wenn die katholischen Studirenden ihres Landes, insbesondere die Theologen, nicht mehr in die verschiedensten Nachbarländer sich zerstreuen mußten, um dort ihre Studien zu machen, sondern in der Lage waren, dies in der Heimath thun zu können. Ist aber anerkannt, daß wohl ein Bedürfniß vorhanden war für eine katholische Universität, keineswegs aber für eine Universität, die gleichen Geistes wäre wie die andern Hochschulen, so folgt daraus mit zwingender Nothwendigkeit der Schluß, daß die Universität Freiburg ihren Daseinsgrund nur in ihrem katholischen Charakter hat. Entweder sie wird katholisch sein oder sie wird nicht sein.

Eine katholische Universität aber konnte nicht errichtet werden, ohne die Zustimmung und Gutheißung der obersten kirchlichen Autorität. Das erkannte wohl der Mann, welchem vor allem die Begründung der Universität zu danken ist, Staats- und Nationalrath Georg Python, der Direktor des öffentlichen Unterrichtes im Kanton. Noch ehe die Eröffnung der Universität im Großen Rathe beschlossen war, wandte sich dieser ebenso fest katholische als energische und kluge Staatsmann an den heiligen Vater, um dessen Meinung einzuholen. Wie diese lauten würde, war nicht schwer vorauszusehen. Leo XIII. hat seit Beginn seines Pontifikates der Pflege der Wissenschaften in der katholischen Welt seine ganz besondere Fürsorge zugewandt. So fand

auch der Plan, in der Schweiz eine katholische Universit
zu gründen, seine lebhafteste Freude. Er brachte diesel
zuerst zum Ausdruck in dem Breve vom 1. August 18
„Nichts" — so führte er darin aus, „ist ein zeitgemäße
und größeren Nutzen verheißender Gegenstand der Fürsor
der Katholiken, denn es handelt sich dabei um eine An
gelegenheit, welche mit dem Interesse der Kirche und d
Religion wie mit der Unversehrtheit des katholischen Glaub
aufs engste verbunden ist. In der That ist die Verbreitun
der mannigfach verkehrten Meinungen so groß, daß w
den Unterricht der katholischen Jünglinge den größten G
fahren ausgesetzt sehen. Wenn ihnen nicht gleichsam e
sichere Zufluchtsstätte eröffnet wird, so muß man in hoh
Grade befürchten, daß sie von der Wahrheit abgelenkt wer
und dadurch dem katholischen Glauben, der das höchste G
ist, traurigen Eintrag thun." Auch sah der heilige Va
sogleich voraus, welche Bedeutung die in Aussicht genomme
Universität für die Nachbarländer haben werde. „Da
sich" — heißt es am Schlusse des Breves — „um ei
Angelegenheit handelt, welche allgemeinen Nutzen versprich
so hegen wir das zuversichtliche Vertrauen, daß die gro
herzige Freigebigkeit katholischer Männer nicht nur aus d
Schweiz, sondern auch aus andern Ländern euch zur Se
stehen wird".

Jene Voraussicht des hohen Gönners auf das Intere
des Auslandes für die Universität war wohl begründ
Sie wurde noch bestärkt durch verschiedene Nebenumstän
In Folge ihrer centralen Lage, der Naturschönheiten ihr
Berge zieht die Schweiz mehr als jedes andere Land Europ
die Fremden an, so daß man ja geradezu von einer Fremde
industrie in der Schweiz spricht. Freiburg hat dabei no
einen besonderen Vorzug, den sonst keine andere schweizerisc
Stadt hat. Sie ist an der Sprachgrenze gelegen als d
Hauptstadt eines Kantons, in welchem jene beiden Sprach
gesprochen werden, die unter die ersten Culturſprachen d

Gegenwart gerechnet werden müssen. Von den 119,155 Einwohnern sprechen 81,335 französisch, 37,434 deutsch. In der Stadt wird zwar überwiegend in den höheren Gesellschaftsklassen französisch gesprochen, doch verstehen fast alle Einwohner derselben so viel deutsch, daß sie sich mit einem Deutschen verständigen können. Nach der Statistik sprechen von den 12195 Einwohnern 7556 französisch, 4523 deutsch. Das Gymnasium zerfällt in eine französische und deutsche Abtheilung. Die Geschichte eben jenes Gymnasiums zeigt, welche Anziehung die Stadt durch ihre günstige Lage auszuüben im Stande ist. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, als noch die Jesuiten das Gymnasium leiteten, erfreute sich die Anstalt eines außerordentlich zahlreichen Besuches vom Auslande her, insbesondere von Seiten Frankreichs.[1])

Die hoffnungsfreudige Ermunterung, welche der heilige Vater der jungen Universität zu Theil werden ließ, beschränkt sich übrigens nicht auf das Breve vom 1. August 1889. Dasselbe eröffnet nur eine Reihe von weiteren Schreiben Sr. Heiligkeit. Erst im vergangenen Jahre, am 3. Aug. 1892, wandte sich Leo XIII. noch einmal an die schweizerischen Bischöfe, um ihrem Schutze und ihrer Fürsorge die junge Hochschule auf das angelegentlichste zu empfehlen. Besonderes Interesse brachte der heilige Vater der theologischen Fakultät entgegen, die ja auch an einer katholischen Universität eine besondere Bedeutung hat.

Ein Freund des Staatsrathes Python, Nationalrath Dr. Decurtins aus Graubünden, der sich für die neue Schöpfung schon verdient gemacht hatte bei der Berufung der ersten Professoren, übernahm es, in Rom die Verhandlungen über die Errichtung einer theologischen Fakultät zu

---

1) Vgl. Livre d'or des élèves du pensionnat de Fribourg en Suisse (1827—1847). Nouvelle édition. Montpellier, impr. Grollier. 1889.

führen. Es lag nahe, dieselbe einem Orden zu übergeben
dem es zumal bei einer mehrsprachigen Universität
leichter wird die nöthigen Lehrkräfte aufzufinden. Die Tra-
ditionen von Freiburg, das auch das Grab des seligen
Canisius in seinen Mauern hat, wiesen wohl auf die Gesell-
schaft Jesu hin. Da deren Mitglieder aber von der Schwei
wie von Deutschland durch ein gleich ungerechtes Gese
ausgeschlossen sind, so mußte man von ihnen Abstand nehm
Man wandte sich an den Orden des heiligen Dominik
welcher in letzter Zeit durch die hohen Ehren, die der heili
Vater dem heiligen Thomas von Aquin zu Theil werde
ließ, von neuem große Bedeutung erlangt hat. Am 24. D
zember 1890 schloß Nationalrath Decurtins mit dem
zwischen verstorbenen General der Dominikaner P. Lar
einen Vertrag ab, welchen die Regierung des Kantons
31. d. Mts. bestätigte. Gemäß diesem Vertrage wurde
theologische Fakultät den Dominikanern übergeben mit au
drücklicher Gutheißung Sr. Heiligkeit.

Nachdem ein Jahr lang die juristische und philosophische
Fakultät allein bestanden hatten, wurde daraufhin die theo-
logische Fakultät eröffnet im Winter Semester 1890/91. Da
die philosophische Fakultät nur die philosophisch-philologisch-
historischen Fächer umfaßt, so fehlt noch zur Vervollstän-
digung der Universität die mathematisch-naturwissenschaftliche
Abtheilung der philosophischen Fakultät und dann die medi-
zinische Fakultät. Der Lehrkörper der Universität besteht
zur Zeit (Schluß des Wintersemesters 1892/93) aus 39
Professoren. Dieselben vertheilen sich folgendermaßen auf
die einzelnen Fakultäten: die theologische Fakultät 10 Pro-
fessoren, 8 Dominikaner, 2 Weltgeistliche; die juristische 13
und die philosophische 16. Die für den Anfang einer Uni-
versität beträchtliche Anzahl der Professuren erklärt sich aus
der Mehrsprachigkeit der Hochschule. Der Vortheil, den
die Universität in dieser Mehrsprachigkeit besitzt, vermehrt
eben gewissermaßen auch die Schwierigkeiten für dieselbe.

Da die bedeutenderen Fächer in Deutsch und Französisch gelesen werden sollten, so muß darauf Bedacht genommen werden, die wichtigeren Professuren doppelt zu besetzen. Bei der theologischen Fakultät fällt diese Schwierigkeit großentheils allerdings deshalb weg, weil die Hauptfächer in lateinischer Sprache vorgetragen werden, nur Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Patristik, kirchliche Archäologie, Liturgik, Pastoral werden in deutscher oder französischer Sprache gelesen. In der juristischen Fakultät ist die doppelte Besetzung nach den beiden Sprachen so ziemlich durchgeführt, 8 Professoren tragen französisch vor, 5 deutsch. In der philosophischen Fakultät überwiegt die deutsche Vortragssprache, denn 11 Professoren dociren deutsch, 4 französisch, 1 (für slavische Sprachen) deutsch und französisch. Diese Verschiedenheit zwischen der juristischen und philosophischen Fakultät erklärt sich aus dem verschiedenartigen Besuch der beiden Fakultäten. In der juristischen Fakultät ist die Zahl der auf die französischen Vorlesungen angewiesenen Studirenden größer als die der deutsch sprechenden; die Studirenden der philosophischen Fakultät sind bis jetzt fast ausschließlich deutschsprechende. Der von Anfang an angestrebte internationale Charakter kommt in dem Professoren-Collegium deutlich zum Ausdruck. Von den 39 Professoren sind der Nationalität nach 14 Schweizer (10 aus der französischen, 3 aus der deutschen und 1 aus der italienischen Schweiz), 12 Reichsdeutsche, 6 Franzosen, 4 Oesterreicher (darunter 1 Pole), je 1 Spanier, Luxemburger, Belgier. Die innere Organisation der Universität entspricht im wesentlichen derjenigen unserer deutschen Universitäten. An der Spitze der Universität sehen wir einen von sämmtlichen ordentlichen Professoren auf 1 Jahr gewählten Rektor, den die Unterrichtsdirektion des Kantons zu bestätigen hat. Dem Rektor zur Seite steht ein Senat, bestehend aus Rektor und Prorektor, den Dekanen und Prodekanen und noch je einem Vertreter der Fakultäten. Die Ernennung der ordentlichen und

außerordentlichen Professoren erfolgt durch den Staatsrath
Kantons Freiburg auf Vorschlag der betreffenden Fakul
Nur die theologische Fakultät befindet sich in einer A
nahmestellung, da sie der Studien-Congregation in R
untersteht. Die theologische Fakultät hat vom heiligen St
das Recht erhalten, die Grade eines Baccalaureus, Li
tiaten und Doktors sowohl in scholastischer Philosophie
in Theologie zu ertheilen. Die juristische Fakultät erne
sowohl Licentiaten als Doktoren der Jurisprudenz.
philosophische Fakultät hält für die Lehramtscandid
Examina ab und ertheilt ganz nach deutschem Muster
philosophischen Doktorgrad. Dieser letztere Grad ist bis
schon zweimal verliehen worden. Der erste, welcher
Doktorgrad erhielt, war ein elsässischer Geistlicher, d
Dissertation „Die Designation der Nachfolger durch
Päpste" behandelte. Seit dem ersten Semester der Uni
sität führten die Professoren eine treffliche Sitte ein, we
ihnen in der Gelehrtenwelt vielfache Anerkennung einbrac
Mit dem Vorlesungsverzeichniß eines jeden Semesters w
zugleich eine wissenschaftliche Abhandlung eines Professo
veröffentlicht. Bisher erschienen sieben solcher Programm
arbeiten:

1. Bédier, Le lai de l'ombre, altfranzösische Di
   ung des 13. Jahrhunderts; kritische Ausgabe
   Einleitung und Anmerkungen. 1890.
2. Streitberg, Die germanischen Comparative
   — ôz, eine sprachgeschichtliche Untersuchung. 18
3. Effmann, Heiligkreuz und Pfalzel; Beiträge
   Baugeschichte Triers (mit 106 Abbildungen). 18
4. Weyman, Apulejus' Amor und Psyche, ne
   kritische Ausgabe mit Commentar. 1891.
5. Kallenbach, Les humanistes polonais (m
   einer Anzahl unedirter Briefe). 1891.

6. Berthier, La porte de Sainte Sabine à Rome; Étude archéologique (mit 20 Abbildungen). 1892.

7. Rensing, Die Widerrechtlichkeit als Schadenersatzgrund. 1892.

Die Frequenz der Universität hat sich in erfreulicher Weise gesteigert. In dem ersten Semester (Winter 89/90), das ja schon begann, ehe noch die Nachricht von der Eröffnung der Universität genügend verbreitet war, und welches deshalb mehr als Vorbereitungssemester anzusehen ist, zählte die Universität die sehr kleine Zahl von 29 Studirenden. Das 2. Semester (Sommer 1890) wies schon 41 auf. Im 3. Semester (Winter 1890/91), in welchem die theologische Fakultät eröffnet wurde, stieg diese Zahl sogleich auf 143 (darunter 5 Hörer). Seitdem ist die Steigerung wieder eine langsamere; im 4. Semester 157 (darunter 14 Hörer), im 5.: 173, im 6.: 172, im 7., dem eben beendigten Wintersemester 1892/93: 188. Diese letzte Zahl von 188 Studirenden vertheilt sich in folgender Weise auf die einzelnen Fakultäten: 83 Theologen, 72 Juristen, 33 Philosophen. Die Zahlen sind ja gegenüber jenen Ziffern, an die wir in der Universitätsstatistik des deutschen Reiches gewöhnt sind, noch recht bescheidene. Vergleicht man sie aber mit der Frequenz der schweizerischen Hochschulen, so kann Freiburg den Vergleich sehr gut bestehen. Auffallen könnte das Zurückbleiben der Frequenzziffer der philosophischen Fakultät, trotzdem deren Besetzung für deutsche Verhältnisse eine reiche genannt werden muß. Es hat das seinen Grund wohl darin, daß für den Unterricht in den humanistischen Fächern in den katholischen Gymnasien der Schweiz mancherorts keine Fachbildung nicht ausdrücklich verlangt wird. Betrachtet man die Zusammensetzung der Studirenden der Nationalität nach, so ergibt sich ein ähnliches internationales Bild wie bei der Zusammensetzung des Professorencollegiums. Wir nehmen die letzte Statistik vom Winter-Semester 1892/93

zur Hand. Abzurechnen sind zunächst 15 Hörer,
Nationalität nicht angegeben ist. Es bleiben 173 im
culirte Studirende. Von diesen sind 105 Schweiz
Reichsdeutsche, 16 Bulgaren, 4 Oesterreicher (Pole
Russen (Polen), 3 Amerikaner, je 2 Luxemburger und
zosen, je 1 Engländer, Italiener und Liechtensteiner.
schweizerischen Studirenden sind in der Statistik noch na
Kantonen vertheilt. Am stärksten vertreten sind Fr
(25) und St. Gallen, dessen Bischof der Universit
größte Interesse entgegenbringt (22). Aufgefallen i
Recht, daß einzelne katholische Kantone, wie besonde
leider allzu partikularistische Wallis gar keinen Studi
geschickt haben. Ebenso hat man sich vielfach darüb
wundert, daß der Besuch der Universität von Seiten
reichs von Anfang an fast gleich Null war. Da Fr
in der Mehrheit französisch spricht und die Beziehung
Kantons zu dem westlichen Nachbar der Schweiz z
lebhafte sind, so befremdet das allerdings. Doch m
Verhältnissen Vertraute haben sich nie Illusionen d
hingegeben. Der französische Student liebt es nicht,
der deutsche auf Universitäten herumzuwandern. Ihm
vor allem daran, in die Staatscarriere sicher hineinzuko
Wer es aber wagt, auf eine katholische Hochschule zu
braucht nicht außer Landes zu gehen, er hat sich nur
der Instituts catholiques in Paris, Lyon, Lille, A
oder Toulouse zuzuwenden. Zu erklären wäre noch
vornehmlich in dem letzten Semester starke Zuzug der
garen. Freiburg nimmt hier nur theil an der Anzieh
kraft, welche alle schweizerischen Universitäten au
studirende Jugend jenes so kräftig emporstrebenden V
ausüben. Auch vernahm ich, daß einzelne Bulgaren in
der ehrenvollen Zeugnisse, welche sie nach den jurist
Examina nach Haus brachten, theils sogleich gute St
stellungen erhielten, theils solche in sicherer Aussicht h
was natürlich auf andere bald einen Reiz ausübte.

Die Leser dieser Blätter werden ein hervorragendes Interesse dem Besuch der Universität von Seiten Deutschlands entgegenbringen. Die deutschen Studirenden sind die ersten gewesen, die aus dem Auslande erschienen; sie sind immer von allen Nicht-Schweizern die zahlreichsten gewesen; ihre Zahl ist auch bisher eine ziemlich stetige gewesen. Wir besitzen die Universitätsstatistik seit dem 3 Semester der Universität. In diesem 3. Semester betrug die Zahl der immatriculirten deutschen Studirenden 26, im 4. : 33, im 5. : 37, im 6. : 42, im 7. (Winter 92/93) : 35. Die deutschen Studirenden sind auch die einzigen Ausländer, welche sich zu einer Corporation zusammenschlossen. Nachdem bald im 1. Semester der Universität der katholische Schweizer Studentenverein eine Sektion in Freiburg gegründet hatte, die Romania, trat dieser ersten akademischen Corporation im Winter 90/91 eine Teutonia zur Seite, welche einen Zweig des großen Cartellverbandes der katholischen deutschen Studentenverbindungen bildet, an deren Spitze die Münchener Aenania steht. Dieser Anklang, welchen die Universität in Deutschland fand, ist in Freiburg wiederholt öffentlich hoch gewürdigt worden, die deutschen Studirenden sind stets mit besonderer Freude willkommen geheißen worden. Das Interesse Deutschlands an der Universität hat sich ja aber auch noch außerdem in mannigfaltigster Weise zu erkennen gegeben. Die drei letzten Katholikenversammlungen zu Koblenz, Danzig, Mainz haben in eigenen Resolutionen den Besuch der Freiburger Universität empfohlen, und wer der letzten Generalversammlung beigewohnt, wird sich noch erinnern, mit welchem Beifall der Vertreter der Regierung Freiburgs, Staatsrath Bossy, begrüßt wurde, als er eine kurze Ansprache über die Universität hielt. Zahlreich sind die Bücherschenkungen, welche aus Deutschland kamen. Fast alle größeren katholischen Verlagsbuchhandlungen Deutschlands sind dabei betheiligt. Zu den werthvollsten Geschenken, welche der Universitätsbibliothek zu-

gingen, gehören jene des verstorbenen Breslauer Do
Karker und seines Freundes, des Domherrn Lorinse
dem Hochschulverein, der zur finanziellen Unterstütz
Universität gegründet ist, betheiligten sich Deutsche
höchsten Beiträgen. Deutsche Zeitungen wissen so g
die Universität zu berichten, daß schweizerische Blätte
eifersüchtig zu werden beginnen. Ueberblickt man dies
von Sympathiebezeugungen, so muß man sagen, daß D
land allerdings den Dank der Freiburger sich wohl v
hat. Freilich entspricht nun auch die Universität be
deutschen Bedürfnissen. Fast ein Drittel der Professor
wie ich oben ausführte, Reichsdeutsche. Die Univers
wesentlich nach deutschem Muster eingerichtet. Dazu
daß das lebhafte Verlangen der deutschen Katholike
katholische Universität in ihrer Heimath zu besitzen
unerfüllt geblieben, und Freiburg ganz geeignet ist, al
dafür zu dienen. Der deutsche Studirende liebt es,
Landes zu gehen, zumal wenn er, wie in Freiburg, G
heit hat, eine fremde Sprache zu sprechen. Sicher w
Besuch der Universität durch deutsche Studirende noch
gewesen, wenn nicht die preußische Regierung auch Fr
gegenüber jene unparitätische Haltung eingenommen
über welche die preußischen Katholiken sich auch bei so
anderen Gelegenheiten zu beklagen haben.

Nach § 2 des Gerichtsverfassungsgesetzes wird
deutschen Studirenden der Rechte ein sechssemestriges
versitätsstudium verlangt; von diesen 6 Semestern m
3 Semester auf deutschen Universitäten zugebracht w
Gestützt auf diesen Paragraph kamen im Sommer
einige deutsche Juristen nach Freiburg in der sicheren Vo
setzung, daß ihnen die Freiburger juristischen Studie
auf drei Semester anerkannt würden. Gegen allgem
Erwarten beschied aber das preußische Justizministeriu
Herbst 1890 die Anfrage eines Studirenden dahin, da
Freiburger Semester nicht anerkannt werden könnten,

Freiburg nicht als eine Universität im Sinne des § 2 des Gerichtsverfassungsgesetzes angesehen werden könne.

Mit Recht konnte dieser Bescheid im höchsten Maße befremden. Er läßt sich nur in dem Sinne deuten, daß das Freiburger Studium deshalb nicht anerkannt werden könne, weil die Universität noch nicht vollständig sei. Es fehlen der Universität noch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer und die medizinische Fakultät. Was haben diese Fächer aber für eine Bedeutung bei der Ausbildung eines Juristen? Das ungleiche Maß, mit dem das preußische Justizministerium mißt, zeigt sich deutlich, wenn man sich daran erinnert, daß Lausanner Semester auch stets anerkannt wurden vor der Eröffnung der medizinischen Fakultät, die erst im Sommer 1891 stattfand, also ehe noch die Hochschule von Lausanne eine vollständige Universität war. Wenn die deutschen Protestanten ihre Söhne nach Lausanne schicken konnten und können, ohne daß diesen das Studium dort abgerechnet wird, so müssen auch die deutschen Katholiken ihre Söhne nach Freiburg schicken können, ohne daß diesen die Anerkennung des Studiums dort verweigert wird.[1]) Daß die von dem preußischen Justizministerium geltend gemachte Interpretation des § 2 des Gerichtsverfassungsgesetzes keineswegs eine nothwendige war, zeigt auch der Umstand, daß der verstorbene sächsische Justizminister von Gerber auf Grund eben desselben Paragraphen einem Juristen aus Sachsen, der in Freiburg studirte, das Studium dort anrechnete. Auch der bayerische Cultusminister hat einem Studirenden der Rechte, der eines der in Bayern geforderten philosophischen Semester in Freiburg zubrachte, dieses Semester anerkannt. Noch schweben über diese Frage die sich seit dem Anfang 1891 schon hinziehenden Verhandlungen mit den preußischen Ministerien. Wir hoffen, daß schließlich

---

1) Vgl. den Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" 1891, Nr. 351: „Etwas mehr Parität".

auch in Preußen dem Grundsatz der Billigkeit entsp
wird. Der jetzige preußische Cultusminister hat
anderen Fragen zu diesem Grundsatz offen bekannt.
muß auch, da er als ein überzeugter Christ gilt, für
ausgesprochene christliche Hochschule Sympathien
selbst wenn dieselbe nicht seinem christlichen Bekenntni
gehört. Jedenfalls braucht er die Befürchtung ni
hegen, daß die preußischen Studirenden in Freibur
den in der Schweiz anderwärts zu Tage tretenden so
ischen und nihilistischen Anschauungen angesteckt w
könnten.

Welch loyale patriotische Stimmung die deutschen
fessoren und Studirenden in Freiburg hegen, zeigt
jüngst deutlich auf dem glänzenden Commers, mit de
Geburtstag des Kaisers gefeiert wurde. Wegen dieser
otischen Gesinnung werden die Reichsdeutschen in Fr
keineswegs herabgesetzt, sondern in anzuerkennender
urtheilslosigkeit haben die offiziellen Behörden des Ka
an dem Feste der Reichsdeutschen Theil genommen.
selten hört man in der Umgebung von Freiburg die „
am Rhein" erklingen aus dem Munde fröhlicher deu
Musensöhne. Noch nie aber sind sie deshalb behelligt wo
und die Schweizer beschämen so jene Deutschen, die so
an französische Freiheitslieder glaubten, als auf der Fest
des Mainzer Katholikentages das Freiburger National
„Les bords de la libre Sarine" gesungen wurde. Hat
doch den Präsidenten jener Generalversammlung, Dr. P
in dessen Umgebung jenes Lied gehört wurde, ohne Wei
der vaterlandslosen Gesinnung verdächtigt. Jene natio
Wortführer würden viel klüger handeln, wenn sie da
Bedacht nähmen, an der deutsch-französischen Sprachgr
das deutsche Element zu stärken, indem sie aus diesem Gr
für eine Anerkennung der Universität plädirten [1])

1) Ueber den Verlauf des Sprachenkampfes in Freiburg un
Bedeutung, welche jetzt die Universität in demselben einn

Es ist jene Frage der Anerkennung des Freiburger Studiums für die Universität eine der wichtigsten, deren Lösung die Zukunft bringen soll. Aber noch manche andere Fragen heischen außerdem bald eine Erledigung. So das Verhältniß zwischen dem Diözesanseminar und der Universität. Freiburg gehört zur Diözese Lausanne-Genf. Der Bischof residirt, ohne Kathedrale und ohne Kapitel, in Freiburg. Der geistliche Nachwuchs für die Diözese wird herangebildet in einem dem Bischof direkt unterstehenden Diözesanseminar zu Freiburg. Nun begreifen wir wohl, daß man nicht sogleich nach Gründung der theologischen Fakultät der Universität sich entschließen konnte, die Vorlesungen im Seminar gänzlich einzustellen. Es heißt auch nur die Wünsche der der Universität nahestehenden Kreise hintertreiben, wenn man, wie französische Zeitungen meldeten, behauptet, es sei auf eine Aufhebung des Seminars abgesehen. Daß der Bischof die jungen Priestercandidaten seiner Diözese zu gemeinsamem Leben in einem Hause unter von ihm bestellten Leitern zusammenhält, muß jeder als durchaus berechtigt anerkennen. Aber etwas anderes ist die Frage, ob denn neben der theologischen Fakultät der Universität der vollständige Vorlesungscursus des Seminars aufrecht erhalten werden soll. Man sagt, die Vorlesungen der Dominikaner seien für die jungen Durchschnittstheologen zu hoch. Wer einen Blick in das Vorlesungsverzeichniß wirft, wird das kaum zugeben können. Und wenn die Bischöfe von Basel und St. Gallen

---

vgl. die beiden Artikel von Wilhelm Streitberg „Zur Geschichte des Deutschthums in der Westschweiz“ in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1893 Nr. 83 u. 86. Die Schrift, welche der Verfasser jener Artikel in ihren Aushängebogen benützte, ist unterdessen erschienen. Sie ist betitelt: „Die deutsche Seelsorge in der Stadt Freiburg. Urkunden und Aktenstücke gesammelt und in Auszügen herausgegeben im Auftrage und auf Kosten des deutschen katholischen Männervereins“. (Freiburg, Rody. 1893.)

ihre Theologen an die Universität schicken und diese Deut[illegible]
schweizer den Universitätsvorlesungen folgen können, wa[illegible]
sollte man nicht das letztere auch von den Freiburger
Waadtländern und Genfern erwarten können? Es l[illegible]
auf der Hand, daß eine Universität, besonders eine sol[illegible]
welche bei der Berufung ihrer Lehrkräfte an keine Diözesa[illegible]
oder nationale Grenzen gebunden ist, besser ausgestatte[illegible]
mit Lehrkräften, als ein Diözesanseminar. Der derzeit[illegible]
Bischof der Diözese Lausanne-Genf, Msg. Deruaz, hat, [illegible]
Intentionen des Papstes entsprechend, der Universität sch[illegible]
vielfache Beweise seiner Sympathie gegeben, so erst jün[illegible]
in jener würdigen Ansprache, die er an Professoren [illegible]
Studirende bei der Eröffnungsfeier des laufenden Stud[illegible]
jahres hielt.[1]) Gestützt auf diese Sympathiebezeugungen k[illegible]
man wohl erwarten, daß er den Weg zu einer Lösung die[illegible]
brennenden Frage finden wird. Der Schreiber dieser Ze[illegible]
will es sich, da er Laie ist, versagen, hierüber seine Ans[illegible]
zum Ausdruck zu bringen. Ihm lag nur daran, auf [illegible]
Mißliche der bestehenden Verhältnisse der Universität h[illegible]
zuweisen. Kann es nicht wie ein Mißtrauensvotum ge[illegible]
die Universität angesehen werden, wenn der Vertreter [illegible]
kirchlichen Autorität an dem Sitz der Universität dieser se[illegible]
Priestercandidaten nicht anvertrauen will? Für die Zuku[illegible]
der Universität, welche auf der Opferwilligkeit eines katholisch[illegible]
Völkchens beruht, ist es aber im höchsten Grade bedenkli[illegible]
wenn es nicht gelingen sollte, zwischen der Universität u[illegible]
den geistlichen Führern dieses Völkchens innige Fühlu[illegible]
herzustellen.

Eine fernere ebenso wichtige oder zur Zeit noch wichtig[illegible]
Frage für die Entwicklung der Universität soll nun an letz[illegible]
Stelle berührt werden. Sie betrifft die Vollendung [illegible]

---

1) L'inauguration officielle des cours universitaires à Fribou[illegible]
pour l'année 1892—93. Fribourg, imprim. de l'oeuvre [illegible]
St. Paul. 1893.

Universität und ist in erster Linie eine finanzielle Frage. Ihre Lösung stellt an das Genie des Unterrichtsdirektors des Kantons außerordentliche Anforderungen. Aber wir hoffen, daß er auch diese Lösung mit demselben Geschick finden wird, mit dem er, begleitet von dem Segen der Vorsehung, schon so viele Schwierigkeiten überwunden hat. An erfolgverheißenden Anfängen fehlt es nicht. Nachdem zu dem ersten Gründungskapital von 2¹/₂ Millionen noch ¹/₂ Million Franken hinzugekommen ist, welche die Stadt Freiburg bewilligte, sind noch weitere Mittel jetzt flüssig gemacht worden. Durch eine unter sehr günstigen Bedingungen erfolgte Staatsanleihe, welche im September vorigen Jahres vom Großrath genehmigt wurde, ist der Universität eine neue jährliche Rente von 80,000 Franken gesichert, die zur Errichtung der naturwissenschaftlichen Fächer verwendet werden soll. Es bliebe dann nur noch für die finanzielle Unterlage der medizinischen Fakultät zu sorgen. Um dieselbe zu erhalten, hat die Regierung ihre Ermächtigung gegeben zu einer großen Geldlotterie. Darüber hat man sich in der Schweiz sehr entrüstet. Gewiß wäre es ja schöner, wenn die Mittel aus freiwilligen Beiträgen einkämen, aber solange man an Lotterien für Schloßfreiheit, Antisklavereibewegung, Kirchenbauten keinen Anstoß nimmt, solange braucht man das auch nicht zu thun bei der Lotterie für ein wissenschaftliches Institut. Daß der kleine Kanton nicht selbst alle Kosten für die Hochschule tragen kann, sieht doch jeder ein.

Darum möchten wir aber auch an alle, welche Verständniß haben für die Wichtigkeit einer katholischen Universität, deren erfolgversprechende Anfänge in Freiburg vorliegen, die Mahnung richten, jeder in seiner Weise der Universität zu Hilfe zu kommen. Zunächst gelte die Mahnung jenen katholischen Schweizern, welche aus einem sehr unzeitgemäßen Partikularismus der Universität noch theilnahmslos gegenüberstehen. Die jüngste Vergangenheit lehrt doch

nicht beschmutzt haben". Als würde man
Colmar nicht erfahren haben, wenn Hoffmeister
ein ärgerliches Leben geführt hätte!

Es waren aber nicht nur Protestanten, meint
die dem Augustiner Schlimmes nachsagten; auch der
lische Graf Johann von Zimmern nannte ihn
großen „Buben". — Das Urtheil, welches die „Zimm
Chronik" über Hoffmeister fällt, habe ich nicht
gelassen (S. 179); zugleich habe ich angedeutet, warum
Verfasser dieser Chronik dem Augustinerprovinzial nicht
wogen waren. Er hatte nämlich die Unabhängigkeit
Oberndorfer Frauenklosters gegen den Grafen Johann
Zimmern in Schutz genommen. Im Jahre 1541 hatte
in Gemeinschaft mit diesem Grafen, der Schirmvogt
Klosters war, den Convent visitirt. Bei dieser Gelegenheit,
so schreibt Bossert, „hatte der Graf unsern Hoffmeister
genau kennen gelernt; er konnte seinen Verkehr mit den
Nonnen und dabei seine ganze Sinnesart beobachten,
der Graf beobachtete scharf, das beweist die Chronik; der
ehrliche, derbe, katholische Eiferer nennt Hoffmeister einen
großen Buben". Nach Bossert hätte Graf Johann dies
Urtheil schon 1544 in seine Chronik aufgezeichnet, „um
damit vor wenigen Jahrzehnten zu überraschen".

Nun hätte doch Bossert, als einer der hervorragendsten Geschichtsforscher der Württemberger protestantischen Geistlichkeit, wissen sollen, daß Graf Johann an der Abfassung der Zimmerischen Chronik ganz und gar unbetheiligt war. Sein Bruder, Graf Wilhelm, hat einige Beiträge dazu geliefert; den wesentlichen Antheil an der Abfassung der Chronik (1564—66) hatten zwei andere Persönlichkeiten: Wilhelms Neffe, Graf Froben Christoph und des letzteren Sekretär, Johann Müller.[1] Diese Verfasser

---

1) Vgl. die gründlichen Erörterungen des gelehrten Herausgebers Dr. Barack. Zimmerische Chronik. 2. Ausg. Tübingen 1881. IV, 327 ff.

LIII.

Johannes Hoffmeister in protestantischer Beleuchtung.

In meiner Schrift über J. Hoffmeister (Freiburg 1891) habe ich ausführlich gezeigt, wie maßlos dieser katholische Vorkämpfer von seinen Gegnern im Leben und im Tode verleumdet worden ist. Herr Gustav Bossert, protestantischer Pfarrer in Württemberg, will indeß die von mir erwähnten ungünstigen Aussagen über Hoffmeister nicht als Verleumdungen gelten lassen. Nach ihm hätten die protestantischen Gegner über den Augustiner die reine Wahrheit berichtet. Dies hat Bossert zuerst zu beweisen gesucht im „Theologischen Literaturblatt“ (1892, 19. August); dann hat er denselben Gegenstand in der „Christlichen Welt“ und wahrscheinlich noch in andern Blättern behandelt; jetzt läßt er über Hoffmeister „für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“ eine eigene Broschüre verbreiten.[1]) Es dürfte demnach nicht unnütz sein, ein wenig zuzusehen, auf welche Gründe Bossert sich stütze, um unsern Hoffmeister als einen sittenlosen Menschen zu brandmarken und denselben in der Verzweiflung sterben zu lassen.

Bei Beurtheilung der schlimmen Gerüchte, die im 16. Jahrhundert über die katholischen Vorkämpfer verbreitet

---

1) Johann Hoffmeister, ein deutscher Francesco Spiera. Barmen, Hugo Klein. Dieser Spiera war ein Italiener, der, wie Bossert erzählt, 1548 in der Verzweiflung gestorben sein soll.

wurden, dürfen wir nie vergessen, daß damals in Deuts
land die Verleumdungssucht arg grassirte. (Vgl. Döllinge
Reformation I, 150. 160. 377). Oecolampad schrieb einm
an Ambrosius Blaurer: „Die schmutzigen Papisten müss
dem Volke verhaßt gemacht werden; wenn man sie glei
am Anfange dem Volke gehörig abmale, so werde ihn
Niemand mehr glauben". (Döllinger, I, 560.) Indem na
solchen Grundsätzen gehandelt wurde, geschah es, wie e
protestantischer Forscher bemerkt, „daß weit und breit d
häßlichsten Verleumdungen auftauchten". [1])

Schon im Jahre 1525 mußte der bayerische Franzi
kaner Kaspar Schatzger einem seiner lutherischen Gegn
vorhalten: „Ich wollte gern wissen, was ihr doch für e
Evangelium habet, so ihr so frech und frei seid, alle zu ve
dammen, die nicht aus eurer Sekte sind, und auf das höch
lästert, schändet, schmähet, und nicht mit kleinen Sünde
sondern mit den größten Lastern. Ich wollte auch ge
einmal ein Buch sehen oder lesen, das von eurem Hau
wäre ausgegangen und nicht solcher Schmähung und Schän
ung voll wäre. Es ist vielleicht bei euch Lutherischen Eh
abschneidung keine Sünde". [2]) In einer andern Schrift sa
Schatzger von den neugläubigen Predigern: „Sie könn
ausbändig wohl schänden, schmähen, lästern, holhippen a
die, welche gegen ihre irrige Lehre schreiben, predigen u
lehren, denn das ist die erste Lektion in der lutherisch
Schule". [3])

„Mit welchen Verleumdungen", klagte später der Recht
gelehrte Konrad Braun, „die heutigen Irrlehrer d
Katholiken verfolgen, zeigen ihre Schriften zur Genüge

---

1) L. Keller, Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation
Leipzig 1888. S. 240.

2) Fürhaltung XXX artigkl. München 1525. Vorrede.

3) Abwaschung des unflats so Andreas Osiander dem Gaspa
Schatzger in sein antlitz gespihen hat. Landshut 1525. Vorred

strotzen sie doch alle von Lästerungen, Lügen und Verleumdungen, die ohne alle Scham gegen die trefflichsten Männer erfunden werden". Besonders seien jene diesen Verleumdungen ausgesetzt, die sich im Kampfe gegen die neue Lehre auszeichnen. Mögen sie noch so tadellos dastehen, so werden ihnen doch die schändlichsten Verbrechen aufgebürdet".[1]) Selbst Martin Butzer mußte im Jahre 1544 eingestehen: „Man ist unsers Theils im Streit und Zank dahingekommen, daß man in etlichen Stücken noch täglich dem Gegentheil in Predigt und Schriften zulegt, dessen sie sich nicht schuldig wissen, und dessen wir sie auch nicht überzeugen könnten".[2])

War ich demnach im Unrecht, wenn ich die schlimmen Gerüchte, welche die Gegner Hoffmeisters über dessen Lebenswandel verbreiteten, als Verleumdungen zurückwies? Ich konnte dies um so mehr thun, als ich in der Lage war, zu Gunsten des Augustiners die gewichtigsten Zeugnisse anzuführen (S. 205 f.). Bossert hat die Beweiskraft dieser Zeugnisse nicht umzustoßen vermocht. Man sehe nur, auf welch noble Weise er die Aussage des Colmarer Bürgermeisters zu entkräften sucht: „Diese Lobsprüche beweisen nichts, denn das eigene Nest wird Hoffmeister

---

1) „Innocentissimis hominibus et ab omnibus non solum sceleribus, sed etiam scelerum opinione alienissimis, nihil non criminum, ut adulteria, stupra, perjuria, conspirationes et quaedam his ipsis longe etiam immaniora intendunt." C. Bruni Libri sex de Haereticis in genere. Moguntiae 1549. p. 101. Der Verfasser fügt noch hinzu: „Illud certe omnium maxime dolendum est, quod haereticorum calumniis non tam innocentium fama laeditur, quam maximum fidei et sanae doctrinae hujusmodi calumniis detrimentum affertur. Siquidem Catholicorum fama per detractiones et calumnias labefactata, plebs quoque veram et sanam ipsorum doctrinam aspernatur et haereticorum falsam amplectitur." Dies war es aber gerade, was man durch solche Verleumdungen bezweckte.

2) Lenz, Briefwechsel Philipps von Hessen mit Bucer II, 240.

„nicht beschmutzt haben". Als würde man es
Colmar nicht erfahren haben, wenn Hoffmeister auswä
ein ärgerliches Leben geführt hätte!

Es waren aber nicht nur Protestanten, meint Bosse
die dem Augustiner Schlimmes nachsagten; auch der kat
lische Graf Johann von Zimmern nannte ihn ei
großen „Buben". — Das Urtheil, welches die „Zimmeri
Chronik" über Hoffmeister fällt, habe ich nicht unerwä
gelassen (S. 179); zugleich habe ich angedeutet, warum
Verfasser dieser Chronik dem Augustinerprovinzial nicht
wogen waren. Er hatte nämlich die Unabhängigkeit
Oberndorfer Frauenklosters gegen den Grafen Johann
Zimmern in Schutz genommen. Im Jahre 1544 hatte
in Gemeinschaft mit diesem Grafen, der Schirmvogt
Klosters war, den Convent visitirt. Bei dieser Gelegenh
so schreibt Bossert, „hatte der Graf unsern Hoffmei
genau kennen gelernt; er konnte seinen Verkehr mit
Nonnen und dabei seine ganze Sinnesart beobachten,
der Graf beobachtete scharf, das beweist die Chronik;
ehrliche, derbe, katholische Eiferer nennt Hoffmeister ei
großen Buben". Nach Bossert hätte Graf Johann d
Urtheil schon 1544 in seine Chronik aufgezeichnet, „um
damit vor wenigen Jahrzehnten zu überraschen".

Nun hätte doch Bossert, als einer der hervorragendst
Geschichtsforscher der Württemberger protestantischen Ge
lichkeit, wissen sollen, daß Graf Johann an der Abfassu
der Zimmerischen Chronik ganz und gar unbethe
ligt war. Sein Bruder, Graf Wilhelm, hat einige B
träge dazu geliefert; den wesentlichen Antheil an der A
fassung der Chronik (1564—66) hatten zwei andere P
sönlichkeiten: Wilhelms Neffe, Graf Froben Christoph u
des letzteren Sekretär, Johann Müller.[1] Diese Verfass

1) Vgl. die gründlichen Erörterungen des gelehrten Herausgeb
Dr. Barack. Zimmerische Chronik. 2. Ausg. Tübingen 18
IV, 327 ff.

haben aber ihr ungünstiges Urtheil über Hoffmeister nicht unter dem Eindrucke der 1544 stattgehabten Visitation niedergeschrieben, wohl aber unter dem Eindrucke des unten anzuführenden Flugblattes, das sie in ihr Werk (III, 397) fast Wort für Wort aufgenommen haben. Im Anschluß an dies Flugblatt schreiben sie: „Der Provinzial ist ein großer Bub gewesen, seitmals (sintemal) er so viel Heiligkeit und ein frommes Leben simuliren konnte, daß er bei Kaiser Karl und König Ferdinando in einen großen Ruf gekommen". Und doch sei er „nicht katholisch im Herzen gewesen".

Von Bossert wird mir auch verübelt, daß ich Johann Eck in Schutz genommen. Ich hätte dies sicher unterlassen, meint der Kritiker, wenn ich das von Kawerau[1]) zusammengestellte Material gekannt hätte. Dieses Material habe ich ganz wohl gekannt, nicht bloß aus Kawerau, sondern größtentheils schon aus Wiedemann (Joh. Eck S. 377 f.). Die betreffenden Aeußerungen rühren aber alle von Ecks heftigsten Gegnern her. Wie könnten sie demnach als unumstößliche Beweismittel gelten? Ecks Verleumder haben übrigens durch ihre maßlosen Uebertreibungen selber dafür gesorgt, daß man ihnen keinen Glauben schenke. Oder wer möchte denn annehmen, was einer der ärgsten dieser „Calumnianten", Petrus Lemberg 1543 über Eck schrieb: „Scis tu amicum nostrum ante paucos annos Ingolstadii in doctorem promotum, saepe dixisse, quod aliquando Eccium publici negotii gratia accesserit ac offenderit solum domi tanquam gallum inter sex scorta sedentem et potantem". Doch haben wir uns hier nicht mit Eck zu beschäftigen, sondern nur mit Hoffmeister und dessen angeblichem Verzweiflungstode.

Bossert weiß ganz genau zu erklären, warum letztere Katastrophe eintreten mußte. Nach ihm wäre Hoffmeister

---

1) Briefwechsel des Justus Jonas, herausgegeben von Kawerau. Halle 1884. I, 297.

in seinen letzten Lebensjahren von der Wahrheit der pro
stantischen Lehre mehr oder weniger überzeugt gewesen. D
Ueberzeugung hätte beim Augustiner zu dämmern begonn
im Jahre 1540 bei Gelegenheit des Wormser Religion
gesprächs. „Man darf wohl annehmen, daß gerade das R
ligionsgespräch in Worms für die innere Entwicklung Ho
meisters kritisch wurde.“ In Worms hätte er Gelegenh
gehabt, „ernsten, ehrwürdigen und gelehrten Männern“, d
protestantischen Wortführern nämlich, „ins Auge zu schaue
u. s. w.

Leider hat hier der protestantische Geschichtsbaumeis
wieder auf Sand gebaut. Der Colmarer Augustiner
gar nicht in Worms gewesen, wie ich in mein
Schrift (S. 106 N. 1) hervorgehoben und wie aus dess
Briefe an Nausea (31. März 1541) unwiderleglich herv
geht. Dann sollte man doch, statt nur grundlose Behaup
ungen aufzustellen, für die Sinnesänderung Hoffmeist
einige Belege anführen. Der Umstand, daß der katholis
Ordensmann mit einigen protestantischen Gelehrten in freun
schaftlichem Verkehr stand, kann doch nicht als Beweis gelte
daß er die Wahrheit der neuen Lehre, die er fort und fo
bekämpfte, eingesehen. Zwar soll er seine Beziehungen
protestantischen Freunden ganz geheim gehalten haben. M
dem Prediger Erb stand er in bestem Verkehr, aber „natü
lich im tiefsten Geheimnisse“. So meint wenigsten
Bossert. Nur hat der Kritiker übersehen, daß Hoffmeist
in einer seiner Schriften, die dem Cardinal Otto von Aug
burg gewidmet ist, offen bekannte (S. 113): „Es gibt gewi
unter den Gegnern Männer, die nicht ungelehrt sind un
mit denen ich ziemlich befreundet bin“. Bosser
gibt übrigens zu, daß für die Sinnesänderung Hoffmeister
auch nicht der geringste Beweis erbracht werden kann: „Hoff
meister verräth mit keinem Wort in seinem Briefe an Erb
daß eine leise Stimme in seinem Innern zitternd sprach
Ja, dort (bei den Protestanten) ist die Wahrheit. Aber wi

müssen diese innerlichen Vorgänge festhalten, wenn wir das Ende seines Lebens verstehen wollen".

Um dies Lebensende, den Verzweiflungstod nämlich, erklären zu können, nimmt Herr Bossert seine Zuflucht zu den schwersten Verunglimpfungen: Ehrgeiz, Genußsucht, „lüsterne Weiber im Nonnengewande" und andere derartige Einflüsse wurden dem Augustiner zum Falle. „Die leise Stimme, die früher zitternd in seinem Innern gesprochen, verstummte, um plötzlich mit Riesenmacht auf seinem Sterbelager wieder hervorzubrechen", und den Jammerruf erschallen zu lassen: „O wehe, ich bin ewiglich verdammt und bin des Teufels mit Leib und Seel, denn ich habe gewußt, welches die Wahrheit gewesen, und doch dieselbe wissentlich verfolget".

Was ist nun von diesem Verzweiflungstod zu halten?

Vor allem dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen, daß es im 16. Jahrhundert protestantischerseits Sitte war, die katholischen Gegner eines schrecklichen Todes sterben zu lassen. Dies erforderte schon eine andere unschöne Sitte, nach welcher den katholischen Vorkämpfern gewöhnlich vorgeworfen wurde, sie seien innerlich von der Wahrheit der protestantischen Lehre überzeugt und würden nur aus Eigennutz bei der Partei des „römischen Antichrists" bleiben.[1]) Luther, der, wie dessen Lobredner Mathesius erzählt, von sich selbst eingestanden, er könne selber nicht glauben, was er anderen predige, behauptete von allen katholischen

1) Nicht nur die katholischen Geistlichen, auch die Laien mußten die schwersten Verunglimpfungen über sich ergehen lassen. Der protestantische Prediger G. Th. Strobel (Beyträge zur Litteratur besonders des 16. Jahrhunderts. Nürnberg 1784. I, 214) berichtet über das 16. Jahrhundert: „Es war damals fast ein allgemeines Vorurtheil, zu glauben, einer, der in Diensten eines katholischen Fürsten stünde, könne kein ehrlicher Mann sein".

Theologen, sie würden innerlich seine Lehre als wa
erkennen und würden daher wissentlich die Wahr
kämpfen.[1]) Luthers Anhänger ahmten das Beisp
Meisters getreulich nach.

Ich könnte eine ganze Reihe von katholischen S
stellern anführen, wie Eck, Emser, Faber, Cochläus, S
Mensing, Heller, Kling u. s. w., denen vorgeworfen
sie würden von der Unhaltbarkeit der katholischen R
und von der Wahrheit der lutherischen Lehre üb
sein.

Ebenso zahlreich sind die Männer, über deren T
schlimmsten Gerüchte verbreitet wurden. Schon im
1522 erzählte man sich in Sachsen, wie Eck „im Mi
gefunden worden".[2]) Als endlich 1543 der vielg
Kämpe christlich dahinschied, verbreitete der Nürn
Prediger Veit Dietrich die Nachricht, Eck sei „ohn
Vernunft, wie ein Vieh" gestorben".[3])

Bossert scheint zu glauben, daß derartige Gerücht
sie über den Tod von Eck und Hoffmeister verbreitet w

---

1) Vgl. meine Schrift über Hoffmeister 252 N. 2.

2) Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theolog. (
Leipzig 1747. S. 171.

3) Wiedemann 355. Bossert bemerkt hierzu, Dietrich habe s
„glaubwürdige Gewährsmänner" berufen können. Welche
Ein glaubwürdiger Gewährsmann, der Benediktiner G
Flach, der während der letzten Tage Ecks nicht von
Krankenlager gewichen, schrieb nach dem Hinscheiden des Fr
an den Benediktiner Nikolaus Ellenbog: „Eccius noster,
logorum ille Homerus ... abiit, catholice autem sacra
rite previsus. Et ego ipse salutare viaticum domini co
administravi ac apud ipsum fui a principio infirmitatis
ad extremum spiritum per octo dies continuos." Oeste
ische Vierteljahrsschrift für katholische Theologie. Bd. IX (
S. 207. Was gelten im Vergleiche zu diesem vertrau
Briefe die Aussagen der Nürnberger, die in einer spätern
schrift behaupteten, ihre Nachrichten stammen von denen,
officii causa decumbenti quotidie affuerant"?

ganz vereinzelt auftraten. Schreibt er doch: „Es ist ungerecht, zu sagen, daß man auf protestantischer Seite gierig nach Erzählungen von einem schlimmen Ende katholischer Gegner gegriffen habe. Hat man von evangelischer Seite auch schlimme Nachrichten über das Ende eines G. Fabri, Nausea, Cochläus, Wimpina, Wizel und anderer verbreitet"? Man darf sich billig wundern, daß der schwäbische Lutherforscher, der doch früher sich berufen glaubte, eine eigene Schrift gegen Janssen zu veröffentlichen, mit der „evangelischen" Literatur des 16. Jahrhunderts so wenig vertraut ist.

Schon im Jahre 1549 mahnte Flacius Illyrikus seine Glaubensgenossen, „mit Ernst zu bedenken den schrecklichen Tod der Gottlosen, als des Latomus, Eck, Hoffmeister, Dr. Türck, dreier anderer Junker aus dem mainzischen Hofe und vieler anderer mehr, welche in ihrer letzten Stunde sich selbst verdammt haben, als daß sie die erkannte Wahrheit göttlichen Wortes verdammt und die Christen verfolgt hätten".[1]) „Es sind an allen Enden hin und wieder", meldet Flacius in einer andern Schrift, „sehr viele unter den Papisten in großer Verzweiflung gestorben".[2])

Viele dieser „Papisten" weiß der lutherische Super-

1) Eine erschreckliche Historia von einem, den die feinde des Evangelii in welsch Land gezwungen haben, den erkannten Christum zuvorleugnen. O. O. 1549. A 2a. Der anonyme Verfasser, der niemand anders als Flacius ist (vgl. Preger, Flacius Illyricus, II, 544), bespricht hier die Verzweiflung des Italieners Francesco de Spiera. Um der „erschrecklichen Historia" größere Glaubwürdigkeit zu verleihen, gibt sich der Verfasser als Augenzeuge aus; die Schrift datirt aus Padua, 27. November 1548. Und zu dieser Zeit befand sich Flacius in Wittenberg!

2) Etliche greiffliche gewisse und scheinbarliche warzeichen, daraus ein jeder . . . vermerken kann, daß die Lehre der Evangelischen des Herrn Christi Lehre selbs ist, und daß der Papisten Lehr falsch, gottlos und vom Antichrist erfunden ist. Durch M. Fla. Illyr. Magdeburg 1550. F 3a.

intendent Erasmus Alber mit Namen zu nennen. seinem „Dialogus vom Interim"[1]) meldet er, daß zu G burg in derselben Herberge, in welcher Hoffmeister „ greulichem Geschrei" aus dem Leben geschieden, auch kaiserliche Kanzler Dr. Naves „mit gleichem Geschrei wegen gleicher Sünde wider den heiligen Geist gesto ist". Der Bischof von Trier „starb auch also und brü wie ein Löwe". Ebenso der mainzische Kanzler Chris Türck. „Als er todt war, ragte ihm die Zunge lang Hals heraus, daß man sie ihm nicht wieder in das M bringen konnte; er hatte auch die Zunge zerbissen und kohlschwarz".

Einige Jahre später (1556) konnte Alber noch zahlreichere „Gottesgerichte" anführen.[2]) Er wußte zu zählen, wie gar manche Feinde des Evangeliums eines „jä Todes" gestorben, in Worms, Braunschweig, Würzb Bauzen, Friedberg, Berlin. „Solcher Exempel", sagte „sind so viele, daß man ein groß Buch davon schr ben könnte". Jakob Latomus, behauptet er, habe aus Verzweiflung selbst umgebracht, ebenso der „Got lästerer" Albertus Pighius, wie auch Sixtus Thamer, Bruder des bekannten Theobald Thamer. Ein Bischof Trier habe bei seinem Tode gebrüllt wie ein Ochs.[3]) halten auch etliche dafür und war eine gemeine Rede

1) Ein Dialogus oder Gespräch etlicher Personen vom Inte O. O. 1548. Fff. Der anonyme Verfasser ist Erasmus Al Vgl. Schnorr's von Carolsfeld Archiv für Litteraturgeschi XI (1882). S. 177 ff.

2) E. Alber. Widder die verfluchte lere der Carlstader und fürnemste Heubter der Sacramentirer u. s. w. Neubrand burg 1556. Vorrede.

3) In seinem „Dialogus" läßt Alber den Trierer Bischof brü wie ein Löwe. Das „Brüllen wie ein Ochs" kommt übrig in den damaligen Nekrologen öfters vor. Der schon erwä Kanzler Türck hätte ebenfalls, einem gleichzeitigen Schriftste

Italia, daß Papa Paula tertia schon todt war, ehe Doktor Martinus starb, und daß sich der Satan mit desselben Papstes Körper schleppet, als lebt er noch, was der Teufel wohl thun kann, wenn es ihm durch Gott verhängt wird".

Im Jahre 1566 veröffentlichte Wolfgang Waldner, Prediger in Regensburg, einen „Bericht für die verfolgten Christen"[1], worin ein eigenes Kapitel (das fünfte) den „erschröcklichen" Tod der Verfolger behandelt. Von den zahllosen „schröcklichen Exempeln", die hier angeführt werden, wollen wir bloß einige mittheilen: „Ein Bischof von Trier war ein großer Feind des Evangelii, starb in Verzweiflung und brüllet wie ein Ochs". Michael, Bischof zu Salzburg, ein Verfolger der Christen, hatte sich einmal auf der Jagd „mit süßem Wein voll angesoffen". Da „speiet er mitsammt dem Wein seine arme Seel zum Wagen und zum Hals heraus. Gott weiß, wo sie darnach hingefahren ist". Ebenso schlimm erging es dem Bischof Urbanus von Laibach, „der durch Lästern und Schänden der Augsburgischen Confession hatte Papst werden wollen". „Dem hat der Teufel den Hals über eine Stiege ab entzwei gebrochen, daß er alsbald gestorben ist, sine crux et sine lux, wie man sagt". Johann von Schonburg, Bischof von Gurk, „hat auch vermeint, wenn er sich also heftig wider die Evangelischen setze, man werde ihn zum Papste erwählen". Er ist aber eines „erschröcklichen Todes" gestorben. Seine eigenen Leute erzählten, „der Teufel habe ihm den Hals umgerieben und das Angesicht nach hinten gekehrt".

Daß der Verfasser auch viele Domherren eines schreck-

---

zufolge, „gebrüllet wie ein Ochs, daß man's über die Gassen gehört hat." Bei Strobel, Beyträge I, 215. Bellarmin, den man sieben Jahre vor seinem Tode sterben ließ, hätte gebrüllt „wie ein brüllender Löwe". Vgl. Janssen V, 523.

1) W. Waldner, Nothwendiger Bericht für die verfolgten Christen. Mit einer Vorrede M. Nicolai Galli. Und einer Beschlußrede M. Cyriaci Spangenbergi. Eisleben 1566.

lichen Todes sterben läßt, sei nur im Vorübergehen e
Eingehender beschäftigt er sich mit den papistischen P
„Wer kann es alles beschreiben", ruft er aus, „w
Meßpriester nur gewesen sind, die alle eines jähen gra
Todes gestorben! Zu Pinne Biburg haben drei Pf
das Evangelium gelästert und wider ihr eigen Gewis
Papstthum vertheidigt. Die sind alle drei eines gra
Todes gestorben. Der erste ist in einem Graben m
Kopf im Wasser erstickt. Wer daselbst noch vorü
den kommt ein Grauen und Schrecken an. Der an
im Bett todt geblieben, jämmerlich und grausam, d
ist ihm kohlschwarz geworden, hat die Zunge aus
wie ein todt Kalb. Der dritte ist zu Regensburg an
im Wirthshaus über das Fenster zu Tod herabg
der hat die Wahrheit des Evangelii wohl gewußt, a
Pfründe war ihm zu gut, die wollte er um der W
willen nicht fahren lassen". Es seien übrigens, meint W
im Papstthum viele Geistliche, „und wohl der halbe
welche frei bekennen, wo sie ohne Gefahr sind, die lut
Lehre sei recht"; aus Eigennutz würden sie jedoch im
thum verbleiben. Kein Wunder, daß solche Leute
Verzweiflung dahinsterben. „Magister Paulus, ein
herr zu Straubing, hat wider sein eigen Gewissen
Evangelio widersprochen, ist vor seinem Tische des
Todes dahingestorben, ohne alle Buß und Bekenn
Ein Pfarrer zu Bulach, der ebenfalls wider sein
Gewissen das Papstthum vertheidigt hatte, wurde vom
„schlechts weggeführt".[1])

Nicht besser erging es den katholischen Schriftst
Friedrich Staphylus „hat etlich tausend Gulden F

1) Als eine allgemein bekannte Sache wurde von den Prote
verbreitet, daß der Satan einmal zu Forchheim einen katho
Geistlichen, der die protestantische Lehre bestritten, sichtb
den Augen der ganzen Gemeinde von der Kanzel durch die
weggeführt habe. Vgl. Döllinger II, 420.

pfennig zusammengebracht, aber er hat es nicht allein nicht genossen, sondern ist selbst mit Weib und Kind in Gottes Zorn bald zu Grund und Boden gegangen".[1]) Pighius habe sich selbst umgebracht. Gerhard von Hadamar „kam von Sinnen, ward ein elender Mensch". „Wer kann es Alles erzählen, wie der meiste Theil der Feinde des heiligen Evangelii erschröcklich eines zum Theil wüthenden, zum Theil jähen Todes gestorben sind, da man zu Morgen nicht allein die todten Körper alle erschwarzend, sondern auch die Schwelle und den Boden mit Blut besprengt befunden hat. Wie sind gestorben Eck, Latomus, Hoffmeister und viele andere des Papstes Scribenten und Beiständer? Etliche haben sich zu Tod gesoffen, etliche zu Tod gebuhlet, etliche haben sich an Stiegen, Wagen, Fenstern zu Tod gefallen, etliche sind schändlich erstochen und ermordet worden, etliche haben in Krankheiten verzweifelt, und sollte man der Papisten Tod, nur derer, die im Lehramt und Regiment gewesen, aber greulich wider das Evangelium gewüthet und getobt, beisammen haben, es gäbe ein trefflich merklich Buch".

Cyriacus Spangenberg, Superintendent in Mansfeld, war ebenfalls der Ansicht, daß man über diesen Gegenstand „ein eigen groß Buch schreiben könnte": er begnügte sich indeß, der Schrift seines Freundes Waldner eine „Beschlußrede" anzuhängen, um dem Leser noch einige weitere „schröckliche Exempel" vor Augen zu stellen.

Vor Allem wird der Tod des Wiener Bischofs Johann Fabri geschildert, desselben Fabri, über dessen Ende, Bossert

1) Einem „einfältigen Diener am Worte" zufolge hätten Staphylus und manche andere „solcher Höllenschwengel, so alle wissentlich und mit eigener bewußter Bosheit, als sie selbst eingestehen, die erkannte evangelische Wahrheit verleugnen, vor ihrem Tode geheulet gleichwie Tieger und Wölfe". Die rechte Außlegung der geheymen Offenbarung. In fünf Predigen von einem einfältigen Diener Christi und seines göttlichen Wortes. O. O. 1589. S. 19.

zufolge, von protestantischer Seite nichts Schlimmes ve-
breitet worden wäre. Und doch hat selbst Melanchthon vo
Regensburg aus (1541) in einem Brief an Luther de
schauerlichen Tod des katholischen Gegners erwähnt.[1] „Al
Fabri an seinem Todbett gelegen", erzählt Spangenberg,
„und von etlichen getröstet worden, er solle auf Gottes
Gnade und Barmherzigkeit vertrauen, hat er sich von ihnen
gewendet und gesagt: Es ist zu spät, es ist zu spät". Ein
anderer österreichischer Prälat, Heinrich Mülich, Bischof zu
Neustadt, „war erstlich der Religion zugethan, aber ist erst
zum Abfall beredet worden, darüber er endlich in Verzweif-
lung gerathen und sich selber erhängt". Sein Nachfolger
Christoph Werdtwein, sei ebenfalls „eilend dahingestorben,
da das Eingeweid mit großer Marter von ihm gedrungen".
Dem österreichischen Vicekanzler Jakob Jonas wäre sogar,
als er 1559 gen Augsburg auf den Reichstag hat ziehen
wollen, nicht weit von Regensburg „sein Eingeweid zum
Hals heraus gedrungen". Eines bösen Todes starb auch
Albrecht von Widmanstadt, der eine Zeitlang Kanzler in
Niederösterreich gewesen.

Unter den katholischen Schriftstellern, die Spangenberg
in der Verzweiflung sterben läßt, verdienen eine besondere
Erwähnung der berühmte Löwener Theologe **Jakob Lato-
mus** und der Leipziger Pfarrer Johann **Koß**. „Dem
Doctor Latomo ging es also: da er am Todbett gelegen,
hat er viel cölnische Magistros vor sich gefordert und frei
öffentlich gesagt mit kläglichem Weinen und Seufzen, er
habe an Doctor Luthers Lehre eben des Herrn Christi und
der hl. Apostel Lehre gelästert und verfolget, und dagegen

---

1) „Fabrum Viennensem qui tam multos libros scripsit, tam multos pios crudelibus suppliciis adfecit, velut faber Perillus, extinctum esse certum est." Ueber den schrecklichen Tod des griechischen Erzgießers Perillos vgl. Meyer's Conversations-lexikon. 4. Ausg. XII, 848.

anders nichts als des Teufels und Antichrists Lehre vertheidigt; weil er denn solches wissentlich und fürsetzlich gethan, muß er nun ewig verdammt und verloren sein. Ist auch also dahingefahren" [1])

Ebenso schrecklich endigte Luthers Widersacher Johann Koß: „Als er einmal wie ein grimmig besessener Mensch auf dem Predigtstuhl rumort, ist er plötzlich darnieder gesunken, hat nicht mehr reden können, und als er heimgetragen worden, hat er gebrüllet wie ein Ochs und ist also verschieden, welches ich mehr als einmal von Leuten, so dabei gewesen und es angesehen, gehört habe". [2])

Noch manche andere Beispiele weiß Spangenberg anzuführen. Doch „wer könnte alle Exempel des schröcklichen Untergangs der Feinde des Evangelii erzählen! Alle Tage höret und erfähret man deren noch mehr. In Jahresfrist sind hohe Leute, die dem lautern lutherischen wahren Evangelio feind gewesen, eines Theils vom Wagen herabgefallen, den Hals gebrochen, eines Theils mit Wagen und Pferden in die Donau gestürzt, etliche unsinnig, toll, rasend und thöricht geworden, etliche im Feld oder auf der Straße des jähen Todes gestorben, auch etliche im Bett starr hart gefunden oder sonst durch den gerechten Zorn Gottes übereilet worden".

Kaum war Waldners „Bericht" mit der „Beschlußrede" von Spangenberg erschienen, so beeilte sich ein anonymer

---

1) Ganz ähnlich hatte schon Melanchthon den Tod des Latomus geschildert in zwei Briefen vom 2. August 1544. Corp. Reform. V, 452 f.

2) Was von solchen Berufungen auf Augenzeugen zu halten sei, kann man aus folgendem Beispiele ersehen: „Auf freier Straße", schrieb der protestantische Theologe Saubert einem Freunde, „ist ein Mann vom Teufel zerrissen worden, davon hier ein Arm, dort ein Bein und bald die Lungen, bald die Leber ausgestreut worden. Ein schreckliches Beispiel! Einige meiner Collegen sind Augenzeugen gewesen." Bei Janssen VI, 508 n. 5.

„Dichter“ aus Oesterreich, auf Grund dieser Vorla
Tod der Verfolger in Versen zu besingen.[1] D
erwähnten Beispielen fügte er noch einige neue bei, n
solche, die auf Oesterreich Bezug hatten.[2]

Der österreichische „Dichter“ fand einen Nachah
Fortsetzer in der Person des abgefallenen Karthäusers
Vergerius, der ebenfalls den schrecklichen Tod
folger in Reime bringen wollte.[3] Nebst Eck,
Thamer und manchen anderen erscheint hier auch
wieder, und zwar diesmal brüllend wie ein Ochs:

Latomus starb mit Ochsen Stimm
In Zweifel hin, merk Gottes Grimm.

Den Colmarer Augustiner läßt sogar der Dichter
auftreten, „sehr brüllend“, ob wie ein Ochs, wi
gesagt.

Agricola[4] selbs ersäuft sich,
Dr. Krauß ersticht sich jämmerlich.
Wo ist doch itzt Wicelius
Und der meineidig Staphylus,
Emser der räudig stinke Bock,
Murnarr, der auch wagt manchen Tuck?

---

1) Warnungschrift an die Verfolger des Worts Gottes
Oesterreich. Abgedruckt bei B. Raupach, Zwiefache Zu
dem Evangelischen Oesterreich. Hamburg 1744. S. 89

2) Bezüglich dieser Schrift bemerkt der protestantische
Waldau (Johann Albrecht von Widmanstadt. Got
S. 64): „Von vielen anderen Personen, welche dieser
unter die Verfolger der evangelischen Kirche rechnet
eben deßwegen, nach der Sitte des damaligen
alters, alle — und eben dies macht die Erzählung b
— auf eine unnatürliche Weise sterben läßt, weiß sonst N
etwas Unrechtes“.

3) Trewe Warnung und ernstliche Vermanung Fra: E
Vergerii Cartheuser Ordens. O. O. 1582. Spätere n
kannte Ausgaben: O. O. 1583; Wittenberg 1584.

4) Stephan Agricola, dem protestantischer Seits nachgesagt
er habe sich aus Verzweiflung ins Adriatische Meer gestü

Zum Teufel zu, wie jener sagt,
Da auch Cochläus wird geplagt.
O weh dir, Nas, du giftig Schlang,
Du wirst auch noch gehn Judas Gang.

Von Emser, der hier erwähnt wird, hatte bereits Luther behauptet, er sei „durch feurige Pfeile und Spieße des Teufels" plötzlich getödtet worden.[1]) „Mit schrecklichen Worten und Geberden" sei er dahingeschieden, erzählte man sich in protestantischen Kreisen.[2]) Nicht minder schrecklich sei der Tod des kaiserlichen Hofpredigers Mäthias Citardus gewesen, „der wider sein Gewissen das Papstthum vertreten hat, dadurch er endlich solche morsus conscientiae bekommen, daß er gleich wie Franciscus de Spiera darüber verzweifelt ist".[3])

Angesichts aller dieser Beispiele, denen man noch viele andere beifügen könnte, wird hoffentlich Bossert nicht mehr behaupten wollen, „es sei ungerecht, zu sagen, daß man auf protestantischer Seite gierig nach Erzählungen von einem schlimmen Ende katholischer Gegner gegriffen habe".

Nicht nur über das Ende der katholischen Gegner, auch über das Hinscheiden protestantischer „Ketzer", namentlich der Zwinglianer und der Calvinisten, wurden von den orthodoxen Lutheranern allerlei schauerliche Gerüchte verbreitet. Von Osiander sagte man, er habe bei seinem Ende grausam geschrieen und wie ein Ochs gebrüllet: Ach Gott, ach Gott! Zudem wurde ausgesprengt, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht und seinen Körper ganz zerrissen, weßhalb der Herzog von Preußen den Leichnam durch Gerichtspersonen besichtigen ließ.[4]) Carlstadt war 1541 zu Basel an der

1) Luthers sämmtliche Werke. Erlangen. XXXI, 318.

2) G. F. Gudius, Dissertatio de Mortibus persecutorum Reformationis a B. Luthero susceptae. Lipsiae 1737. Hier werden noch mehrere andere „Gottesgerichte" angeführt.

3) Siegf. Sack, Leichpredigten. Magdeburg 1598. 1. Theil. S. 121 f.

4) Döllinger II, 419.

LIV.

Socialpolitische Novitäten.

(Schluß.)

Mit der Zins- und Wucherfrage beschäftigt sich
ein Referat[1]) eines jüngeren österreichischen Geleh
Dr. Karl Scheimpflug, Beamten bei der k. k. Fin
procuratur in Prag. Scheimpflug betrachtet das Geld
Werthmaß und als Tauschmittel. Eines Werthmaßes
dürfe jede Gesellschafts- und Wirthschaftsform. Der Natu
tauschverkehr dagegen habe noch kein Geld als Tauschm
gekannt. Heute bekomme der Arbeiter seinen Lohn nich
Naturalien, auch nicht in Anweisungen, sondern in G
und das empfangene Geld sei nicht blos Werthmaß, son
auch Tauschmittel für ihn. Das Geld als Tauschm
könne als fruchtbringend, als heckend gleich irgend welc
anderen Verkehrsmittel, gleich einem Wagen, Acker, Kuh
zeichnet werden. Auch P. Lehmkuhl (Theologia mor
S. 697) komme zu dem Resultate, daß „dem Gelde, so
es als Tauschmittel fungire, eine gewisse Fruchtba
nicht abgesprochen werden könne".

Scheimpflug ist der Ansicht, daß der Abrechnungsver
(Clearing) dem Gelde den Charakter eines Tauschmit
wieder benehmen werde. „In einer Gesellschaftsordnu

---

1) Referat, betreffend den Wucher im modernen Geldwesen
Geldverkehr. Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien 1892. SS

Herrn Bossert aber mögen solche „Exempel" belehren, was von den protestantischen Berichten über Hoffmeisters Verzweiflungstod zu halten sei.

Ueber das Hinscheiden des Augustiners liegen zwei Berichte vor, die bezüglich verschiedener Punkte von einander abweichen und daher als selbständige Quellen angesehen werden müssen: ein Brief des Ulmer Predigers Frecht an Vadian und ein anonymes Flugblatt. Nach B. wäre der Brief des Ulmer Prädikanten von „hohem Werthe"; denn „Frecht war ein Mann, der bewußter Unwahrheit nicht fähig war". Es mag sein; indeß ist doch sehr auffallend, was ein Bewunderer Frechts erzählt von dessen „Zweideutigkeit, womit er sich in Briefen und bei öffentlichen Verhandlungen über die Abendmahlslehre aussprach, so daß man nicht recht klug aus seiner wahren Gesinnung wird. Nach den letzteren hätte man ihn für den entschiedensten Lutheraner halten sollen, in seinen Briefen drückt er sich aber manchmal sehr hart über Luther und Brenz, diesen Punkt betreffend, aus." [1]) Es ist übrigens gar nicht nöthig, daß wir in Betreff des erwähnten Briefes Frechts Wahrheitsliebe in Zweifel ziehen. Er konnte ja in gutem Glauben eine falsche Nachricht, die er für wahr hielt, weiter verbreiten. Es ist bekannt, wie leicht in erregten Zeiten die abenteuerlichsten Gerüchte entstehen. Daß aber die protestantischen Wortführer solche Gerüchte, wenn sie Schlimmes über die Gegner enthielten, leichtgläubig annahmen und gern weiter erzählten, geht aus den Briefen Luthers, Melanchthons und anderer zur Genüge hervor.

Was dann das anonyme Flugblatt betrifft, glaubte ich die Vermuthung aussprechen zu können, es sei in Nürnberg verfaßt worden. Bossert dagegen ist der Ansicht, es sei in Augsburg entstanden, da in dem Schriftstücke ausdrücklich

---

1) G. Veesenmeyer, Denkmal einiger berühmten Theologen aus dem Zeitalter der Reformation. Ulm 1832. S. 40.

gesagt wird: „hieher gen Augsburg". Dies beweist jedoch gar nichts; der Verfasser konnte ja Gründe gehabt haben einen falschen Entstehungsort anzugeben. Allein es ist ganz gleichgiltig, ob das Flugblatt in Nürnberg, Augsburg oder anderswo verfaßt worden sei. Der ernste Forscher, besonders wenn er sich der oben erwähnten Sitte erinnert, wird dem anonymen Machwerke nicht die geringste Glaubwürdigkeit zuschreiben.

Katholischerseits scheint es auch am Anfange sehr wenig beachtet worden zu sein. Gegenüber der Behauptung, der Augustiner sei „unsinnig" geworden und in Verzweiflung gerathen, begnügte sich der Eichstädter Weihbischof Leonhard Haller zu erklären, Hoffmeister sei „vernünftiglich und christlich gestorben. Da indeß die „erschröckliche Historia" in den protestantischen Streitschriften fort und fort verwerthet wurde, fühlte sich später der Franziskaner Johann Nas veranlaßt, auf Grund von Erkundigungen, die er bei den Günzburger Klosterfrauen eingeholt, nochmals gegen das falsche Gerücht aufzutreten und, wie früher Haller, zu erklären, daß Hoffmeister „über alle Maß vernünftiglich, mit den gebührlichen Sacramenten versehen, friedlich im Herrn entschlafen ist".

Zum Schlusse möge noch darauf hingewiesen werden, wie B. einen Brief von Christophor Fischer, dem Nachfolger Hoffmeisters im Provinzialamte, für seine Zwecke zu verwerthen sucht. Fischer, der beim Tode des Augustiners zugegen gewesen, schrieb hierüber an den Ordensgeneral Seripando: „Ich will dir nicht verbergen, daß unser ehrwürdiger Provinzial J. Hoffmeister am 21. August in meiner Gegenwart aus dem Leben geschieden. Wie viel Nachtheil sein Tod der katholischen Kirche und unserer ganzen Provinz gebracht, verkennt Niemand unter uns." Hierzu ruft B. aus: „Wie vielsagend ist der Ausdruck von dem Nachtheil für die katholische Kirche!" Der geehrte Herr möchte uns nämlich glauben machen, Fischer habe von dem Schaden sprechen wollen, den das

schreckliche Ende des Augustiners der katholischen Sache zugefügt. Glücklicher Weise läßt der Verfasser des Briefes über den „vielsagenden Ausdruck" nicht den geringsten Zweifel bestehen; er schreibt nämlich (Hoffmeister 425): „Cujus mors quantum incommodi et ecclesiae catholicae et universae provinciae nostrae attulerit, nemo nostrum ignorat, **nam** ipso pastorem agente, olim omnes una eademque via ingredi, singulari sua eruditione et eloquentia perfecit. Jam vero illo mortuo usque adeo ab invicem dissidemus etc." Also deshalb war der Tod Hoffmeisters ein so großes Unglück, weil dadurch die Ordensprovinz ihren ausgezeichneten Führer verloren hat. Warum hat nun B. nur den ersten Theil dieser Stelle angeführt und den zweiten gänzlich verschwiegen? Allerdings, hätte er die Stelle vollständig mitgetheilt, dann hätte er nicht so leicht schreiben können: „Selbst Hoffmeisters Nachfolger verräth in seinem Schreiben an den Augustinergeneral noch den Schrecken, den er als Zeuge dieses Todes und Leser des Flugblatts für seine Kirche empfunden".

Ist das vielleicht eine Probe jener „unerbittlichen Wahrheitsliebe", die Herr Bossert im „Theologischen Literaturblatt" den katholischen Forschern anempfiehlt?

„Es ist sehr traurig", schrieb im vorigen Jahrhundert der Nürnberger protestantische Prediger Strobel (Beyträge I. 217), „daß man damals (im 16. Jahrh.) alle vermeintlichen Un- und Irrgläubigen eines schändlichen und schrecklichen Todes sterben ließ. Die Erzählungen der sogenannten Orthodoxen vom Ende Carlstadts, Osianders, **Hoffmeisters**, Staphyli und anderer bezeugen dies hinlänglich".

Es ist noch weit trauriger, daß man heute, aller historischen Kritik zum Hohne, die alten Verleumdungen wieder aufwärmt, um dieselben mit „frommer" Zuthat dem protestantischen Volke als „Erbauungskost" vorzusetzen.

N. Paulus.

LIV.

Socialpolitische Novitäten.

(Schluß.)

Mit der Zins- und Wucherfrage beschäftigt sich au
ein Referat[1]) eines jüngeren österreichischen Gelehrte
Dr. Karl Scheimpflug, Beamten bei der k. k. Finan
procuratur in Prag. Scheimpflug betrachtet das Geld a
Werthmaß und als Tauschmittel. Eines Werthmaßes b
dürfe jede Gesellschafts- und Wirthschaftsform. Der Natura
tauschverkehr dagegen habe noch kein Geld als Tauschmitt
gekannt. Heute bekomme der Arbeiter seinen Lohn nicht i
Naturalien, auch nicht in Anweisungen, sondern in Gel
und das empfangene Geld sei nicht blos Werthmaß, sonder
auch Tauschmittel für ihn. Das Geld als Tauschmitt
könne als fruchtbringend, als heckend gleich irgend welcher
anderen Verkehrsmittel, gleich einem Wagen, Acker, Kuh be
zeichnet werden. Auch P. Lehmkuhl (Theologia morali
S. 697) komme zu dem Resultate, daß „dem Gelde, sowei
es als Tauschmittel fungire, eine gewisse Fruchtbarkei
nicht abgesprochen werden könne".

Scheimpflug ist der Ansicht, daß der Abrechnungsverkeh
(Clearing) dem Gelde den Charakter eines Tauschmittel
wieder benehmen werde. „In einer Gesellschaftsordnung

---

1) Referat, betreffend den Wucher im modernen Geldwesen un
Geldverkehr. Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien 1892. SS. 46

in der der Anspruch des einzelnen Wirthschafters an die Arbeitsvereinigung durch eine Anweisung auf den Ertrag der gemeinsamen Arbeit befriedigt wird, verschwindet der Geldverkehr und mit dem Geldverkehr das Geld als Tauschmittel". In dem zurücktretenden oder vorherrschenden Charakter des Geldes als Tauschmittel findet der Verfasser das verschiedene kirchliche Verhalten in der Zinsfrage begründet. Er schreibt: „Solange die Tauschmittelfunktion des Geldes im Vergleich zur Werthmaßfunktion eine nebensächliche Bedeutung hatte, da der Gesetzgeber ins Auge zu fassen hat id quod plerumque fit, konnte die Kirche den Darlehenszins im Allgemeinen verbieten und denselben blos in besonders berücksichtigenswerthen Fällen gestatten Seitdem die Werthmaßfunktion des Geldes hinter die Tauschmittelfunktion in Hintergrund getreten zu sein schien, konnte im Allgemeinen der Bestand eines den Darlehenszins rechtfertigenden Grundes präsumirt werden. Die Verdoppelung der Tauschmittelfunktion mit der Werthmaßfunktion des Geldes ist die Ursache der heutigen Toleranz der Kirche".

Scheimpflug sieht das Zeitalter der Tauschmittelfunktion des Geldes im Ablaufe begriffen und er begrüßt den Anbruch eines neuen Wirthschaftszeitalters durch Regelung des neu zugewachsenen Clearingwesens. „Der Weg dazu ist, den schon heute nicht unbedeutenden Tauschverkehr durch Benützung des Clearings auszubilden und den ganzen Geldverkehr in einen raffinirten Tauschverkehr umzugestalten. Sowie die Unebenheiten des rohen Naturaltauschverkehrs zum Geldverkehr geführt haben, sollen die Unebenheiten des entarteten Geldverkehrs zu einem in Clearing raffinirten Tauschverkehr zurückführen. Daß bereits heute der Tauschverkehr in durchaus nicht unbedeutendem Umfange geübt wird und nicht auf den Verkehr etwa der Maßtauschvereine beschränkt ist, zeigt der internationale Verkehr. Der Pilsener Fabrikant exportirt Porzellan nach Marokko und Smyrna, ohne daß der Pilsener Fabrikant eine Peseta oder eine tür-

kische Lira oder der Consument einen österreichischen Guld
zu sehen braucht. In wie naher Zeit bei zielbewußter Leitu
die Ausgestaltung des Clearings zu der Trennung der Wer
maß- und Tauschmittelfunktion des Geldes führen kann, zei
daß ein mit dem modernen Geldwesen so vertrauter u
mit der kirchlichen Bedeutung dieses Processes so unvertrau
Mann wie Stanley Jevons heute schon die Bedeutu
dieser Wandelung für die Wahl des Geldmaterials als e
aktuelle Frage behandelt". An diese Darlegung knü
Scheimpflug die Frage: „Erscheint es unter solchen Umständ
als eine Verstiegenheit, den Eintritt der Bedingungen f
die Rückkehr zu der strikten Observanz der Wuchernorm
binnen eines Menschenalters zu erhoffen?"

Wir möchten zu den Resultaten des Verfassers ei
einschränkende Bemerkung machen. Solange die Ed
metalle (Gold und Silber) als Geld dienen, hatten
immer die Verkoppelung der doppelten Funktion als Wert
maß und Tauschmittel aufzuweisen. Nur trat, je nach d
wirthschaftlichen Gestaltung, die Eine Funktion mehr h
vor, die andere weniger. In zwei Richtungen mag ab
Scheimpflug Recht behalten: einmal, daß der Abrechnung
verkehr den Geldverkehr immer mehr in den Hintergru
drängen wird, sodann, daß dann der Darlehensverkehr ei
Einschränkung erfahren mag. Aber der Credit wird ni
gänzlich beseitigt werden. Der Verfasser führt ja selbst au
daß „keine Aussicht, keine Möglichkeit und kein Grund vo
liegt, die heute erlangte Concentrirung der Arbeitsmitt
und die damit zusammenhängende kurzfristig kündbare, ze
liche Ueberlassung von Arbeitsleistungen und Sachgütern
leistungen zurückzustauen".

Ueber die Zukunft des Clearing hat Dr. Scheimpfl
eine weitere Schrift[1]) veröffentlicht, in welcher er sei

1) Ueber die socialpolitische Bedeutung des Clearing. Wien 189
SS. 58.

Gedanken über Kapitalismus und Socialismus, über Zins und Wucher, endlich über eine neue berufsgenossenschaftliche Creditorganisation näher entwickelt. Der Verfasser spricht sich schließlich für staatliche Organisation und internationale Ausgestaltung des Abrechnungsverkehrs aus und erhofft sich davon eine Beseitigung der vorhandenen socialen Schwierigkeiten. Scheimpflug schließt diese Schrift mit folgendem, gegen das Geldverkehrmonopol der Juden gerichteten Satze: „Vielleicht erspart die internationale Ausgestaltung des staatlichen Clearing auf diese Weise dem Ende des 19. Jahrhunderts auch die Nothwendigkeit einer modernen Neugestaltung des Fremdenrechtes".

Diese zweite Schrift leidet noch mehr als die ersterwähnte an formellen Gebrechen. Die Anordnung des Stoffes läßt Vieles zu wünschen übrig, die Darstellung leidet an Unklarheit, die Satzbildung ist vernachlässigt, einzelne Sätze ziehen sich bandwurmartig ganze Seiten lang hin. Dadurch wird das Verständniß beeinträchtigt. Autoren von den Kenntnissen, von dem Gedankenreichthume und dem ausgedehnten Wissen, wie Dr. Scheimpflug, sollten für die Entwicklung und Darstellung ihrer Ideen auch eine ansprechende Form zu finden suchen!

Von einem österreichischen Gelehrten, Dr. W. Neurath, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur in Wien, ist ein sehr brauchbares kleines Buch erschienen unter dem Titel: „Elemente der Volkswirthschaftslehre".[1]) Das Buch ist als Leitfaden beim Unterrichte gedacht, ist aber so klar und ausführlich gehalten, daß jeder Gebildete darin die Summe des Wissenswerthen auf dem nationalökonomischen Gebiete finden und sich aneignen kann. Dr. Neurath hat großes Gewicht gelegt auf die Klarheit der Begriffe; die Darstellung ist allgemein verständlich; das Wichtige ist durch größern Druck hervorgehoben. Im kleineren Drucke finden

1) Wien bei Manz, 1892. SS. 486 in klein 8°.

sich nähere Ausführungen, mitunter ganze Abhandl
über ein wichtiges Thema, detaillirte Angaben über
fragen Zur raschen Orientirung ist das Buch außerord
praktisch angelegt. Ueber die Tendenz seines Werke
sich der Verfasser selbst also geäußert: „Immer weitere
des Volkes treten heran oder werden herangezogen zu
sprechung, Berathung und Beurtheilung volkswirthsc
licher Fragen; eine rein negirende Kritik der besteh
Grundlagen unseres socialen Aufbaues dringt in alle Sch
der Bevölkerung und selbst in die Köpfe und Herzen
Jugend ein. Alles hält sich für befähigt und berec
über den Aufbau unseres Social= und Wirthschaftsl
abzuurtheilen. Unter solchen Verhältnissen muß, wenn
vor den schlimmsten Gefahren bewahrt werden sollen,
und Jugend mit den höchsten Wahrheiten der Volksw
schaft und der socialen Ethik bekannt gemacht und mit so
ethischem Idealismus beseelt werden.“ Daß der Verf
mit seiner Arbeit einem praktischen Bedürfnisse entgegen
beweist der Umstand, daß das Buch bereits in zweiter
lage vorliegt. Dr. Neurath bietet nicht blos, wie die
Lehrbüchern zu geschehen pflegt, die Resultate der Fo
ungen Anderer, er entwickelt auch vielfach neue Ansic
Von besonderem Interesse ist seine selbständige Theorie
Ueberproduktion und Ueberproduktionskrisen (S. 437 —

Dieses Thema, welches zu den brennenden Fragen
Gegenwart zählt, hat Dr. Neurath näher ausgeführt in e
eigenen Schrift,[1]) welche besonderes Interesse bietet.

„Einst war es“, schreibt Neurath, „der Mangel
genügenden Mitteln des Lebens und Lebensgenusses,
Fehlen ausreichender Produktivkräfte und Produktionsmi
heute jedoch ist umgekehrt die Ueberfülle, der Ueberfluß sc
daran, daß die Mehrzahl des Volkes in Armuth, Noth

1) Die wahren Ursachen der Ueberproduktionskrisen, der Erw
und Arbeitslosigkeit. Wien bei Manz 1892. SS. 37.

Elend verbleibt. Heute ist es nicht so sehr der Mangel als die Fülle, welche uns am meisten ängstigt und peinigt". Wir haben heute die merkwürdige Erscheinung, daß die moderne Gesellschaft über zwei Uebel klagt, welche sich auszuschließen scheinen, über Ueberproduktion und zugleich über Uebervölkerung. Die Landwirthe klagen, daß die Märkte mit Getreide überschwemmt sind und daß sie für die Brodfrüchte keinen Käufer finden. Umgekehrt mangelt Tausenden und Tausenden das tägliche Brod. Es bilden sich Kohlensyndikate, um die Produktion einzuschränken, und Hunderttausende in den Städten müssen Kälte und Frost dulden, weil ihnen das Feuerungsmaterial fehlt. Tausende gehen in Lumpen gehüllt herum, während die Magazins-Inhaber über Ueberfüllung mit Kleiderstoffen jammern. In den Großstädten stehen Tausende von Wohnungen leer, während in den Arbeitervierteln ganze Familien in ein Zimmerchen zusammengepfercht sind. Hier stehen wir vor verwirrenden Widersprüchen, vor furchtbaren Räthseln. „Hier liegt das centrale Problem für die ökonomische Wissenschaft und Staatskunst unsers Jahrhunderts".

Die Lösung des Räthsels findet Neurath in der Verschuldung und Ueberschuldung der Betriebe. Nicht in der großen Fülle der Produkte, sondern in den auf feste Werth- oder Geldsummen gestellten Belastungen der Betriebe liegt die Ursache der Krisen. Bei der Kapital- und Creditwirthschaft ist es nothwendig, daß immer ein Mehrwerth aus den in den Produktionsproceß hineingeschossenen Einzelnwerthen sich ergebe. Da aber der Absatz vom Producenten nicht beherrscht werden kann, da er in dieser Beziehung von fremder Spekulation abhängt, ist es nicht bloß möglich, sondern nur zu oft thatsächlich, daß trotz eines höheren Gesammtnutzens der Produkte doch ein minderer Werth sich ergibt. Die Betriebe sind dann zahlungsunfähig, und die Folge ist weitere Verschuldung bis zur Einstellung der Be-

triebe, wobei zahlreiche Arbeitskräfte Beschäftigung und Be
dienst einbüßen. Diese Erscheinung heißt man dann Ueb
produktion und Uebervölkerung zugleich. Diese Erscheinu
wird gewöhnlich als „Naturgesetz" ausgegeben, wie a
jüngst Reichskanzler Graf Caprivi sich ausdrückte; sie
aber nur die Folge der schrankenlosen Macht des Kapita
und das Resultat der allzugroßen Ausdehnung des Credi

Das Rettungsmittel findet Neurath in dem Ersatze d
privaten Betriebe durch ein System von Unternehmerverbä
den. Er schreibt: „Der Einzelnunternehmer und das Einzel
geschäft soll gar nicht mehr schutzlos seinem eigenen Schick
überlassen bleiben, sondern unter dem Schutze des bestimmt
fachlichen Unternehmerverbandes und mit diesem wied
unter dem Schutze eines Centralverbandes stehen, welch
alle diese Verbände zu einer Einheit verknüpft. Wer Kap
talien der Produktion zuführt, dem hat dann die G
sammtheit der Unternehmerverbände für die gute Ve
waltung zu haften, und von dem Unternehmerverbande e
hält die Einzelunternehmung die ihr nöthigen Kapitalie
Man denke z. B. an die Creditgenossenschaften der lan
wirthschaftlichen Grundbesitzer, an die sogenannten Lan
schaften. Die Gesammtheit der so verbundenen Grundbesitz
gibt Pfandbriefe aus; der ganze Verband ist nach auß
hin der Schuldner, er nimmt von außen her Credit und
ist es, der dem einzelnen Grundbesitzer Credit gewährt. I
den künftigen Unternehmerverbänden hätte jedoch der Pfan
brief nur eine sehr engumgrenzte Rolle zu spielen. Aktie
und Commanditaktien u. dergl. Papiere müßten an Stel
der meisten Pfandbriefe treten. Der Außenstehende wär
gleichsam eine Art Aktionär oder Commanditist des System
der Unternehmungsverbände und das System der Verbänd
der Gesammtverband wieder der Aktionär und Commanditi
der einzelnen Unternehmungen. Zwischen allen Unternehm
ungen bestünde eine Art gegenseitiger Assecuranz und Soli
darität."

Wir geben die Resultate Neuraths wieder mit dem Bemerken, daß seine Ansichten das Darlehen ziemlich beseitigen und dafür das Kapitalgeschäft in die Produktion einführen würden. Die Erfahrungen, welche bisher mit den Verwaltungen der Aktien- und Commanditgesellschaften gemacht wurden, sind freilich so abschreckender Natur, daß wir an eine Heilung der socialen Schäden auf diesem Wege nicht glauben. Unserer Ansicht nach würde es genügen, zu dem früheren Systeme zurückzukehren, daß **Grund und Boden** nicht verschuldet werden darf. Unentbehrliche Kapitalien sollten den Grundbesitzern durch Organisation der „Landschaften" gegen Rückzahlung in Annuitäten zugeführt werden. Gegen schlechte Wirthschafter müßte der Landschaft das Recht zustehen, Sequester einzuführen. Die Verschuldung von Grund und Boden an Private und Banken muß unseres Erachtens unbedingt beseitigt werden; der bisher eingeschlagene Weg führt, wie die Erfahrung seit 1848 zeigt, zum Ruine der Landwirthschaft, zum Verderben des Bauernstandes, zur Auflösung des ganzen socialen Organismus. Wäre Grund und Boden nicht verschuldbar an Private, dann würde für den Handel und für die industrielle Produktion Geld in Hülle und Fülle vorhanden sein, zu niedrigem Zinsfuße. In England, wo es hypothekarische Verschuldung nicht gibt, ist der Zinsfuß der Staatspapiere zwei Prozent; für Unternehmungen aller Art, sogar für thörichte Einfälle, gibt es dort immer Kapitalien zu niedrigem Zinsfuße. In Deutschland stecken mindestens 40 Milliarden in Grund und Boden, ein maßloses Verhältniß, welches die Produktion aufs ungünstigste beeinflussen muß.

In den Neurath'schen Ausführungen findet sich eine weitere Lücke. Neurath berücksichtigt nur die Mängel der **Produktion**. Gewiß ist die Ueberschuldung und der ausgedehnte Credit eine Hauptursache der Produktionskrisen. Viel schlimmer ist aber noch der Einfluß der Geldspekulation beim **Absatze**. Hier hat das wuchernde Kapital am meisten

sich eingenistet, verlockt zu maßloser Ausdehnung der Produktion, um alsbald, sobald durch den Druck auf die Preise ein höherer Profit erzielbar ist, ein Stocken hervorzurufen. Die Produktion ist heute schutzlos der gewissenlosen Willkür der Spekulation im Handel, beim Absatze der Produkte preisgegeben. Hier liegt der Schwerpunkt der Krisen, hier ist des Räthsels Lösung zu suchen, warum neben gehäuften Vorräthen das Massenelend vorhanden ist. Die schrankenlose Handelsfreiheit hat den Krieg Aller gegen Alle gebracht. Geld, Profit, Gewinn mit allen Mitteln ist das einzige Ziel dieses Schacherns und Wucherns, welches man heute Handel heißt. Welche Aengstlichkeit herrschte nicht im ganzen Mittelalter, daß beim Kauf und Verkaufe, beim Darlehen, beim Tausche und Handel in allen Verkehrsformen ja keine Benachtheiligung des Nächsten, keine Verletzung der Gerechtigkeit, keine Aneignung fremden Eigenthums sich einschleiche! Und weil in diesem Leben so leicht eine Verfehlung gegen den Nächsten mitunterläuft, hat derjenige, welcher mit Glück gewirthschaftet hat und reich geworden ist, einen Theil seines Erwerbes der Gesammtheit wieder zurückgegeben durch letztwillige Schenkungen für allgemeine Stiftungszwecke. Dies ist die Quelle und der Ursprung fast aller Stiftungen der Vorzeit.

Ganz anders ist es heute. Die Gewissenhaftigkeit im Handel und Verkehr ist im Schwinden begriffen. Der gewissenlose Händler gilt als Capacität, während man den Geschäftsmann, welcher vor der Benachtheiligung des Nächsten zurückscheut, als „untüchtiges" Element bezeichnet, welches ausgemerzt werden müsse. So müsse es sein, das sei ein Naturgesetz des Kampfes um das Dasein. Diese schändliche jüdisch-heidnische Doktrin hat die Gewissenhaftigkeit und den Gemeinsinn ertödtet und hat uns den socialen Krieg Aller gegen Alle gebracht. Hier muß der Staat eingreifen und strenge gesetzliche Schranken errichten. Die Hauptsache aber

läge in einer sittlichen Erziehung der Gesellschaft im Geiste der Gewissenhaftigkeit der christlichen Lehre!

Trotz der Mängel und Lücken der Neurath'schen Anschauungen halten wir seine Abhandlung über die Ueberproduktionskrisen für hochverdienstlich, weil sie auf den wundesten Punkt im modernen Wirthschaftsleben hinweist und zugleich im Großen und Ganzen den Weg zur richtigen Erkenntniß weist.

Eine Publikation von größter praktischer Bedeutung zum Studium und als Nachschlagewerk ist das Handwörterbuch der Staatswissenschaften,[1] herausgegeben von Dr. J. Conrad in Halle, Professor Dr. L. Elster in Breslau, Dr. W. Lexis in Göttingen, Dr. Edgar Löning in Halle. Das Werk hat die hervorragendsten Vertreter der deutschen Universitäten der Staatswissenschaft und Volkswirthschaft und zahlreiche Fachautoritäten in amtlichen Stellungen zu Mitarbeitern. Der Verlag war deshalb im Stande, nicht bloß vorzügliche Leistungen zu bieten, sondern auch rasche Lieferungen einzuhalten, was bei solchen Werken von hervorragender Bedeutung ist. Im Jahre 1890 erschien die erste Lieferung, heute liegen bereits vier starke Bände in Lexikonformat (jeder Band hat über 1000 Seiten) vor, welche mit dem Buchstaben M abschließen. Zwei weitere Bände werden wohl bis Ende des Jahres 1893 das großartig angelegte Werk abschließen. Der Titel: „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", ist im engeren Sinne zu verstehen, in der Beschränkung auf das Gebiet der Wirthschafts- und Socialwissenschaften; der Hauptinhalt des Handwörterbuches besteht aus Artikeln der theoretischen und praktischen Volks- und Staatswirthschaftslehre und Socialpolitik. Der Rahmen ist also viel enger gefaßt, als beim „Staatslexikon" der Görresgesellschaft. Während

1) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Verlag von G. Fischer. 1890—93.

das „Staatslexikon" [1]) die gesammte Staatslehre, Staatsgeschichte und Statistik, Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Völkerrecht, Staatskunst und Staatssittenlehre neben den socialen und wirthschaftlichen Staatseinrichtungen umfaßt, beschränkt sich das Handwörterbuch auf die wirthschaftliche und socialpolitische Rolle des Staates, wobei ein reichhaltiges statistisches Material aus Vergangenheit und Gegenwart das Substrat bildet. Das „Handwörterbuch" stellt sich dabei nicht auf einen Parteistandpunkt, sondern sucht in der wissenschaftlichen Betrachtung der concreten Thatsachen die Lösung schwebender Fragen. Die wirthschaftliche Gesetzgebung Deutschlands, aller europäischen Staaten und Nordamerikas wird mit großer Ausführlichkeit geschildert und werden die Erfolge und Schranken der staatlichen Einwirkung anschaulich erörtert. In der Kritik, welche sich selbstverständlich nicht vermeiden läßt, wird der Maßstab des sittlichen Urtheils an diejenigen wirthschaftlichen und socialen Vorgänge gelegt, welche fast mit der Regelmäßigkeit von Naturgesetzen auftreten und daher auch hinsichtlich ihres inneren Wesens manchmal damit verwechselt werden.

Ein ähnlich umfassendes Werk, wie das „Handwörterbuch für Staatswissenschaften", existirt auf dem Gebiete der Wirthschafts- und Socialpolitik nicht. Um dem Leser ein Beispiel zu bieten, nehmen wir den Artikel: Arbeit und Arbeiter und die dazu gehörigen Abhandlungen. Sie umfassen den Raum von 415 zweispaltigen Seiten, also den Umfang eines ganzen Buches. Die Artikel: Arbeit (Begriff, Bedeutung, Bedingungen) und Arbeiter sind von Professor Schönberg in Tübingen bearbeitet. Daran reihen sich Arbeiterkammern (Dr.

---

1) Ueber dieses hochverdienstliche Unternehmen haben unsere Blätter in Bd. 102, S. 302 ff. und Bd. 108, S. 545 ff. berichtet. Seit Ende 1892 liegen vom „Staatslexikon" zwei Bände vollendet vor, und vom dritten Band ist inzwischen ein Doppelheft, 287 Seiten stark (Grotius—Hörigkeit) erschienen. A. d. R.

Mataja in Wien) und Arbeiterkolonien (Dr. Berthold, Berlin), Arbeiterschutzgesetzgebung (Einleitung Prof. Elster, Breslau), in Deutschland (Landmann, München), in Oesterreich (Finanzminister Dr. Steinbach, Wien), in Ungarn (Dr. Földes, Pest), in Großbritannien (Bojanowski, Berlin), in der Schweiz (Dr. Bucher, Basel), in Frankreich (Mataja, Wien), in den Niederlanden (Dr. Kerdijk, Haag), in Luxemburg (Elster, Breslau), in Italien (Mataja), in Dänemark (Petersen-Studnitz in Kopenhagen), in Schweden und Norwegen (Prof. Fahlbeck an der Universität Lund), in Rußland (Dr. Keußler, St. Petersburg), in Rumänien (Grünberg, Wien), in Nordamerika (Clinton Woodruff, Philadelphia); Arbeiterversicherung (Einleitung von Minister Dr. Schäffle, Stuttgart, sodann in den einzelnen Ländern wieder von zwölf verschiedenen Autoren), Arbeitsbuch (Dr. Stieda), Arbeitsbureaux (Schönberg), Arbeitseinstellungen (wieder von sieben verschiedenen Autoren nach der speziellen Gesetzgebung der einzelnen Länder), Arbeitshaus (Dr. Rumpelt, Dresden), Arbeitslohn (Schönberg), Statistik des Arbeitslohnes in den verschiedenen Ländern von Böhmert und Sbrojavacca; Arbeitsnachweis (Reitzenstein), Arbeitsvertrag (Loening), Arbeitszeit in den einzelnen Staaten von Böhmert, Lexis, Singer Sbrojavacca, Keußler. Mit ähnlicher Ausführlichkeit sind alle wichtigeren Fragen behandelt, so daß das „Handwörterbuch“ zu den besten Rathgebern für alle diejenigen gehört, welche im öffentlichen Leben rascher Belehrung und Orientirung bedürfen. Die einschlägige Literatur ist bei den einzelnen Artikeln umfassend angegeben. Dazu bringt das „Handwörterbuch“ auch biographische Skizzen über die Autoren auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und Socialpolitik aus Vergangenheit und Gegenwart. Die biographischen Angaben sind knapp gehalten, dagegen sind die literarischen Arbeiten nicht bloß, soweit sie in Buchform erschienen, sondern auch in Zeitschriften veröffentlicht worden sind, erschöpfend verzeichnet.

Wie vom socialpolitischen Standpunkte aus, so hält das „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" auch ir ligiöser Richtung von gehässiger Einseitigkeit ferne. haben nichts gefunden, was vom katholischen Standpı als ungerecht oder verletzend bezeichnet werden könnte, dies so häufig bei Sammelwerken vorzukommen pflegt. werden Erscheinungen auf katholisch-socialem Gebiete (z die katholischen Gesellenvereine) mit anerkennenswerther S kenntniß und Objektivität behandelt. Wir zweifeln de nicht, daß das „Handwörterbuch der Staatswissenscha neben dem „Staatslexikon" der Görresgesellschaft auc katholischen Gelehrtenkreisen seinen Platz finden wird.

München. Dr. Ratzinger.

LV.

Carolina Auguste, die „Kaiserin-Mutter".[1]

Es sind nun gerade zwanzig Jahre verflossen, seit Kaiserin Carolina Auguste, die Schwester Ludwigs I. Bayern, die vierte Gemahlin des Kaisers Franz I. Oesterreich, nach einem achtzigjährigen segensreich ange deten Leben aus der Welt geschieden. Als Kaiserin Mu hat sie sich durch großartige Stiftungen und Wohlthätigkeits in den Ländern der österreichischen Krone ein wahrhaft f

1) Carolina Auguste, die „Kaiserin-Mutter". Von Dr. Cöl Wolfsgruber, Benediktiner zu den Schotten in Wien, geistl. Rath. Wien, H. Kirsch, 1893. 300 S. (M. 6.)

liches Gedächtniß gestiftet. Jetzt ist ihr auch ein biographisches Denkmal gesetzt worden, das weiteren Kreisen in allen deutschen Gauen ihr verehrungswürdiges Bild, das Bild der verkörperten Humanität auf dem Throne, vor Augen stellen soll und als ein Werk der Pietät ohne Zweifel freundliche Aufnahme finden wird. Von kundiger und geübter Hand errichtet, kann es auf Treue und Glaubwürdigkeit Anspruch machen, da es aus dem verlässigsten Material hergestellt ist. Ging doch die Anregung dazu von dem letzten geistlichen Berather der verewigten Kaiserin, dem gegenwärtigen Fürst-Erzbischof Cardinal Gruscha aus, und gleich ihm befinden sich immer noch unmittelbare Zeugen genug am Leben, welche dafür erwünschte und werthvolle Bausteine liefern konnten. Der Verfasser hat mit Emsigkeit alles gesammelt, was aus diesen und anderen Quellen zu erreichen war, und die Kraft einer liebevollen Begeisterung daran gesetzt, um dieses inhaltreiche Leben mit Lebendigkeit zu schildern.

Acht Jahre jünger als ihr Bruder Ludwig, geboren 1792 in Mannheim, mußte Prinzessin Charlotte von Bayern, die vermöge ihrer schönen Naturanlage für das friedliche Glück bestimmt schien, in ungewöhnlichem Maße die Bitterkeit des Lebens kennen lernen, um dann in noch ungewöhnlicherem Grade zum gesegneten Schutzgeist der Bedrückten emporzureifen. Sie war nicht umsonst in der Schule des edlen und geistvollen Sambuga aufgewachsen Ihre Jugend fiel in die Zeit, da der corsische Weltbezwinger Kronen vertheilte und über das Schicksal deutscher Fürstenhäuser mit Despotenlaune verfügte. Prinzessin Charlotte von Bayern wurde ein Opfer dieser Politik. Auf Napoleons Geheiß wurde sie dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg angetraut, der sich selbst nur widerwillig dem Machtgebot des Gewaltigen fügte; denn seine Neigung gehörte damals schon der Großfürstin Katharina, mit der er in Petersburg seine Kindheit verlebt hatte. Das erste Wort, womit er die ihm angetraute sechzehnjährige bayerische Prinzessin ansprach, lautete: Nous

sommes victimes de la politique. Das ließ er sie
in seinem ganzen ferneren Verhalten fühlen; er blieb
dauernd fremd, behandelte sie mit eisiger Kälte und
mit ihr lediglich „auf dem ceremoniellen Fuße des äu
lichen Anstandes".

Sechs Jahre (1808—1814) dauerte dieses Schein
leben Charlottens am Stuttgarter Hofe, eine sechsjäh
thränenschwere Leidenszeit, bis durch den Sturz Napol
Kronprinz Wilhelm in die Lage kam, die Trennung durch
württembergische protestantische Ehegericht „wegen Mangel
den wesentlichen Erfordernissen" aussprechen zu lassen (31
1814). Etwas später wurde dann, nachdem durch den ba
ischen Hofcommissär Lerchenfeld und den Bischof Häffel
Gesandten in Rom, die einleitenden Schritte geschehen, d
ein Breve Pius VII. vom 12. Januar 1816 die Namen
auch kirchlich gelöst. Prinzessin Charlotte hatte sich
Stuttgart nach Würzburg begeben, wo sie an der S
ihres Bruders Ludwig, der dort Residenz hielt, in st
Zurückgezogenheit zwei traurige Jahre verlebte, während
württembergische Kronprinz nunmehr mit der Großfür
Katharina sich vermählte. Als König ließ derselbe je
je länger je mehr erkennen, wie sehr er das Unrecht,
er begangen, einsehe und bereue. „Erkrankte etwa Carol
so ließ er als der erste seine Theilnahme wissen, und
seinem Sterben bat er der Kaiserin-Mutter allen Kum
und alles Leid, so er ihrem Herzen zugefügt, aufric
ab" (S. 47). Diese aber pflegte, wenn sie auf ihre Leide
tage in Stuttgart zurückblickte, zu sagen: „So schwer a
das Unrecht war, das Kronprinz Wilhelm durch seine A
fluchts- und Vorwandstrauung begangen, so hat er doch

1) Nicht „Hoefflin", wie S. 46 und 47 zu lesen. Ebenso ist S
und 65 der Name des Pfarrers von U. L. F. in München,
den Trauungsakt vollzog, nicht Dauchinger, sondern Darchin

an mir gehandelt, daß er mir überhaupt die Freiheit gewahrt hat."

Nur wenig über ein halbes Jahr nach Erlaß der päpstlichen Dispens kam sie in die Lage, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen, und eine neue Epoche begann in ihrem Leben.

Während Kronprinz Ludwig für seine geliebte Schwester eine Verbindung mit dem Großherzog von Toscana zu vermitteln suchte, leitete König Max Joseph Verhandlungen direkt mit dem Kaiserhofe ein, welche im September 1816 zur Verlobung seiner nunmehr 24jährigen Tochter mit dem Kaiser Franz I. führten. Interessant ist hiebei die Charakteristik, welche der österreichische Gesandte in München von der kaiserlichen Braut entwirft, als der Kaiser sich um ihre Lebensweise und etwaige Liebhabereien erkundigte, um ihr schon aus der Ferne durch zarte Aufmerksamkeiten Freude zu bereiten. Die Antwort lautete: Bei der Prinzessin trage alles den Stempel der Einfachheit; die schöne Natur und ihre Freuden ziehe sie allen andern vor. Sie liebe die Botanik und Gärtnerei, schätze die Musik und spiele Klavier, ohne daß man sie indeß eine gute Spielerin nennen könne; für das Zeichnen besitze sie ein hübsches Talent. Gewohnheiten im eigentlichen Sinne habe die Prinzessin keine; ihr Wunsch, gefällig zu sein, mache es ihr leicht, sich nach den Gewohnheiten Anderer zu richten. Man könne mit einem Worte sagen, daß sie keinen anderen ausgesprochenen Willen habe als den, alles gut zu machen und zu gefallen, und ihr größtes Talent sei das, sich beliebt bei denen zu machen, welche das Glück haben, sich ihr nähern zu können (S. 59).

Max Joseph nannte den Tag, an dem seine Tochter dem Kaiser Franz angetraut wurde (29. Oktober 1816), den glücklichsten Tag seines Lebens. Und er begründete auch das Glück der in der Schule der Entsagung großgewordenen jungen Kaiserin. Carolina Auguste, wie sie, die Trägerin einer Kaiser- und acht Königskronen, nunmehr hieß, wurde

das Ideal einer Gattin, die sich selbst vergessend nur
Anderen lebt. Ihr Sinnen und Trachten ging völlig
in der Hingebung für den kaiserlichen Gemahl, der sie
jedem Tage höher schätzen lernte und in ihr „eine häusl
Perle" gewonnen zu haben versicherte. Sie war s
ständige und unzertrennliche Begleiterin auf Reisen,
zarte Pflegerin, die, wie Grillparzer sang, „jeden Ha
bewacht", und dabei stets auch die fürsorglich bedachte Land
mutter, die, wo sie konnte, mit ihrer feinen Empfindu
störende Gegensätze und Härten mildernd ausgleicht, Ueb
sehen gut macht, Mißverständnisse zu heben sucht.
war es auch, welche den zur Zurückgezogenheit geneig
Kaiser immer wieder drängte, sich dem Volke zu zeigen u
durch Bereisung der Provinzen seiner großen Monarchie
Herzen der Unterthanen in jener landesväterlichen W
nahe zu treten, welche ihm die über das Grab hina
fortwirkende Popularität erwarb. Das Zeugniß, das
der Kaiser auf dem Sterbebette gab, daß sie „in Freud u
Leid seine treue Gefährtin war und nur für seine Erhaltu
lebte", war darum gewiß verdient.

Die Kaiserin blieb kinderlos, aber sie wurde für U
zählige eine hilfreiche Mutter, wie beispielsweise für d
Missionär F. X. Weninger, einen gebornen Steiermärk
der nachmals in Nordamerika eine so großartige Wirksamk
entfaltete († 1888). P. Weninger bekannte ausdrücklich,
schulde sein „ganzes Glück für Zeit und Ewigkeit" der Kaiser
Carolina und — könnte man hinzufügen — dem Laibach
Congreß; denn dort in Laibach und zur Zeit des Congress
(1821) lernte sie den studirenden Jüngling kennen, dessen hu
reiche Wohlthäterin sie wurde. In gleicher Weise verehrt d
gegenwärtige Bischof von Linz die Kaiserin als seine „größ
Wohlthäterin". Der Kaiserin Carolina verdankte Grillparz
außer anderen Huldbeweisen die Rettung seines Drama
„König Ottokars Glück und Ende" aus dem Orkus d
österreichischen Censur, der willkürlichsten und kritiklosest

Behörde, die im vormärzlichen Kaiserstaat gewaltet. Auch Hyrtl, der berühmte Anatom, in seiner Schulzeit Sängerknabe, denkt der kaiserlichen Frau und ihres Eingreifens in sein Jugendgeschick mit heiterer Dankbarkeit. Es wohnte ihr die Gabe der milden Größe, der herzgewinnenden Güte inne, welche Sonnenschein über die Gemüther verbreitete. Mit Recht und in dankbarem Gefühl eigenster Erfahrung feiert sie ihr Bruder Ludwig in einem warm empfundenen Sonett als den versöhnenden, Wunden heilenden, Zwietracht lösenden Friedensengel, und ruft:

„Wer liebt Dich nicht und hätte von Dir Kunde!"

Nach dem Tode des Kaisers waren es recht eigentlich die Armen und Nothleidenden, welche ihre Familie bildeten. Von ihrem 38jährigen Wittwenleben (1835—1873) kann man nur sagen: ihr Wandel war Wohlthun. Denn sie lebte fortan vornehmlich für den Dienst der hilfsbedürftigen und trostsuchenden Menschen. Eine weitherzige Menschenliebe machte die Kaiserin-Mutter, wie jetzt ihr Titel lautete, mehr als je zuvor zum hilfreichen Schutzgeist, zur freudestiftenden Landesmutter, und so schildert sie auch der Verfasser in den folgenden Kapiteln: als die Mutter im Familienkreise, als die Mutter der verlassenen Jugend, als die Mutter der armen Kranken, als die Mutter in jeder Noth.

Dieser zweite Theil gewinnt dadurch ein eigenes Gepräge, einen mehr erbaulichen Charakter, aber derselbe ist trotz der etwas breiten Ausführung schon darum interessanter, weil der Ballast des großen Ceremoniells mit den üblichen Hoffestlichkeiten, typischen Ansprachen, Festgedichten ꝛc., der den ersten Theil über Gebühr beschwert, von da an wegfällt. Das stille Wirken der gütigen Frau, reich an Zügen des Edelmuths, feiner Aufmerksamkeiten, sinniger Ueberraschungen, tritt jetzt nur um so schöner und reiner hervor. Besonders anmuthend ist ihr mütterlicher Verkehr mit der von ihr gestifteten Erziehungsanstalt für Soldatentöchter (S. 214 ff.)

und verschiedenen Kinderbewahranstalten, deren eigentl
Gründerin sie in Oesterreich war. Das Institut der Sa
anerinen in Wien (Erziehungsanstalt für Töchter aus
Adel) verehrt sie als „zweite Stifterin“, und mit glei
Rechte hieß sie auch die „Schutzfrau der barmherz
Schwestern“, für welche sie in Wien Großes wirkte.
so allerwärts. Die Schulstiftungen in Judenau, Persenb
Großpöchlarn, Ybbs, Amstetten verewigen ihren Namen.
saxa loquuntur, steht über einem Thor in Salzburg.
der fürstlichen Großmuth der Kaiserin reden in Salzb
wo sie mit Vorliebe die Sommermonate verbrachte,
Steine in Form von Stiftungen. Das dortige Mus
Carolino-Augusteum, das Collegium Borromeum, die
mundsburg (Rettungs- und Besserungsanstalt für Knab
das Mädchenwaisenhaus und v. a. bewahren der erlauc
Gründerin oder mächtigen Helferin ein unvergängliches
denken in den salzburgischen Landen.

Ihr Sorgen und Wirken für die Armen grenzt
Unglaubliche, und der Stoßseufzer ihres Sekretärs: „
Wohlthätigkeit der Kaiserin lastet schwer auf mir“, m
ganz begreiflich, zumal er auch beifügt: „aber ihr Beis
erleichtert es mir“. Sie machte aus ihrer Wohlthätig
ein Studium, ein System, so daß ein guter Theil des Ta
derselben gewidmet war. Sie hatte von ihrem Reichth
nichts als die Sorge für die richtige Verwendung desselb
Einfach bis zur Unscheinbarkeit gegen sich selbst, hatte
mit ihrem königlichen Bruder jene edle Sparsamkeit
eigenen Haushalt gemein, welche höhern Zwecken, bei Ludw
vorzüglich den Künsten, bei Carolina den charitativen A
stalten zu gut kam. Diesen Grundsatz, den Sinn für Häu
lichkeit und Sparsamkeit wollte sie auch in ihren Erziehung
anstalten gepflegt und angewendet wissen, wie sie denn
wiederholte: „Mädchen auch höherer Stände sollen prakti
und häuslich erzogen werden“.

So griff die kaiserliche Frau überall persönlich u

dadurch um so mächtiger ein. In ihrer Stiftung für Soldatentöchter und anderen Lieblingsanstalten erschien sie allwöchentlich und ließ sich über alles Rechenschaft geben, und mit mütterlicher Sorgfalt überwachte sie das körperliche und geistige Gedeihen ihrer Schützlinge. Ihr Erscheinen wirkte allerorten belebend und spornend. Dabei zog das Beispiel ihrer lebendigen Glaubenskraft das Herz der Bedrückten und Trostsuchenden mit fast unwiderstehlicher Gewalt an sich, und der Starkmuth ihrer geprüften Seele hat nicht Wenigen, hoch und niedrig, als Stab und Stütze gedient. Eine protestantische Fürstin sagte, als sie aus dem Gemach Ihrer Majestät heraustrat, überlaut: „Wie man doch von der Kaiserin-Mutter immer so wunderbar getröstet und gehoben weggeht“.

In Wahrheit: ein „in Liebe thätiges Glaubensleben“. Soviel Thränen sie auch in ihrem ersten Eheleben, das keines war, im Stillen vergossen hat, unzählig viel mehr hat sie in ihrem zweiten, ihrem wirklichen Eheleben, auf dem Kaiserthron und im Wittwenstande im Stillen getrocknet. Das letzte Wort der Sterbenden war: „Wer wird für meine Armen sorgen?“ Noch in ihrem Testament waren alle ihre Anstalten reichlich bedacht. So blieb sie bis zum letzten Athemzuge die Zuflucht aller Trostbedürftigen, die Kaiserin im Reich der Armen.

LVI

Der Zerfall der alten Parteien.

In dem am 16. December v. Js. ausgegebenen He dieser Zeitschrift begann ein süddeutscher Mitarbeiter ein Artikel über „Jüdisches Erwerbsleben" mit den Worte „Die Judenfrage wird ebenso, wie der Socialismus Frage der Gegenwart ist, die bewegende Frage der Zukun sein. Und zwar schon der nächsten Zukunft. Zwar gibt heute noch in allen Parteien überwiegend Elemente, wel es machen, wie der Vogel Strauß, sobald die Judenfra berührt wird".

Ein paar Tage, nachdem diese Zeilen geschrieben ware fand die Reichstagswahl in Arnswalde-Friedeberg (Bezi Frankfurt a. d. Oder) statt, aus welcher der Antisemit Al wardt hervorging. Diese Wahl bedeutete sowohl die Ve nichtung der „freisinnigen", früher nationalliberalen, w der „conservativen" Partei, welche bisher wechselseitig d Sieg im Wahlkreis erfochten hatten.

Wenige Wochen darauf fand eine Reichstags-Ersatzwa in Liegnitz statt, wo der antisemitische Candidat, der in d siebziger Jahren überhaupt nicht vorhanden, in den Jahr 1887 und 1890 je an 120 (hundertundzwanzig) Stimme erhalten, über 8000 (acht Tausend) Stimmen auf sich ve einigte. Der „freisinnige" Candidat hatte zwar diesm noch über eine höhere Stimmenzahl zu verfügen; aber d „conservative" Partei lag fast völlig vernichtet am Boden

Hier hatte während der siebziger Jahre die nationalliberale Partei beständig den Sieg erfochten. Die „conservative" Partei hatte es zu Minoritäten bis an 8000 (acht Tausend) Stimmen gebracht.

Wieder ein paar Wochen später fand in Ravensburg (Württemberg) eine Ersatzwahl statt, wo seit 1871 beständig das Centrum siegte. Das letztere erfocht auch diesmal (durch anerkennenswerth rührige Agitation) den Vorrang; aber bereits trat als Mitbewerber mit mehr als 5000 Stimmen ein Candidat der „Volkspartei" auf, welche Partei dort bei früheren Wahlen niemals genannt wurde. Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre brachte es daselbst der Feldmarschall Graf Moltke auf noch nicht 200 Stimmen; in gleicher Minderheit blieb die socialdemokratische Partei. Dagegen erzielte vor 1874 die „Deutsche Reichspartei" die ansehnliche Minderzahl von 5000 Stimmen.

Eigenartig unter diesen Vorgängen steht die Wahl in Olpe-Meschede da, wo ein „Centrums-Candidat" gegen die officielle Erklärung der Vorstände der parlamentarischen Fraktionen mit großer Mehrheit, mit 15,131 Stimmen gegen den „eigentlichen" Centrums-Candidaten, der 4729 Stimmen erhielt, gewählt wurde.

Alle diese Vorkommnisse waren neu und haben auf allen Seiten große Ueberraschungen bereitet. Denjenigen indeß, welche die Entwickelung der öffentlichen Zustände nicht nach der Oberfläche, sondern nach den inneren treibenden Ursachen zu beobachten pflegen, werden sie nicht überraschend gekommen sein. Andeutungen hierüber sind ja in diesen „Blättern" schon vor Jahren enthalten gewesen und noch neuerdings hat der obenerwähnte Mitarbeiter die Umbildung der politischen Situation, welcher wir entgegensteuern, in allgemeinen Umrissen gekennzeichnet.

Wir müssen es deßhalb als einen Fehler bezeichnen, wenn man zur Erklärung der besonders beklagenswerthen Vorgänge im Wahlkreise Olpe-Meschede-Arnsberg die Ursache

lediglich in persönlichen Verschuldungen sucht und wenn man Anklagen häuft, sei es gegen die Person der Centrumsführer in Berlin oder gegen die Leiter der Agitation im Wahlkreise, oder endlich gegen die Person der sich gegenüberstehenden „Centrums-Candidaten".

Man kann es ja dahingestellt sein lassen, ob es praktisch war, daß die Vorstände der Centrumsfraktionen sich öffentlich in die Angelegenheiten des betreffenden Wahlkreises „einmischten". Interventionen von Berlin aus in Wahlangelegenheiten sind auch beim Centrum zu allen Zeiten nothwendig gewesen; selbst der selige von Mallinckrodt, der allen Wahlkreisen die größtmögliche Freiheit ließ, hielt seine „Einmischung" für erforderlich, sobald er das Wohl und Ansehen der Fraktion durch die Wahl eines Candidaten für gefährdet befürchtete; aber er wußte hierbei jederzeit die rechte discrete und dabei erfolgreiche Mittel zu gebrauchen.

Ebenso verkehrt ist es, zu behaupten, daß es an genügender Organisation und Agitation für die Person des „eigentlichen" Centrums-Candidaten gefehlt habe. Die Ehre ist noch niemals einem Abgeordneten des Centrums zu Theil geworden, daß die bekanntesten und gewandtesten Redner der Fraktion in seinen Wahlkreis gekommen und sich Tage lang für ihn bis zur Heiserkeit verwendet hätten. In einem einzelnen Wahlkreise konnte man sich ja diesen Ueberschuß an Kräfteverbrauch gestatten; wird man dies aber auch bei den nächsten allgemeinen Wahlen ermöglichen können? Wird man dies namentlich bei den confessionell gemischten Wahlkreisen vermögen, wenn schon der zu 94 Procent katholische Wahlkreis Olpe-Arnsberg eine solche Riesenanstrengung erforderte?

Auch was die Persönlichkeit des von der officiellen Parteileitung refusirten Herrn Fusangel betrifft, so wüßten wir nicht, was vom partei-politischen Standpunkte an ihm viel auszusetzen gewesen wäre. Herr Fusangel war in der Lage, während der Wahlbewegung Briefe vorzulesen, die von

Centrumsführern noch in den letzten Jahren an ihn ergangen waren und in denen eine große gegenseitige Intimität sich zu erkennen gab. Auch hatte Herr Fusangel der besonderen Protektion Windthorsts sich zu erfreuen gehabt, welcher letzterer 1887 sogar zu seinen Gunsten von der Reichstags-Candidatur in Bochum zurücktrat. Die gesammte Tagespresse des Centrums, mit etwa zwei oder drei Ausnahmen, pries ihn wie einen Heros, als er im Proceß Baare vorging und u. a. den Fürstbischof Dr. Kopp — freilich auf gänzlich verunglückte Weise — in den Proceß hineinzuziehen suchte. Die schließliche Versöhnung mit Herrn Baare mag ja Manchem nicht imponirt haben; ein persönlicher Makel ist aber dabei kaum auf Herrn Fusangel gefallen, der jedenfalls durch sein Gesammt-Vorgehen ein besseres Einkommensteuer-Gesetz für den preußischen Staat zu Stande gebracht hat. Und noch während der Wahlbewegung wandte der weitaus größte Theil der Centrumspresse Herrn Fusangel seine persönlichen Sympathien zu, wenn man auch nicht wagte, dies offen zu bekunden, da man sonst der officiellen Parteileitung hätte entgegentreten müssen und dadurch vor den Gegnern einen offenen Bruch innerhalb der eigenen Partei constatirt hätte. Mehr als 15,000 Männer seines Wahlkreises haben Herrn F. schließlich zu dem Manne ihres Vertrauens erklärt.

Also nach der persönlichen Seite hat man in keiner Weise zu sehen, wenn man die Ursachen dieser Vorgänge erspähen will. Die Motive liegen in den sachlichen Verhältnissen.

Ein einziger Satz wird das beweisen: Zur Zeit des „Culturkampfes" würden solche Vorgänge in einem Centrumswahlkreise ganz unmöglich gewesen sein. Wenn sie jetzt möglich geworden, so liegt dies daran, daß die kirchenpolitischen Fragen in den Hintergrund getreten und nichtkirchliche Angelegenheiten, in denen die Centrumspartei nicht

in gleicher Weise einig ist, wie in kirchlichen, den Vorrang in der öffentlichen Discussion behaupten.

Die Bedeutung dieses Umstandes konnte man während der letzten allgemeinen Wahlen namentlich in denjenigen Wahlkreisen ersehen, in welchen das Centrum stets in der Minorität bleiben und nur mit der Aufstellung sogenannter Zählcandidaten sich begnügen mußte. Hier erklärten denn vielfach Bauern, Handwerker und Arbeiter ihren Seelsorgern: „Wir haben jetzt unsere Geistlichen wieder; für unsere Seelen ist wieder gesorgt; nun müssen wir auch für unser leibliches Wohl bedacht sein!“ Und sie wählten nicht mehr für's Centrum, sondern je nach ihrem politisch-socialen Standpunkte agrarisch, „freisinnig“ und — aus Unmuth — selbst socialdemokratisch.

In analoger Weise macht sich diese Strömung auch in specifisch katholischen Wahlkreisen bemerkbar. Und wenn dagegen betont wird, die Centrumsfraktion sei keine bloß kirchenpolitische, sondern auch eine allgemein *politische* Fraktion, so haben die 15,000 Wähler des Herrn Fusangel jetzt erklärt, daß sie eben eine *andere* Politik, auch eine andere Socialpolitik wollen, als die officielle Centrumsleitung sie wünscht. In *kirchenpolitischer* Beziehung dagegen erklären sie sich mit ihr einverstanden.

Bei früheren Gelegenheiten haben wir schon wiederholt hervorgehoben, daß es ein vergebliches Bemühen ist, die Centrumsfraktion in rein politischen und socialen Fragen unter *einen* Hut zu bringen. Dieses Kunststück hat der Abgeordnete Windthorst einigemal fertig gebracht; aber „immer nimmer“. Die Resolutionen, durch welche Windthorst das Centrum beim Socialistengesetz und in der Militärfrage zweimal geeinigt hatte, waren Meisterstücke diplomatischer Gewandtheit und parlamentarischer Routine; wiederholt ist es aber auch einem Windthorst nicht möglich gewesen, in diesen beiden Fragen — von andern, z. B. Zoll- und Steuerfragen abgesehen — eine Einigung innerhalb der Fraktion

zu erzielen. Diese stimmte dann bisweilen zu gleichen Hälften pro und contra. Ein Zwang, in rein politischen Fragen geschlossen zu stimmen, besteht ja auch im Centrum nicht, und wollte man eine solche Bestimmung in die Statuten aufnehmen, so würde man damit einfach die Fraktion zersprengen. Während des preußischen Verfassungs-Conflictes saßen in der Centrumsfraktion, welche sich bis dahin „katholische Fraktion" genannt hatte, friedlich zusammen Abgeordnete, welche der Regierung das Budget verweigerten, und solche, welche in ihrer Auffassung des Constitutionalismus mit der äußersten Rechten harmonirten. Eine gewaltsame Durchführung der Forderung, daß alle Mitglieder der Fraktion hätten für Verweigerung des Budgets oder für Bewilligung stimmen müssen, hätte zur sofortigen Auflösung der Fraktion geführt. Ein vom Abgeordneten Peter Reichensperger unternommener Versuch zu einem mittleren Auswege fand nicht die Zustimmung aller Fraktionsmitglieder und scheiterte schließlich an der Ablehnung von Seiten des Herrn von Bismarck. Die Geschichte des Centrums lehrt aber continuirlich, daß kirchliche Fragen die Fraktion einigen, politische Fragen sie zerstreuen.

Einsichtige hatten es deshalb schon während der letzten Septennats-Bewegung im Interesse der Fraktion beklagt, daß man damals die trennende politische Frage so sehr in den Vordergrund stellte und daß man sich erhitzte in der Discussion pro aut contra Septennat, statt einfach die Parole auszugeben: Für's Centrum!

Die Folgen dieses Vorgehens haben das neueste Wahlresultat in Olpe-Arnsberg zum Theil wohl mit verschuldet. In einem Berichte der „Niederrheinischen Volkszeitung" vom 24. März lesen wir, daß ein „weiterer Unstern", der über der Candidatur der von der officiellen Centrumsleitung empfohlenen Persönlichkeit waltete, der Umstand gewesen sei, daß dieselbe vielfach von denjenigen protegirt worden sei, welche im Frühjahr 1887 bei der Septennats-Bewegung

„gegen Peter Reichensperger agitirt hatten". Reichens-
perger war bekanntlich für das Septennat; aber war
ein Grund, gegen den Veteranen des Centrums, den
probten Führer der „katholischen Fraktion", der zum
Wahlkreis Olpe-Arnsberg seit zwanzig Jahren in glänzender
Weise vertreten hatte, zu „agitiren"? Wer durch eine
Agitation den Interessen des Centrums zu dienen glaubte,
der verdiente allerdings nicht nur die Beschämung, daß
seiner Agitation Reichensperger mit gewaltiger Mehrheit
wiedergewählt wurde, sondern er verdient auch zur Strafe
noch die neueste Niederlage.

Ueberhaupt haben sich die Wähler des Herrn Fusangel
alle die Sprüchlein gut gemerkt, welche bei den Wahlen
von 1887 von manchen Seiten angewendet wurden. „Wenn
damals", sagte ein Bannerträger Fusangels in einer öffent-
lichen Volksversammlung, „der Papst der Centrumsfraktion
nicht einmal einen Rath ertheilen durfte, so brauchen wir
jetzt auch nicht den Rath der Centrumsfraktion und unserer
Geistlichen anzunehmen". In der That ist denn auch die
Wahl Fusangels nicht nur gegen den Wunsch der Centrums-
fraktion, sondern gegen das einstimmige Votum des Klerus
des Wahlkreises und gegen die Leiter des neuen „katholischen
Volksvereins" erfolgt.

An der Spitze der Erklärung der beiden Centrums-
fraktionen contra Fusangel stand der Name des Grafen
Conrad Preysing. Wenn man sich erinnert, wie dieser
um die katholische Sache hochverdiente Herr im Jahre 1887
von einzelnen Centrumsblättern behandelt wurde, kann man
sich nicht wundern, wenn jene Sprache jetzt noch bei den
Anhängern Fusangels nachtönt. Und wie wurde 1887 in
einem Nachbarwahlkreise von Arnsberg der langjährige Reichs-
tags-Abgeordnete des Centrums, Freiherr von Landsberg-
Steinfurt, zu Gunsten der „demokratischen" Richtung im
Centrum verdrängt? Da wurde nicht die mindeste Rücksicht
darauf genommen, daß Freiherr von Landsberg seine staat-

liche Stellung als Landrath seiner katholischen Ueberzeugung zum Opfer gebracht, daß er als Mitglied des preußischen Herrenhauses während des ganzen „Culturkampfes" die Rechte der Kirche auf ziemlich einsamer Höhe stehend unerschrocken vertheidigt hatte.

Wir sagen: Wenn alle diese Vorkommnisse in und bei Olpe-Arnsberg schon vor sechs Jahren möglich waren, wie kann man sich da wundern, daß sie heute in neuer Form wieder auftreten?

Allerdings muß man zugeben, daß auch ohne die früher gemachten Fehler eine Veränderung in den Wahlparolen einmal eingetreten wäre, denn die kirchlichen Fragen treten eben zur Zeit mehr in den Hintergrund und die entzweiende Politik behauptet den Vorrang.

Zu der socialdemokratischen Bewegung, zur antisemitischen und zur Handwerker-Agitation ist die alte agrarische Agitation jetzt in neuer Form hinzugekommen, welche ebenfalls an den Thoren aller alten Parteien Einlaß begehrt. Von allen diesen modernen Strömungen ist die letztere vielleicht für den Bestand des Centrums die nachtheiligste.

Der „Bund der Landwirthe", der sich neuerdings in Berlin mit einer selbst im Reichscentrum bisher noch nicht dagewesenen riesigen Betheiligung constituirt hat, dehnt sich bereits in Süddeutschland aus und wenn die Getreidepreise ihren augenblicklichen niederen Stand behalten, so hat die neue Bewegung Aussicht auf noch weiteren bedeutenden Fortschritt.

An und für sich ist in dieser Bewegung noch kein centrumsfeindlicher Zug enthalten. Die große Mehrheit der Centrumsfraktion vertritt überwiegend ländliche Wahlkreise und hat auch schon 1879 bei der Feststellung des Zolltarifes für landwirthschaftliche Zölle sich erklärt. Es könnte aber kommen, daß man in den leitenden Kreisen jener Bewegung befürchtet, im Centrum müsse man Rücksicht auch auf die in der Fraktion sitzenden städtischen Vertreter nehmen, und

daß deßhalb den vom „Bunde“ auserwählten Candidaten eine ausschließliche agrarische Interessenvertretung eventuell im Gegensatz zum Centrums-Candidaten zur Pflicht gemacht wird. Dann wäre natürlich der Krieg dem Centrum, welches eben nicht ein einseitig politisches oder sociales Programm officiell annehmen kann, erklärt. Und dann könnte es auch kommen, daß wie in Wahlkreisen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung schon jetzt manche ehemaligen Centrumswähler erklären: „Für unsere Seelen ist wieder gesorgt; nun sorgen wir für den Leib!“ — auch in specifischen Centrumswahlkreisen die Versuchung zum Abfall von der alten Partei an manche, vielleicht viele Wähler mit Erfolg herantreten würde. Der Abfall einer Anzahl Centrumsstimmen in dem zu 91 Procent katholischen Wahlkreis Ravensburg eröffnet in dieser Beziehung bereits eine Nachdenken erregende Perspektive.

Wesentlich zur Zersetzung der alten Parteien tragen auch bei die sogenannten farblosen Blätter, welche immer mehr an Verbreitung gewinnen und die Farbe bekennende Presse aller Parteien verdrängen.

Jedenfalls ist für das Centrum der Rückgang seines numerischen Bestandes kein neues ungewöhnliches Ereigniß. Die Geschichte der Centrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses zeigt, daß dieselbe entstanden, gewachsen, schwächer geworden, verschwunden und wiedergekommen war, je nachdem der kirchenpolitische Barometer stand.

Freilich wäre, da wir auf Erden stets eine streitende Kirche haben werden und somit ein latenter „Culturkampf“ immer und überall vorhanden ist, eine ständige katholische Volksvertretung in den Parlamenten wie eine constante katholische Abtheilung im Berliner Cultusministerium sehr wünschenswerth; aber das Volk urtheilt nun einmal nur nach Erscheinungen, welche in die äußern Sinne fallen, und ist deßhalb schwer zu bewegen, sich an der Wacht für sein

geistiges Wohl zu betheiligen, sobald ihm nicht die Nothwendigkeit dazu fühlbar geworden ist.

In der Zeit, in welcher die Centrumsfraktion in den deutschen Parlamenten fast gänzlich geschwunden war, in den Jahren 1867 bis 1870, pflegte man denjenigen Katholiken, der für das Wohl seiner Kirche kein öffentliches Interesse durch Wahlen oder durch Abonnements auf katholische Blätter bekundete, einen „katholischen Philister" zu nennen. In dieses Stadium katholischer Sorglosigkeit sind wir zum Glück noch nicht eingetreten; der „Culturkampf" hat dem Volke allerseits zu empfindliche Lehren ertheilt, als daß es schon sofort die Waffen, die es bis jetzt in der Hand behalten, wegwerfen sollte. Aber andererseits würde es eine Täuschung sein, wenn wir nicht merken wollten, wie an einzelnen Orten im Vergleich zu der früheren Regsamkeit auf kirchenpolitischem Gebiet eine Erschlaffung eingetreten ist, welche an Ausdehnung eher zunimmt als abnimmt.

Gegenwärtig sind unsere gesammten Parteiverhältnisse noch zu sehr in der Umformung begriffen, als daß sich ein klares Bild darüber gewinnen ließe, welche Consequenzen die nächste Entwicklung ziehen wird. Nur soviel sehen wir schon jetzt, daß wenigstens im ersten Stadium der beginnenden Neubildung das Centrum verhältnißmäßig die geringsten Transformationen durchzumachen haben wird.

Von den 36 Wahlkreisen, welche die Socialdemokratie bis jetzt im Reiche erobert hat, sind dem Centrum nur zwei abgenommen; der übrige Zuwachs, den die Socialdemokraten erlangt, rekrutirt sich fast zu gleichen Theilen aus allen andern Parteien. Einen doppelten Aderlaß hat außerdem die nationalliberale Partei über sich ergehen lassen müssen: erst durch den „Freisinn", resp. die Secession, jetzt noch durch den Antisemitismus. Letzterer hat auch die „conservative" Partei in einzelnen Bezirken gänzlich zu Boden geworfen. Die 5000 Stimmen, welche im Jahre 1871, bei Ausbruch des „Culturkampfes" im Wahlkreise Ravensburg

der „Deutschen Reichspartei“ (gegen das siegende Centrum zugefallen waren, sind jetzt zum großen Theile an die demokratische Volkspartei gefallen. Während des „Culturkampfes“ votirte auch die Mehrzahl jener 5000 für das Centrum.

Das Centrum „verduftet“ indeß nicht so schnell, als Herr von Puttkamer geglaubt hat; erst wird die „conservative“, die „deutsche Reichs-“, die „nationalliberale“ und die „freisinnige“ Partei vernichtet sein, bevor das Centrum an die Reihe kommen wird.

Daß das Centrum im Parlamente ein „unüberwindlicher Thurm“ gewesen, hat ihm unser einst großmächtiger Staatsmann, vor dem sich alle Parteien beugten, bescheinigt; aber es können Verhältnisse im Lande eintreten, welche auch diesen „Thurm“ ins Wanken bringen werden. Das Centrum hat nicht wie die Kirche die Verheißung eines dauernden Bestandes für sich; bei ihm heißt es wie bei jeder menschlichen Einrichtung: Cessante causa, cessat effectus.

Entstanden ist das Centrum in Preußen einst in Folge der von Raumer'schen Rescripte und nannte sich „katholische Fraktion“. Cessante causa verschwand es wieder. Der Klostersturm von 1869 und der sich ankündigende „Culturkampf“ brachten es wieder zum Leben. Sollte es jetzt sich verringern, so würde das katholische Volk damit bekundet haben, daß es den kirchenpolitischen Fragen nicht mehr die bisherige Bedeutung beilegt. Ein ernster, offener, neuer „Culturkampf“ würde es in alter Stärke wiederkehren lassen.

Darüber sind aber schon jetzt alle Parteien einig, daß das Centrum die Aufgabe, zu der es ursprünglich von seinen Wählern berufen war, glänzend gelöst hat, und das wird auch bereits von allen Geschichtsschreibern der Gegenwart anerkannt, so schwer auch Manchem von ihnen dieses Zugeständniß fallen mag. Was nun weiter kommen wird: darüber müssen wir später reden. P. M.

LVII.

Historisch-statistische Beschreibung des Bisthums Augsburg.[1])

Am 9. Oktober 1889 schied in der alten bischöflichen Residenz zu Freising der Erzbischof von München, Dr. Antonius von Steichele, aus diesem Leben. Den Schmerz über seinen Hingang theilte damals mit der Erzdiöcese München-Freising vor allem die Augsburger Nachbardiöcese, welcher der Verstorbene ursprünglich angehört hatte, und mit der ihn eine bereits vor der bischöflichen Thronbesteigung unternommene Lebensaufgabe bis zu seinem Ende verband.

Bereits im Jahre 1848 hatte Steichele zwei Bände „Beiträge zur Geschichte des Bisthums Augsburg" und 1856—1860 drei Bände des „Archivs für die Geschichte des Bisthums Augsburg" erscheinen lassen als Vorarbeiten für sein großartig gedachtes Hauptwerk. Hierauf begann er dieses selbst: „Das Bisthum Augsburg historisch und statistisch beschrieben", ein Werk, das, um vollendet zu werden, ausschließlich für sich eine volle Manneskraft in Anspruch genommen hätte, um das aber auch die Augsburger Diöcese mit Recht von den meisten deutschen Schwesterdiöcesen beneidet zu werden verdient. Wir besitzen nämlich in Deutschland nur vereinzelnte Publikationen ähnlicher Art — es wäre hier zu nennen die Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln, herausgegeben von Dumont, und Tinkhausers Beschreibung der Diöcese Brixen, fortgesetzt von L. Rapp — und auch gegen die genannten Werke weist die Bisthumsgeschichte Steicheles augenfällige Vorzüge auf, welche neben einer sehr umfassenden Berücksichtigung aller zu-

---

1) Das Bisthum Augsburg historisch-statistisch beschrieben von Dr. Antonius v. Steichele, Erzbischof von München und Freising, fortgesetzt von Dr. Alfred Schröder, Archivar u. Bibliothekar am bischöflichen Ordinariate Augsburg. 36. Heft. Augsburg, Schmid, 1893.

gänglichen Quellen nicht zum wenigsten in dem richtigen Weise bezüglich der Auswahl des Stoffes und in der klaren und übersichtlichen Anordnung desselben bestehen.

Anfangs nun nahm Steichele's Werk einen verhältnißmäßig raschen Fortgang; aber als ihm im Jahre 1878 der Hirtenstab des hl. Corbinian anvertraut wurde, ward es ihm sehr erschwert, zu gleicher Zeit auch die Feder zu führen. Nur mehr die Tage seiner Erholung und die Mußestunden konnte der Erzbischof seinen lieben historischen Studien widmen. Und als endlich der Tod Stift und Stab seinen Händen entriß, schien mit seinem Hingange auch die dauernde Unterbrechung eines schönen Werkes beklagt werden zu müssen.

In den fünfunddreißig bis dahin erschienenen Heften (den 2., 3., 4. und einem Theile des 5. Bandes, da die Herausgabe des ersten, das Stadtdekanat Augsburg und das Landkapitel des ehemaligen Archidiakonats umfassenden Bandes einer späteren Zeit vorbehalten worden war) war kaum ein Drittel des ganzen Werkes zu Ende gebracht.[1]) An eine Fortsetzung desselben durch den auf dem Gebiete der Publicistik bekannten, aber auch in der Diöcesangeschichte genügend bewanderten Domvikar und Archivar Birle, welcher bereits sehr fühlbar unter den Gebrechen des Alters litt, war damals nicht mehr zu denken, und Unterhandlungen, welche zu diesem Zwecke mit dem fürstlichen Archivar, Hrn. Dr. Baumann eingeleitet wurden, auf den wegen seiner hervorragenden Vertrautheit mit der Geschichte eines großen Theiles der Diöcese sich zunächst das Augenmerk der maßgebenden Kreise richten mußte, hatten einstweilen keine bestimmten Zusicherungen erzielt. Da drohte bereits der Archivstaub die von Erzbischof Steichele mühsam gehobenen Schätze zu bedecken, als die Umsicht des hochw. Herrn Bischofs Pankratius von Augsburg an die Stelle des inzwischen verstorbenen Archivars Birle einen jungen Diöcesangeistlichen setzte, welchem die Fortsetzung der Bisthumsgeschichte anvertraut und zwar, wie das kürzlich erschienene 36. Heft beweist, mit vollstem Rechte anvertraut wurde.

1) Besprechung der drei vollendeten Bände in den Histor.-polit. Bl. Bd. 57, S. 736—40 und Bd. 93, S. 866—879.

Herr Archivar Dr. Schröder wird, wie wir aus dem ersten von ihm bearbeiteten Hefte ersehen, und er in einem demselben beigedruckten Nachworte ausdrücklich versichert, den bisherigen Charakter des Werkes, sowohl was die Methode der Forschung als den Gang der Darstellung betrifft, in seinem vollen Umfange zu wahren suchen. Welche Mühen und Opfer nun mit dem Besuche der einzelnen zu beschreibenden Orte und der Durchforschung der Archive, angefangen vom Reichsarchive bis herab zur Registratur jeder einzelnen Pfarrei, verbunden sind — denn um die Bewältigung eines oft sehr zerstreuten handschriftlichen Materials handelt es sich zumeist — kann wohl nur in den Kreisen der Fachgelehrten genügend gewürdigt werden. Allerdings liegen schon ergiebige Regestenfascikeln von der Hand Steicheles vor; aber sie betreffen doch nur die bedeutenderen Klöster und die hervorragenderen Herrschaften Schwabens und reichen nur bis zum Ausgange des Mittelalters. Die Bearbeitung der minder wichtigen geschichtlichen Erscheinungen nahm Steichele stets erst bei der Ausführung der einzelnen Diöcesankapitel vor, wobei er sich auch erst auf die manchmal so hinhaltenden Detailfragen einließ.

Es ist nun begreiflich, daß die Herausgabe eines solchen Werkes mit den Wünschen der ungeduldig harrenden Besteller schwerlich Schritt zu halten vermag. Man dachte deshalb daran, die Fortsetzung desselben in einer nicht unwesentlich gekürzten Gestalt erscheinen zu lassen. Da jedoch ein derartiges Säkularwerk sich so bald eine Ergänzung oder Neubearbeitung nicht versprechen dürfte, so wäre das Abgehen vom ursprünglichen Plane sehr zu bedauern. Wenn eine Aenderung ohne Schädigung des Ganzen zulässig erscheint, so ist es diese, daß die mit den Zwecken einer Bisthumsgeschichte weniger enge zusammenhängenden Thatsachen der Profangeschichte auf das nothwendige und die Geschichte gewisser kirchlicher Institutionen, wie z. B. der Klöster, bei denen Erzbischof Steichele mit sichtlicher Vorliebe verweilte, auf ein kürzeres Maß der Darstellung beschränkt werden. Uebrigens werden etwaige Bedenken und Sonderwünsche bezüglich der Art der Fortsetzung der Bisthumsgeschichte bei allen Freunden derselben zunächst vor dem Ausdrucke der Freude darüber verstummen, daß sich über-

haupt eine geeignete Kraft hiezu finden ließ. Schließlich stellt es sich aber sicher als das allein Richtige heraus, wenn der Fortsetzer sich möglichst bemüht, den in den bereits vorliegenden Bänden eingeschlagenen Weg zu verfolgen, was nicht nur die wünschenswerthe Einheitlichkeit des Werkes, sondern auch die Pietät gegen den hohen und von Anfang an maßgebenden Begründer desselben empfiehlt.

Was nun das erste Heft der Fortsetzung betrifft, welches mit dem 19. Bogen des fünften Bandes beginnt, so heben wir aus dem von einer sehr sorgfältigen Benützung des erreichbaren Quellenmaterials zeugenden Inhalte nur einige wenige Bemerkungen allgemeineren Interesses hervor. Dasselbe setzt die Beschreibung des Landkapitels Ichenhausen fort, in welcher Steichele bis zu der Darstellung der klösterlichen Genossenschaften der Stadtpfarrei Günzburg a. D. gekommen war. Von den vier Klöstern, unter denen das der Piaristen und der englischen Fräulein ihre Entstehung der Fürsorge Maria Theresias für das in Verfall gerathene Schulwesen in den vorderösterreichischen Landen verdanken, hat nur das letztere die Säkularisation überdauert. Im Kloster der Kapuziner, welches gleichzeitig mit jenem der Piaristen und der Franziskanerinen unter der bayerischen Landeshoheit aufgehoben wurde, hatte zu Ende des 17. Jahrhunderts der bekannteste erbauliche Schriftsteller seiner Zeit, P. Martin von Cochem, nachdem er durch einen Einfall der Franzosen aus seiner rheinischen Provinz verdrängt worden war, eine zeitweilige Aufnahme gefunden.

Nach Günzburg folgen der Reihe nach die Pfarrorte Hausen, der Geburtsort des bekannten 1858 zu Berlin verstorbenen Johannes Goßner, Hochwang, Ichenhausen, welches einen beachtenswerthen Beitrag zur Entwicklung ländlicher Judengemeinden bietet, Kemnat mit seinem schön gelegenen Friedhofe, einem Lieblingsplätzchen des edlen Christoph Schmid, Kleinkötz. Einen größeren Raum, entsprechend der einstmaligen Bedeutung des Ortes, nimmt die alte Pfarrei Knöringen ein, zu welcher bis zum vorigen Jahrhundert auch das Städtchen Burgau gehört hatte. In der gothischen Pfarrkirche daselbst treffen wir den an größeren Bauten gewiß seltenen Fall, daß

die nördliche Langseite — wohl aus einem symbolischen Grunde — jeglicher Lichtöffnung entbehrt. Noch zieren die Kirche neben einer Reihe künstlerisch hochstehender Grabmonumente einige Reste mittelalterlicher Holzplastik; zwei vortreffliche Gemälde aus der Zeitblom'schen Schule wanderten jedoch vor einigen Jahrzehnten zum Schmucke der Kathedrale nach Augsburg. Berühmt war das ehemals weitverzweigte, jetzt nur noch in Schweden fortblühende Geschlecht der Knöringer, welches der Augsburger Kirche zwei tüchtige Bischöfe schenkte, den leider zu früh verstorbenen Johann Eglof und Heinrich V., welcher fast die ganze drangsalvolle Zeit des dreißigjährigen Krieges die Diöcese regierte.

Des weiteren werden in diesem Hefte noch behandelt die Pfarreien Langenhaslach, Leinheim, Limbach und Anhausen. Mit der noch unvollendeten Darstellung der Herrschaft und des Marktes Neuburg an der Kammel schließt dasselbe. Wir weisen hier nur noch auf eine im Pfarrbezirke Limbach gelegene Stiftung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts hin wegen der freudigen, aber ebenso betrübenden Erinnerungen, die sich in Rücksicht auf das Haus Habsburg daran knüpfen, die Wallfahrt Königin-Bild. Diese Kirche bezeichnete die Stelle, wo Maria Eleonora, die Gemahlin Herzogs Karl von Lothringen, sich zuerst als Mutter des nachmaligen Herzogs Leopold, des Vaters Kaisers Franz I., fühlte. So war sie ein eigentliches Familienheiligthum des Hauses Habsburg, und schon um deswillen, auch abgesehen von ihrer allgemeinen Beliebtheit als Wallfahrtsort, hätte sie bei der von Oesterreich ausgehenden Säkularisation erhalten werden sollen. Noch die Erzherzogin Maria Antonia hatte auf ihrer Reise nach Frankreich zur Vermählung mit Ludwig XVI. die alte Pietät gegen den heiligen Ort bewahrt, indem sie dort am 20. Oktober 1770 ihrer Andacht oblag und eine mit sechzehn Brustbildern von Angehörigen des österreichischen Hauses geschmückte silberne Lampe stiftete. Aber nicht mehr zwei Jahrzehnte gingen vorüber, als das Gotteshaus von dem Enkel eben jenes Leopold, um deswillen sie gestiftet worden war, ohne alle Rücksicht der Vernichtung preisgegeben wurde.

Dr. Endres.

LVIII.

General Graf Charles O'Connell.[1]

(1745—1833.)

In einem früheren Bande dieser Zeitschrift (Bd. 103 S. 508 ff. 526 ff.) brachte ich die vom irischen Gelehrten Fitzpatrick veranstaltete zweibändige Briefsammlung des Befreiers des irischen Volkes, Daniel O'Connell, ausführlich zur Anzeige. Eine ähnliche Arbeit liefert uns nunmehr Frau Morgan John O'Connell, eine Nichte des Befreiers, in obigem Werke. Aus Frauenhand empfangen wir ein mit der tiefen Wärme irischer Pietät gezeichnetes Lebensbild eines heldenmüthigen Soldaten, treuen Patrioten und praktischen katholischen Christen. Den Grundstock der Darstellung bilden zahlreiche aus privaten und öffentlichen Archiven gezogene bisher unbekannte Briefe an und von General O'Connell, welche auf die Kriege des ausgehenden 18. Jahrhunderts, auf die französische Revolution, die den Grafen O'Connell seiner zweiten Heimath beraubte, sowie namentlich auf altirisches Familienleben überraschendes Licht werfen.

Geboren am 21. Mai 1745 zu Darrynane in der wilden Grafschaft Kerry, wanderte Charles O'Connell 1761 nach Frankreich aus, um seinem angeborenen Drange nachgebend und auf Grund der im väterlichen Hause erhaltenen Vorbildung im Auslande sich jene höhere Stellung zu erringen, welche die auf den Katholiken Irlands lastende Strafgesetzgebung in der Heimath ihnen unmöglich machte. Allerdings hatte diese unter dem Einfluß der von der modernen Philosophie vertretenen Humanitätsideen und dem Druck der nordamerikanischen Freiheitskriege vieles von der alten Schroffheit eingebüßt. So gaben edel denkende Protestanten sich zu Vermittlern hin, um

---

1) The last Colonel of the Irish Brigade Count O'Connell and old Irish Life at Home and Abroad 1745—1833. By Mrs. Morgan John O'Connell. London. Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1892. 2 voll.

ihren katholischen Mitbürgern den Erwerb von Liegenschaften zu ermöglichen. Aber zu welchen Bedrückungen eine starre Anwendung der Strafgesetze selbst damals noch führte, sehen wir an dem tragischen Ende eines Verwandten des Helden der Biographie, dem seine trostlose Gemahlin ein erschütterndes Todtenlied nachsang.

Die Hauptstadt des französischen Reiches bildete meistens das Ziel der sogenannten „wilden Gänse", jener Jünglinge, welche auf dem Festlande sich eine neue Heimath suchten. Seit der Reformation war das irische Element in Paris stark vertreten.

Hier bot das irische Colleg Tausenden von Jünglingen Aufnahme und Ausbildung für den Dienst in der heimathlichen Kirche. Hier sehen wir die Iren als Prokuratoren der „allergetreuesten deutschen Nation" an der Universität, oder als Lehrer der Theologie und Philosophie ihre Thätigkeit entfalten.[1]) Und seit der Besiegung Jakobs II. durch den Oranier am Boynefluß entstand in Frankreich die irische Brigade, die in der Schlacht bei Fontenoy 1745 den Sieg an die Fahnen Frankreichs fesselte. In dieser sollte Daniel Charles O'Connell sich seinen Ruhm erwerben. Auf Grund seiner Briefe sehen wir O'Connell im französisch-schwedischen Regiment, dann in der irischen Brigade von Stufe zu Stufe emporsteigen. Wir verfolgen seine wechselvollen Schicksale nach Straßburg, wo er auf der Militärakademie studirt, nach Schlettstadt, wo er in Garnison liegt, endlich nach Gibraltar, wo er 1780—1782 an der Belagerung der Festung durch Franzosen und Spanier sich betheiligt. Neben dem Helden der Biographie selbst lernen wir nicht wenige seiner Verwandten kennen, unter denen Morty O'Connell genannt sei, welcher im Reiterregiment des Generals Daun in Prag diente und sich des besonderen Schutzes des Guardians O'Brien vom Kloster der irischen Franziskaner in Prag erfreute (I, 80).

Die Folge seiner militärischen Tüchtigkeit war, daß O'Connell allmählig in die nähere Umgebung des Hofes in Versailles und Paris trat, den Rang eines Grafen und Generals, sowie den militärischen Orden vom hl. Ludwig empfing. Beim Ausbruch der Revolution war er im Auftrag einer königlichen Commission mit der Ausarbeitung einer neuen Dienstordnung für das

1) Ein Verzeichniß der irischen Prokuratoren der „constantissima Germanorum natio" an der Universität Paris nach den in der Bibliothek der Sorbonne beruhenden Registern der Hochschule bei A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland. Mainz 1890. II, 735—742.

französische Heer befaßt. Nachdem die constituirende Vers
lung die irische Brigade aufgelöst, wandte O'Connell sic
Heimath zu, lebte abwechselnd in London und Irland,
im britischen Heer den Grad eines Obersten. Die Verhandl
zur Bildung neuer irischer Regimenter scheiterten an der
herzigkeit protestantischer englischer Staatsmänner, we
O'Connell nach dem Frieden von 1815 dauernd in Fran
seinen Wohnsitz nahm. Hier lebte er auf dem Gute der
ihm angetrauten Gräfin De Bellevue zu Condé, Depart
Loire et Cher, wo er am 9. Juli 1833, inmitten der Sei
nach einem Leben von Wohlthun gottselig verschied.

Das Geheimniß der großen Erfolge, welche der unbem
irische Jüngling als Krieger errang, lag in der Uebung
Sustine et abstine, sowie in der gewissenhaften Bethät
der katholischen Religion. Dem Ansturm der Sinnlichke
O'Connell siegreich widerstanden. Insbesondere wird
nachgerühmt, daß er, abweichend von vielen seiner Sta
genossen, nie sich dem Spiel ergeben. Zu keiner Zeit,
einmal in dem Gewühl der Schlachten auf Minorka und
Gibraltar hat O'Connell die Pflichten des katholischen Ch
vergessen. Durch eisernen Fleiß erwarb er sich nicht
umfassende Kenntnisse in der Kriegswissenschaft, er beher
auch die bedeutendsten modernen Sprachen. Von der
richtigkeit seines religiösen Bekenntnisses hat er mehr als
britischen Staatsmann unerschrocken Beweise gegeben.
darf zugeben, daß Mrs. O'Connell durch Abkürzung ma
Briefe und eine künstlerische Gruppirung des Stoffes
Buche einen höhern Reiz verliehen hätte. Aber auch so ne
wir dasselbe dankbar an als bedeutenden Beitrag zur Kenn
jenes patriarchalisch einfachen, sittlich reinen und religiös
vollen Lebens, wie es sich in Irland unter den denkbar
günstigsten äußern Umständen bis in das neunzehnte J
hundert erhalten hat. Zwei Brustbilder O'Connells in
Generalsuniform gereichen dem Werke zu besonderer Zierd

A. Bellesheim.

LIX

Abendstunden in Italien.

III.

Verona, März 188 . .

Die Gestalten des Schattenspieles sind verschwunden. Mondenglanz will aufdämmern ob meiner Bühne im Garten Giusti zu Verona. Wieder füllen die Schatten von Lorbeeren und Myrthen, Granatbäumen und Cypressen die Phantasie. Der Genius des nordischen Zauberers hatte ihr die duftige Gegenwart fern entrückt und an deren Stätte das Leben und das Lieben eines großen heimgegangenen Menschengeschlechtes aus den schweigenden Grüften aufgerufen; sein Zauberstab war die wundersame Dichtung.

Der Prosaphilister findet es merkwürdig, daß Shakespeare so tief in die Vergangenheit geblickt und ihren Zeitcharakter, die Einheit von Glaubenskraft, Ritterart und Minnetreue, nebst den zugehörigen Auswüchsen, so wahr geschildert hat. In Julia namentlich sieht man die echte Veroneserin, ein Mädchen voll Fassungskraft und Schlauheit, mit einem stillen und sicheren Benehmen, geschickt auszuweichen und die Worte klug zu wählen, mit einem Gemüthe voll Zartheit und Feuer und doch mit heiterer, fast kecker Anlage. Man versäumt nicht, zu staunen, daß diese Zeichnung so trefflich gelungen ist und zwar einem Manne, dem Briten, der ohne Kenntniß von dem Lande, von der Heimath seines lieblichsten und herrlichsten Stückes gewesen.

Sei dem letzteren, wie ihm wolle! **Dichter sind** Seher und glücklicher ist der genialste Seher, **wenn er** rückwärts und einwärts, als wenn er vorwärts **blickt. D'rum**, was die Gestaltungskunst angehet, müssen die **Geschichtschreiber**, welche dort lesen, wo die Dichter schauen, **etwas von** dieser an sich haben. Sonst werden die **Erzählungen des** Gelesenen unwahr. Die Wahrheit ist immer **lebendig, auch** wo sie genau ist. Aristoteles wird immer **Recht behalten.**

„Der Geschichtschreiber und der **Dichter", lehrt** uns der Philosoph,[1] „unterscheiden sich nicht **dadurch, daß** dieser in gebundener, jener in ungebundener **Rede spricht.** Man setze die Bücher Herodots in Verse: sie **bleiben Geschichte,** so gut mit als ohne Versmaß! Das **aber macht den** Unterschied aus, daß der eine erzählt, **was geschehen ist,** der andere schildert, wie es hätte geschehen **können. Darum** ist die Dichtung auch philosophischer und **ideal würdevoller,** als die Geschichte; denn die Dichtung **stellt mehr das** Allgemeine, die Geschichte die Einzelheiten dar. **Das Allgemeine** ist dasjenige, was einem Manne von der und **der Charakter**anlage nach Maßgabe der Wahrscheinlichkeit **oder der Noth**wendigkeit in Reden oder Handlungen gebühret; **Einzel**angaben zählen auf zum Beispiel, was **Alcibiades gethan** oder gelitten hat".

Diese Ueberlegungen vertrugen sich sehr **wohl mit meiner** „tragisch gereinigten" Seelenstimmung, als **ich die Garten**terrasse verließ, woselbst ich meine zwei **Stunden mit des** Dichters ätherischen Gebilden Zwiesprache **gepflogen. Der** ist ein traurig lederner Historiker, schloß ich, **welcher seinen** Alcibiades als charakterlosen Hampel- **oder als blutlosen** Knochenmann auftreten läßt, um das „Allgemeine" **des Phi**losophen und des Dichters zu vermeiden.

Das Liebespaar, welches, zwischen den **Myrthenbäumchen** wandelnd, mir im Giardino Giusti Romeo's **und Juliens**

---

1) Poetik, Kap. 9.

Geschichte, den ganzen Shakespeare und einen Troß von „tragischen Kritikern" heraufbeschworen, muß längst sein Hüttchen aufgesucht haben. Es ist ganz einsam im Garten. Nur Klänge, jubelnder und schmelzender, als da wir eingetreten, ziehen durch die Abendstille.

„Es ist die Nachtigall!
Auf dem Granatbaum singt sie jeden Abend".

Wir müssen uns nun auch zur Herberge wenden. Während ich langsam an den Marmorstatuen vorüberwandle, von denen achtzehn antik sein und dem Museo Molin entstammen sollen, wird mir, als lade mich eines der Bilder zum Verweilen ein. Es ist nicht Venus Urania mehr, die, von den Grazien umgeben, dem Trauerspiel vor der Blumenterrasse zugesehen hat. Ist es meine Freundin in Marmor, das herrliche Bild, welches sie eine Nachahmung der edelsten Frauenschönheit aus dem Alterthume nennen? Ein Ideal von hoheitsvoller Anmuth und anmuthsvoller Majestät ist es. Phidias hat es an den Töchtern von Hellas bewundert und im Marmor von Paros verewigt. Des Meisters Meistergebilde war aber in Erz gearbeitet und für die Insel Lemnos bestimmt oder stellte ein Weihegeschenk der Lemnier dar. Es war die Weisheitsgöttin mit dem Beinamen von der Schönheit, Pallas Athene Kallimorphos. Plinius weiß noch etwas von dem Kunstwerk zu berichten.[1])

1) „Phidias, praeter Jovem Olympium quem nemo aemulatur, fecit ex ebore aeque Minervam Athenis, quae est in Parthenone stans, ex aere vero, praeter Amazonem supra dictam, Minervam tam eximiae pulchritudinis, ut formae cognomen acceperit." — Von der „Amazone" wird die Anekdote erzählt: „Venere autem et in certamen laudatissimi, quamquam diversis aetatibus geniti, quoniam fecerant Amazonas; quae cum in templo Dianae Ephesiae dicarentur, placuit eligi probatissimam ipsorum artificum qui praesentes erant iudicio, cum apparuit, eam esse, quam omnes secundam a sua quisque iudicassent. Haec est Polycliti, proxima ab ea

Ich grüble nicht lange. Es ist ein Pallasbild, vor dem ich stehe. Sanftes Mondlicht fließt um die Göttin mit dem ruhigen Ernste, der selbstbewußten Kraft und Geistesklarheit. Kopf und Auge sind etwas gesenkt, wie bei einer Sinnenden.

Phidiae, tertia Cresilae, quarta Cydonis, quinta Phradmonis". Nat. Histor. 34, 19. 1.

Ueber den Athenetypus in der klassischen Kunst gefällt am meisten, was sich nach der Anleitung von Burckhardt her läßt: „Wenn sich in jeder Gottheit irgend eine Seite des griechischen Wesens ideal ausdrückt, so ist Pallas Athene eine der höchsten Versinnlichungen dieser Art. Aus der Lichtjungfrau, welche die dämonischen Mächte bekämpft und das Haupt der besiegten Gorgo vor der Brust trägt, war schon bei Homer und Hesiod eine Schützerin jeder verständigen und kräftigen Thätigkeit, die Begleiterin, der Genius des ‚Griechen als solcher' geworden, wie wir den vielduldenden Odysseus wohl nennen dürfen. Sie ist der Verstand des Zeus, die persönlich gewordene Weisheit, aus dem Haupte des Götter- und Menschenvaters geboren. Weder der Peloponnes noch Jonien hätten sie herrlich genug gebildet: als Schutzherrin von Athen erhielt sie ihren Typus durch die größten Künstler dieser Stadt, vorzüglich durch Phidias .... Die ältere Kunst hob an ihr wesentlich das Kriegerisch-Besonnene hervor; erregt, selbst stürmisch schreitet die bewaffnete, strenge Jungfrau mit ihren fast männlichen Formen und Geberden einher. Es gilt, den Mächten der Nacht und jeder rohen Unordnung zu obsiegen; Sophia, Sophrosyne und Eirene, die mit dem Oelbaumblatt Geschmückte, sollen freie Bahnen finden. Dabei wird doch der offene, mädchenhafte Ausdruck im runden Gesichtsoval nicht verwischt. Später legt sich in das länglich ovale Antlitz ein elegischer Zug (Pallas Giustiniani im Braccio Nuovo des Vatikans, Pallas von Velletri auf dem Capitol und im Louvre zu Paris). Und doch ist der sinnende Blick, der geschlossene Mund bei hoher Schönheit weit entfernt von aller Bedürftigkeit und Erdenliebe; das unbeschreiblich Klare der Züge wirkt andererseits doch auch nicht wie Kälte, weil eine himmlische, vertrauenerweckende Macht darin waltet. Und durch vollendete Einfachheit der Darstellung tritt dieser Ausdruck überwältigend hervor". Nach ‚Cicerone', 5. Aufl. I, 89–91.

die Stirn ist rein und frei, die Lippen sind geschlossen. Das kunstlos gewellte Haar ist längs der Schläfen zurückgestrichen und fällt aufgelöst über Nacken und Rücken. Ich kenne nur Ein deutsches Frauenbild, das mich an Athene gemahnt. Will die hohe Jungfrau reden? Was werden ihre Worte sein?

Da mir diesen Abend alles, die klassische und die romantische Poesie, das Heidnische und das Heilige, der Zauber des Südens und der Zauber des Nordens, Lieb' und Leid, Tod und Sieg — durcheinandergeflossen, ist es nicht zu verwundern, wenn die Göttin der Weisheit mein Träumen auf den himmlischen Preis der Liebe zurücklenkt — nach dem ‚Liede der Lieder'.

„Nimm als Siegel
Deinem Herzen,
Nimm als Siegel
Deinem Arme,
Nimm' mich hin!
Wie der Tod unwiderstehlich
Ist die Liebe;
Wie das Reich der Schatten unerbittlich
Ist die Inbrunst.
„Ihre Gluthen
Feuersgluthen,
Himmelslohen!
„Ueberschwall der Wasser
Nicht vermag zu löschen
Liebesglühen;
Nicht vernichtet's
Stromeswallen.
„Gibt ein Mann
All sein Gut
Um die Liebe,
Gab ein Nichts er
Hin um Alles." [1])

* * *

---

1) Hoheslied 8, 6. 7.

Es will dunkeln. Weich und lieblich fluthet mir's von den ersten Wellen der Lenzesluft über die Wogen der Etsch entgegen, als ich den Ponte Nuovo überschreite. Der Schatten Dante's, der oftmals hier in einsamem Sinnen gewandert sein mag, gesellt sich zu mir. Der ernste, stille Begleiter erspart es, die Männer- und Mädchergestalten studiren zu müssen, da wir, an den Gräbern der Scaliger vorbei, nach der Piazza dei Signori zielen, um über die Piazza d'Erbe den nächsten Weg nach der Arena zu finden. Ein Blick auf den majestätischen Bau, während der bleiche Mondschein, ein ersterbendes Erinnern an goldene und an blutgefärbte Tage, lautlos von Sitzreihe zu Sitzreihe niederklimmt — ein Blick und noch Einer, dann zur Ruhe im Neste der ‚Goldenen Taube'!

Viele Reisende benützen die Abendstunden in Italien, um sich in das Getriebe der Bevölkerung zu mengen, die sich an bestimmten Plätzen der linden Kühle und des leichten Spieles freut. ‚Volksstudien', Studien des ‚Nationalcharakters' soll dies Herumstreichen vermitteln. Was der Maler und der Bildhauer dabei gewinnen, weiß ich nicht. Daß der Sittenschilderer von solchen Abendgängen sehr oft sehr schiefe oder sehr fade Urtheile nach Hause bringt, weiß ich.

Paul Heyse versichert einmal: „Die schlichten Züge des sanften deutschen Mädchengesichtes, das einfach um die weiße Stirn sich schmiegende Haar, das feine Oval der Wangen, selbst eine übermüthige Frische mit schalkhaftem Reiz, ein flackerndes und sprühendes Auge, sie würden auf dem Balkon eines römischen Hauses im Carneval von niemanden beachtet". Ist dieses Beobachtungsergebniß, das sich auf die Wahrnehmung des Tagesreisenden stützt — und wär' es „ein Jüngling mit Herz und Sinn, voll von den Feuerblicken der römischen Jugend" — ist diese Sittenlehre nicht überaus fad? Und desselben Dichters Satz: „In Italien ist es allgemein Sitte, daß die Männer die Spesa machen, während die faulen Weiber im Bette bleiben und

ihre Chokolade auslöffeln" — trägt dieses Wort mit seiner schiefen Verallgemeinerung nicht Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit offen zur Schau?

Man muß sehr viele Menschenkenntniß und noch mehr Menschenliebe besitzen, um aus flüchtigen Begegnungen mit einzelnen Personen nicht Unbilliges und Unwahres herauszulesen. Das ist umsomehr im Auge zu behalten, als es auch in Italien nicht immer die vortheilhaftesten Exemplare der Gattung Menschen sind, welche dem müßigen Beschauer sich auf der Straße präsentiren. D'rum sind Einzelschilderungen von Personen, zumal wenn sie die Vordersätze für Allgemeinschlüsse liefern sollen, gerade so geschmackvoll, wie die Aufzählungen von Einzelgerichten der Gasthaustafeln, woraus manche Schriftsteller den Bildungswerth des Reisens ableiten.

Die Addition von Porträts gibt kein historisches Gemälde, und die Zusammenfügung von Genrestücken liefert keineswegs das Culturbild. Ich halte mit Aristoteles: das Allgemeine, wie der Mensch nach Maßgabe der Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit sich gibt, ist würdevoller und werther eines ernsten Studiums, als das Einzelne, dem immer von dem Grünspan der Individualität anhaftet. Die Persönlichkeit ist der Metallspiegel der Idee; nur ist der Spiegel von Rostanflug nie ganz frei.

Deßhalb, statt die Gäste, die Gesichter und die Kleidungsstücke derselben, wie sie sich bei der Abendtafel im Hotel Colomba d'Oro zur Schau geben, zu inventarisiren, möcht' ich mich in der letzten Tagesstunde zweier allgemeineren Gedanken entledigen, die mich und den nachdenklichen Leser sonst peinigen könnten.

Das Erste ist eine Frage. Hat Shakespeare alle die Gedanken und Gedankenverbindungen gehegt, die meinem Träumen im Garten Giusti heute aus seiner schönsten Tragödie, Goldkörnern oder schillernden Kieseln im Bache gleich, entgegengefunkelt haben? — Das Andere ist gleichfalls eine

Frage. Welchen Werth hat die Anheftung von glücklichen und unglücklichen Einfällen an ein Kunstwerk, von denen vielleicht auch der beste nicht über den Geistesspiegel des hohen Künstlers gegangen ist?

Die „Idee" eines Kunstwerkes, sein Centralbegriff, ist die gedankenmäßige Einheit, welche die Einzeltheile zu einem geschlossenen, in sich bedürfnißlosen, ebenmäßigen, harmonischen Ganzen zusammenfaßt. Muß der Künstler von seiner Idee wissen? oder inspirirt ihm sie der Genius, wenn die Begeisterung die Schwingen regt? Daß er etwas und was ungefähr er bilden will in Formen, Farben, Gestalten, Klängen, Reden, muß der Künstler zweifellos wissen; darüber hat er verstandesmäßig zu überlegen. Wie dagegen das Eine sich nach dem Anderen schicken mag, bis aus Blättern und Zweigen der Kelch hervorwächst, welcher als Blüthe die Idee des Ganzen trägt, das können die Meister bei dem ersten Entwurfe nicht sagen. Die Idealgestalten ihrer Werke dämmern in ihrer Seele, stehen wie holde Träume, wie mattumrissene Ahnungsbilder, von halbem Bewußtsein beleuchtet, im prophetischen Gemüthe. Da wirket die Form als Drang des Schaffens, als Trieb des Strebens nach Schönheit, ausgelöst durch das Schönheitsgefühl, durch die Lust und Seligkeit im Schönen . . .

Ich lege den Schreibstift weg und begebe mich auf das hohe Dach des Hauses. Der Mond ist voll aufgegangen über der in tiefer Ruhe hingebetteten Stadt. Ich kann die fein geschwungene Ellipse des Amphitheaters, von sanftem Silberschein übergossen, ich kann die dem Auge sich wohlig schmiegenden Linien in Einem Rundblicke zusammenschauen; ich kann spielend die Gallerien oben ergänzen; ich stelle flugs die mühelos sich fügenden Bogenhallen mit den Rustikapfeilern übereinander, schließe rasch ein das oberste Rund umlaufendes Kranzgesimse mit fein gemeißeltem Stein, bekleide jeden Sitz neu mit blankem Marmorstück — und freue mich des vollendeten herrlichen Werkes. Wird das Theater

sich füllen mit Geistergestalten, die gekommen sind, wilde Kampfspiele zu schauen? Die Thore stehen offen — die Stufensitze, welche zwanzig Tausende fassen könnten, bleiben leer; nichts regt sich auf dem Sande der Arena; kein Laut bricht die Stille: die Idee des Bauwerkes aber, strahlend in wunderbarer Großheit und kunstlos einfacher Zweckmäßigkeit, steht mit sprechender Lebendigkeit, in durchsichtiger Klarheit vor meinem Geiste.

Drüben am Westend erhebt sich der interessanteste Bau Verona's. Es ist die Kirche San Zeno, ein romanisches Juwel. Schlank wächst das Campanile in die Nacht hinein; malerisch zeichnet sich am wolkenlosen Himmel der alte, viereckige, zinnenbekrönte Thurm ab, nördlich neben der Hauptfaçade. Es ist ein Ueberrest (erbaut, sagen sie, von 1045 bis 1178) von dem großen, ghibellinisch treuen Benediktinerkloster, woselbst die deutschen Kaiser, wenn sie auf ihren Heerfahrten nach Verona kamen, gerne den Rastort wählten.

Lassen wir das Bild! Aus herrlicher Zeit ragt es in eine trübe Gegenwart herüber. Aber es ist ein Vollendetes; sein Fertigsein hemmt die bewegliche Phantasie, das Aufwachsen der künstlerischen Idee spielend in ihrer organischen Selbstbewegung anzuschauen.

In gleichmäßiger Ruhe funkelt das Sternbild des Orion. Sein sanftes Glühen hat Mühe, zu gelten in dem immer voller wachsenden Mondlichte. Der Glanz fesselt mein Auge, und die noch ungelöste Frage: Wie wirken bewußtes Denken und geniales Schauen in dem Schaffen des Künstlers zusammen? fesselt meine Wißbegier.

Es ist eine unbeschreiblich klare Nacht, die sich über der schlafenden Verona wölbt, für mich eine der ersten von den Zaubernächten Italiens. Da tritt die ätherische Erscheinung der Dichterweihe vor meine Seele. Den Meister nenn' ich nicht, dessen Farben mein Traumbild malen . . .

„Der Morgen kam. Sein weicher Tritt scheuchte mir

den Schlummer fort, der leicht auf dem halbgeschlossnen Lide geruht. Mit frischer Seele laß' ich die stille Hü... beflügelten Muthes eil' ich den Berg empor, dessen Gi... im ersten Frührothe brennt. Bei jedem Schritte grüßt ein neues Blumenköpfchen, von perlendem Thaue gekühlt. D... dem Fluß und von den Wiesen steigen Nebelwellen auf. In stillem Weben wechseln sie die zerfließenden Formen; um-decken sie die Gegend mit zartverhüllendem Flor. Ein Blitzen kreuzet sich mit einer breiteren Flamme. Zum Thale dort fällt er langsam hinab, hier theilt sich der wolkige Duft um Wald und Höhen zieht er farbig angeglühte Bänder. Noch Eins, und leuchtende Klarheit, des Sonnenbildes blendende Herrlichkeit gießt Lichtströme durch die höchsten Wolken.

„Eine Erscheinung sinkt aus dem Azur, eine Lichtwolke, geformt zum königlichen Sitze. Golden erglänzt er; purpurn und rosafarben wehen die Enden der duftigen Vorhänge. Sie wehen zurück: ein göttlich Weib, wie sie kein sterblich Aug ersah, thronet auf dem Wolkensitz. Auf der Stirne thront ihr lichte Reinheit, und ein Glanz liegt in des Auges Klarheit, daß ich darin mein ganzes Bild rückgestrahlt erblicke. Was mir in der Seelentiefe woget, kann in dem Spiegelbild ich lesen, seh' ich ergründet, schaut sich gestaltet.

„Was schafft die Göttliche? Sie greift die Wolken, sie lassen sich greifen; sie formet den Duft ringsum, er hält die durchscheinenden Formen; sie schlinget die silbernen Streifen, mit Sonnenstrahlen sie durchflechtend. Azurblau trägt den Wolkenthron. So schaffet die Göttliche, und schon hat sie mit weitem Faltenschleier das königliche Haupt umwunden. Was du frägst — geheimer Sehnsucht Aufschluß und aller Räthsel Lösung ist mit lichtklarer Sternenschrift eingezeichnet dem wallenden Gewebe.

„Wie nennest du die Göttliche? Sie lächelt der Schönheit Lächeln. Sie winkt mit holdem Grüßen; du nahest dich und neigest dich, und dein entsiegelt' Auge liest den goldgestickten Spruch rund um den Silbersaum:

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier heut Idee der Wahrheit'."

Ein milder Windhauch spielt mir ums Angesicht. Die Erscheinung ist zerronnen ins Aetherblau. Muß ich nicht lächeln ob dem artigen Traum? Mit wachem Auge habe ich ihn geträumt, während mir die Sterne Italiens, die Sterne Dante's zu Häupten glühen. Ein feierlicher Klang klimmt zu meiner stillen Höhe. Von Osten schwimmen seine Tonwellen durch die Nacht daher, in zehn wohl gemessenen Accorden. Mit hellerem Klingen und in schnellerem Tempo folgen zehn leichtere Schläge. Die Glocken sind es von dem Dome, der Bischofskathedrale ‚Santa Maria Matricolare', und von der schönen gothischen Dominikanerkirche Sant' Anastasia. Der Dom, eine Stiftung aus dem achten Jahrhundert, soll auf den Fundamenten eines Minervatempels ruhen. ‚Sedes Sapientiae!

Ein halbes Stündchen noch will ich den flachen Balkon vor meinem selbstgewählten, luftigen Dachzimmerchen auf- und niedergehen. Die poetische Erscheinung soll mir nüchtern klare Antwort sagen auf meine Frage.

Der Dichter — und jeder Künstler muß Dichter sein — wird zunächst von dem Strahlennimbus angezogen, in welchem sich ein Ereigniß, eine Handlung, eine Persönlichkeit, eine Naturscenerie, ein Menschenbildniß der Phantasie vorstellt. Es wird dann ein Etwas rege im Gemüth, das Schönheitsbedürfniß, und es ruhet die Einbildungskraft nicht, bis die poetische Erscheinung in klarer Schaubarkeit dasteht. Nun aber kann die Erscheinung, wenn sie nicht eine Fata Morgana sein, sondern poetische Wesenhaftigkeit besitzen soll, nur als Form eines dichterischen Inhaltes, als Ausdruck eines idealen Gedankens sich behaupten. Dieser muß aus der Verborgenheit ans Licht des Bewußtseins gezogen werden. Des hohen Dichters Kunst eben ist es, daß er, indem er die Gestalten seines Genius zur Gegenständlichkeit erhebt, zur vollen Anschaulichkeit herausarbeitet, ihnen Seele, Geist und Leben einhaucht, ihnen alle die Gedanken

verleiht, welche sich für die Idealgebilde ziemen. Durch die Kraft der poetischen Ausdrucksmittel werden dieselben in die Verhältnisse hineingestellt, in die folgerechten Beziehungen gebracht, welche als die Summe des idealen Sollens von dem Begriff des Ideales unabtrennbar sind. Mit bloßem, kahlem Strahlennimbus kann sich der wahre Dichter nicht begnügen. An jeder strahlenden Gestalt, ob sie der Natur entnommen ist, ob sie der Menschheitsgeschichte zugehört, muß der Punkt aufgezeigt werden, welcher die Strahlen sammelt. Es ist der poetische Charakterpunkt, der Schnittpunkt, wo sich Natürliches und Seelisches berühren. An einem lebendigen Menschencharakter insbesondere muß er als Quellpunkt aufgedeckt werden, aus welchem die Beweggründe des Wollens und Wirkens, des Leidens und Duldens entspringen, in welchem Loos und Antheil, des Menschen Schicksal voraus bestimmt, präformirt ist. Das heißt der Kunstausdruck: einen dichterischen Charakter „motiviren". Motiv und Absicht, Beweggrund und Endzweck gegen einander abwägen, heißt Gedanken bilden. Also muß der Künstler seinem Werk alles vorausdenken, in sein Werk alles hineindenken, was es dem Nachdenken vorstellen soll. Sind diese Gedanken nichts als individuelle Vorstellungen, Wünsche, Neigungen, Interessen; sind sie, mit Aristoteles zu reden, nichts als Einzelheiten, wie sie sind, in einem bestimmten Einzelleben abgespiegelt: dann haben sie gar keine oder nur eine anekdotenhaft flüchtige Bedeutung, welche der Beziehungen zum Geist und Herzen des Betrachtenden ermangelt. Fesselndes und dauerndes Interesse, höheren und bleibenden Werth, umfassende Bedeutung hat nur das Allgemeine, welches nach den Gesetzen der Nothwendigkeit oder der vernünftigen Wahrscheinlichkeit in jedem Menschenleben waltet, in jedes Menschen Schicksal eingreift, jedes Herz anspricht und in jedem Geiste sich auf seine Weise ausspricht.

Dies ‚Allgemeine' formen in lichtem Ausdrucke, es einem Werk ein- und durch ein Werk ausprägen, heißt ein Kunstwerk schaffen.

Wollte sich Aristoteles in dichterischen Ausdrücken bewegen, so würd' er sagen: das Juwel des Allgemeinen, welches das Innere jedes Menschenwesens aus- und anspricht, gefaßt in der rein auf sich selbst beruhenden Idealgestalt, das ist die Idee des Kunstwerkes; das ist die logische und sittliche Wahrheit, welche dessen Formenorganismus beseelt. Der Idee Abstrahlungen, der Wahrheit Sonderworte müssen dem Schleier der Dichtung, „gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit", mit Sternenschrift eingestickt sein. In anderem Bilde: die Idee ist die Goldfrucht, welche die Gedanken des Künstlers und die Absichten des Kunstwerkes in sich beschließt, nachdem die Form, die Gestalt an der Gluth der Begeisterung, unter dem Wehen des Genius, zur Vollendung erblühet ist. —

Bald wird die elfte Stunde schlagen. Orion ist im Westen hinabgetaucht; monologische Kunst- und Künstlerträume vermögen den schönen Jäger aus Böotien nicht aufzuhalten. Dafür steht jetzt tief im Süden das Bild der Sternenjungfrau. Es leuchtet mir über den größten Platz der Stadt herüber. Dessen nicht sehr wohlklingende Bezeichnung ‚Piazza Brà' haben sie, nicht aus Gründen des Wohllautes, in die unvermeidliche ‚Piazza Vittorio Emanuele' verwandelt. Die himmlische Jungfrau kümmert sich aber nichts um irdische Städteplatznamen. Seit Millionen Jahren gießt sie den Strahl ihrer Schönheit über benannten, unbenannten und unnennbaren Stätten aus; weder die Kraft noch die Reinheit des Strahles haben darob gelitten. Wem von der goldenen Kornähre, so die Jungfrau in der Linken hält, ein blitzendes Aetherthautröpfchen ins Auge fällt, dessen Sehkraft wird so geschärft, daß sie den Sternenvorhang durchdringet und in das Wunderland trägt, wo keines Raumes Schranke wehrt, wo keiner Zeit Bewegung den Flug der Phantasie durchkreuzt, wo die Ideen des göttlichen Plato wohnen. Noch ist mir der Funke nicht herabgefallen!

Gute Nacht, meine schlafende Verona!

LX.

Gegenwarts- und Zukunftsstaat.

Eine Stimme vom Lande.

„Die Uebergänge aus einem (Staats-) System in das andere gehen allmählig, stückweise, ungleichförmig vor sich. Zuweilen ist die Gesellschaft mit zwei oder drei Systemen zugleich beglückt, von denen jedes seine Mohikaner untergehender Staats- und Gesellschaftsformen zählt, während schon ein dem ihrigen folgendes zweites System sich überlebt hat, ein drittes sich zu überleben anfängt, von einem vierten bereits sich die Umrisse in den Nebelwolken der Zukunft darstellen“. An diese Worte des bekannten Schriftstellers Lukas in seinem „Schulmeister von Sadowa“ muß ich immer wieder denken, wenn ich die Fortschritte der Socialdemokratie betrachte. Der alte bureaukratische Staat ist am Untergehen, und schon fängt der demokratische Staat, welcher den ersteren verdrängen sollte, auch an sich zu überleben, und zu gleicher Zeit werden die Schatten, welche der socialistische Staat oder Gesellschaft vorauswirft, immer größer und bestimmter, die Wetterzeichen nahender Stürme werden immer untrüglicher. Das Alte zerfällt immer mehr, um dem Neuen den Weg zu bahnen.

Was ist denn der Socialismus? Er ist die Auflösung, ich möchte sagen, die Atomisirung der Gesellschaft, die Auflösung aller gesellschaftlichen Gruppen und Stände in Einzel-Individuen, die dann die Gesammt-Gesellschaft in ein Ganzes verbinden soll.

Also je mehr sich die heutigen Stände, die gesellschaftlichen Verbände und Verknüpfungen auflösen, desto mehr wird dem Socialismus der Weg geebnet.

Während der alte bureaukratische Zopf noch theilweise besteht, daß der Staat in Alles hineinregieren, Alles monopolisiren möchte, bis in die Schule und in die Ehe, bis in die Kirche und Sakristei hinein, während noch Manche mit Hegel glauben, der Staat sei die Quelle des Rechtes, trotzdem doch der demokratische Staat daneben und dagegen errichtet wurde, das Volk mitregiert durch seine Parlamente und Kammern, so ebnet die heutige Gesellschaft, ohne es zu wollen und vielleicht ohne es selbst zu ahnen, dem Socialismus die Pfade, so daß wir heute schon fast unter dem Zeichen des Socialismus stehen. Es sind dies harte Worte, aber leider wahre Worte. Treten wir den Beweis an.

Das festeste Bollwerk gegen den Socialismus ist die festgegliederte Familie, in welcher der Mann als Herr für Weib und Kind sorgt und arbeitet, während die Frau, die Priesterin des häuslichen Herdes, dem Hauswesen vorsteht, in welchem Mann und Weib zusammen die Kindererziehung besorgen. Ich sage, der Bestand der Familie in dieser Weise würde das festeste Bollwerk gegen den Socialismus sein, denn in der socialistischen Gesellschaft findet sich kein Platz für eine Familie nach dieser alten und christlichen Auffassung. Mann und Weib müssen gleichmäßig arbeiten für die Gesellschaft, während die Gesellschaft wieder für beide gleichmäßig zu sorgen hat, und das Hauptbindemittel der Familie, die Kindererziehung, sie wird übernommen vom Staate. Der Socialismus muß also scheitern, wenn die Familie sich nicht auflösen läßt, und umgekehrt der Socialismus hat um so leichtere Arbeit, je mehr die Familie, der Eckstein der Gesellschaft, sich auflöst und der Zerstörung und Zerbröcklung preisgegeben ist. Ich meine, diese Schlußfolgerung sei richtig. Gehen wir nun daran, den Pfaden nachzugehen, welche zu dieser Zerstörung der Familie führen, schauen wir den Auflösungsproceß, den das moderne Scheidewasser an der Familie bewirkt, etwas näher an.

Ich habe gesagt, das Hauptbindemittel der Familie sei die Kindererziehung. Je mehr also den Eltern das Recht auf die Erziehung genommen wird, desto stärkere Schläge werden der Familie versetzt. Mit wie viel Zwangsmitteln greift nicht der moderne Staat tief in die Grundrechte der Familie ein? Da

ist der Impf-, der Schul- und der Militärzwang, und d[illegible]
Schulzwang allein dauert zehn volle Jahre. Der moderne St[illegible]
hat also schon jetzt der Familie die Ueberzeugung g[illegible]
beigebracht, daß er ein größeres Recht auf Geist und [illegible]
der Kinder hat, als die Erzeuger der Kinder selbst, und dar[illegible]
stößt der socialistische Staat auch nicht so auf besondere Hin[illegible]
nisse wenigstens gleich am Anfang, wenn er die Gesam[illegible]
Erziehung verstaatlichen will.

Aber das ist nur der Anfang der Auflösung der Fa[illegible]
Der Staat hat sich auch die Macht angemaßt, die Erziehung
nach seinem Wunsche zu gestalten; selbst die Religion in d[illegible]
Schule muß staatlich patentirt und bemessen sein, und daß [illegible]
nicht zu viel wird, auch dafür ist gesorgt. Ist das keine Au[illegible]
lösung der Familie? Warum soll da der socialistische Staat n[illegible]
einfach weiterbauen, indem er die Religion ganz aus der Er[illegible]
ziehung streicht? Sind in unserer Zeit dazu nicht auch sch[illegible]
Versuche gemacht, wenigstens viele Wünsche laut geworden?

Was löst weiter die Familie auf in unserer Zeit? D[illegible]
spielen gar so viele Faktoren mit. Durch die Gewerbefrei[illegible]
haben sich die Wirthshäuser siebenmal vermehrt. Wirthsstu[illegible]
und Familienstube sind Feinde und Concurrenten. Die Fr[illegible]
soll mit dem Manne die Lasten tragen und die Sorgen theilen,
also auch die Ruhe und die Zerstreuung; aber die Wirthsstube
entzieht gerade dann die Männer der Familie, wenn Frau und
Mann eigentlich zusammen sein sollten und sich aussprechen
könnten, nämlich am Abend. Während des Tages da sind
Frau und Mann durch die verschiedenen Beschäftigungen ge-
trennt und Abends trennt sie wieder das Wirthshaus. Daher
auch vielfach die zerrütteten Familienverhältnisse. Daher genügt
auch vielfach der Verdienst nicht, und Frau und Kind müssen
ebenfalls in die Fabrik, um verdienen zu helfen. In der
socialistischen Gesellschaft da sollen die gemeinsamen Speise-
und Vergnügungshäuser vorherrschend sein, wie es auch gemein-
same Werkstätten für beide Geschlechter gibt. Da muß natürlich
die Familie schon vorher zerstört sein. Die Vermehrung der
Gasthäuser ist also keine schlechte Vorbereitung auf die Ver-
socialisirung der Gesellschaft.

Was die Wirthshäuser noch übrig lassen, das thut das

Vereinswesen. Das Vereinswesen grassirt in den Städten bis zur Manie und ist bis in die Märkte und Dörfer schon gedrungen. Die verschiedensten Zwecke werden ausgedacht, um die Männerwelt und neuerdings auch die Frauenwelt der Familie zu entziehen. Ein junger Mann, der bis zur Verheirathung ein eifriges Mitglied der verschiedensten Vereine war, wird schwerlich ein guter Hausvater, weil er es nicht gewöhnt ist, an stillen Abenden in der Familie zu bleiben; auch als Mann wird er sich seinen Klub und seinen Verein wieder aufsuchen. Durch das Gesellschaftswesen werden die jungen Leute vom 17. Jahre an der Familie schon entwöhnt. Das Vereinswesen soll einigen und im Grunde genommen löst es nur noch mehr auf; es beschleunigt den Zersetzungsproceß des ersten und Hauptvereins, der Familie nämlich. Keinen geringen Beitrag liefert in dieser Hinsicht auch unsere parteipolitisch erregte Zeit, gestützt durch die vielfarbige Presse Die Agitation raubt der Familie an Mußestunden den Mann, und jetzt soll auch die Frau wählbar werden, nun dann ist der Familie vielleicht der letzte Stoß gegeben.

So könnten wir noch verschiedene Faktoren aufzählen, welche an der Zersetzung der Familie fleißig mitarbeiten. Nicht vergessen dürfen wir das moderne Verehelichungsgesetz. Der Staat hat die Ehe aus dem Himmel gerissen und in die Amtsstube eingezwängt, wie Lukas sich ausdrückt. Die Unauflöslichkeit der Ehe ist eine abgethane Sache. Warum sollen die Socialdemokraten diesen Weg nicht weiter beschreiten, den ihnen der liberale Staat so deutlich gezeigt und geebnet hat? Die Gründe können ja die gleichen sein, nur die Consequenzen brauchen etwas radikaler aufgefaßt zu werden. Also der Eckstein der Gesellschaft, die Familie, ist morsch geworden, der Stand aller Stände ist in der Auflösung begriffen, warum sollen nicht die andern Stände gleichen Schritt halten?

Da ist vor allem der älteste der Stände der Bauernstand. Er ist noch der kräftigste. Wie schallt aber die Axt in allen Gegenden, die an seine Wurzel gelegt ist, um ihn zu fällen, und der Bauernstand, der Eiche ähnlich unter den Ständen, zersplittert, auch er wird gefällt mit der Zeit. Zähle man nur die Subhastationen, die Güterzertrümmerungen. Der Bauer

trägt sein Geld in die Wirthshäuser und zu den Juden, christlichen und anderen Juden. Der Bauernstand wird durch Güterzertrümmerer, welche rüstig arbeiten, aufgelöst in Kleingütler, deren kleine Anwesen oft über die Hälfte den Juden gehören. So wird er materiell zerrüttet. Aber auch geistig geht er mit Riesenschritten dem Verfall entgegen. Er verliert seine Sitte. Religion und Sitte gehen Hand in Hand; die letztere wird von der erstern zum guten Theil erzeugt und die letztere unterstützte dafür mächtig die andere. Sie sind miteinander verwachsen auf's engste. Fällt die Eine, so verliert auch die andere an Kraft. Wie verblaßt und verbleicht aber immer mehr die kernige Volkssitte vor der Sonne der modernen Aufklärung. Man schreibt Broschüren zur Erhaltung der Volkstrachten, man gründet selbst Vereine zu diesem Zwecke, aber man hält damit nicht den Verfall der Volkssitte aufrecht. Mag auch eine Tracht künstlich aufrecht erhalten bleiben, aber die Tracht ohne die kernige Volkssitte, ohne den Volksgeist, macht sich gerade so aus, als wenn Bergsexen als Gebirgler sich verkleiden. Wir leben eben in der Zeit der Gleichmacherei. Der Unterschied der Stände wird verwischt. Daran mitschuld sind allerdings unsere Verkehrsmittel, aber nicht zuletzt die allgemeine Zwangsschule. Die Zwangsschule hebt das Volk aus seiner Sitte, aus seinem Geiste heraus und impft ihm die allgemeine Bildung ein; sie verallgemeinert und verdünnt die Anschauungen des Volkes. Die dummen Bauern, welche noch festhalten wollen an den ererbten Gebräuchen, werden verlacht. Treu mithelfen an diesem Werke muß auch der Militarismus. Wenn ein Bauernbursch drei Jahre das Kasernen- und Stadtleben gekostet hat, dann bleibt ihm von dem heimathlichen Volksgeist wenig mehr übrig. Lebt er sich wieder hinein? Ja, es wäre möglich, wenn der Volksgeist noch so lebensfähig wäre wie früher, wenn er nicht auch schon durch andere Aetzmittel geschwächt wäre. Der Socialismus wäre geradezu unmöglich, wenn wir noch einen volksthümlichen und kräftigen Bauernstand hätten.

Wie es mit dem Bauernstand geht, so geht es mit dem Adelstand und Gewerbestand. Beide sind im Socialismus unmöglich. Im Zukunftsstaate gibt es keine adeligen Besitz-

ungen, kein Einzelgewerbe mehr, sondern nur allgemeine staatliche Werkstätten. Nun ja, jetzt wird zu diesem Zweck schon tüchtig vorgearbeitet. Die Handwerksstuben werden immer kleiner und enger und die Fabriken immer größer und weiter. Der Adelstand hat wenig selbständigen, freien und eigenen Besitz mehr, er muß sich in anderen bürgerlichen Branchen sein Fortkommen suchen, dafür kaufen Juden und andere Geldmänner in vielen Gegenden immer ausgedehntere Flächen an Wald und Feld zusammen; denn jetzt, bei der allgemeinen Baisse, ist der Erwerb an Grund und Boden noch die sicherste Vermögensanlage.

Die Klöster werden staatlich gehindert, sich frei zu entwickeln, sie stehen fast unter Polizeiaufsicht; manche Orden sind noch verbannt vom deutschen Boden. Im Zukunftsstaat sind sie natürlich ganz unmöglich. Wäre die Kirche nicht auf Felsen gebaut, auch sie wäre der Auflösung nahe, höchstens führte sie noch ein Scheinleben.

Noch ein kurzer Blick auf den Gelehrtenstand. Er ist heute noch fast herrschend, denn die Wissenschaft ist bis auf die Straße gegangen; der Nächstbeste verschleißt seine Behauptungen als baare Wissenschaft. Aber wo ist Einheit, das Zeichen der Wahrheit? So viele Theorien und Meinungen als Träger. Nur in Einem sind sie Eins — in der Verneinung, in der Bekämpfung des Christenthums und seiner Träger. Sie haben den Umstürzlern die besten Waffen geschmiedet gegen die heutige Ordnung. Sie haben die besten Minen gelegt, um die Ordnung zu sprengen, sie haben die ersten Laufgräben gegraben zum allgemeinen Sturme. Sie haben es fertig gebracht, den Menschen zum Thiere zu degradiren, das mit Hunger zu bändigen ist.

So nähert sich die Gesellschaft schrittweise dem Socialismus. Die Schatten, welche die Zukunft vorauswirft, werden immer größer, und die Wetterzeichen immer untrüglicher. Der Liberalismus hat in seinen verschiedensten Thätigkeiten die meisten Werkzeuge geschmiedet zur allgemeinen Auflösung und Zersetzung. Jetzt geht die Frucht der Reife entgegen, die Wurzel hat ihre Schuldigkeit gethan, sie kann absterben.

Ob noch eine Besserung vor dem Ausbruch des Uebels

möglich ist, wollen wir nicht **entscheiden**; der göttlichen Vorsehung ist ja Alles möglich. **Nur Eins** möchten wir hier und kurz constatiren, das Volk **hört auf theilzunehmen** an seiner Heilung, es hat das Vertrauen **verloren**; die besten Gesetze nimmt es widerwillig an. Diejenige **Partei** hat jetzt am meisten Aussicht auf Erfolg, welche einreißt. **Sollen** wir trotzdem die Hände müßig in den Schooß legen? **Wir müssen** wenigstens die Ideale eines christlichen Staates **bewahren** und lebendig zu erhalten suchen; haben die **Umstürzler** das **Volk** an den Rand des Verderbens gebracht, dann wird **man sich dieser** Ideen, dann wird man sich des Christenthums **erinnern**, sich eher seinen Gesetzen unterwerfen. Vielleicht wird die **Gesellschaft** im Zukunftsstaat durch Hunger und Zwang **gezähmt** und man sich alsdann zurückzukehren zu den christlichen **Principien**, welche allein die wahre Freiheit garantiren, **welche allerdings** uns nicht das Paradies hier auf Erden **schaffen sollen**, welche aber die Gesellschaft wenigstens von dem Versinken **abhalten** werden.

LXI.

J. B. von Weiß' Weltgeschichte.

Das monumentale Geschichtswerk des **Veteranen** unter den österreichischen Historikern Dr. J. B. **von Weiß**, die Weltgeschichte, ist in **dritter** Auflage und zwar **auf** dem Wege einzelner Lieferungen (seit 1890) so weit **fortgeschritten** — es liegen bereits Band VIII und IX **vor** — **daß** wir uns ein Urtheil zu bilden vermögen. Die **Vorzüge** der Weiß'schen Historiographie sind bekannt und wir **treffen** sie auch in der neubearbeiteten Auflage wieder an. Der für seine Aufgabe begeisterte Autor weiß auch bei dem **Leser** Begeisterung zu wecken. Die Schönheit der **Sprache** und

Reinheit der Form lassen nichts zu wünschen übrig und sind unsers Wissens noch von keinem Universalisten übertroffen worden Hätte es Görres nicht bei einer bloßen Einleitung in das historische Studium bewenden lassen und in Wirklichkeit eine Weltgeschichte geschrieben, er würde unserm Verfasser den Preis vorweg genommen haben.

So sehr wir auch die Form zu würdigen verstehen, in welcher uns historische Wahrheiten geboten werden, so bleibt sie doch immer äußere Hülle, ein Gefäß, das möglicherweise nur Mittelgut oder vollkommen werthlosen Inhalt bergen kann. Glücklicherweise deckt sich bei unserm Geschichtsschreiber Inhalt und Form. Seine Wahrheitsliebe läßt ihn nicht anders als wahr sein, und die Schärfe seines Urtheils die Wahrheit finden. Eines Beweises der Wahrhaftigkeit des Autors soll hier gedacht werden. Weiß hielt sich in einer früheren Auflage seiner Geschichte der französischen Revolution für berechtigt, über den bekannten Marquis de Favras ein mißgünstiges Urtheil zu fällen. In der Zwischenzeit, die bis zur nächsten Auflage verfloß, war eine Rechtfertigung des Marquis aus den Familienpapieren des unglücklichen Politikers erschienen.[1] Weiß kam zur Ueberzeugung, daß er Favras Unrecht gethan, und nahm alsogleich das Verdikt zurück, das er vormals über diesen Martyrer der Loyalität in der Revolutionszeit gefällt hatte.

Haben wir auch allen Grund, die Gelehrsamkeit und das umfassende Wissen des Historikers zu bewundern, so kann es doch bei einem so umfangreichen Werke nicht ausbleiben, daß ein oder das andere Ereigniß genauer erörtert scheint, als irgendeine verhältnißmäßig wichtigere Thatsache, daß ab und zu ein Urtheil zu hart oder zu milde ausfällt, daß der Geschichtskundige hie und da etwas auszusetzen findet. Aber auch da bleibt es noch fraglich, ob der Tadler oder der Getadelte im Rechte ist. Dem Verfasser ist die

---

1) Vgl. Histor.-pol. Blätter Bd. 91, S. 649 ff. A. d. R.

Lösung der schweren Aufgabe gelungen, sein Lesepublikum für die nichtklassischen Staaten und Völker des Alterthums zu interessiren und mit ihrer Eigenart vertraut zu machen. Der erste Band enthält alles Wissenswerthe über diesen Gegenstand, und wir vermögen den Autor nur bezüglich des weisen Maßhaltens und glücklichen Ausscheidens alles Ueberflüssigen zu beglückwünschen.

Im zweiten Bande behandelt Weiß die griechische Geschichte und einen Theil der römischen. Er reißt die Leser mit seinem eminenten Erzählertalent geradezu mit sich fort. Namentlich begeistert sich die Jugend für das so lebhaft geschilderte Volk und wir haben begabte junge Leute sich auf die Werthschätzung, welche Weiß den Hellenen entgegenbringt, berufen gehört. Es ist richtig, daß der Autor, indem er das ewig junge Griechenvolk schildert, mit seinen Hellenen wieder jung wird und unglaubliche Wirkung erzielt. Uns scheint aber gerade in dieser Wirkung eine kleine Gefahr zu liegen. Der Geschichtschreiber hat die Tugenden der Griechen gerühmt und ihre Fehler nicht verschwiegen, nicht Alles in eine Lichtglorie getaucht und die Schatten vergessen, er suchte Sonne und Wind gerecht zu vertheilen; wir möchten aber daran zweifeln, daß ihm die gerechte Vertheilung gelungen sei. Wie man von Dante meint, daß ihm die Beschreibung der Hölle am besten gelungen sei, so möchten wir von unserem Historiker behaupten, daß er sich lieber bei den Heldengestalten des Hellenenthums aufhält als in dem antiken Lasterpfuhl, der doch mit dem griechischen Empyreum unzertrennlich verbunden scheint. Hörten wir nicht täglich, daß der Culturproceß und die folgerichtige Entwicklung der europäischen Menschheit durch das Christenthum in unliebsamer Weise unterbrochen worden und daß es viel besser gewesen wäre, wenn sich unsere Civilisation unmittelbar aus den antiken Zuständen hätte entwickeln können, so würden wir auch gegen die Altgriechenland wohlwollende Neutralität unseres hochgeschätzten Historikers keine Einwendung erheben.

Ganz anders verhält sich der Autor zu Rom. Nicht nur berückt ihm der römische Staatsgedanke nicht den Sinn, er geräth selbst mit historischen Autoritäten wie Mommsen in Widerspruch, und zwar mit vollem Recht. Der norddeutsche Geschichtschreiber, losgelöst von allen Idealen und, wie es den Anschein gewinnt, religiöser Indifferentist, findet alles Heil im materiellen Wohlergehen. Weil die römischen Statthalter der Kaiserzeit keine Erpressungen verüben und Provinzverwaltungen, wie die des berüchtigten Verres, zu den überwundenen Standpunkten zählen, weil der Cäsarenwahnsinn in Asia Minor minder schmerzlich empfunden wird, als in Rom, weil wir nur Lob der Kaiser und keine Klagen zu hören bekommen, soll die römische Imperatorenzeit mit der „Aetas aurea" unverkennbare Familienähnlichkeit besitzen, und der Welt nichts Besseres als die Wiederkehr jenes paradiesischen Daseins zu wünschen sein. Dagegen empört sich denn das ganze Denken und Fühlen unseres Geschichtsschreibers. Er kennt ja die Quellen der römischen Geschichte so gut als sein norddeutscher College, aber er kann das Himmelreich auf Erden unter der Form des römischen Imperiums nicht entdecken.

Wo die klassische Zeit zu Ende geht und das Mittelalter anhebt, nimmt die Muse des Grazer Historikers einen kühneren Aufflug. Er kennt, wie kein zweiter Geschichtsschreiber, die Faktoren der neuen Weltordnung und besitzt den moralischen Muth, einer dem religiösen Sinne entfremdeten Generation, die systematisch aus der Kirche hinausgeführt wird, um an den Hohl- und Kreuzwegen der modernen Aera neue Götter zu verehren, die geschichtliche Wahrheit zu predigen. Er kann und will an den Lichtgestalten, welche die auf das Imperium folgende Barbarei verklären und mit gehobenem Finger der neuen Zeit den Weg weisen, nicht, wie im Traum wandelnd, vorübergehen. Daher die ihm so schlimm ausgelegte Heranziehung der Pioniere der Civilisation, die in den Augen einer religionslosen Kritik den un-

tilgbaren Fehler hatten, fromme, Gott ergebene Priester Ordensmänner zu sein. Daher das Aergerniß mod Gelehrsamkeit, daß man an der Spitze eines Kapitel Titel den Namen: „Die heilige Elisabeth" f Wäre das ganze Mittelalter bei Verschweigung jener Ge heroen, welche auf die Sitten der Menschheit bessernd w und die materiellen Bedingungen einer fortschreitenden C schufen, verständlich? Die mittelalterliche Welt würde s Zweifel ohne die befreiende Hand der Statthalter C in Knechtschaft und Barbarei versunken sein. Es ist ganz ri daß andere Geschichtsschreiber auf die culturelle Mit geistlicher Personen geringern Werth legten und ihrer so im Vorübergehen erwähnten. Das gilt hauptsächlich jenen Universalhistorien, die in der ersten Hälfte u Jahrhunderts geschrieben wurden. Damals lag aber die Culturgeschichte noch in der Wiege und hatte man Idee davon, daß der Accent von den Fürsten und Geheimschreibern oder Kanzlern, von den Kriegsherren ihren Unterbefehlshabern auf das eigentliche Volk herab könnte, daß eine Geschichte, die nur von den Höfen und Hofadel handelte, ein Unding wäre.

Sonderbar! Man redet der Nivellirung das will von keiner privilegirten Kaste etwas wissen, wende mit Vorliebe gegen den Feudaladel und dünkt sich über die armen Mönche wie Dominikus und Fr ziskus unendlich erhaben. Es bedürfte nur der O tivität des Urtheils, um das Heranziehen der geistl Streiter begreiflich und gerechtfertigt zu finden. Daß Geschichtschreibung unsers Autors namentlich auf protest tischer Seite auf Widerspruch stoßt, beweist nur, daß d Theil der Christenheit noch in den Banden uralten V urtheils schmachtet.

Die Art, in welcher der Autor die Profangeschi behandelt, ist einzig in ihrer Art, er fesselt die Aufm samkeit seiner Leser von der ersten bis zur letzten Zeile

weiß jedem Ereigniß und jeder Begebenheit eine interessante Seite abzugewinnen. Die Blätter, welche in anderen Geschichtswerken auf den Orient und Islam Bezug nehmen, werden von dem Durchschnittsleser regelmäßig überschlagen oder doch wenig beachtet. Die Kunst der Weiß'schen Darstellung überwindet die gewöhnliche Abneigung und interessirt selbst den ungelehrten Laien für die Söhne der Wüste und Beherrscher der Gläubigen. Zu den herrlichsten Schilderungen zählt, was der Verfasser über die spanische Maurenherrschaft mittheilt, namentlich verdient der culturhistorische Theil alle Beachtung. Was der islamitische Geist vermag, wie er sich in seinen höchsten Staats- und Kunstleistungen darstellt, der Autor gibt davon in lichtvoller Abhandlung Kunde.

Die Geschichte des deutschen Königthums gleicht einem in Prosa geschriebenen Epos. An der Spitze des deutschen Reiches stehen die geistvollsten und thatkräftigsten Fürsten der Christenheit. Weder die britischen, französischen, noch spanischen Könige reichen an Talent und Thatkraft an die sächsischen, salischen und schwäbischen Kaiser hinan. Friedrich II. trägt die politischen Gedanken einer fernen durch Jahrhunderte getrennten Zukunft in sich. Er versucht sich in einer Staatskunst, die weit über die Begriffe seiner Zeitgenossen hinausfällt. Der unglückliche Stauferfürst und seine Räthe strebten die römische Rechtsanschauung zu dem auszubilden, wozu sie ihre späten Epigonen in der That gemacht haben. Friedrich ging nicht bloß an der Feindschaft gegen die Kirche zu Grunde, sondern nicht minder an der Modernität seines Denkens und Handelns.

Mit einer gewissen aber auch gerechtfertigten Vorliebe geht der Autor an die Geschichte Rudolfs von Habsburg. So viele Mängel und Fehler man den einzelnen Herrschern aus diesem Hause vorwerfen mag, ein großartiger Zug geht durch das ganze Geschlecht. Wäre ihnen auch ökonomisches Talent, mehr persönliche Heldenhaftigkeit, ein

strammeres Wesen und ein höherer Grad von Thatk
wünschen gewesen, an königlichem Sinne und gewisse
Erfüllung ihres Berufes, an ächter und wahrer Volksfreu
keit wurde das Haus Oesterreich von keinem andern Dy
geschlecht übertroffen. Selbst in gewissen Schwächen k
sich der fürstliche Sinn an. Die Habsburger schenkt
ob ihre Schatztruhen weder Grund noch Boden hätt
kaiserliche Ungnade ist noch immer werthvoller als die
anderer Fürsten; sie sind stolz und doch Bettler v
Herrn, fromm und gerecht und der großen Verantwor
sich bewußt, die auf ihnen lastet. Die Mutter
dinands II. meinte, daß unsere Sünden häßlichere G
gegen Gott ausstießen, als die eiternden Wunden der
lich Kranken. Leopold I. war nur darum so lang
seinen Entschließungen, weil er seiner eigenen Weishei
traute, und er ließ nur darum so viele Fehler un
weil er nach dem Ruhme der Barmherzigkeit strebte M
Theresia machte kein Hehl daraus, daß sie jedes
haßte, selbst wenn es von ihr nahestehenden Person
gangen wurde. So war sie die Erste, welche die Th
Polens als das bezeichnete, was sie war. Ebenso
konnte sie sich entschließen, der Pforte entgegenzutrete
gleich sie damals schon ein Stück türkischen Bodens ge
mochte. Als das deutsche Kirchengut unter den H
kam und sich die Steigerer an den Licitanten drängte
es Kaiser Franz, der gegen die Ausschrotung d
raubten Gutes feierlich protestirte

Der Autor beschränkt sich in seiner Liebe nicht a
deutschen Zweig des habsburgischen Hauses. Er bring
auch die spanischen Herrscher menschlich näher, indem
uns im Umgange mit Künstlern, Dichtern und M
schildert. Namentlich ist es Philipp IV., der uns
Mäcen entgegentritt. Wie herrlich weiß er uns die Beziehu
des Königs zu Calderon zu schildern!

Zu weit scheint uns Professor von Weiß zu g

wenn er selbst für Max II. nur Lob und Anerkennung hat. Wir wissen wohl, daß dieser Fürst selbst in officiellen Lehrbüchern hoch gerühmt wurde, und daß selbst nach dieses Fürsten Tod erschienene Werke die Vorzüge Max II. anerkannten. Zu unserem Bedauern müssen wir die Unaufrichtigkeit und Unentschiedenheit dieses Monarchen als die Quelle der unsagbaren Schwierigkeiten für die folgenden Regierungen tief beklagen. Der von Dr. Schwarz herausgegebene Briefwechsel Max II. mit Pius V. zeigt uns den Kaiser als Anwalt der englischen Elisabeth und aller religiösen Divergenzen im Reich. Max plaidirt unausgesetzt für Schonung und Nachgiebigkeit, während er doch selbst am besten wissen mußte, wohin sie führen.

Die Erwähnung Max II. leitet uns ganz natürlich zu den zuletzt erschienenen Bänden VIII und IX über. In den Rahmen des Bandes IX fällt der dreißigjährige Krieg mit allen seinen Schrecken und traurigen Folgen.

Die unglückselige Politik Max II. hatte die Gegner des Habsburgischen Hauses kühn gemacht. Der Kaiser selbst galt als heimlicher Protestant und that nichts, dieses Gerücht zu widerlegen, vielmehr mußten die letzten Tage dieses Monarchen die Protestanten im Reiche in ihrer Meinung bestärken. Umsonst war die eifrig katholische Gattin des Kaisers bemüht, denselben zum Empfange der Sakramente zu bewegen. Max machte so lange Ausflüchte, bis der Tod der Wahl und Qual ein Ende bereitete. Der jüngere Sohn des Kaisers, Mathias hatte sich nach den Niederlanden begeben, wo er sich an die Spitze der Aufständischen stellte, um dort unter dem Prinzen von Oranien eine untergeordnete und nichts weniger als rühmliche Rolle zu spielen. Schon daß Mathias gegen seinen spanischen Vetter in die Schranken trat und als Katholik für die Protestanten stritt, mußte zu denken geben. Mathias besaß Ehrgeiz, verfügte aber nicht über die nöthigen Mittel zu seiner Befriedigung. Wie er in den Niederlanden seine Person der gemeinsamen Sache

des Hauses Habsburg voranstellte, so that er auch i
kunft bezüglich auf die deutschen Erblande.

Nach dem Hingange Maximilians wurde Rudol
deutschen Kaiser gewählt. Eine unglückliche Wahl.
seiner nachgebornen Brüder hätte sich als zur Re
fähiger erwiesen denn Rudolf. Dieser hätte sich f
Beruf als Gelehrter, Geistlicher und Kunstmäcen bes
eignet, als zum Herrscher in so sturmbewegter Zeit
Regierungspolitik Rudolfs war denn auch darnach.
negativen Fähigkeiten des Monarchen gesellte sich n
Gegnerschaft des Bruders, welche die traurige Zeit
richs III. und Albrechts zu erneuen schien. Währen
zwei Jahrhunderte früher Albrechts Tod dem Kai
Herrschaft rettete, überboten sich die beiden Rudol
Mathias an falschen Schritten, deren schlimmste Folg
durch die Vorsehung, welche sichtlich über dem Hause
reich wachte, verhütet wurden. Die Herrschaft wurd
nicht von ihnen genommen, der dreißigjährige Krieg
doch durch den Bruderzwist eingeleitet.

Der Autor unserer Geschichte berührt die wunden
mit linder Hand, sein Urtheil steht fest, aber er klei
in die mildeste Form, die sich für Abstruses finden
Der Principal-Direktor, Cardinal Khlesl, so laut
sein offizieller Titel, erfährt unseres Ermessens selbst e
freundliche Behandlung. Khlesl bevormundete seinen
lichen Herrn und hatte dieser Bevormundung nicht e
Hehl. Nicht mit Unrecht wird er von dem Erzhe
Deutschmeister ein Fuchs gescholten, „der einen langen S
reitet“. Der Cardinal behandelte namentlich die defi
Ordnung der Erbfolge dilatorisch, um sich im alleinigen
ausschließlichen Besitze der Macht zu erhalten. Er
als seeleneifriger Priester die von der katholischen K
Abgefallenen zu bekehren, ließ es aber geschehen, daß
Zugeständnisse an die protestantischen Stände eine
größere Anzahl in Gefahr gerieth, verloren zu gehen.

glaubte noch an das Zaubermittel der Compromisse, da nur mehr der Kampf auf's Messer Rettung bringen mochte. Die Scene zwischen Thonradl, seinen Mitverschwornen, und Ferdinand II. wäre unmöglich gewesen, wenn Khlesl zur rechten Zeit seinen Mann gestellt hätte.

Der Prager Fenstersturz, und was darauf folgte, findet an dem Autor einen trefflichen Schilderer. Vergleicht man Weiß mit anderen Historikern, die das nämliche Thema behandelten, so muß man gestehen, daß der Vorzug der lebhaften Farbengebung, richtigen Charakterzeichnung, des Erfassens alles Wichtigen aus der Menge an Werth ungleicher Thatsachen auf Seiten unseres Verfassers ist.

Es hat eine Zeit gegeben, da die Schuld Wallensteins als unerwiesen galt und unzählige Anwälte für den in der Geschichte schwankenden Charakter des Friedländers eintraten. Heute halten sich die meisten Historiker von der Schuld Wallensteins überzeugt, unter ihnen Gindely und auch unser Autor. Schuld? Vorerst thäte eine Verständigung über den Begriff der Schuld noth, die man Wallenstein imputirt. Wird damit die Katastrophe bezeichnet, der thatsächliche Abfall von der kaiserlichen Sache, den der geächtete Feldherr nicht mehr vermeiden konnte, wollte er sich nicht als reuiger Sünder seinen Feinden auf Gnade und Ungnade überliefern, dann ist kein Zweifel an Wallensteins Schuld gestattet und sind wir die Ersten, das Verdikt zu unterschreiben. Anders gestaltet sich die Schuldfrage, wenn man den Vertrauensmann des Kaisers des schleichenden, von langer Hand vorbereiteten Verrathes anklagt. Gewiß fehlt es nicht an Anzeichen und zweideutigen Handlungen, die eine solche Auslegung zulassen, gewiß wurden Aeußerungen des Generalissimus und seiner Anhänger hinterbracht, die mit der dem Reichsoberhaupte schuldigen Ehrfurcht grell contrastirten, gewiß leitete Wallenstein Unterhandlungen ein, die aus dem Zusammenhange der intriguenvollen Politik des Herzogs von Friedland gerissen, den Eindruck des Abfalles üben. Will man aber

Wallenstein aus seiner Zeit heraus und den Bedingungen gemäß beurtheilen, unter welchen er lebte und wirkte, dann wird man auch die Kette, trotz der vielen einzelnen Glieder, nicht so knapp schließend erfinden, daß der Friedländer anstandslos damit erwürgt werden könnte. Die klugen Jesuiten Ferdinands II., um ihr Urtheil angegangen, würden, wenn der Fall so klar vor ihren Augen gelegen hätte, nicht gezögert haben, ihr Verdammungsurtheil abzugeben. Sie thaten es nicht, weil ihnen die innere Ueberzeugung der Schuld fehlte. Wir behaupten keineswegs die Schuldlosigkeit Wallensteins, sondern nur die Unnachweisbarkeit des ihm schuld gegebenen Verbrechens und diese Unnachweisbarkeit nur in der Art, daß die zu Tage geförderten Indicien nicht zur Verurtheilung hinreichten. Der Kaiser empfing die angeblichen Beweise von Wallensteins Verrath erst nach dem Tode des gefährlichen Mannes. So lange er lebte, mochte ihn Ferdinand beargwöhnen, ihm mißtrauen, und Wallenstein, auf seinen Schein pochend, arbeitete seinen Feinden in die Hand und ließ sich zu so unüberlegten und leider auch so verschieden auslegbaren Handlungen hinreißen, daß der Trieb der Selbsterhaltung Recht und Nothwehr leicht verwechseln konnte. . . .

Schön zeichnet der Autor Gustav Adolf von gegnerischer und die Feldherren Tilly, Jean de Werth und Pappenheim auf katholischer Seite. Jean de Werth fiel nicht wie Tilly und Pappenheim in der Schlacht, er starb, um uns eines altnordischen terminus technicus zu bedienen, den „Strohtod“ auf seinem Schlosse zu Benatek, kurze Zeit nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges. Er war einer der Wenigen, die den ganzen großen Krieg mitgemacht und denselben überlebt haben.

Der Autor erwähnt zum Schlusse des großen Krieges noch der Belagerung von Prag, als der letzten Waffenthat auf kaiserlicher Seite. Der Löwenantheil kam aber nicht den Berufssoldaten, sondern den Prager Bürgern zu. Der

Geschichtsschreiber bemerkt dazu: „Diese That ist um so höher anzuschlagen, als es sich hier um mehr als die Rettung von Prag allein handelte. Die Prager durften stolz sein, denn die von den Schweden vor den Mauern ihrer Stadt erlittene Niederlage war die schmählichste im Laufe des ganzen Krieges. Bürger, Studenten und Geistliche trugen den Sieg davon, obgleich sie (die Schweden) über überflüssige Streitkräfte verfügten, die Ortslage sie begünstigte und ihre besten Generäle befehligten." Ein würdiger Abschluß der Geschichte dreißigjährigen Würgens, Sengens und Brennens.

Daß Trautmannsdorff in seines kaiserlichen Herrn Auftrag die Restitutio in integrum der vertriebenen Böhmen, welche die Evangelischen forderten, verweigerte, ist so begreiflich, daß die entgegengesetzte Ansicht gar keine Würdigung verdient. Vom Rechtsstandpunkte kann keine Einwendung hergenommen werden, aber auch die Unmöglichkeit stand gegen eine derartige Restitution; der Kaiser hätte, wenn er auf die protestantische Forderung einging, unzufriedene und zweifelhafte Unterthanen aufgenommen und sich loyale Unterthanen, die ihres redlich erworbenen Besitzes beraubt worden wären, in Gegner umgewandelt.

Als passende Nachschrift setzt Dr. Weiß die Verse Paul Gerhardts an das Ende dieses Kapitels. Ja wohl drückten zerstörte Schlösser und Städte voll Schutt und Stein, die wüsten Felder und dürren Haiden, die zahllosen Gräber den Werth des Friedens in die Seelen der Ueberlebenden. Deutschland glich mehr einem Friedhof, einem Leichenfeld, als einer friedlichen Stätte bürgerlichen Lebens und Strebens. Ganze Ortschaften waren vom Boden verschwunden, als ob die rollenden Fluthen eines aufgestürmten Meeres darüber weggegangen wären.

Hätte der Verfasser nicht befürchtet, sich in kleinlichen Details zu verlieren, er würde in Band IX — welcher den culturellen Bestrebungen jener Zeitepoche gewidmet ist —

auch der Intriguen und Ränke erwähnt haben, welche die Poniatova am Hofe des Friedländers zu spielen versuchte, wie der abergläubische Feldherr durch allerlei Spuk und Gaukelwerk umgarnt werden sollte; er hätte die agitatorische Thätigkeit des Amos Comenius berührt, für welchen der Beruf als Lehrer und Jugendbildner oft genug nur den Deckmantel abgab.

Wir beschränkten uns auf die Deutschland und Oesterreich behandelnde Partie der Weltgeschichte, können aber mit gutem Gewissen die Versicherung abgeben, daß auch das Ausland, ja selbst der Orient mit gleicher Sorgfalt behandelt wird. Man weiß aus der Kunstgeschichte, wie viel darauf ankommt, die Menschen in die richtige Stimmung zu versetzen, um dem Werke den Erfolg zu sichern. Dazu dient im Epos und im Roman die Naturschilderung, z. B. die Beschreibung des unheimlichen Schweigens und stillen Dahinbrütens der Natur unmittelbar vor Ausbruch des Sturmes oder Wüstenbrandes; dazu das Präludium und die Ouverture in den Werken der tönenden Kunst. Wenn der Autor unseres Geschichtswerkes die islamitischen Reiche schildert, nimmt er zu einem Analogon jener ästhetisch erlaubten Kunstgriffe seine Zuflucht. Er zeigt uns die Waffen des Volkes, dessen Geschichte er uns erzählen will, erwähnt der Stammsagen, führt Stellen aus den heimischen Dichtungen an, macht uns mit den hervorragenden Zügen fremder Sitte, mit den Tugenden und Schwächen der Nation bekannt. Er geleitet uns in die Gärten der Morgenländer, zu den wie Säulen emporstrebenden Palmbäumen, in die Paläste und Hallen der orientalischen Fürsten, wo die kristallhellen Fluthen aus Marmorbecken Kühlung verbreitend niederrieseln. In dieser Art der Vorbereitung des Lesers liegt ein Theil des Erfolges, den J. B. Weiß mit seiner Universalgeschichte errungen hat und noch erringen wird.

Die Belesenheit und der Reichthum an Wissen wird Jeder bewundern, der nur einigermaßen mit der Wissenschaft,

die der Autor lehrt, vertraut ist. Desto unglaublicher und unfaßbarer dünkt uns das Verhalten der patentirten liberalen Intelligenz diesem Monumentalwerke gegenüber. Die liberale Kritik Deutschlands hat sich hie und da im gegnerischen Sinne ausgesprochen, aber sie vermochte Weiß so wenig zu ignoriren, als sie Janssen ignorirte; bei uns in Oesterreich schweigt sich der wissenschaftliche Liberalismus dagegen vollständig aus. Wenn der Name des Autors schon je genannt wird, wie auf Veranlassung seiner Berufung ins österreichische Herrenhaus, so geschieht es nur unter Beifügung des Epitheton ornans „der klerikale". Für die Wissenschaft der liberalen Intelligenz hat unser Historiker keine andere Bedeutung als die, klerikaler Gesinnung zu sein. Von conservativer Seite ist man der Gelehrsamkeit liberal gesinnter Männer stets gerecht geworden. Ist es nicht kleinlich und der Wissenschaft unwürdig, die politischen Gegensätze auf das neutrale Gebiet historischer Forschung und Darstellung zu übertragen? Dr. J. B. Weiß ist nur Einer aus Vielen, wenn auch ein hochbedeutender Gelehrter; die liberale Intelligenz erkennt aber allen katholischen Schriftstellern Werth und Bedeutung ab, und wir haben schon bemerkt, daß auch nicht ein für Schulen bestimmtes Lesebuch unter den Stylmustern die kleinste Stelle aus des großen Stylisten Görres Werken enthält.

Wenn J. B. v. Weiß' Weltgeschichte deßungeachtet die weiteste Verbreitung findet, so beglückwünschen wir darum nicht sowohl den Autor und seinen Verleger, als die gebildete Welt, die, wie der Erfolg des Weiß'schen Werkes bezeugt, doch noch nicht ganz der harten Knechtschaft des wissenschaftlichen Liberalismus verfallen ist.

Gloggnitz. Dr. G. E. Haas.

LXII.

Entstehung des Einheitsstaates Italien.[1])

Der Begründer der Einheit Italiens war bekanntlich kein großer Monarch, der die getrennten Provinzen des Reiches vereinigte, kein großer Feldherr, der die alten Dynastien besiegte, sondern ein Diplomat, der durch Intriguen und Tücke eine Provinz nach der andern an das Haus Savoyen brachte. Die Theilnahme an dem Krimkriege 1855 gab dem König von Sardinien Sitz und Stimme in dem Congresse zu Paris 1856, und sicherte für die ehrgeizigen Bestrebungen Cavours, des einflußreichsten Ministers Viktor Emanuels, die Unterstützung der beiden Mächte Frankreich und England. O'Clery gibt uns eine klare und übersichtliche Darstellung der Intriguen des sardinischen Hofes, der Feldzüge von 1859, 1866, der Angriffe Garibaldi's auf den Kirchenstaat, seine Eroberung Siciliens, auf die wir hier nicht eingehen wollen, da die Einzelnheiten hinlänglich bekannt sind. Die italienischen Truppen bedeckten sich bekanntlich nicht sowohl mit Ehre als vielfach mit Schimpf in diesen Feldzügen gegen die Fremden und gegen ihre eigenen Landsleute. Haben die Begründer der italienischen Einheit den Mangel an Tapferkeit und militärischem Geschick ersetzt durch treffliche Verwaltung, durch Herstellung von Ordnung

1) O'Clery, The Making of Italy. London, Kegan Paul. 1892. XXIII, 552 S.

und Ruhe, durch Versöhnung der Gemüther? Der Verfasser stellt dies ganz bestimmt in Abrede. Den Grund des Mißerfolges findet er jedoch nicht allein in der Bestechlichkeit der Beamten und in dem Parteiregiment, sondern noch mehr in der Geschichte Italiens und seiner verschiedenen Volksstämme. Nach O'Clery empfiehlt sich für Italien das Föderativsystem Deutschlands, Autonomie der einzelnen Provinzen oder Staaten, welche schon lange ihre eigenen Einrichtungen, ihre eigene Geschichte besessen haben.

Einer der wundesten Flecken Italiens sind bekanntlich seine Finanzen. Charles Lever bemerkt hierüber bei O'Clery: „Die Finanzpolitik Italiens geht von dem Grundsatz aus: Wenn man von Anfang an nichts hat, so ist es unnöthig, zu sparen." Während der Jahre 1859—70 führte Savoyen einen offenen oder geheimen Krieg gegen Oesterreich, gegen die Dynastien Mittelitaliens und gegen das Königreich Neapel. Die Kriegsrüstungen und die Bestechungen der Unterthanen der Nachbarfürsten verschlangen große Summen, die Staatsschuld, welche die Regierung während dieser Zeit contrahirte, belief sich auf 153,190,000 Pfd. Sterling. Hier folgen die einzelnen Posten.

Sardinische Anleihe 1859	3,800,000 Pfd.
Anleihe für die Provinz Aemilia 1860 . . .	320,000 „
Anleihe für Toskana 1860	1,040,000 „
Nationale Anleihe Juli 1860	6,000,000 „
Veräußerung Neapolitanischer Fonds 1860—61 .	4,930,000 „
Veräußerung Sicilianischer Fonds 1860 . . . } Sicilianische Anleihe	1,810,000 „
Nationale Anleihe Juli 1861	20,000,000 „
Nationale Anleihe März 1863	28,000,000 „
Verkauf von Renten 1864	2,480,000 „
Anleihe von 1865	17,000,000 „
Veräußerung von Eisenbahnfonds	2,400,000 „
Vorschüsse für den Verkauf von Staatsgütern 1864 .	6,000,000 „
Verkauf von Staatsbahnen 1866	7,400,000 „
	101,180,000 Pfd.

	Uebertrag	101,180,000 Pfd.
Veräußerung von Kirchengut 1866		3,800,000 „
Zahlung an Oesterreich 1866		3,730,000 „
Nationale Anleihe Juli 1866		12,440,000 „
Vorschüsse für das Tabak-Monopol 1868		6,940,000 „
Anleihe auf Domänen 1869		5,200,000 „
Anleihe von der nationalen Bank 1870		20,000,000 „
	Summa	153,190,000 Pfd.

Rechnet man noch andere Schulden hinzu, so belief sich die Totalsumme auf 251, die Zinsen aber auf 20 Millionen Pfund Sterling. Das Deficit war ungeheuer, es schwankte zwischen 6 und 32 Millionen, im Jahre 1861 belief es sich auf 20, im Jahre 1866 auf 32 Millionen. Das Deficit des Jahres 1867 war nicht so groß, weil Kirchengüter im Betrag von 24,000,000 Pfd. eingezogen wurden. Die Regierung hatte nicht, wie man vermuthen konnte, die Steuerlast erleichtert, sondern dieselbe erhöht in einem Grade, daß die Unterthanen die Steuern nicht erschwingen konnten. Um die Rückstände einzutreiben, quartierte man Truppen bei den säumigen Zahlern ein, oder ließ ihre Güter verkaufen. Die Haussteuer stand nicht im Verhältniß zum Miethzins, sondern wurde willkürlich von den Beamten fixirt. Die Steuern unter der neuen Regierung waren doppelt und dreifach so groß, als unter den früheren Regierungen; die Verwaltung und Gerechtigkeitspflege war aber weit schlechter als früher.

Die Beamten des neuen Reiches wurden zu hohen Stellen befördert, nicht wegen ihrer Fähigkeiten und Verdienste, sondern wegen ihrer Gesinnungstüchtigkeit. Verrath an dem früheren Landesherrn, Intriguiren und Untergrabung der zu Recht bestehenden Ordnung, Grausamkeit und Verfolgung der politischen Gegner waren die beste Empfehlung für Würden und Aemter. Daß die wegen solcher schlimmen Eigenschaften beförderten Männer auf einmal gewissenhafte und ehrliche Beamten würden, ließ sich kaum erwarten. Die

meisten dieser Männer suchten ihren Gehalt, der in manchen Fällen gering war, durch Unterschleif, Bestechlichkeit und andere Mittel zu erhöhen, was sie um so ungescheuter thun konnten, da manche der höchsten Beamten mit ihren Untergebenen unter derselben Decke spielten. Hier nur einige Beispiele. Im Jahre 1865 wurde der Obersteuereinnehmer flüchtig, er hatte 700,000 Franken unterschlagen. Auf der Post in Neapel wurden eines Tages 15,000 Franken von einem Beamten entwendet. Ein Angestellter des Finanzministeriums wurde der Mitbetheiligung an einer großartigen Fälschung der Coupons angeklagt, aber freigesprochen, weil man Enthüllungen fürchtete. Der Zahlmeister eines großen Hospitals in Neapel unterschlug 200,000 Franken und wurde flüchtig; in einem Monte di Pietà (Leihhause) ebendaselbst vermißte man 300,000 Fr. Wie die Regierung im Großen annexirt hatte, so annexirten die Beamten im Kleinen (p. 367—8).

Die Freunde der italienischen Einheit hatten die Beraubung der alten Dynastien damit gerechtfertigt, daß dieselben nicht im Stande gewesen, Ordnung und Ruhe zu schaffen, daß Italien in Folge seiner Anarchie ein Gegenstand des Spottes gewesen sei. Wie wenig die Verhältnisse sich unter der neuen Herrschaft besserten, zeigt O'Clery in Kapitel 15 und 21, denen wir einige Thatsachen entnehmen wollen Unter der Regierung der Bourbonen waren die Straßen in Neapel und Sicilien nahezu so sicher gewesen, als in England oder Deutschland; unter Viktor Emmanuel schwebten die Reisenden in beständiger Furcht vor Räubern, die durch politisch Unzufriedene verstärkt wurden. Wäre die Dynastie Bourbon so verhaßt gewesen, wie die Revolutionäre behaupteten, wäre die Verwaltung und Gerechtigkeitspflege unter den neuen Beamten besser gewesen als früher, dann wären die Aufständischen sofort zu Paaren getrieben worden, dann wäre es nicht nöthig gewesen, eine Armee von 80 bis 120,000 Mann in Neapel und Sicilien zu halten. An

Strenge und Rücksichtslosigkeit ließen es die königlichen Offiziere nicht fehlen; und doch brauchte es Jahre, bis die beiden Provinzen beruhigt wurden. Der Commandant von Teramo, Galatieri, veröffentlichte im Juni 1861 folgenden Aufruf: „Freundlich gegen die Guten, werde ich unerbittlich und furchtbar gegen die Räuber sein. Wer einen Räuber beherbergt, wird erschossen ohne Rücksicht auf Stellung, Alter oder Geschlecht. Spione wird dasselbe Schicksal treffen. Wer examinirt wird und trotz seiner Kenntnisse die Stellung und Bewegungen der Räuber nicht anzeigt, dessen Haus wird geplündert und niedergebrannt“. Der Major Facino ging noch weiter und that den Bewohnern von Volturino kund: „Ich verlasse heute die Stadt, aber ich warne euch, daß ich zurückkehren werde, wenn ihr die Rebellen hereinlaßt. Ich werde die Stadt an vier Ecken anzünden lassen. Ich verbürge mein Ehrenwort als Soldat und werde mein Versprechen halten“. (Garnier, Documents LXIX und LXX.) Die Proklamation des Major Fumel war so schrecklich, daß die Regierung sich genöthigt sah, ihn zu desavouiren. Praktische Folgen hatte diese Verläugnung kaum, auch billigte die Regierung später seinen Aufruf: „Beauftragt, dem Räuberwesen ein Ende zu machen, verspreche ich eine Belohnung von 100 Fr. für jeden, welcher mir einen Räuber ausliefert, ob todt oder lebendig. Der Räuber, der seinen Kameraden tödtet, sichert sich sein Leben und die Belohnung. Wer den Räubern irgendwie Vorschub leistet, ihren Aufenthalt nicht angibt, wird sofort erschossen. Das Vieh muß an sichere Orte getrieben, Strohhütten müssen niedergebrannt, Thore von verlassenen Thürmen zugemauert, die Dächer der Thürme abgedeckt werden, sonst werden sie niedergebrannt und alles Vieh, das nicht in sicherem Gewahrsam sich befindet, wird weggenommen werden. . . . Die verabschiedeten Soldaten, welche sich nicht binnen vier Tagen stellen, werden als Räuber behandelt“. (Garnier LXXI.)

Trotz oder gerade wegen dieser stringenten Maßregeln

dauerte der Widerstand ununterbrochen fort. Im März 1863 ließ di Ferrari, Präfekt von Foggia, verkünden: „Morgen wird der Krieg gegen die Uebelthäter in jedem Theil der Provinzen wieder beginnen. Die Nationalgarden werden das Gebiet der Gemeinden durchstreifen, die Carabinieri und die Truppen werden dieselben, wenn nöthig, unterstützen. Das Vieh soll zusammengetrieben, die kleinen Meiereien verlassen, Lebensmittel und Futter weggeschafft und die Häuser verrammelt werden. Ohne einen Paß soll Niemand aufs Land gehen, ohne specielle Vollmacht soll Niemand Lebensmittel, Waffen oder Munition mit sich führen dürfen. Wer dawider handelt, wird arretirt und nach Belieben gefangen gehalten". (Garnier LXXX.) Am 1. Mai wurden alle Verdächtigen mit Arrest bedroht, denn Erbarmen sei ein Verbrechen. (Garnier LXXXI.) Ein Ukas vom Juli desselben Jahres verordnete, daß Pferde nur in gewissen Schmieden beschuht werden dürften, damit die Rebellen keine Pferde zur Flucht erhalten könnten.

Die Regierung und die Beamten stellten sich durch solche Befehle ein Armuthszeugniß aus und gestanden offen, daß die Bewohner Neapels und Siciliens die Anarchie und den Bürgerkrieg der Mißregierung ihrer gegenwärtigen Beamten vorzogen. Wäre, wie die Regierung behauptete, die Zahl der Mißvergnügten eine geringe gewesen, dann wären solche Maßregeln nicht nöthig geworden, dann wären die Aufstände sofort unterdrückt worden.

O'Clery gibt (p. 305) eine Liste der Städte und Dörfer und ihrer Einwohner, welche vom 8. September 1861 bis zum 8. November 1862 geplündert und niedergebrannt wurden: Guaricia 1322 Einwohner, Campochiara 979 E., Casalduni 3032, Pontelandolfo 3917, Viesti 417, San Marco in Lamis 10,612, Rignano 1814, Venosa 5952, Basile 3400, Auletta 2023, Eboli 4175, Montifalcone 2618, Montiverde 1988, Vico 730, Controne 1089, Spinello 298. — Vom Mai 1861 bis Februar 1863 wurden mit den

Waffen in der Hand ergriffen und erschossen 1038 Mann, im Kampfe fielen 2413, gefangen genommen wurden 2765, es ergaben sich 932. Das Parlamentsmitglied Miceli erklärte in der Kammer: 350 Bürger seien trotz ihrer Unschuld erschossen worden, Hunderte wurden als der Revolution verdächtig eingekerkert und starben im Gefängniß. Manche blieben Jahre lang im Gefängniß, ohne je verhört worden zu sein.

Lord Henry Lennox, der im Jahre 1863 die Staatsgefängnisse besuchte, hörte von verschiedenen Gefangenen, sie wüßten nicht, warum sie gefangen gehalten würden. Manche dieser Gefangenen waren einfache Bauern oder vom Alter niedergebeugte Greise, welche der Regierung nie und nimmer gefährlich sein konnten; aber trotzdem wurden sie nicht in Freiheit gesetzt. Viele erlagen dem Typhus und anderen Krankheiten. Die politischen Gefangenen befanden sich in demselben Kerker mit gemeinen Verbrechern und waren mit ihnen zusammengeschmiedet. Das schrecklichste aller Gefängnisse befand sich in der einige Meilen von Neapel entfernten Festung Nisida. Im Jahre 1864 waren die politisch Unzufriedenen überwältigt worden, aber die eigentlichen Räuber trieben noch immer ihr Unwesen und sind auch heutzutage noch nicht unterdrückt.

General Bixio, der als Lieutenant unter Garibaldi gedient hatte, erklärte im Parlamente 1863: „Es besteht ein Blutsystem im südlichen Italien, aber durch Blutvergießen wird den bestehenden Uebeln nicht abgeholfen. Wenn Italien eine Nation sein soll, dann müssen wir unsern Zweck durch Gerechtigkeit, nicht durch Blutvergießen zu erreichen suchen". Der Abgeordnete Ferrari erklärte: „Die Bourbonische Regierung hatte das große Verdienst, unser Leben und Eigenthum zu schützen; die gegenwärtige Regierung kann dieses Verdienst nicht beanspruchen. Wir besitzen weder persönliche noch politische Freiheit. Die Thaten, deren Zeugen wir sind, sind eines Tamerlan oder Attila würdig".

Nichts charakterisirt so sehr die Unfähigkeit der italienischen Beamten, als ihr Betragen während des Aufstandes in Palermo. Die Bewohner Palermo's waren ein unruhiger, leidenschaftlicher Volksschlag, dem rebelliren gleichsam zur zweiten Natur geworden war. Unzufrieden mit den Bourbonen hatten sie Garibaldi eingeladen (1860), sechs Jahre später waren sie ihrer neuen Herrscher müde und empörten sich gegen dieselben. Die Regierung hatte ihnen hiezu Anlaß gegeben, und sich ohnmächtig gezeigt. Innerhalb sechs Jahren wurden 17 Präfekten ernannt, von denen einer schwächer und unfähiger war als der andere. Die Conscription und die schweren Steuern erbitterten das Volk. Manche Rekruten schlossen sich den Räubern an, welche die Umgebung Palermos unsicher machten. Der Präfekt der Stadt, Signor Torelli, hatte bloß 2000 Mann, gleichwohl war er gegen eine Organisation der Bürgergarde und gegen Heranziehung von Truppen und verachtete die Warnungen seiner tiefer blickenden Freunde. Die Strafe für seinen Leichtsinn blieb nicht aus: die Rebellen bemächtigten sich der Stadt, und erst mit Hülfe der Flotte und der Verstärkungen, die man ihm zusandte, gelang es, die Aufständischen zu überwältigen.

Gegenüber den zahlreichen Geschichtswerken, welche überall die Lichtseiten des italienischen Reiches hervortreten lassen, und die Intriguen und Verbrechen, durch welche Viktor Emanuel zum Herrscher Italiens wurde, verschleiern, kann O'Clerys Werk nicht genug empfohlen werden. Er that gut daran, seine Darstellung so viel als möglich auf die von der italienischen Regierung veröffentlichten Dokumente und die Geständnisse von Freunden der italienischen Einheit zu gründen. Daß das Volk gegründete Beschwerden in Neapel hatte, wird zugegeben; daß aber die Mehrheit oder auch nur ein bedeutender Theil des Volkes seine Verbindung mit Sardinien gewünscht habe, wird durch triftige Gründe widerlegt. In dem Kirchenstaate war die Zahl der politisch Unzufriedenen noch weit geringer als in Neapel, der Beschwerden

weit weniger. Trotz der Aufreizungen durch revolutionäre Agenten blieb das Volk ruhig und hielt sich fern von den Garibaldianern und den italienischen Truppen, welche in den Kirchenstaat einfielen. Die päpstliche Armee bestand nicht einfach aus Soldtruppen, die Römer bildeten mehr als zwei Drittel des päpstlichen Heeres.

Die interessanteste Partie des ganzen Buches ist die Schilderung des italienischen Raubzuges nach Rom, und die Beschreibung des kurzen, aber für die kleine päpstliche Armee so rühmlichen Feldzuges. Hier berichtet O'Clery, der als Offizier in der päpstlichen Armee gedient hat, als Augenzeuge. Wie wenig die Bevölkerung der päpstlichen Staaten ihren vorgeblichen Befreiern zujubelte, beweist schon der Umstand, daß es für die italienische Regierung unmöglich war, eine Erhebung des Volkes zu organisiren, daß die Italiener nichts von den Bewegungen der päpstlichen Truppen erfahren konnten. Es charakterisirt die Italiener, daß sie die den Belagerten gegenüber eingegangenen Bedingungen nicht erfüllten, die päpstlichen Truppen mißhandelten. Einige italienische Offiziere waren empört über diesen Treubruch, aber ihr Protest verhallte wirkungslos.

Andere große Staaten haben das ursprüngliche Unrecht der Unterwerfung unabhängiger Nachbarstaaten zum Theil gut gemacht durch Verbesserung in der Verwaltung, in der Gerechtigkeitspflege, Hebung von Handel und Gewerbe, Aussöhnung der Parteien. Italien hat von alle dem nichts geleistet und die conservativen Elemente Italiens abgestoßen. Das Buch O'Clerys wurde selbst in den antipäpstlichen Kreisen Englands als eine tüchtige Leistung gerühmt. Es verdiente ins Deutsche übersetzt zu werden.

Ath. Zimmermann S. J.

LXIII.

Manitius' Geschichte der christlich-lateinischen Poesie.[1])

Ob bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung und dem dermaligen Vorrath von Hilfsmitteln der geeignetste Zeitpunkt schon gekommen ist für eine zusammenfassende Darstellung der christlich-lateinischen Dichtung, darüber sind verschiedene Ansichten möglich. Aber wohlfeile Weisheit ist es, wegen Mangels an guten kritischen Ausgaben von manchen Dichtern ein solches Unternehmen zum voraus für verfehlt zu erklären; sicher ist, daß wenn man immer die nach aller Uebereinstimmung günstigste Zeit abwarten wollte, selten, vielleicht niemals etwas Rechtes zu Stande käme. Die dermalen zu Gebot stehenden Mittel sind immerhin genügend, ein in den Hauptzügen und in den wichtigsten Einzelerscheinungen so ziemlich zutreffendes Bild von der Entwicklung der christlichen Poesie des Abendlandes gewinnen zu lassen. So wünschenswerth eine gute Textgrundlage ist, so wird doch niemand behaupten wollen, daß z. B. durch eine neue kritische Ausgabe des Prudentius der Geschichtschreiber der lateinischen Dichtung dieser Zeit wesentlich gefördert würde. Wer mit dem vorhandenen Material ge-

---

1) Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts von M. Manitius. Stuttgart, 1891. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. X, 518 S. gr. 8°. (12 ℳ).

wissenschaft arbeitet, kann ein sehr brauchbares und dankenswerthes Buch liefern.

Manitius hat nun freilich das Habent sua fata libelli gar nachdrücklich erfahren. Von der einen Seite wurde seinem Werke nachgerühmt, daß es allen billigen Anforderungen entspreche, von der anderen wurde er als Ausbund von Oberflächlichkeit und Kritiklosigkeit bezeichnet, und während L. Traube (Anzeiger f. dt. Altert. XVIII, 1892, 203) meint: „Wenn wir es recht betrachten, ist es ein Lehrbuch für Leute, die nicht Latein können", ist S. Bäumer (Katholik LXXII, 1892 I, 282) umgekehrt der Anschauung, gerade „dem fest im Sattel sitzenden Theologen und Historiker mag es gute Diensten leisten" — und dies wäre noch der geringste Gegensatz. Wenn ein Buch in Organen, welche verschiedener Tendenz und verschiedenen Fächern dienen, entgegengesetzte Beurtheilungen erfährt, so ist dies etwas Gewöhnliches; anerkennende und absprechende Kritiken von Recensenten derselben Richtung und derselben Interessen dagegen sind jedenfalls auffällig und dürften vielleicht nicht mit Unrecht als Beweis für eine gewisse Eigenart des belobten oder getadelten Werkes gelten.

Die Gründe, welche Manitius zur Abfassung dieser Geschichte bewogen, gingen aus der Beobachtung hervor, daß die bisherigen Leistungen theils veraltet, theils lückenhaft oder weniger geeignet sind, die Entwicklung des fraglichen Literaturzweiges klar hervortreten zu lassen; so „Eberts ausgezeichnetes Werk" und auch die neueste Auflage von Teuffel-Schwabe. Unser Verfasser sucht einerseits durch eingehende Analysen den geistigen Gehalt der christlichen Dichtung zu gewinnen, und richtet dabei besonderes Augenmerk auf die Klarstellung biographischer Daten der einzelnen Dichter. Andererseits will er dem Stoffe eine mehr philologische Behandlungsweise widmen, als dies bisher geschehen ist; „durch allerhand Angaben über den Reim sowie über andere poetische Formen der späten Zeit glaubt er nicht unnütze

Beiträge für die Geschichte der lateinischen Poesie überhaupt liefern zu können" (Vorw.).

In einer Einleitung von 22 Seiten schildert der Verfasser den Einzug des Christenthums in die altrömische Welt, aus deren Versunkenheit fremde Culte gar nicht und griechische Philosophie nur einen geringen Bruchtheil der Menschheit retten konnten, und auch diesen nicht für die Dauer, während die große Menge nur in einer neuen Religion Erlösung fand. Der Götterbilder hohler und leerer Schein mußte vor der Hoheit des Christenthums erblassen „und es scheint, als ob das Römerreich noch bis dahin nothdürftig hätte zusammenhalten sollen, um der neuen Lehre den Zug überallhin zu ermöglichen — kaum war dies geschehen, da ging das gewaltige Reich aus seinen Fugen und germanische Stämme wurden die Herren seiner abendländischen Theile" (S. 5). Die Religion der Besiegten ging auf die Sieger über zugleich mit der römischen Cultur, das Christenthum wurde recht eigentlich der Träger und Erhalter von alledem, was Rom für die Bildung und Gesittung der Menschheit geleistet. Mit der Zeit entsteht auch eine christliche Literatur, die im 4. Jahrhundert einen sehr bedeutenden Theil innerhalb der gesammten römischen bildet. Die christliche Dichtung geht nach zwei Richtungen auseinander, die eine wurzelt in der national-römischen Poesie und gehört in das Gebiet der Kunstdichtung (vorwiegend Epik), die andere ist mehr orientalischen Ursprungs und könnte als Volkslyrik bezeichnet werden — quantitirende und rhythmische Poesie. Für erstere waren die Stoffe sehr beschränkt, sie konnten schließlich nur in der Hagiographie aufgehen, letztere dagegen stand in unmittelbarer Beziehung zum Gottesdienst und fand dadurch reiche Förderung.

In einer Zeitschrift für weitere Kreise mag es sich empfehlen, an der Hand des Verfassers einen raschen Gang durch die Geschichte der christlichen Dichtung zu machen, um fernerstehende Leser wenigstens an die glänzendsten Vertreter

LXII.

Entstehung des Einheitsstaates Italien.[1])

Der Begründer der Einheit Italiens war bekanntlich k[illegible] großer Monarch, der die getrennten Provinzen des Re[illegible] vereinigte, kein großer Feldherr, der die alten Dyna[illegible] besiegte, sondern ein Diplomat, der durch Intriguen [illegible] Tücke eine Provinz nach der andern an das Haus Savo[illegible] brachte. Die Theilnahme an dem Krimkriege 1855 [illegible] dem König von Sardinien Sitz und Stimme in dem Co[illegible]gresse zu Paris 1856, und sicherte für die ehrgeizigen B[illegible]strebungen Cavours, des einflußreichsten Ministers Vikt[illegible] Emanuels, die Unterstützung der beiden Mächte Frankre[illegible] und England. O'Clery gibt uns eine klare und übersichtliche Darstellung der Intriguen des sardinischen Hofes, der Feldzüge von 1859, 1866, der Angriffe Garibaldi's auf den Kirchenstaat, seine Eroberung Siciliens, auf die wir hier nicht eingehen wollen, da die Einzelnheiten hinlänglich bekannt sind. Die italienischen Truppen bedeckten sich bekanntlich nicht sowohl mit Ehre als vielfach mit Schimpf in diesen Feldzügen gegen die Fremden und gegen ihre eigenen Landsleute. Haben die Begründer der italienischen Einheit den Mangel an Tapferkeit und militärischem Geschick ersetzt durch treffliche Verwaltung, durch Herstellung von Ordnung

---

1) O'Clery, The Making of Italy. London, Kegan Paul. 1892. XXIII, 552 S.

und Ruhe, durch Versöhnung der Gemüther? Der Verfasser stellt dies ganz bestimmt in Abrede. Den Grund des Mißerfolges findet er jedoch nicht allein in der Bestechlichkeit der Beamten und in dem Parteiregiment, sondern noch mehr in der Geschichte Italiens und seiner verschiedenen Volksstämme. Nach O'Clery empfiehlt sich für Italien das Föderativsystem Deutschlands, Autonomie der einzelnen Provinzen oder Staaten, welche schon lange ihre eigenen Einrichtungen, ihre eigene Geschichte besessen haben.

Einer der wundesten Flecken Italiens sind bekanntlich seine Finanzen. Charles Lever bemerkt hierüber bei O'Clery: „Die Finanzpolitik Italiens geht von dem Grundsatz aus: Wenn man von Anfang an nichts hat, so ist es unnöthig, zu sparen." Während der Jahre 1859—70 führte Savoyen einen offenen oder geheimen Krieg gegen Oesterreich, gegen die Dynastien Mittelitaliens und gegen das Königreich Neapel. Die Kriegsrüstungen und die Bestechungen der Unterthanen der Nachbarfürsten verschlangen große Summen, die Staatsschuld, welche die Regierung während dieser Zeit contrahirte, belief sich auf 153,190,000 Pfd. Sterling. Hier folgen die einzelnen Posten.

Sardinische Anleihe 1859	3,800,000	Pfd.
Anleihe für die Provinz Aemilia 1860	320,000	„
Anleihe für Toskana 1860	1,040,000	„
Nationale Anleihe Juli 1860	6,000,000	„
Veräußerung Neapolitanischer Fonds 1860—61	4,930,000	„
Veräußerung Sicilianischer Fonds 1860 / Sicilianische Anleihe	1,810,000	„
Nationale Anleihe Juli 1861	20,000,000	„
Nationale Anleihe März 1863	28,000,000	„
Verkauf von Renten 1864	2,480,000	„
Anleihe von 1865	17,000,000	„
Veräußerung von Eisenbahnfonds	2,400,000	„
Vorschüsse für den Verkauf von Staatsgütern 1864	6,000,000	„
Verkauf von Staatsbahnen 1866	7,400,000	„
	101,180,000	Pfd.

(ebd. 10, 116 ff.). Durch sein allegorisches Epos „Psycho-
machia“ ist Prudentius schöpferisch und bahnbrechend fü
die spätere Dichtung geworden, wie alle Literarhistorike
anerkennen. Es ist zu bedauern, daß auf den 38 Seiten,
welche Manitius für diesen spanischen Dichter hat, er nirgends
über Veranlassung und Zweck der polemischen Dichtungen
einläßlicher sich ausspricht, nachdem über diese Frage durch
Aug. Rösler eine Controverse hervorgerufen worden ist
Noch mehr aber muß die Stellung auffallen, welche der
größte christliche Dichter dieser Periode in unserem Buche
einnimmt. Nämlich erst nach ihm, im 5. Jahrhundert, sol
„die Blüthezeit der christlichen Dichtung“ beginnen. Vorher
werden auch noch die Poeten Galliens und Italiens im
4. Jahrhundert vorgeführt. Aus ersterem Lande sind di
hervorragendsten Hilarius und Ausonius, ersterer
aber wird seiner poetischen Thätigkeit (Hymnen) nach er
unter den Italienern, zusammen mit Ambrosius kurz be-
handelt, während das hier ihm zugeschriebene Gedicht de
evangelio mehr als unsicher ist. Wenn sodann bei Ausonius
der Grundsatz ausgesprochen wird: „wir haben uns ja nur mit
denjenigen Erzeugnissen zu beschäftigen, die unmittelbar christ-
liche Stoffe behandeln“, so fürchte ich, daß der Rahmen nachher
doch nochmals enger gezogen ist, indem unbewußt oder be-
wußt statt „unmittelbar christliche“ thatsächlich „unmittel-
bar religiöse“ substituirt wird. Soll denn alles nicht
direkt religiöse heidnisch sein? Der Apparat der heidnischen
Mythologie, „die er allerdings für Fabeln hält“ (S. 107)
mit der er also doch „frei und unbekümmert“ (ebd.) umspringen
darf, wird wohl nicht als Zeichen heidnischer Gesinnung gelten
sollen? Es ist derselbe Irrthum, welcher der Katakombenkuns
Paganismus vorwirft, weil sie antik-mythologische Staffag
hat, während gerade dieses unbefangene Handhaben jene
Mittel ein Anzeichen dafür ist, daß eine Erhebung über deren
Niveau zu constatiren und die Künstler und ihr Publikum
im Christenthum völlig befestigt sind. Es wird Niemande

meisten dieser Männer suchten ihren Gehalt, der in manchen Fällen gering war, durch Unterschleif, Bestechlichkeit und andere Mittel zu erhöhen, was sie um so ungescheuter thun konnten, da manche der höchsten Beamten mit ihren Untergebenen unter derselben Decke spielten. Hier nur einige Beispiele. Im Jahre 1865 wurde der Obersteuereinnehmer flüchtig, er hatte 700,000 Franken unterschlagen. Auf der Post in Neapel wurden eines Tages 15,000 Franken von einem Beamten entwendet. Ein Angestellter des Finanzministeriums wurde der Mitbetheiligung an einer großartigen Fälschung der Coupons angeklagt, aber freigesprochen, weil man Enthüllungen fürchtete. Der Zahlmeister eines großen Hospitals in Neapel unterschlug 200,000 Franken und wurde flüchtig; in einem Monte di Pietà (Leihhause) ebendaselbst vermißte man 300,000 Fr. Wie die Regierung im Großen annexirt hatte, so annexirten die Beamten im Kleinen (p. 367—8).

Die Freunde der italienischen Einheit hatten die Beraubung der alten Dynastien damit gerechtfertigt, daß dieselben nicht im Stande gewesen, Ordnung und Ruhe zu schaffen, daß Italien in Folge seiner Anarchie ein Gegenstand des Spottes gewesen sei. Wie wenig die Verhältnisse sich unter der neuen Herrschaft besserten, zeigt O'Clery in Kapitel 15 und 21, denen wir einige Thatsachen entnehmen wollen Unter der Regierung der Bourbonen waren die Straßen in Neapel und Sicilien nahezu so sicher gewesen, als in England oder Deutschland; unter Viktor Emmanuel schwebten die Reisenden in beständiger Furcht vor Räubern, die durch politisch Unzufriedene verstärkt wurden. Wäre die Dynastie Bourbon so verhaßt gewesen, wie die Revolutionäre behaupteten, wäre die Verwaltung und Gerechtigkeitspflege unter den neuen Beamten besser gewesen als früher, dann wären die Aufständischen sofort zu Paaren getrieben worden, dann wäre es nicht nöthig gewesen, eine Armee von 80 bis 120,000 Mann in Neapel und Sicilien zu halten. An

Strenge und Rücksichtslosigkeit ließen es die königlichen Offiziere nicht fehlen; und doch brauchte es Jahre, bis die beiden Provinzen beruhigt wurden. Der Commandant von Teramo, Galatieri, veröffentlichte im Juni 1861 folgenden Aufruf: „Freundlich gegen die Guten, werde ich unerbittlich und furchtbar gegen die Räuber sein. Wer einen Räuber beherbergt, wird erschossen ohne Rücksicht auf Stellung, Alter oder Geschlecht. Spione wird dasselbe Schicksal treffen. Wer examinirt wird und trotz seiner Kenntnisse die Stellung und Bewegungen der Räuber nicht anzeigt, dessen Haus wird geplündert und niedergebrannt". Der Major Fumel ging noch weiter und that den Bewohnern von Volturino kund: „Ich verlasse heute die Stadt, aber ich warne euch, daß ich zurückkehren werde, wenn ihr die Rebellen herein laßt. Ich werde die Stadt an vier Ecken anzünden lassen. Ich verbürge mein Ehrenwort als Soldat und werde mein Versprechen halten". (Garnier, Documents LXIX und LXX.) Die Proklamation des Major Fumel war so schrecklich, daß die Regierung sich genöthigt sah, ihn zu desavouiren. Praktische Folgen hatte diese Verläugnung kaum, auch billigte die Regierung später seinen Aufruf: „Beauftragt, dem Räuberwesen ein Ende zu machen, verspreche ich eine Belohnung von 100 Fr. für jeden, welcher mir einen Räuber ausliefert, ob todt oder lebendig. Der Räuber, der seinen Kameraden tödtet, sichert sich sein Leben und die Belohnung. Wer den Räubern irgendwie Vorschub leistet, ihren Aufenthalt nicht angibt, wird sofort erschossen. Das Vieh muß an sichere Orte getrieben, Strohhütten müssen niedergebrannt, Thore von verlassenen Thürmen zugemauert, die Dächer der Thürme abgedeckt werden, sonst werden sie niedergebrannt und alles Vieh, das nicht in sicherem Gewahrsam sich befindet, wird weggenommen werden. . . . Die verabschiedeten Soldaten, welche sich nicht binnen vier Tagen stellen, werden als Räuber behandelt". (Garnier LXXI.)

Trotz oder gerade wegen dieser stringenten Maßregeln

dauerte der Widerstand ununterbrochen fort. Im März 1863 ließ di Ferrari, Präfekt von Foggia, verkünden: „Morgen wird der Krieg gegen die Uebelthäter in jedem Theil der Provinzen wieder beginnen. Die Nationalgarden werden das Gebiet der Gemeinden durchstreifen, die Carabinieri und die Truppen werden dieselben, wenn nöthig, unterstützen. Das Vieh soll zusammengetrieben, die kleinen Meiereien verlassen, Lebensmittel und Futter weggeschafft und die Häuser verrammelt werden. Ohne einen Paß soll Niemand aufs Land gehen, ohne specielle Vollmacht soll Niemand Lebensmittel, Waffen oder Munition mit sich führen dürfen. Wer dawider handelt, wird arretirt und nach Belieben gefangen gehalten". (Garnier LXXX.) Am 1. Mai wurden alle Verdächtigen mit Arrest bedroht, denn Erbarmen sei ein Verbrechen. (Garnier LXXXI.) Ein Ukas vom Juli desselben Jahres verordnete, daß Pferde nur in gewissen Schmieden beschuht werden dürften, damit die Rebellen keine Pferde zur Flucht erhalten könnten.

Die Regierung und die Beamten stellten sich durch solche Befehle ein Armuthszeugniß aus und gestanden offen, daß die Bewohner Neapels und Siciliens die Anarchie und den Bürgerkrieg der Mißregierung ihrer gegenwärtigen Beamten vorzogen. Wäre, wie die Regierung behauptete, die Zahl der Mißvergnügten eine geringe gewesen, dann wären solche Maßregeln nicht nöthig geworden, dann wären die Aufstände sofort unterdrückt worden.

O'Clery gibt (p. 305) eine Liste der Städte und Dörfer und ihrer Einwohner, welche vom 8. September 1861 bis zum 8. November 1862 geplündert und niedergebrannt wurden: Guaricia 1322 Einwohner, Campochiara 979 E., Casalduni 3032, Pontelandolfo 3917, Viesti 417, San Marco in Lamis 10,612, Rignano 1814, Venosa 5952, Basile 3400, Auletta 2023, Eboli 4175, Montifalcone 2618, Montiverde 1988, Vico 730, Controne 1089, Spinello 298. — Vom Mai 1861 bis Februar 1863 wurden mit den

Waffen in der Hand ergriffen und erschossen 1038 Mann, im Kampfe fielen 2413, gefangen genommen wurden 2765, es ergaben sich 932. Das Parlamentsmitglied Miceli erklärte in der Kammer: 350 Bürger seien trotz ihrer Unschuld erschossen worden, Hunderte wurden als der Revolution verdächtig eingekerkert und starben im Gefängniß. Manche blieben Jahre lang im Gefängniß, ohne je verhört worden zu sein.

Lord Henry Lennox, der im Jahre 1863 die Staatsgefängnisse besuchte, hörte von verschiedenen Gefangenen, sie wüßten nicht, warum sie gefangen gehalten würden. Manche dieser Gefangenen waren einfache Bauern oder vom Alter niedergebeugte Greise, welche der Regierung nie und nimmer gefährlich sein konnten; aber trotzdem wurden sie nicht in Freiheit gesetzt. Viele erlagen dem Typhus und anderen Krankheiten. Die politischen Gefangenen befanden sich in demselben Kerker mit gemeinen Verbrechern und waren mit ihnen zusammengeschmiedet. Das schrecklichste aller Gefängnisse befand sich in der einige Meilen von Neapel entfernten Festung Nisida. Im Jahre 1864 waren die politisch Unzufriedenen überwältigt worden, aber die eigentlichen Räuber trieben noch immer ihr Unwesen und sind auch heutzutage noch nicht unterdrückt.

General Bixio, der als Lieutenant unter Garibaldi gedient hatte, erklärte im Parlamente 1863: „Es besteht ein Blutsystem im südlichen Italien, aber durch Blutvergießen wird den bestehenden Uebeln nicht abgeholfen. Wenn Italien eine Nation sein soll, dann müssen wir unsern Zweck durch Gerechtigkeit, nicht durch Blutvergießen zu erreichen suchen". Der Abgeordnete Ferrari erklärte: „Die Bourbonische Regierung hatte das große Verdienst, unser Leben und Eigenthum zu schützen; die gegenwärtige Regierung kann dieses Verdienst nicht beanspruchen. Wir besitzen weder persönliche noch politische Freiheit. Die Thaten, deren Zeugen wir sind, sind eines Tamerlan oder Attila würdig".

Nichts charakterisirt so sehr die Unfähigkeit der italienischen Beamten, als ihr Betragen während des Aufstandes in Palermo. Die Bewohner Palermo's waren ein unruhiger, leidenschaftlicher Volksschlag, dem rebelliren gleichsam zur zweiten Natur geworden war. Unzufrieden mit den Bourbonen hatten sie Garibaldi eingeladen (1860), sechs Jahre später waren sie ihrer neuen Herrscher müde und empörten sich gegen dieselben. Die Regierung hatte ihnen hiezu Anlaß gegeben, und sich ohnmächtig gezeigt. Innerhalb sechs Jahren wurden 17 Präfekten ernannt, von denen einer schwächer und unfähiger war als der andere. Die Conscription und die schweren Steuern erbitterten das Volk. Manche Rekruten schlossen sich den Räubern an, welche die Umgebung Palermos unsicher machten. Der Präfekt der Stadt, Signor Torelli, hatte bloß 2000 Mann, gleichwohl war er gegen eine Organisation der Bürgergarde und gegen Heranziehung von Truppen und verachtete die Warnungen seiner tiefer blickenden Freunde. Die Strafe für seinen Leichtsinn blieb nicht aus: die Rebellen bemächtigten sich der Stadt, und erst mit Hülfe der Flotte und der Verstärkungen, die man ihm zusandte, gelang es, die Aufständischen zu überwältigen.

Gegenüber den zahlreichen Geschichtswerken, welche überall die Lichtseiten des italienischen Reiches hervortreten lassen, und die Intriguen und Verbrechen, durch welche Viktor Emanuel zum Herrscher Italiens wurde, verschleiern, kann O'Clerys Werk nicht genug empfohlen werden. Er that gut daran, seine Darstellung so viel als möglich auf die von der italienischen Regierung veröffentlichten Dokumente und die Geständnisse von Freunden der italienischen Einheit zu gründen. Daß das Volk gegründete Beschwerden in Neapel hatte, wird zugegeben; daß aber die Mehrheit oder auch nur ein bedeutender Theil des Volkes seine Verbindung mit Sardinien gewünscht habe, wird durch triftige Gründe widerlegt. In dem Kirchenstaate war die Zahl der politisch Unzufriedenen noch weit geringer als in Neapel, der Beschwerden

weit weniger. Trotz der Aufreizungen durch revolutionäre Agenten blieb das Volk ruhig und hielt sich fern von den Garibaldianern und den italienischen Truppen, welche in den Kirchenstaat einfielen. Die päpstliche Armee bestand nicht einfach aus Soldtruppen, die Römer bildeten mehr als zwei Drittel des päpstlichen Heeres.

Die interessanteste Partie des ganzen Buches ist die Schilderung des italienischen Raubzuges nach Rom, und die Beschreibung des kurzen, aber für die kleine päpstliche Armee so rühmlichen Feldzuges. Hier berichtet O'Clery, der als Offizier in der päpstlichen Armee gedient hat, als Augenzeuge. Wie wenig die Bevölkerung der päpstlichen Staaten ihren vorgeblichen Befreiern zujubelte, beweist schon der Umstand, daß es für die italienische Regierung unmöglich war, eine Erhebung des Volkes zu organisiren, daß die Italiener nichts von den Bewegungen der päpstlichen Truppen erfahren konnten. Es charakterisirt die Italiener, daß sie die den Belagerten gegenüber eingegangenen Bedingungen nicht erfüllten, die päpstlichen Truppen mißhandelten. Einige italienische Offiziere waren empört über diesen Treubruch, aber ihr Protest verhallte wirkungslos.

Andere große Staaten haben das ursprüngliche Unrecht der Unterwerfung unabhängiger Nachbarstaaten zum Theil gut gemacht durch Verbesserung in der Verwaltung, in der Gerechtigkeitspflege, Hebung von Handel und Gewerbe, Aussöhnung der Parteien. Italien hat von alle dem nichts geleistet und die conservativen Elemente Italiens abgestoßen. Das Buch O'Clerys wurde selbst in den antipäpstlichen Kreisen Englands als eine tüchtige Leistung gerühmt. Es verdiente ins Deutsche übersetzt zu werden.

Ath. Zimmermann S. J.

LXIII.

Manitius' Geschichte der christlich-lateinischen Poesie.[1])

Ob bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung und dem dermaligen Vorrath von Hilfsmitteln der geeignetste Zeitpunkt schon gekommen ist für eine zusammenfassende Darstellung der christlich-lateinischen Dichtung, darüber sind verschiedene Ansichten möglich. Aber wohlfeile Weisheit ist es, wegen Mangels an guten kritischen Ausgaben von manchen Dichtern ein solches Unternehmen zum voraus für verfehlt zu erklären; sicher ist, daß wenn man immer die nach aller Uebereinstimmung günstigste Zeit abwarten wollte, selten, vielleicht niemals etwas Rechtes zu Stande käme. Die dermalen zu Gebot stehenden Mittel sind immerhin genügend, ein in den Hauptzügen und in den wichtigsten Einzelerscheinungen so ziemlich zutreffendes Bild von der Entwicklung der christlichen Poesie des Abendlandes gewinnen zu lassen. So wünschenswerth eine gute Textgrundlage ist, so wird doch niemand behaupten wollen, daß z. B. durch eine neue kritische Ausgabe des Prudentius der Geschichtschreiber der lateinischen Dichtung dieser Zeit wesentlich gefördert würde. Wer mit dem vorhandenen Material ge-

---

1) Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts von M. Manitius. Stuttgart, 1891. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. X, 518 S. gr. 8°. (12 ℳ).

ihm Caspari's Ausgabe der Schrift Martins von Braga de correctione rusticorum mit der musterhaften Einleitung entgangen ist, hat auch C. Weyman beklagt. Hätte Ver- fasser ferner Bischof Greiths schönes Buch über die alt- irische Kirche und Montalemberts klassische Darstellung dieser Zeit in den „Mönchen des Abendlandes" gelesen, so wäre nicht der widerliche Bodensatz des Ebrard'schen Tendenz- romans über eine romfreie irische Kirche in dieser sonst sich der Objektivität befleißenden Darstellung zu finden.

Aber von der Literatur zu schweigen — auch die Quellen hat Manitius keineswegs vollständig benützt. Wer eine Geschichte der christlich-lateinischen Dichtung schreiben will, sollte nicht erst von Recensenten auf Rossi's christ- liche Inschriften der Stadt Rom und auf Hübners christ- lich-spanische Inschriften und auf Le Blant aufmerksam gemacht werden müssen; Daniel's, Mone's und namentlich Dreves' Sammlungen hätten viel reichere Ausbeute geliefert, als es nach Manitius scheint. Eine Fo[lge] dieser Nachlässigkeit ist die theilweis völlige Verkümmerung wesentlicher Partien. Wer die Entwicklung irgend eines Zweiges studiren will, wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Die weitaus sachkundigste und eingehendste Recension von Traube deutet (S. 206) an, wie hier zu verfahren war. Trotz der engen Abgrenzung des Gebietes ist der Stoff innerhalb desselben weder vollständig gesammelt noch auch sachgemäß verarbeitet. Mit letzterer Ausstellung will ich jedoch nicht an die Scheidung nach Provinzen ge- dacht wissen, da die afrikanische, gallische und irische Poesie immerhin soviel Eigenart haben, daß sie für sich dargestellt werden dürfen. Mißlich bleibt dabei freilich, daß ein- und derselbe Mann der Zeit nach bald dieser, bald einer ander[en] Provinz angehören und man infolge dessen streiten kann welche ihm am meisten ihren Charakter aufgeprägt hat, z. B. Paulin von Nola.

Nachdem die schwachen Seiten dieses Buches von Ar

Beiträge für die Geschichte der lateinischen Poesie überhaupt liefern zu können" (Vorw.).

In einer Einleitung von 22 Seiten schildert der Verfasser den Einzug des Christenthums in die altrömische Welt, aus deren Versunkenheit fremde Culte gar nicht und griechische Philosophie nur einen geringen Bruchtheil der Menschheit retten konnten, und auch diesen nicht für die Dauer, während die große Menge nur in einer neuen Religion Erlösung fand. Der Götterbilder hohler und leerer Schein mußte vor der Hoheit des Christenthums erblassen „und es scheint, als ob das Römerreich noch bis dahin nothdürftig hätte zusammenhalten sollen, um der neuen Lehre den Zug überallhin zu ermöglichen — kaum war dies geschehen, da ging das gewaltige Reich aus seinen Fugen und germanische Stämme wurden die Herren seiner abendländischen Theile" (S. 5). Die Religion der Besiegten ging auf die Sieger über zugleich mit der römischen Cultur, das Christenthum wurde recht eigentlich der Träger und Erhalter von alledem, was Rom für die Bildung und Gesittung der Menschheit geleistet. Mit der Zeit entsteht auch eine christliche Literatur, die im 4. Jahrhundert einen sehr bedeutenden Theil innerhalb der gesammten römischen bildet. Die christliche Dichtung geht nach zwei Richtungen auseinander, die eine wurzelt in der national-römischen Poesie und gehört in das Gebiet der Kunstdichtung (vorwiegend Epik), die andere ist mehr orientalischen Ursprungs und könnte als Volkslyrik bezeichnet werden — quantitirende und rhythmische Poesie. Für erstere waren die Stoffe sehr beschränkt, sie konnten schließlich nur in der Hagiographie aufgehen, letztere dagegen stand in unmittelbarer Beziehung zum Gottesdienst und fand dadurch reiche Förderung.

In einer Zeitschrift für weitere Kreise mag es sich empfehlen, an der Hand des Verfassers einen raschen Gang durch die Geschichte der christlichen Dichtung zu machen, um fernerstehende Leser wenigstens an die glänzendsten Vertreter

den Rückfall der Dressel'schen Ausgabe gegenüber der Ar-
valo's mit Aerger beobachtet. Letzterer hat mit vieler Ge-
nauigkeit die für die Exegese und Textkritik oft recht wichtigen
Vergilstellen angemerkt, Dressel hält das für überflüssigen
Zierath!

Wir danken Manitius wenigstens einen Ueberblick über
das, was an christlicher Poesie im lateinischen Westen vor-
handen ist; das noch Fehlende läßt sich ohne große Mühe
anfügen. Und wenn durch obige kurze Skizze wieder die
Aufmerksamkeit einiger Kreise auf die lateinische Dichtung
des Mittelalters gelenkt worden wäre, so würde sich der
Referent glücklich schätzen. Eine Zusammenstellung des
Schönsten und Ansprechendsten, was sich auf dem ganzen
großen Gebiete findet, wäre gewiß keine undankbare Arbeit,
und ich würde eine Anthologie christlich-lateinischer Dicht-
ungen, etwa in der Art von Wackernagels altdeutschem Lese-
buch, mit kurzen biographisch-literarhistorischen Notizen aus-
gestattet, für einen ebenso geeigneten Schulpreis in den Händen
der reiferen Jugend halten, als Biographien preußischer
Generäle oder verkannter Reichsgründer. Vielleicht würde
unsere Jugend auch so frühe genug reif für Politik und für
Anderes.

Noch ein weiteres Lob gebührt dem Buche, das wir
besprechen. Sein Verfasser ist kein Theologe, das fühlt man
nur zu sehr. Aber es gibt noch viele andere, die ebensowenig
oder noch weniger solche sind als er, und die trotzdem sich
für berechtigt halten, in theologischen Fragen oder wenigstens
auf den Grenzgebieten von Theologie und Philologie wie
solche aufzutreten, die da Macht haben, und durch ihre
Frivolität gegenüber Dingen, die sie nicht verstehen, jeden,
der nicht ebenso ist wie sie, abstoßen. Was irgendwo in
tadelndem Sinne bemerkt wird, darf man vielleicht zur Em-
pfehlung dieses Buches geltend machen: es stehe auf der
Grenze zum Erbauungsbuch; so maßvoll und bescheiden ist
die Sprache, so viel Liebe und Hingebung zeigt sich im A

vielfach origineller Weise gestaltet, wird immer wahrscheinlicher. Eine Anzahl anonymer poetischer Erzeugnisse darf ebenfalls dieser alten Zeit zugewiesen werden.

Im zweiten Kapitel des I. Buches erscheint Spanien als Vaterland von christlichen Dichtern. Juvencus' Evangelienbearbeitung, deren Eintheilung in vier Bücher doch wohl durch die Zahl der Evangelien bestimmt ist, so wenig sich das einzelne Buch auch mit einem Evangelium inhaltlich decken mag, ist der erste Poet, der von Hieronymus erwähnt und der auch im Dekret des Papstes Gelasius lobend aufgeführt wird. Namentlich aber stammt der Fürst der christlichen Dichter, Prudentius, aus Spanien; an des Ebro Strand, vermuthlich in Saragossa, ist er geboren, mit der Glaubensgluth des Spaniers singt er das Lob Christi und der Märtyrer. Ein Vergleich zwischen diesem Vertreter der christlichen Poesie und dem gleichzeitigen heidnischen Claudian ist wie wenige geeignet, die Hohlheit und Gedankenarmuth der profanen Versemacher, denen die Grundbedingung jeder wahren Poesie, Begeisterung für ein religiöses oder sittliches Ideal fehlte, lebendig zu veranschaulichen. Das zarte Salvete flores martyrum (Cathem. 12, 125 ff.) ist durch den kirchlichen Gebrauch wohlbekannt, nicht weniger das glaubensvolle Jam maesta quiesce querela

---

in der angelsächsischen Poesie eine große Rolle. In der Kunst-, Literatur- und Culturgeschichte begegnet man ihm, es existirt über ihn eine reiche Literatur. Zu der von De Waal in Kraus' Realenc. II, 624 verzeichneten trage ich, da sich gerade Gelegenheit dazu bietet, für solche, die an der Sache Interesse haben, noch nach: F. Feiner, Vom Phönix in den Schriften der Väter. München 1850. 4°. (Prgr.) A. Wiedemann, Die Phönixsage im alten Aegypten. (Zeitschrift für ägyptische Sprache u. Alterthumskunde. 1879, 1 ff.). Fr. Schöll, Vom Vogel Phönix. Heidelberg. Rektoratsrede 1890. H. Schaffer, Das Phönixbild als Baum und Vogel. Festschrift zum 15. Oktober 1890. Ratibor, Münzberg. 4°. Vgl. Hist. Jahrb. XIII (1892), 944.

Krisen“; „unerhörte, demagogische Bewegungen“: die Wor
sind selbst schon dem Munde von Staatsmännern entschlüpf
Zum jüngsten Geburtstag des alten Kaisers Wilhelm h
das Bismarck'sche Organ in München geklagt: „ein un
licher Niedergang unseres nationalen Lebens sei unbestrei
bar, und der einer Reichstagsauflösung folgende Wahlkam
würde jedenfalls eine Färbung annehmen, wie wir sie i
Deutschland seit dem Jahre 1848 nicht mehr gekannt haben“.

Der Vergleich ist wirklich angezeigt, nur daß die Fär
ung des Aufruhrs der Geister die gerade entgegengesetz
ist. In immer weiteren Volkskreisen erscheinen die Früch
die der damalige „Völkerfrühling“ angesetzt hat, als wur
stichig und faul. Von politischen Programmen im enger
Sinne will man überhaupt nichts mehr wissen; sie habe
ihr Versprechen, daß es eine Lust zu leben seyn werde, nic
gehalten. Nur Einer Klasse sind sie zu Gute gekomm
mag man diese nun auf französisch Bourgeoisie, oder a
lateinisch Capitalismus, oder auf gut deutsch Judenth
nennen. In ihren Taschen hat sich der versprochene „Vo
wohlstand“ und der „Nationalreichthum“ so massenhaft a
gesammelt, während die Lage des gemeinen Mannes tägl
gedrückter wird, daß die Organe der obern Zehntausend si
selbst schon scheuen, diese blendenden Schlagworte von ehede
in den Mund zu nehmen. Und eben jetzt sind in zw
Nachbarländern Erscheinungen, die sich möglicherweise no
verallgemeinern werden, zu Tage getreten, von denen ei
französischer Berichterstatter soeben noch gesagt hat: „d
ganze herrschende Klasse sei politisch entehrt daraus hervo
gegangen“.[2])

Daher alle die „schärferen Tonarten“, die sich nu
übereinmal sinnverwirrend laut machen. Sie alle stellen d
socialen und wirthschaftlichen Interessen gegen eine volk

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 22. März d. Js.
2) Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 14. April d. J

einfallen, ein Gedicht eines modernen Dichters für heidnisch zu halten, weil darin von den Schrecken des Mavors, von den Gaben der Ceres oder des Bacchus die Rede ist. Der von Innocenz III. — also doch gewiß einem Christen — verfaßte Hymnus auf Mariä Himmelfahrt beginnt mit einer Apostrophe des Sonnengottes: Eia, Phoebe, und wer eine Geschichte der christlich-lateinischen Poesie des Mittelalters schreiben wollte, dürfte ihn aus diesem Grunde doch nicht von seiner Darstellung ausschließen. Unter den Dichtern Italiens ist hier besonders Damasus zu nennen, in dessen Beurtheilung als Dichter ich dem Verfasser beistimme, welcher der Poesie des Papstes höheren dichterischen Werth abspricht und seine Bedeutung mehr in dem Einfluß auf die Folgezeit sieht. Insbesondere halte ich es nicht nur mit Manitius für möglich, sondern es ist mir sehr wahrscheinlich, daß Prudentius durch Damasus zu seinem Peristephanon angeregt wurde; ließen sich im Einzelnen Nachweise führen, namentlich in Beziehung auf die Epitaphien, so sähe ich darin einen weiteren Beweis für meine Datirung der Romreise des Prudentius in das Jahr 389. Die Dichterin Proba, welche für die von ihr angenommene christliche Religion in der Weise wirkte, „daß sie einen Theil des Alten Testaments und die Evangeliengeschichte in Vergilverse umsetzte und so einen Cento verfaßte", mag als Vertreterin einer ganzen Gattung genannt sein. Am Schluß der ganzen Reihe steht Ambrosius, an dessen Namen sich die Entstehung des abendländischen Kirchengesanges knüpft. Doch können nur vier Hymnen ihren Ursprung von Ambrosius mit Sicherheit (durch Zeugnisse aus Augustin) erweisen, von Hilarius hat sich kein einziges nachweisbar echtes Stück erhalten, woraus der geringe Erfolg und die schwache Verbreitung der Sammlung des letzteren zu schließen sein dürfte.

Wie schon bemerkt, läßt Manitius die Blüthezeit der christlichen Poesie erst nach Ambrosius und Prudentius beginnen, wodurch sich das Ungereimte ergibt, daß dieser an-

mußte die Sackgasse als Erbschaft übernehmen, und er ha
es nicht zu verantworten, wenn ihm nur der Eine Se
und Wunsch erübrigt, der Krieg möchte auf den „zwei Fronte
wenigstens im Winter ausbrechen, wo die „polnischen Sümpfe
gefroren seien und die deutschen Truppen hinüber komm
könnten. Sollte er aber etwa hoffen, durch den Handels
vertrag mit Rußland den „abgerissenen Draht“ wieder an
zuknüpfen, so tritt ihm wieder der rachsüchtige Intrigant im
Sachsenwalde entgegen, wie überhaupt bei jedem Schri
und Tritt. Er, der gefeierte Patron der Plusmacherei un
Millionenzüchtung, hofirt jetzt dem „Bauernbund“, und fü
den Antisemitismus kann er seinen Namen nur deshalb nich
offen hergeben, weil ihm, um mit Max Bewer zu rede
Bleichröder dereinst „ein paar Mark“ vorgestreckt hat.

Bekanntlich hat Herr von Bennigsen den Versu
gemacht, an den Forderungen der Militärvorlage et
20,000 Mann von den 70,000 Rekruten mehr abzumark
In seiner Rede vor der Commission betonte er, wie „pernic
die Lage im Falle einer Auflösung des Reichstages wer
würde. „In Folge des wirthschaftlichen Niedergangs wi
eine Auflösung aus vielen Gründen Unruhe und Unsicherh
bringen. Es ist eine Agitation entstanden, die man früh
in dieser Weise nicht kannte. Einzelne Parteien sind vo
innerer Zersetzung ergriffen. So wird eine Auflösung ei
wildes Bild von Verwirrung und Verwilderung ergeben
wie man es früher auch bei dem schärfsten demagogische
Treiben nicht gekannt hat. In welche Stellung geräth dan
die Regierung! Recht starke Regierungen haben früher we
mehr dem Reichstage nachgegeben. Sollte es diesmal nic
der Fall seyn, so erfüllt mich die Sorge, daß wir in Deutsc
land in ganz unabsehbare Conflikte hineintreiben, derar
daß es zweifelhaft scheint, ob wir noch bei unsern Lebzeite
wieder in gesicherte Zustände gelangen können“.[1] Au

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ v. 20. März d. Js.

Galliern besprochen, denen er der Geburt nach zugehört. Diese interessante Persönlichkeit, durch schwärmerische Verehrung des hl. Felix, den der Dichter nicht müde wird zu besingen, vielen Literarhistorikern eine unsympathische Erscheinung, ist trotz Buse's schöner Monographie wenig gekannt und wäre einer näheren Kenntniß so werth. „Die christliche Dichtkunst hat ohne Zweifel an Prudentius einen viel begabteren Dichter aufzuweisen, dessen Talent jeder Schranke zu spotten scheint, aber das Menschliche und Milde in den Dichtungen Paulins dürfte immer und immer wieder auf den Leser seinen Reiz ausüben, während sich bei Prudentius ein harter und stolzer Zug geltend macht" (S. 296). Dieses Urtheil wird im Ganzen zutreffen, wenn auch Rösler mit der letzteren Charakteristik seines „katholischen Dichters" schwerlich einverstanden ist. Sedulius lebt in der katholischen Kirche fort durch die seinem Carmen Paschale entnommenen Strophen auf das Epiphaniefest, welche die dreifache Bedeutung dieses Tages schön hervortreten lassen (Crudelis Herodes . . .). Afrika ist durch Augustinus vertreten, dessen Hymnus abecedarius von literarhistorischer Bedeutung ist, so klein sich der große Kirchenlehrer auch als Dichter zeigt; besser durch Dracontius, der seine Muse freilich stark in den Dienst praktischer Zwecke stellte, aber gleichwohl ein ausgesprochenes poetisches Talent besitzt. Soviel er auch den vandalischen Königen — der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Drange — Schmeichelhaftes zu sagen weiß, die Laudes Dei geben doch schöne Proben seines christlichen Sinnes wie seiner dichterischen Gestaltungskraft. Beiträge zur Anthologie aus afrikanischen Federn fehlen nicht.

Manitius' drittes Buch bringt den „Verfall der christlich-lateinischen Dichtung im 6. bis 8. Jahrhundert" zur Darstellung. Die christliche Literatur, aus dem praktischen Bedürfniß der Vertheidigung und des Kampfes gegen das Heidenthum entsprungen, verliert mit dem Nachlaß dieser Nothwendigkeit an Leben. Die barbarischen Sprachen durch-

naten ist nur der, daß damals, in dem Entscheidungska[…] zwischen „Christenthum und Atheismus“, die königliche [...] hülfe dem Liberalismus zum Siege über die [...] der Kammer verholfen hat, während jetzt selbst der [...] ihn von dem Unwillen im Volke nicht zu retten vermöchte.

Das Zusammentreffen der Verhandlungen wegen ei[nes] Zollvertrags mit Rußland, beziehungsweise mit Rumän[ien], wo das russische Getreide zollfrei durchgehen kann, mit [der] Militärvorlage hat eine Stellung zwischen der Regier[ung] und den Parteien geschaffen, die man für unmöglich [ge]halten sollen. Der Kanzler weiß nicht mehr, wer ihm üb[er]haupt Freund oder Feind ist, soweit nicht die Parteien un[ter] sich wieder uneinig sind, wie fast alle. Die Conservativ[en], anfänglich Gegner der Militärvorlage, weil ihnen die [drei]jährige Dienstzeit am Herzen liegt, wollten ihm dieselbe [...] bewilligen, so wie sie liegt. Aber sie haben den An[ti]semitismus feierlich in ihr neues Programm aufgenom[men] und stellten sich sofort an die Spitze der agrarischen Beweg[ung], die der Kanzler als eine Gefahr für Staat und Gesellsch[aft] ansieht. Er setzte sich mit diesen seinen Freunden in [...]taribus im Reichstag derart auseinander, daß die Ju[den] händereibend triumphirten: er habe die Conservativen [aus] der Reihe der staatserhaltenden Parteien gestrichen, er ha[lte] sie für gefährlicher als die Socialdemokraten.[1]) Auf d[em] entgegengesetzten Flügel sitzen die entschiedensten Feinde [der] Militärvorlage, andererseits aber die einzigen verläßli[chen] Stützen der Handelspolitik des Reiches: der „Freisinn“ u[nd] die Socialdemokraten. Ein Handelsvertrag mit Rußla[nd] sei „eine Armee werth“, hat Herr Bamberger ganz im Si[nne] des Reichskanzlers gesagt. Bei dem „Freisinn“ kommt da[bei] wieder sehr viel auf die Juden an, und ein weiser Ra[th] hat gerathen, lieber all das schlechte Geld zu bewillig[en], denn der Schutz des Militarismus sei am meisten den Jud[en] [...]

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 18. Februar d. Js.

bei Manitius oft, so namentlich in dem Paragraphen über Gregor hervor. Wanderlust, das „kranke Heimweh“ hat fernher von Erins grüner Insel den heiligen Columban nach Italien geführt, wo im Kloster Bobbio sein Name für alle Zeiten verewigt ist; einen sichern Hort und eine Pflegestätte ohne Gleichen haben dort die Wissenschaften und die literarischen Schätze „einer weggestürmten Schönheitswelt“ gefunden. Aus seinen letzten Lebensjahren, die er nach vielfachem Umherirren im Longobardenreiche zubrachte, stammen einige Mahngedichte mit klassischen Reminiscenzen. Einige geringere, vielfach anonyme Dichtungen dürfen wir hier übergehen. In Afrika „schweigt“ bald das literarische Leben, welches anfangs des 6. Jahrhunderts noch so fröhlich um den vandalischen Königshof von Carthago geblüht hatte. Die oströmische Herrschaft und später die arabische Invasion trennen die nordafrikanische Küste von der lateinischen Welt.

Dagegen sehen wir in Spanien unter der westgothischen Herrschaft eine rege literarische Thätigkeit sich entfalten, die von dem Hofe der Volkskönige wie vom Episkopat eifrige Förderung erfuhr. „Neben dem angelsächsischen Britannien schien sich die ganze geistige Potenz des Abendlandes hierhin nach Spanien gerettet zu haben. Hier treffen wir die letzten Reste und Ausläufer der antiken Bildung an, die sich in dem gelehrten Isidor von Sevilla vereinigen“ (S. 402). Von dem nordafrikanischen Bischof Verecundus, der die Hinfälligkeit alles Irdischen im Sturz der vandalischen Herrschaft hatte kennen lernen, und Justinians gewaltthätiges Hineinregieren in Fragen des Dogmas bitter erfahren hatte, ist uns ein Gedicht über die Buße erhalten, in dem er alles Leid, das über ihn gekommen, als Strafe für seine Sünden erklärt und das Elend des Lebens in einer Weise beklagt, die an das Buch Hiob erinnert. Es ist von Interesse zu beobachten, wie die Schilderung der Schrecken des Weltgerichtes mit ähnlichen Farben wie im Dies irae geschieht. Von dem nicht unbedeutenden Corippus führt uns der

Verfasser nur einige Stellen vor, „wo über christli
gehandelt wird!“ Als ob das Andere heidnisch w
solche Atomistik hätte in einer Geschichte der ki
Poesie ihre Berechtigung, aber nicht in einer s
christlichen. Spanien ist durch Martin v
mium (später Erzbischof von Braga), besonders
eine Reihe von Königen (S. 410 ff.) und Bischöfen
vertreten; Eugenius II. von Toledo beko
eigenen Paragraphen: „wegen seiner Gedichte geh
uns zu den bedeutendsten literarischen Erscheinun
Zeit überhaupt“. Es wird ihm u. a. Verbess
Kirchengesanges zugeschrieben. In Gallien h
Musen während dieser Epoche eigentlich nur in Ve
Fortunatus einen gelehrigen Zögling gefund
minderwerthige Waare ist unter seinen zahlreichen
denen Manitius wohl gar zu viel Aufmerksamkeit
aber seine beiden herrlichen Passionshymnen Vex
prodeunt und Pange lingua gloriosi lauream c
sowie das Osterlied Salve festa dies sichern ihm al
die Unsterblichkeit.

Im vierten Kapitel des dritten Buches, dem le
ganzen Werkes, kommt „die christliche Dichtung d
und Angelsachsen vom 6. bis zur Mitte des
hunderts“ zur Darstellung. Im 5. Jahrhundert
Christenthum vorgedrungen,

Bis wo gleich der schönsten Perle, die im Schoß der Muscheln
Auf den dunkeln Meereswogen jenes grüne Eiland schimmer
Das, nachdem es Millionen mild des Lichtes Quell erschlosse
Schmachtet, von der Freiheit Selbstsucht in des Jammers Nacht v

Heilige Verehrung erfüllt uns gegen diese ehr
Männer, welche „in die Räthsel der Gleichnisse einge
und der Sprüche Dunkel erforscht haben“ (Sir. 39

1) Edmund Behringer, Die Apostel des Herrn. Eine
Dichtung. 2. Aufl. Aschaffenburg, 1885. S. 46 f.

Das berühmte Antiphonar von Bangor redet für sich selbst. Sonst ist die Räthseldichtung sehr beliebt auf den britischen Inseln, auch „der erste Angelsachse, welcher sich in der lateinischen Poesie versucht hat", Aldhelm, ist am bekanntesten durch seine Räthsel. Daneben ist aber sein didaktisches Gedicht De laudibus virginum nicht zu vergessen, in welchem „ein heftiger Ausfall gegen die heidnischen Götter" von Interesse ist, weil er zu beweisen scheint, daß der Dichter in seiner Heimath noch Anfang des 8. Jahrhunderts mehrfach mit Heiden zu thun gehabt. Von des ehrwürdigen Beda Dichtungen ist nur weniges erhalten, das aber genügt, um zu zeigen, daß er als Gelehrter größer ist, denn als Dichter. Der Schluß des Buches führt uns auf heimischen Boden; Bonifatius fand neben seiner ausgedehnten praktischen Thätigkeit nicht nur Zeit, über Grammatik und Metrik zu schreiben, sondern hat außer einigen kleineren Gedichten in Briefen eine Räthselsammlung christlich-moralischen Inhalts hinterlassen. Vorsichtig gibt der praktische Mann gleich die Lösung als Akrostichon der einzelnen Gedichte; seine Prosodie ist weit von der klassischen entfernt. Der Apostel der Deutschen ist uns darum nicht weniger heilig. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser die Untersuchungen von L. Traube O Roma nobilis, deren Glanzpunkt gerade in der Klarlegung der Thätigkeit der gelehrten Iren im Frankenreiche liegt, und welche wohl überhaupt das Schönste enthalten, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, nicht mehr benutzen konnte, nicht nur wegen Datirung des genannten Liedes.

Bedauerlicher ist, daß Manitius auch in Auffindung und Auswahl der längst zugänglichen Literatur nicht immer glücklich war. Das Studium einer Dogmengeschichte, welche von anderen als Harnack'schen Voraussetzungen ausgeht, hätte ihm und seinem Buche sehr viel nützen können. Die Monographie von Reinkens über Hilarius von Poitiers, die er gar nicht kennt, bietet viel für Kenntniß der Zeit, und daß

In der Frage der Militärvorlage, welche neben der
russischen Zollverhandlungen den Aufruhr der gedrückten
Gemüther hervorgerufen hat, mußte nun das Centrum die
Probe bestehen Viel Hoffnung, daß es das allgemeine
Volkswohl dem unersättlichen Militarismus zum Opfer
bringen würde, machte sich derselbe von vornherein nicht.
Was man aber erringen zu können glaubte, gründete sich,
wie man nun annehmen darf, auf die Erinnerung an jene
peinlichen Vorgänge, welche die von Bismarck durchgesetzte
Einmischung des päpstlichen Staatssekretariats in den Sep-
tennatshandel vom Jahre 1887 veranlaßt hatte. „Die
Bischöfe", so lautete ein sehr verständlicher Wink aus Berlin,
„nahmen in dem Wahlkampfe sehr bestimmt Stellung (?)
und bereits am 15. Februar erging die bekannte Erklärung
des Grafen Fürstenberg-Stammheim und weiterer 36 Mit-
glieder des rheinischen katholischen Adels, welche zur Bildung
einer ‚katholischen conservativen Partei' aufforderten und
denen ein Theil des katholischen schlesischen Adels sich alsbald
anschloß. Es genügt, die im neuen Reichstage am 7. März 188
abgegebene Erklärung des Frhrn. von Franckenstein über di
beabsichtigte Stimmenthaltung des Centrums zu lesen, um
sich zu vergegenwärtigen, daß die Partei auch gegenwärti
hinreichende Mittel besitzt, die Militärvorlage nicht scheiter
zu lassen, ohne daß die Fraktion als solche über die vo
Abg. Lieber gezogene Linie: Innehaltung der jetzigen Präsen
stärke, hinausginge. Kann die ‚Germania' auch nach diese
Richtung hin Bürgschaften übernehmen, daß kein Abweiche
eines Theiles der Centrumsmitglieder von der Lieber'sche
Fraktionsparole, und namentlich auch keine Stimmenthaltun
stattfinden wird?"[1])

Es müssen doch besondere Gründe die Regierung ab
gehalten haben, einer aussichtslosen Quälerei durch Zurück
ziehung der Vorlage ein Ende zu machen; wie beim Schul

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 14. April ds. Js.

deren zur Genüge hervorgekehrt worden sind und auch diese Anzeige nicht über dieselben schweigen durfte, sollen nun auch die Vorzüge anerkannt werden. Um mit dem mehr Aeußerlichen zu beginnen, so ist eine gewisse Uebersichtlichkeit an dem Werke zu rühmen, welche die Orientirung erleichtert. An der Spitze eines jeden Paragraphen stehen die Ausgaben und die sonstige Literatur verzeichnet, und namentlich auch die Handschriften, was ich schon bei anderer Gelegenheit als Desiderium für unsere Patrologiehandbücher ausgesprochen habe, nicht zur Freude des betreffenden Verfassers. Wenn nur wenigstens so viel erreicht würde, daß man solche bibliographische Notizen nicht in allen Winkeln herum zerstreut fände, und daß man über das, was zunächst zu wissen nothwendig ist, nicht vergeblich fragen müßte. Daß man jeden Paragraphen von Bähr, Teuffel und Ebert angebe, ist gewiß überflüssig, noch mehr eine Verweisung auf Leyser oder gar Trithemius; nicht überflüssig aber ist eine Zeile über handschriftliche Ueberlieferung.

Ein zweiter Punkt, hinsichtlich dessen Manitius praktischer ist als die Theologen, betrifft die Analysen der besprochenen Werke. Das Höchste, was unsere modernen patrologischen Werke leisten, ist eine Reihe von Excerpten nach Ordnung der jetzt üblichen dogmatischen Loci; der Geist eines Werkes kommt dabei unmöglich zum Ausdruck. Wohl ist ein Unterschied zu machen zwischen literarischer und theologischer Würdigung eines Schriftstellers. Aber wenn erstere ganz vernachlässigt wird, kann auch die letztere nicht in der rechten Weise geschehen. Bücher wie das vorliegende haben ihren Werth immerhin als Vorarbeiten, und ihre Fehler können von Nachfolgenden leicht vermieden werden. Der Stolz des Verfassers scheint der Nachweis klassischer Vorbilder zu sein, den er bei den einzelnen Dichtern führt. Dies ist gewiß ein Stück seiner Aufgabe, wenn er es auch etwas überschätzt, vielleicht auch unmethodisch betreibt. Aber dies ist besser als das Gegentheil, was namentlich der zu würdigen weiß, welcher

LXV.

Ueber den Krieg von 1688—91 in Irland.[1]

(Von einem Zeitgenossen.)

Der durch seine Quellenpublikationen über die Gesch
Irlands hochverdiente Gilbert hat sich durch die Heraus
dieser Geschichte des Krieges in Irland unsern besondern D
erworben. Dieselbe ist weit ausführlicher als O'Kelly's
cariae Excidium und das Tagebuch eines Royalisten, aus
Ranke, Analekten der englischen Geschichte p. 26—41, aus
züge gegeben hat. Sehr ausführlich wird die von Karl
oder vielmehr seinem gegen die Katholiken voreingenomm
Minister Edward Hyde begangene Ungerechtigkeit geschil
Nicht alle Wasser des Meeres könnten den Flecken abwa
daß man den Vertheidigern der Stuarts, welche Gut und
für dieselben geopfert, ihre Güter nicht zurückgegeben, son
dieselben den Königsmördern, den Cromwellianern, ge
habe. Nicht nur unser Autor, auch andere Schriftsteller
schuldigen Hyde und Ormond der Bestechlichkeit.

Das Urtheil des Verfassers über Jakob II. und
englischen und schottischen Begleiter lautet nicht günstig,
klagt, daß die reichen Hülfsmittel nicht gehörig benützt wur
daß es dem Könige an Energie fehlte, daß die Geschäfte
schleppt wurden. Dies wird bestätigt durch die Briefe
Depeschen des französischen Gesandten d'Avaux, eines
größten Diplomaten, dessen Rathschlägen Jakob leider

---

1) A Jacobite Narrative of the War in Ireland 1688—91
Contemporary Letters and Papers edited by John Gilb
Dublin, Dollard 1892. XVII, p. 328. (4,25 sh.)

gemeinen gegenüber dem behandelten Stoff. Es ist begreiflich, daß ein Mann wie Ludwig Traube, der an sich selbst die strengsten Anforderungen stellt, an der Arbeit von Manitius vieles auszustellen hat, und es ist sicher, daß er etwas Musterhaftes geliefert hätte. Wenn aber die Verlagshandlung sich entschließen könnte, den etwas hohen Preis etwa um ein Drittel zu ermäßigen, so würde das Buch immerhin einen Leserkreis finden, dem es nützlich werden könnte Ich halte es für ein Gebot der Gerechtigkeit, dagegen zu protestiren, als wäre an demselben alles schlecht und nichts gut wie zu Askra in Böotien. Nicht als ob ich Manitius für einen Löwen hielte, mein Referat wird schwerlich diesen Eindruck machen; aber wer angesichts des muthwilligen Herumspringens auf dem Buche seit Traube's harter Recension nicht an das Schicksal des todten Löwen in der Fabel denkt, der hat von dieser lehrreichen Geschichte noch gar nichts gehört.

Tübingen. Sebastian Merkle.

XLVIII.

Zeitläufe.

Die inneren Kämpfe in der Zukunft des Reiches, an der Schwelle der Entscheidungen.

I.

Den 24. April 1893.

„Ungeheure Umwälzung der Geister": so hat jüngst das große Berliner Blatt die bangen Tage, Wochen und Monate vor der Entscheidung in der Militärfrage bezeichnet. Es war nicht zu viel gesagt. „Ernste Zeiten", „drohende

In der Frage der Militärvorlage, welche neben den russischen Zollverhandlungen den Aufruhr der gedrückten Gemüther hervorgerufen hat, mußte nun das Centrum die Probe bestehen Viel Hoffnung, daß es das allgemeine Volkswohl dem unersättlichen Militarismus zum Opfer bringen würde, machte sich derselbe von vornherein nicht. Was man aber erringen zu können glaubte, gründete sich, wie man nun annehmen darf, auf die Erinnerung an jene peinlichen Vorgänge, welche die von Bismarck durchgesetzte Einmischung des päpstlichen Staatssekretariats in den Septennatshandel vom Jahre 1887 veranlaßt hatte. „Die Bischöfe", so lautete ein sehr verständlicher Wink aus Berlin, „nahmen in dem Wahlkampfe sehr bestimmt Stellung (?) und bereits am 15. Februar erging die bekannte Erklärung des Grafen Fürstenberg-Stammheim und weiterer 36 Mitglieder des rheinischen katholischen Adels, welche zur Bildung einer ‚katholischen conservativen Partei' aufforderten und denen ein Theil des katholischen schlesischen Adels sich alsbald anschloß. Es genügt, die im neuen Reichstage am 7. März 1887 abgegebene Erklärung des Frhrn. von Franckenstein über die beabsichtigte Stimmenthaltung des Centrums zu lesen, um sich zu vergegenwärtigen, daß die Partei auch gegenwärtig hinreichende Mittel besitzt, die Militärvorlage nicht scheitern zu lassen, ohne daß die Fraktion als solche über die von Abg. Lieber gezogene Linie: Innehaltung der jetzigen Präsenzstärke, hinausginge. Kann die ‚Germania' auch nach dieser Richtung hin Bürgschaften übernehmen, daß kein Abweichen eines Theiles der Centrumsmitglieder von der Lieber'schen Fraktionsparole, und namentlich auch keine Stimmenthaltung stattfinden wird?"[1])

Es müssen doch besondere Gründe die Regierung abgehalten haben, einer aussichtslosen Quälerei durch Zurückziehung der Vorlage ein Ende zu machen; wie beim Schul-

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 14. April ds. Js.

verderbliche Politik voran; sie lehnen sich auf gegen den Liberalismus und den tendenziösen Nationalismus desselben. Es ist auch kein Zufall, daß gerade die preußisch-deutsche Militärvorlage dem Faß den Boden ausgeschlagen und „die ungeheure Umwälzung der Geister" an die Oeffentlichkeit getrieben hat. Es konnte nicht fehlen, daß diesen Geistern die Frage sich aufdrängte: was denn eigentlich ein Nationalismus werth sei, dessen Forderungen nur um den Preis des unvermeidlichen Ruins der Nation, die Juden abgerechnet, aufrecht zu halten seien? Sonderbarerweise hat unter dem 25. vor. Mts. sogar das Münchener Bismarck-Blatt es gewagt, einen Brief zu veröffentlichen, den Liebig im Mai 1867, als er dienstlich zur Weltausstellung nach Paris beordert war, an den bayerischen Cultusminister schrieb. Der berühmte Gelehrte versichert, daß man täglich in den einflußreichsten französischen Journalen Adressen von allen Ständen finde, welche die Erhaltung des Friedens forderten, und er fügte bei, es wäre nur zu wünschen, daß die deutschen Zeitungen ihr Beispiel nachahmten, anstatt unaufhörlich zu hetzen und das Selbstbewußtseyn des französischen Volkes zu verletzen. „Jeder einsichtsvolle Franzose", versichert der Gelehrte nocheinmal, „fürchte den Krieg, weil er zu einem Raçenkrieg führen würde; für die Entwicklung und das Gedeihen des Landes und der Völker wäre dieß eine furchtbare Zukunft; der Himmel gebe, daß es der Diplomatie gelinge, eine Vermittlung herbeizuführen!"

Wer den Bundesbruch und Bruderkrieg vom Jahre vorher vom Zaune gerissen hatte, der konnte auch keine Vermittlung wollen, und so ist die furchtbare Zukunft Gegenwart geworden, schon vor dem Ausbruch des Raçenkrieges. Die drei Verschwörer aus jener Zeit: Bismarck, Crispi und Tisza, sind in demselben Jahre 1890 aus ihren Aemtern entfernt worden; hätte ihr leitendes Haupt einen Ausweg aus der gespenstischen Sackgasse gewußt, so wäre er heute noch der allmächtige Gebieter in Berlin. Sein Nachfolger

LXV.

Ueber den Krieg von 1688—91 in Irland.[1]

(Von einem Zeitgenossen.)

Der durch seine Quellenpublikationen über die Geschich
Irlands hochverdiente Gilbert hat sich durch die Herausga
dieser Geschichte des Krieges in Irland unsern besondern D
erworben. Dieselbe ist weit ausführlicher als O'Kelly's M
cariae Excidium und das Tagebuch eines Royalisten, aus d
Ranke, Analekten der englischen Geschichte p. 26—41, uns Au
züge gegeben hat. Sehr ausführlich wird die von Karl
oder vielmehr seinem gegen die Katholiken voreingenommen
Minister Edward Hyde begangene Ungerechtigkeit geschild
Nicht alle Wasser des Meeres könnten den Flecken abwasch
daß man den Vertheidigern der Stuarts, welche Gut und B
für dieselben geopfert, ihre Güter nicht zurückgegeben, sond
dieselben den Königsmördern, den Cromwellianern, gelass
habe. Nicht nur unser Autor, auch andere Schriftsteller b
schuldigen Hyde und Ormond der Bestechlichkeit.

Das Urtheil des Verfassers über Jakob II. und sei
englischen und schottischen Begleiter lautet nicht günstig,
klagt, daß die reichen Hülfsmittel nicht gehörig benützt wurde
daß es dem Könige an Energie fehlte, daß die Geschäfte v
schleppt wurden. Dies wird bestätigt durch die Briefe u
Depeschen des französischen Gesandten d'Avaux, eines d
größten Diplomaten, dessen Rathschlägen Jakob leider k

---

1) A Jacobite Narrative of the War in Ireland 1688—91 wi
Contemporary Letters and Papers edited by John Gilbe
Dublin, Dollard 1892. XVII, p. 328. (4,25 sh.)

das große Wiener Judenblatt schwebte in den Aengsten des nationalliberalen Führers: „Im Interesse des inneren und äußeren Friedens wollen wir wünschen, daß die Krise einer Neuwahl erspart bleibe, für welche in dem von Interessen-, Glaubens- und Raçenkämpfen durchwühlten und des schönen Schwunges der Siebenziger Jahre entbehrenden Reiche heute keine die Freunde der Freiheit und des Fortschritts vereinende Lösung vorhanden ist.“ [1])

Auch der bestehende Reichstag hat eine Physiognomie angenommen, aus der auf die des künftigen mit voller Sicherheit zu schließen ist, und wie steht Graf Caprivi den kommenden Dingen gegenüber da? Der brave Soldat an der Spitze der Regierung hat in der Sitzung vom 17. Februar erklärt: „Wir gehen so schweren Zeiten entgegen, daß Festigkeit der Regierung die erste Anforderung ist, die an eine Gesundung Deutschlands zu stellen ist; ich werde aushalten". Gleich darauf widerhallte der Hohn aus dem Bismarck'schen Zirkel: „Die Situation ist nicht ohne Parallelen mit der vor Jahresfrist durch das Schulgesetz geschaffenen; diese in jeder Parlamentssession wiederkehrenden inneren Krisen sind gewiß ein charakteristisches Zeichen der Zeit, die wir seit 1890 durchleben. Dazu kommt, daß die landwirthschaftliche Bewegung der Regierung, die doch in solchen Dingen am besten unterrichtet sein sollte, eine völlige Ueberraschung bereitet hat. Mitten in der Sorge um die Militärvorlage entsteht anscheinend plötzlich ein ganz neues Element der Unzufriedenheit von elementarer Kraft, und dabei muß die durch den Reichskanzler und den Staatssekretär des Auswärtigen vertretene Regierung es erleben, daß innerhalb acht Tagen nach ihrer, sogar persönlich sehr schroffen, Stellungnahme — die Wünsche der Landwirthschaft am Throne eine sehr huldvolle Aufnahme finden". [2]) Der Unterschied zwischen jenen zwölf Mo-

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 16. März ds. Js.
2) Berliner Correspondent der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 24. Februar ds. Js.

einem verschanzten Lager hielt, angreifen müssen; denn er w
kaum auf ernstlichen Widerstand gestoßen sein. Ob, wie
Autor meint, die Schlacht an der Boyne gewonnen w
wäre, wenn Jakob den Truppen, welche die Pässe vertheidi
Unterstützung geschickt hätte, ist zweifelhaft, jedenfalls
Jakob bei der Armee aushalten, Irland nicht verlassen so

Nach dem Siege an der Boyne fiel ein fester Platz
dem andern in die Hände Wilhelms III. Erst vor Li
verließ Wilhelm sein Glück. Gegen alles Erwarten hiel
die schlecht befestigte Stadt. Um die Niederlage zu beschöni
haben die englischen Schriftsteller behauptet, der König
infolge der Regengüsse die Belagerung aufheben müssen.
irischen Quellen wissen nichts von Regengüssen. Die
Belagerung Limericks (1691) war nicht so glorreich fü
Iren als die erste, obgleich die Stadt besser befestigt un
Besatzung zahlreicher war, als das Jahr zuvor. Die
zösischen sowohl als irischen Officiere waren des Feldzug
Irland müde und suchten eine Gelegenheit, Irland zu ver
Es war verkehrt, Sarsfield, einen geborenen Reitergener
der Stadt zurückzubehalten und Sheldon, einen nicht
fähigen Officier, mit dem Commando der Reiterei zu betr

Der französische König hätte durch eine wirksamere U
stützung und durch Sendung fähigerer Officiere Wilhel
großen Schaden zufügen können. Streitigkeiten zwische
Generälen, Uneinigkeit der Minister und Palastintriguen
hinderten die Durchführung eines einheitlichen Planes.
Verfasser tadelt die Katholiken, welche in die Dienste Wil
traten, den er mit Recht einen Katholikenverfolger nennt.

Der Herausgeber hat die Erzählung des Ungena
durch manche interessante Aktenstücke ergänzt und erlä
Manche wichtige Nachrichten finden wir nur hier.

vonnöthen. Das könnte sogar die Folge haben, daß auch noch der bewilligungslustige Theil der Antisemiten ganz und gar in's feindliche Lager des Bismarckianismus hinüberliefe.

Am schlimmsten ist bei der grenzenlosen Verwirrung der Nationalliberalismus daran. Auf der großen Versammlung des neuen „Bundes der Landwirthe“ zu Mainz hat ein hervorragender Führer der Agrarier gesagt: „Der neue Cours ist der Concurs“. In diesen Sturz würde aber vor Allem der Nationalliberalismus hineingerissen. Für die Militärvorlage hätte er am liebsten voll und ganz gestimmt, aber er fürchtete die Volksstimmung und die unausbleibliche Strafe bei Neuwahlen; darum hat sogar schon von Warnungen aus den eigenen Reihen verlautet, man möge sich doch durch weitere Versammlungen zu Gunsten der Vorlage nicht noch mehr unpopulär machen. Denn die Partei windet sich als erstgeborne Vertreterin des Industrialismus und Capitalismus, die sie dem Volke als Träger alles menschlichen Fortschritts vorgestellt hat, zwischen den Mühlsteinen der agrarischen Bewegung und des Antisemitismus. Bereits sind die Führer unter sich uneinig über guten Rath und die Verbindung mit den Wählern lockert sich zusehends, gerade in Gebieten, wo die Partei allmächtig zu sein schien „Der Nationalliberalismus im Süden kommt von Tag zu Tag in eine unglücklichere Situation. An seinem Körper zehren alle die ‚Bewegungen‘, die in letzter Zeit auftauchten, und je mehr er versucht, den neuen Erscheinungen in seiner Weise Rechnung zu tragen, um so unsicherer wird seine Wählerschaft. Auch in der Pfalz geräth die Masse seiner Wählerschaft in Fluß. In Speyer wurde der Abgeordnete Clemm in einer Weise behandelt, die kaum noch parlamentarisch war. Kaum glimpflicher ging es dem Abgeordneten Dr. Buhl, der doch als Führer und um die Partei verdienter Parlamentarier allen Anspruch auf Rücksicht hätte.“ [1])

---

1) Aus der „Frankfurter Zeitung“ s. Berliner „Germania“ vom 9. April d. Js.

Es hatte sich zwar ein neuer Verein zu einer für Industrie und Landwirthschaft gemeinsamen „Wirthschaftspartei“ in Berlin gebildet, der ersichtlich den Zweck hatte, dem „Bund der Landwirthe“ das Wasser abzugraben und bei den Wählern den Bauernfang zu betreiben. Aber gleich darauf hat in Berlin der „Centralausschuß kaufmännischer und industrieller Gewerbe“ den Reichskanzler der vollen Zustimmung in Bezug auf den beabsichtigten deutsch-russischen Handelsvertrag versichert. Damit ist deutlich gesagt, daß es für den Nationalliberalismus einen gemeinsamen Boden mit den landwirthschaftlichen Bestrebungen nicht gibt. In Bayern und Baden sucht man andere Mittel und Wege, um denselben beizukommen. Man schmeichelt dem Bauer: es sei allerdings nicht zu läugnen, daß die liberale Partei „die fortschrittlichen Principien und die Vertretung der Interessen der städtischen Bevölkerung zu sehr habe hervortreten“ lassen. Wie es denn z. B. wäre, wenn man dem Bauernstand durch Verringerung der vielen Feiertage und des Aufwands an Arbeitszeit und Capital für die zunehmenden Jahrtags- und andere frommen Stiftungen zu Hilfe käme?![1]) In Baden haben die Nationalliberalen sogar das sonst tödtlich gehaßte allgemeine direkte Stimmrecht in ihr Programm aufgenommen, während sie in Preußen Feuer und Flamme speien gegen ihren ehemaligen Parteigenossen, den Finanzminister Miquel, weil er die „conservativ-klerikale“ Abänderung des Dreiklassen-Wahlgesetzes nicht verhindern wolle: „Hinweg mit ihm!“ Denn es wäre dann nicht mehr möglich, daß ein paar schwere Steuerträger erster Klasse als Vertreter „von Besitz und Bildung“ den kleineren Leuten zweiter und dritter Klasse ihren Abgeordneten aufnöthigten.[2]) So sieht es in der Partei überall aus, als wenn der Blitz in eine nationalliberale Generalversammlung geschlagen hätte.

---

1) Münchener Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung“ vom 13. April d. Js.

2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 19. März d. Js.

Die unversöhnlichen Widersprüche, die im Reiche aufeinanderstoßen, und in der agrarischen und antisemitischen Bewegung nun erst recht an's Licht gekommen sind, richten sich zu allernächst gegen den Liberalismus und seine gesetzgeberischen Errungenschaften, das Centrum ist dabei unter den alten Parteien immer noch am besten daran. Der Sache nach ist es keineswegs gefährdet, es kann der Entwicklung des großen Kampfes insoferne ruhig zusehen, wenn auch in Personalfragen Aenderungen eintreten könnten und der volle Bestand der Fraktion wenigstens vorübergehend gefährdet seyn sollte. Es kommt doch Alles der Sache des Centrums zu Gute, was dem Liberalismus schadet. Was er an uns haßt, ist nicht bloß der Katholicismus, und auch wo er unter sich verfeindet ist, marschirt er stets, wenn es gilt, gegen das Centrum Schulter an Schulter, wie es jetzt in Bayern wieder die zwei Parteien thun, „von denen die Eine vor der Herrlichkeit des Militarismus sich auf den Bauch legt, die andere gegen jede Mehrung der Militärlasten leidenschaftlich protestirt“[1]) Auch der „Bund der Landwirthe“ ist in dieser Frage gespalten; aber niemals wird er bezüglich seiner Standesinteressen gegen das Centrum Stellung nehmen können, vielmehr wird er immer wieder dort Anschluß suchen müssen. Ist ja das Centrum stets als „Bauernpartei“ geringschätzig behandelt worden, und hat es überhaupt unter allen Umständen die Interessen des sogenannten gemeinen Mannes vertreten. Solche „Interessebestrebungen“ sind es gewiß nicht, die das Centrum der neu aufgekommenen Tonart verargt, und wenn der neue Bund versichert, daß er „keine Politik“ verfolge und keine „politische Partei“ sei, dann ist er sich selber nicht klar. Nur etwa als Absage gegen den „Evangelischen Bund“ wäre die Abstinenz verständlich, und so auch von Herzen zu wünschen.

---

1) Münchener Correspondenz des Wiener „Vaterland“ vom 5. April d. Js.

Sedia. Theater und Concerte pflegte er wohl gelegentli
zu besuchen, wie völlig ferne ihm aber im Grunde das all
lag, dafür ist ein kleiner Zug bezeichnend, welchen de
Biograph aufbewahrt hat. In einem Briefe aus Rom vo
Dezember 1857 berichtet Mallinckrodt, daß dem Besuche de
Katakomben unter Rossi's Führung auch eine schwedisch
Dame beigewohnt habe, ein Fräulein Jenny Lind. Es wa
die berühmte schwedische Nachtigall, welche im Februar 18
in Berlin den königlichen Hof, die vornehme Welt und al
kunstliebenden Kreise zu enthusiastischer Begeisterung for
gerissen hatte. Mallinckrodt war zur selben Zeit in sein
Eigenschaft als Abgeordneter in Berlin, er scheint nich
davon vernommen zu haben.

Damit soll kein Tadel ausgesprochen, es soll nur d
eigenthümliche Wesen des Mannes veranschaulicht und d
zusammengefaßte Kraft aufgezeigt werden, auf der über
die Erfolge beruhen.

Der tiefe Ernst und die felsenfeste Ueberzeugungstre
bekunden sich vor allem auf dem religiösen Gebiete. Mallin
rodts Vater war Protestant, die Kinder folgten jedo
sämmtlich der Religion der Mutter, nach deren frühzeitig
Tode die Erziehung der jüngeren Geschwister zu einem groß
Theile auf der ältesten Schwester, Pauline, beruhte, d
nachmaligen Stifterin der Genossenschaft von der christliche
Liebe. Zwei Jahre nach der Geburt Hermanns war d
Familie in Folge der Versetzung des Vaters nach Aache
übergesiedelt. Dort fand sie eine jener Stätten im Rhein
lande, wo katholisches Leben, wenn auch in kleinen Kreisen
kräftig pulsirte, noch ehe die Gefangennahme des Erzbischof
Clemens August zum Weckruf für das katholische Deutsch
land geworden war. Dort lebte der aus seiner Diöces
vertriebene fromme und gelehrte Bischof von Luxemburg
Laurent, dort wirkte als junger Priester der treffliche Lammerz
später Dechant in Bonn, der ohne je nach außen viel her
vorzutreten, mächtig zur Erstarkung des katholischen Geiste

gesetz gegenüber einer bejahenden Kammer, hätte es gegenüber einem fast ausnahmslos sich sträubenden Reichstag mit viel weniger Eklat geschehen können. Dieß um so mehr, als, wie verlautet, eine Revision der ministeriellen Commissionsberichte im letzten Augenblicke noch erforderlich schien. Für die Vorlage aber, wie sie liegt und nicht einmal des Bismarck'schen Segens sich erfreute, auf einen Uebertritt aus dem Centrum zu rechnen, hieß nicht Anderes, als ihm zuzumuthen, daß es sich selber untreu werde. Denn es hatte sich feierlich an die Windthorst'schen Resolutionen von 1890 gebunden. Dieselben schlossen eine strangulirende Durchführung des Grundsatzes der allgemeinen Dienstpflicht, welcher die Militärvorlage freie Bahn brechen sollte, unbedingt aus. Als bei der Durchdrückung des unglückseligen „Klebegesetzes“ es in den gothischen Spitzen des Centrums-Thurmes zu knistern begann, da lag wenigstens kein Wortbruch vor, auch konnte man sich die gutmüthige Täuschung einreden lassen, daß damit zur Begütigung der Arbeiterclassen Wesentliches geleistet würde. Dennoch ging damals schon das Wort vom „linken Flügel“ und den „rheinischen Centrums-Demokraten“ unvermerkt in den Sprachgebrauch über. Sollte nun Unvermeidliches Thatsache werden, so bliebe immer noch reiches Material zum Wiederaufbau übrig, und brauchte Niemand sich im landsmannschaftlichen Schmollwinkel zu verlieren.

LXV.

Ueber den Krieg von 1688—91 in Irland

(Von einem Zeitgenossen.)

Der durch seine Quellenpublikationen über die (
Irlands hochverdiente Gilbert hat sich durch die He
dieser Geschichte des Krieges in Irland unsern besond
erworben. Dieselbe ist weit ausführlicher als O'Kel
cariae Excidium und das Tagebuch eines Royalisten,
Ranke, Analekten der englischen Geschichte p. 26—41,
züge gegeben hat. Sehr ausführlich wird die von
oder vielmehr seinem gegen die Katholiken voreingen
Minister Edward Hyde begangene Ungerechtigkeit ge
Nicht alle Wasser des Meeres könnten den Flecken ab
daß man den Vertheidigern der Stuarts, welche Gut
für dieselben geopfert, ihre Güter nicht zurückgegeben,
dieselben den Königsmördern, den Cromwellianern,
habe. Nicht nur unser Autor, auch andere Schriftst
schuldigen Hyde und Ormond der Bestechlichkeit.

Das Urtheil des Verfassers über Jakob II. un
englischen und schottischen Begleiter lautet nicht günf
klagt, daß die reichen Hülfsmittel nicht gehörig benützt
daß es dem Könige an Energie fehlte, daß die Geschä
schleppt wurden. Dies wird bestätigt durch die Bri
Depeschen des französischen Gesandten d'Avaux, ein
größten Diplomaten, dessen Rathschlägen Jakob leid

1) A Jacobite Narrative of the War in Ireland 1688—
Contemporary Letters and Papers edited by John
Dublin, Dollard 1892. XVII, p. 328. (4,25 sh.)

Gehör gab. In geordneten Verhältnissen, an der Spitze eines gut disciplinirten Heeres oder als Admiral einer trefflichen Flotte, hatte Jakob Beweise der Tapferkeit und großer Umsicht gegeben; die in kritischer Lage nöthige Geistesgegenwart und Entschlossenheit waren ihm versagt. In ihrem ersten Eifer waren die Iren zu allem bereit und hätten sich der militärischen Disciplin unterworfen, aber man ließ ihre Officiere gewähren, die ihrerseits die Soldaten thun ließen, was sie wollten. Die Rathschläge des Generals Rosen und des Gesandten d'Avaux blieben unbeachtet. Man zögerte mit Ausführung der Maßregeln, welche sie als absolut nothwendig bezeichnet hatten. Man ließ die Truppen in der Nähe Dublins, statt sie nach dem Norden zu schicken; man traf keine Anstalten zur Entwaffnung der Protestanten, man ließ sie mit ihrer Habe und ihren Waffen nach England gehen; man brach nichteinmal den Handelsverkehr mit England ab. Die Belagerung der Stadt Londonderry wurde lässig betrieben Die Belagerer hatten Anfangs weder Kanonen noch Spaten zum Ziehen der Laufgräben. Man erlaubte den Frauen und Kindern der Belagerten die Stadt zu verlassen, ließ sich durch Unterhandlungen hinhalten und verlor die so kostbare Zeit. Vom Heldenmuth der Belagerten in Londonderry kann keine Rede sein, dieselben hätten die Belagerer, denen es oft an Munition und allem fehlte, leicht vertreiben können. Jakob II hätte nach dem Urtheil des Verfassers einen Theil seiner Truppen nach Schottland schicken und die Hochländer organisiren sollen. Jakob schwankte hin und her und konnte zu keinem Entschlusse kommen. D'Avaux drang bei Ludwig auf seine Abberufung, da er mit Lauzun, welcher an der Stelle des Generals Rosen das Commando übernehmen sollte, sich nicht vertragen konnte. Für den Herzog von Tyrconnell, den tüchtigsten Minister Jakobs, war der Abgang d'Avaux's ein großer Schlag, denn er verlor an ihm seinen wirksamsten Bundesgenossen. Der Verfasser spricht sich überall sehr günstig über den von Macaulay so geschmähten Tyrconnell aus und schreibt dem frühzeitigen Tod desselben den Niedergang der königlichen Sache in Irland zu. Nach dem Urtheile des Verfassers hätte Jakob II. den General Schomberg, der mit seinen undisciplinirten Truppen sich in

III.

Im Jahre 1854 warf der liberale Abgeordnete [illegible] in einer Broschüre von [illegible], in dem [illegible] frage: ist denn kein Mallinckrodt da? Die Stunde ist kommen, welche erst den Werth des Mannes in seiner v Größe erscheinen ließ. Es brachte sie der Kampf gegen katholische Kirche, welchen Fürst Bismarck und die mit verbündeten liberalen Parteien dem neuen deutschen Re als Morgengabe bescheerten, das sie gemeinsam begrü hatten. Nunmehr fand Mallinckrodt [illegible] der eigent Aufgabe seines Lebens, alles Vorangegangene war nur V bereitung hierauf gewesen. In einer späteren Periode, der Kampf zum Stehen gekommen war, als die beid kirchenfeindliche Parlamentsmehrheit abzubröckeln begann ein Umschlag der Stimmung in liberalen Kreisen Platz g bis endlich Fürst Bismarck selbst Hand anlegte, um wi friedlichere Zustände herbeizuführen, da bedurfte die kathol Minorität eines Führers, welcher jeden Wechsel der S schnell zu erfassen, aus jeder vorübergehenden Combinat Nutzen zu ziehen, für eine jede das treffende Wort zu fin wußte, eines Taktikers, dessen Weisungen die Partei je Augenblick zu folgen bereit war, im Vertrauen auf Weite seines Blicks und die Sicherheit seines Urtheils. N steht es in aller Erinnerung, in welch unvergleichlicher W Windthorst dieser Aufgabe gerecht wurde. Damals aber, Beginn der siebziger Jahre, war das Bedürfniß ein ander Solange keinerlei Aussicht auf Erfolg besteht, wenn die Sache feindlicher Uebermacht zu unterliegen droht, und gleich hochgradige Leidenschaft die Begriffe verwirrt fälscht, da ist es allein schon ein Großes und thut es allem Noth, daß laut und unerschrocken und unermüd die Wahrheit vor der Oeffentlichkeit ausgesprochen wer Darin lag die providentielle Bedeutung der Centrumsfrakt nach dem Jahre 1870, daß sie unberührt von der V wirrung, welche die Definition der päpstlichen Unfehlbar

LXVI.

Hermann von Mallinckrodt.[1])

Die Pfingstwoche des Jahres 1874 war für die deutschen Katholiken eine Woche tiefer Trauer. Dienstag den 24. Mai starb Hermann von Mallinckrodt, eine tückische Krankheit hatte seinem Leben in wenigen Tagen ein Ende gemacht. Neunzehn Jahre sind seitdem vergangen, ein neues Geschlecht wächst heran, welches den herben Schmerz nicht nachfühlen kann, der damals unser Gemüth erfüllte, als mitten in der Hitze des Culturkampfes, da noch kein Ausblick auf die Wiederkehr besserer Zeiten sich eröffnet hatte, unser Held, unser Führer, unser „Judas Maccabäus" fiel. Schon wird es der rasch lebenden Welt von heute schwer, sich die Zustände und Verhältnisse in's Gedächtniß zurückzurufen, die für sein heldenhaftes Auftreten Hintergrund und Unterlage bildeten. Darum ist die Geschichte seines Lebens dankbar zu begrüßen, welche P. O. Pfülf, S. J., uns vor kurzem in einem starken, aus eindringender Forschung hervorgegangenen Bande dargeboten hat.

Die Biographie ist nicht aus der persönlichen Anschauung eines nahestehenden Freundes heraus entworfen, sondern das Werk eines gewissenhaften Historikers, der umsichtig

---

1) Hermann von Mallinckrodt. Die Geschichte seines Lebens, dargestellt von Otto Pfülf, S. J. Mit Mallinckrodts Bildniß und Lichtdruck und zehn andern Abbildungen. Freiburg, Herder. 1892.

allen Quellen nachgegangen ist, von denen er A
das Leben und die Charaktereigenschaften des
über das Auftreten und die Erfolge des Parl
erhalten konnte. Nach jener Seite waren es die
Mittheilungen des engen Familienkreises, aus
Tod den Dreiundfünfzigjährigen herausgerissen
Familienbriefe, woraus er schöpfen konnte und
in den Stand gesetzt wurde, nicht ein Idealbil
ein wahrheitsgetreues Porträt zu liefern, welch
kleinen Züge des Alltagslebens nicht unberücksi
Für eine pietätvoll festgehaltene Familientraditio
alles wichtig, was an einen geliebten Todten eri
der anderen Seite hat der Verfasser in erster
stenographischen Berichte der parlamentarischen Kör
herangezogen, denen Mallinckrodt angehörte, um
Veranlassung, Absicht und Erfolg seiner Reden
zu erläutern.

Im Folgenden mögen einige Gedanken Pl
welche durch die Lektüre des Buches veranlaßt w
hinwiederum Anderen zur Veranlassung dienen m
selbe zur Hand zu nehmen.

I.

Mallinckrodt's äußerer Lebensgang bietet wen
kenswerthes. Er war der Sohn eines höheren, in
Verhältnissen lebenden Beamten, besuchte Gymna
Universität, um selbst die Beamtenlaufbahn einz
erfüllte daneben nicht ohne Neigung seine militäri
pflichtungen und unternahm gern größere Reisen.
im Jahre 1852 wurde er in die preußische zweite
gewählt und erwarb sich rasch den Ruf eines eben
fertigen Redners, als kenntnißreichen und uner
Arbeiters in den Commissionen. Die amtliche un
mentarische Wirksamkeit findet ihre wohlthuende E
in den Angelegenheiten, Sorgen und Freuden ein

Familienlebens. Mit seinen Geschwistern war Mallinckrodt zeitlebens durch die Bande treuester Liebe verknüpft, in ihrem Kreise seinen Urlaub zu verbringen, war ihm die liebste Erholung, bis er — verhältnißmäßig spät — sich ein eigenes Heim begründet hatte.

Das ganze Interesse concentrirt sich auf den Charakter, auf die Persönlichkeit. Mallinckrodt war zugleich ein Typus und eine ausgeprägte Individualität. Die Stammeseigenthümlichkeiten seiner westfälischen Heimath zeigen sich bei ihm in vollendetster Weise ausgeprägt. Dahin gehört der klare, scharfe Verstand, der jederzeit in den Mittelpunkt der Dinge eindringt und das Nebensächliche bei Seite liegen läßt, dahin die unerschütterliche Kraft der Ueberzeugung, mit der das einmal als richtig Erkannte festgehalten wird. Ein großer Ernst, eine gewisse Nüchternheit ist davon unzertrennlich, die sich aber sehr wohl mit großer Wärme des Gefühls und wahrer Herzensgüte vertragen. Vergleicht man Mallinckrodts mündliche und schriftliche Aeußerungen, wie sie in seinen parlamentarischen Reden und seinen vertrauten Briefen vorliegen, so fehlt es darin durchaus nicht an einer Abstufung der Töne, aber dieselbe scheint ausschließlich durch diejenige sachliche Werthschätzung bedingt, welche der Maßstab des Guten und Rechten, auch des Nützlichen an die Hand gibt, die Phantasie hat damit nichts zu thun. Nur ein einziges Mal, unter den gewaltigen Eindrücken des römischen Aufenthaltes, scheint sie ganz leise die Flügel heben zu wollen (vgl. die Briefstelle S 162), in der Regel aber zieht sich durch Herzlichkeit und Frohsinn, durch Naturschilderungen und rhetorische Bilder oder Vergleiche ein Zug abstrakter Trockenheit. Seine Stellung zur Kunst hängt damit zusammen. Mir scheint nicht, daß das Interesse daran einen breiten Raum in seinem Leben beansprucht hätte. Die Skulpturen Italiens ließen ihn kühl, unter den Schätzen der Florentiner Gemäldegallerien fesselte ihn — seltsamer Weise — nur Raphaels Madonna della

Sedia. Theater und Concerte pflegte er wohl
zu besuchen, wie völlig ferne ihm aber im Grund
lag, dafür ist ein kleiner Zug bezeichnend,
Biograph aufbewahrt hat. In einem Briefe aus
Dezember 1857 berichtet Mallinckrodt, daß dem
Katakomben unter Rossi's Führung auch eine
Dame beigewohnt habe, ein Fräulein Jenny Lind
die berühmte schwedische Nachtigall, welche im Fe
in Berlin den königlichen Hof, die vornehme Wel
kunstliebenden Kreise zu enthusiastischer Begeister
gerissen hatte. Mallinckrodt war zur selben Zei
Eigenschaft als Abgeordneter in Berlin, er sch
davon vernommen zu haben.

Damit soll kein Tadel ausgesprochen, es sol
eigenthümliche Wesen des Mannes veranschaulich
zusammengefaßte Kraft aufgezeigt werden, auf d
die Erfolge beruhen.

Der tiefe Ernst und die felsenfeste Ueberzeug
bekunden sich vor allem auf dem religiösen Gebiete.
rodts Vater war Protestant, die Kinder folgt
sämmtlich der Religion der Mutter, nach deren fr
Tode die Erziehung der jüngeren Geschwister zu ein
Theile auf der ältesten Schwester, Pauline, der
nachmaligen Stifterin der Genossenschaft von der c
Liebe. Zwei Jahre nach der Geburt Hermanns
Familie in Folge der Versetzung des Vaters nac
übergesiedelt. Dort fand sie eine jener Stätten i
lande, wo katholisches Leben, wenn auch in kleinen
kräftig pulsirte, noch ehe die Gefangennahme des E
Clemens August zum Weckruf für das katholische
land geworden war. Dort lebte der aus seiner
vertriebene fromme und gelehrte Bischof von Lu
Laurent, dort wirkte als junger Priester der treffliche
später Dechant in Bonn, der ohne je nach außen
vorzutreten, mächtig zur Erstarkung des katholischen

beigetragen hat; dort hatte in der Erziehungsanstalt St. Bernhard Luise Hensel, einen Wirkungskreis gefunden, von der Pauline Mallinckrodt später bekannte, daß sie „die Keime alles Glückes in ihre Seele niedergelegt habe". Dort war der Boden, aus dem wie die Genossenschaft der Schwestern von der christlichen Liebe, so die der armen Franziskanerinen und die vom Kindlein Jesu hervorgehen sollte.

Man wird, glaube ich, den Einfluß Paulinens auf Geist und Gesinnung ihres Bruders wie ihrer Geschwister überhaupt nicht hoch genug anschlagen können. Der Fall ist nicht vereinzelt, daß fromme Schwestern die Richtung ihrer ganzen Familie in entscheidender Weise bestimmt haben, und, wie das Beispiel Hermann von Mallinckrodts beweist, sind es keineswegs nur die weichen Naturen, die sich solcher Leitung fügen. Als dieser, bereits ein gereifter Mann und angesehener Parlamentarier, im Frühjahr 1855 mit Sehnsucht den Osterferien entgegensah, die er bei den Geschwistern auf dem Lande, in Böddeken, zuzubringen gedachte, bestimmte ihn ein Brief Paulinens, den ersten Theil derselben vielmehr dazu zu benützen, in Paderborn geistliche Uebungen mitzumachen. Wie sie selbst in der Wärme ihres religiösen Empfindens vor keinem Werke und keinem Opfer zurückschreckte, so konnte auch bei ihm der gewohnt war, auf ihr Wort zu hören und auf ihr Beispiel zu blicken, und der als ein ganzer Mann alles halbe und inconsequente Wesen haßte, der Glaube kein todtes Gut und noch weniger ein äußeres Gewand sein oder auf bloßer Gewohnheit beruhen.

Unzweifelhaft spielt die Gewöhnung, die Liebe zu dem in der Heimath und dem nächsten Kreise Herkömmlichen, gerade bei Naturen, wie Mallinckrodt, eine große Rolle, und nicht zum wenigsten auf dem religiösen Gebiete. In Italien gefällt ihm am besten, was am meisten an Deutschland erinnert, und gestört, verwirrt findet er sich in Rom, weil die äußere Erscheinung des Papstthums und das officielle Kirchenwesen sich seinen gewohnten religiösen Em-

den Reihen der Majorität wie in den Spalten der officiö
und der liberalen Presse gehörte die Behauptung, der Kam
sei der Regierung aufgezwungen und nur zur Abwehr v
Uebergriffen von dieser unternommen worden. Mallinckr
wurde nicht müde, dieselbe zurückzuweisen und ihre v
kommene Haltlosigkeit aufzudecken. „Die königliche Staa
regierung", sagte er am 27. November 1872, „proklam
den Kampf. Sie beschönigt ihn mit der Bemerkung,
Kampf sei ihr *aufgezwungen*, und der Herr Mini
beruft sich zur Rechtfertigung dieses Ausdruckes darauf, d
derselbe schon von einer anderen maßgebenden Seite
braucht worden wäre (von Fürst Bismarck). Nun, me
Herren, die Seite, von der der Ausdruck gebraucht wor
ist, ist für mich da, wo es sich um Wahrheit oder Unrich
keit handelt, nichts weniger als eine Autorität. Ich läu
auf's entschiedenste; ich sage, die Behauptung, daß
Kampf, den die königliche Staatsregierung nach eigener V
sicherung führt, von kirchlicher Seite ihr aufgezwungen wo
ist thatsächlich unwahr . . . Die Regierung hat eine fei
liche Stellung ihrerseits eingenommen nicht gegen eine Par
nicht gegen die Centrumspartei, nicht gegen die Ultram
tanen, nicht gegen die Bischöfe, nein — gegen die *kath
lische Kirche*". —

Noch am 14. Mai 1874 veranlaßte ihn eine Aeußer
Bennigsens, auf den alten Vorwurf zurückzukommen: „
den kirchlichen Streit angeht, das Aufdrängen des Kam
durch die Curie und die deutschen Bischöfe, so ist das
Aeußerung, die nicht in erster Linie vom Herrn von Benni
stammt. Er reproducirt nur, was man schon öfter ge
und öfter gelesen. Ich habe es hier mit der Sache zu th
und es gibt Dinge, für die muß man auch den geeign
wahren Ausdruck nicht scheuen, und deßhalb brauche
ihn hier. Die Behauptung von älterem Datum ist auf
deutsch eine bewußte Unwahrheit, es ist eine *Lüge*.
Kurz zuvor war der Abgeordnete Hänel, welcher die

Wahrheit nach der katholischen Auffassung. Ja, meine Herren, lernen Sie nur erst das A B C der Dinge . . ."

Der Muth der eigenen Ueberzeugung und die Principientreue waren indessen bei ihm keineswegs auf das religiöse Gebiet beschränkt, er bewies sie ganz ebenso in rein politischen Fragen, und schon den jugendlichen Regierungsassessor kümmerte es wenig, wenn ihn seine parlamentarische Thätigkeit gelegentlich in scharfen Gegensatz zu den Vertretern der Staatsregierung oder andern einflußreichen Persönlichkeiten brachte. Hatte er sich mit der ihm eigenen Sorgfalt und Gründlichkeit über eine Frage von Wichtigkeit ein bestimmtes Urtheil gebildet, so hielt er an demselben fest auf die Gefahr hin, sich dabei von seinen nächsten Freunden und Waffengenossen zu trennen. Den Spruch Etsi omnes, ego non liebte er wohl als seine Devise zu bezeichnen. Die Geradheit seines Ausdrucks, welche mit der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung völlig gleichen Schritt hielt, konnte hie und da an Schroffheit streifen, aber die Absicht, zu verletzen, lag ihm jederzeit fern. Mit Recht weist sein Biograph darauf hin, daß die sogenannten persönlichen Bemerkungen, welche häufig dazu dienen müssen, die schärfsten Pfeile des Angriffs noch nach dem Schlusse der Debatte zu versenden, bei Mallinckrodt stets ein versöhnliches Gepräge tragen. Daß er irrige Ansichten über persönliche und sachliche Verhältnisse, die er öffentlich hatte laut werden lassen, nach dem Innewerden des Irrthums mit größter Loyalität zu berichtigen beflissen war, verstand sich bei der Ritterlichkeit seines Wesens von selbst. Ganz besonders aber muß hervorgehoben werden, daß er, der strenge Katholik, der von den Rechten seiner Kirche kein Titelchen preiszugeben entschlossen war, die gleiche Gerechtigkeit auch den übrigen Confessionen gegenüber an den Tag legte und jederzeit bereit war, wo es nöthig schien, seine Stimme auch für eine protestantische Minderheit zu erheben.

II.

Im Jahre 1854 sprach der liberale Abg
Vincke in einer Tischrede von Situationen, in
frage: ist denn kein Mallinckrodt da? Die Sit
kommen, welche erst den Werth des Mannes in
Größe erscheinen ließ. Es brachte sie der Kam
katholische Kirche, welchen Fürst Bismarck und
verbündeten liberalen Parteien dem neuen Deut
als Morgengabe bescheerten, das sie gemeinsa
hatten. Nunmehr stand Mallinckrodt vor der
Aufgabe seines Lebens, alles Vorangegangene w
bereitung hierauf gewesen. In einer späteren
der Kampf zum Stehen gekommen war, als d
kirchenfeindliche Parlamentsmehrheit abzubröckeln
ein Umschlag der Stimmung in liberalen Kreisen
bis endlich Fürst Bismarck selbst Hand anlegte,
friedlichere Zustände herbeizuführen, da bedurfte di
Minorität eines Führers, welcher jeden Wechse
schnell zu erfassen, aus jeder vorübergehenden
Nutzen zu ziehen, für eine jede das treffende Wo
wußte, eines Taktikers, dessen Weisungen die P
Augenblick zu folgen bereit war, im Vertrau
Weite seines Blicks und die Sicherheit seines Ur
steht es in aller Erinnerung, in welch unvergleich
Windthorst dieser Aufgabe gerecht wurde. Dama
Beginn der siebziger Jahre, war das Bedürfniß e
Solange keinerlei Aussicht auf Erfolg besteht, wen
Sache feindlicher Uebermacht zu unterliegen droh
gleich hochgradige Leidenschaft die Begriffe ver
fälscht, da ist es allein schon ein Großes und th
allem Noth, daß laut und unerschrocken und u
die Wahrheit vor der Oeffentlichkeit ausgesproch
Darin lag die providentielle Bedeutung der Centru
nach dem Jahre 1870, daß sie unberührt von
wirrung, welche die Definition der päpstlichen Un

da und dort im katholischen Lager hervorgerufen hatte und sofort von Protestanten, Juden und Ungläubigen gemehrt und ausgebeutet wurde, ungeblendet von den kriegerischen und diplomatischen Erfolgen der Bismarck'schen Politik, im ungleichen Kampfe mit einer rücksichtslosen Majorität wie mit einer Regierung, welche zu den äußersten Schritten entschlossen schien, tagtäglich verfolgt von den heftigsten Angriffen oder dem niedrigen Spotte der gesammten nichtkatholischen Presse, die kirchlichen Grundsätze immer auf's Neue von der Tribüne des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses verkündet. In Mallinckrodt's Reden fanden die Gesinnungen, welche in jenen hocherregten Tagen den gesammten Klerus und tausende von katholischen Laien erfüllten, das gekränkte Rechtsgefühl und die zu allen Opfern bereite Ueberzeugungstreue, ihren vollsten Ausdruck. In der Biographie sind zahlreiche kürzere oder längere Stellen daraus mitgetheilt und der Verfasser ist mit Erfolg bemüht, alles herbeizuziehen, was zum Verständniß der jedesmaligen besonderen Veranlassung wie der begleitenden Umstände beitragen kann. Der Eindruck freilich, den sie damals hervorriefen, als sie gehalten wurden und die gehaltenen alsbald bis in die fernsten Winkel des katholischen Deutschlands, wohin nur immer eine Zeitung drang, von eifrigen Lesern verschlungen wurden, er läßt sich heute mit aller Kunst nicht mehr hervorrufen. Hier muß es genügen, einiges Wenige herauszugreifen.

Als der Minister Falk erklärte, das Ziel der Maigesetzgebung sei, mittelst derselben zu einem „dauernden Frieden“ zu gelangen, that Mallinckrodt den berühmten, später oft wiederholten Ausspruch, in der That sei das Ziel „auf dem Wege äußerer Knechtung, innerer Revolutionirung und dadurch herbeigeführter Auflösung der katholischen Kirche des Landes den Frieden des Kirchhofes zu erreichen“. — Zu den beliebtesten Redewendungen am Ministertisch, in

unter den Einfluß der Mächte der Ordnung und der Autori
gerathen . . . . Man kann fragen danach, meine Her
was ist denn unsere Hoffnung? Nun, ich sage, vom
wöhnlich menschlichen Standpunkte aus gesprochen, da w
die Aussicht, mit Ehren zu fallen, und das ist besser, als
Schande den Nacken der Tyrannei beugen! Vom christlic
Standpunkte aus aber sage ich: *Wir beten und*
rechnen fest auf den allmächtigen Gott".

Mit berechtigtem Stolze und in fast prophetisc
Worten konnte er noch in einer seiner letzten Reden der
gierung und den gegnerischen Parteien vorhalten, daß sie
verrechnet hätten: „Sie haben gemeint, Sie bekämpften
Bischöfe, wankelmüthige, schwache Bischöfe, Sie haben
rechnet auf den Zulauf des Klerus in hellen Haufen.
haben sich *verrechnet*, meine Herren! Die Erfahr
hat es schon heute constatirt, daß der Klerus feststeht
seinen Führern. Sie haben ferner gesagt und gedacht,
hätten es nur mit Geistlichen zu thun — nein, meine Her
Sie haben es genau ebenso sehr mit den Laien zu th
und wer Augen haben will und will sie brauchen, um
sehen, der hätte heute schon Gelegenheit genug, sich da
zu überzeugen. Sie sehen in unseren westlichen Gegen
die Entschlossenheit, die ruhige Haltung, den festen Will
mit dem viele Tausende von Menschen auf die leiseste
regung sich in Bewegung setzen, um angesichts des Kerke
der ihres geistlichen Hirten wartet, ihm ein Lebewohl
sagen, ihm die beruhigende Versicherung zu geben, daß
auch, wenn er seinen Hirtenstab nicht mehr in der Ha
halten kann, beruhigt sein kann, daß selbst, wenn der Ze
punkt, den wir vorhersehen, wo die Consequenz der Schrit
welche die Staatsregierung gethan hat, sie dahin füh
zahllose Gemeinden jeder Seelsorge zu berauben, eingetre
sein wird, die Bischöfe fest rechnen können auf die kirchli
Treue des gesammten Volkes. Meine Herren, wenn
dies zu beobachten Gelegenheit hätten, — ich glau

es würde doch die Ueberzeugung bei Ihnen anfangen, daß es sich nicht um den Kampf mit Einzelnen handelt, sondern daß es sich handelt um geistiges Princip gegenüber einem geistigen Princip. Es ist schließlich der Kampf des christlichen Glaubens gegen die Philosophie, die sich losgelöst hat und soweit sie sich losgelöst hat von dem Boden christlichen Glaubens; und die Zwischenerscheinung — so mächtig auch die Erscheinung eines Fürsten Bismarck ist — ist eine vorübergehende Erscheinung. Das ist zwar eine mächtige Erscheinung, aber schwach wie ein Rohr gegenüber dem weltbewegenden Kampfe solcher Gegensätze. Und wenn Sie glauben, einen solchen Kampf brächten Sie zum Austrag durch derartige armselige Verbannungsgesetze, so rechnen Sie völlig falsch und Sie kennen nicht die Wirkung der christlichen Ueberzeugung".

Die Vertreter der Regierung, insbesondere der Minister Falk, aber auch liberale Abgeordnete wie Lasker liebten es, wenn sie Mallinckrodt zu antworten hatten, von seiner dialektischen Gewandtheit, seiner rhetorischen Kraft, seiner Kunst der Beredsamkeit zu sprechen. Es war dieß ein schwacher Nothbehelf, durch welchen sie in sich und vor der Oeffentlichkeit den Eindruck zu verwischen suchten, den seine Reden hervorriefen. Was seiner Rede Kraft verlieh, sagt mit Recht P. Pfülf, „war nicht das Feuer der Volksberedtsamkeit, nicht das Hinreißende großartiger Bilder, nicht der geschickte Gebrauch hochtönender Schlagwörter. Er hatte weder Windthorst's sprühenden Witz, noch P. Reichenspergers ciceronianischen Schwung, weder die unerschöpfliche Redegewandtheit eines Georg von Vincke, noch das Angenehme und Gewinnende, das anderen der damaligen Redner eignete". Er besaß von Natur und in Folge der Uebung eine große Sicherheit des Ausdrucks; mit gewissenhafter Gründlichkeit pflegte er sich den zu behandelnden Stoff vollständig anzueignen, um ihn hierauf streng logisch zu gruppiren; die äußere Form der Rede machte sich dann ganz von selbst

und bedurfte keines eigenen Studiums. Das aber,
das Geheimniß seiner Erfolge beruhte, das war die
der Persönlichkeit, die sich in den Reden aussprach.

III.

Im Jahre 1867 wurde Mallinckrodt von Düss
wo er Regierungsrath war, in gleicher Eigenschaft
Merseburg versetzt. Der Regierungspräsident von Kühl
hatte nach Berlin berichtet, daß er einen solchen Ma
Regierungscollegium nicht brauchen könne. Es war
die erste Strafversetzung; 1853 war er von Erfurt,
sich behaglich fühlte, in dem Regierungspräsidenten
wohlwollenden Gönner besaß und sich als commissar
Bürgermeister unbestrittene Verdienste erworben hatte,
Stralsund versetzt worden. Von hier kam er 1855,
noch als Assessor, nach Frankfurt a. d. O., wo er die l
Zeit „kalt gestellt" war. Er wäre gerne Landrath in
ihm zusagenden, am liebsten in einer katholischen G
gewesen, Worbis, Heiligenstadt, Nordhausen kamen in F
jedesmal aber scheiterte der Plan an der ablehnenden
ung der Regierung. Ebenso mußte man darauf verz
ihn zum Bürgermeister von Münster zu wählen, na
festgestellt worden war, daß die Regierung ihn nicht best
würde. Seit Herbst 1857 war der hochverdiente un
Recht angesehene Aulike bemüht, ihn für die katholisch
theilung im Cultusministerium zu gewinnen, wiederum
Erfolg. Dafür wurde er allerdings im Mai 1859
dem Ministerium der neuen Aera als Hilfsarbeiter ins
sterium des Innern berufen, aber die Stelle eines
tragenden Rathes erhielt er nicht, sondern kam 1863
Regierung in Düsseldorf. 1872 trat er aus dem S
dienste aus. Die Uebernahme eines Familiengutes, w
nach dem Tode eines Verwandten auf ihn überging,
den nächsten Anlaß dazu, zudem war jetzt, nach Begin
Culturkampfs, jede Aussicht auf Verbesserung seiner

esen. Die Maigesetze, meinte er, seien so vortrefflich ausgedacht, „daß, wenn sie zur vollen Ausführung gelangten, von der katholischen Kirche, die bisher bei uns bestanden hat, in gar kurzer Zeit nichts mehr übrig geblieben wäre, als vielleicht einige äußere Formen; aber der Kern der Sache, der Geist, der lebendig macht, der wäre verflüchtigt, und deßhalb wäre die Nachgiebigkeit gegen diese Gesetze die Hinnahme des allergrößten Uebels gewesen, das man uns zufügen kann: denn es ist für uns oder für die Kirche ein größeres Uebel, wenn sie selbst dazu beitrüge, sich geistig vergiften zu lassen, als wenn sie äußerlich unterdrückt wird. . . . Und glauben Sie nicht, daß wir in dieser Beziehung die Zukunft für so heiter ansehen, oder daß wir glauben, es handle sich um eine ephemere, rasch vorübergehende Erscheinung. Nein, wir sehen mit offenen Augen die Folgen vor uns . . . . Glauben Sie, das katholische Volk, wenn nun ein solcher Bischof, dem der Cultusminister den Mantel umgehangen und den die Bajonette begleiten, bei ihm einzieht, werde auf die Knie sinken und um seinen Segen bitten? Das ist vergebliches Hoffen! Oder denken Sie etwa, das katholische Volk werde, wenn es seiner Seelsorge beraubt ist, nun so allmählich in das protestantische Lager sich hinüberziehen lassen? Nein, meine Herren, das geht auch nicht! Ist doch schon die Schwierigkeit zu groß, die protestantische Kirche zu finden, selbst wenn man die Laterne des Diogenes ansteckt und auf die Suche ausgeht: dann sind so viele, die sich melden: der eine ruft ‚hier‘, und der andere ruft ‚hier‘, und alle divergiren so gewaltig, daß man verzweifelt wieder umkehren und sagen mußte, man habe sie nicht finden können. Also die Hoffnung können Sie auch nicht hegen! Was bleibt übrig? Es bleibt nichts übrig, als die religiöse Verwilderung. Ein Theil wird sich sammeln und wird seine religiöse Ueberzeugung festhalten, wird sie pflegen noch eifriger, noch sorgfältiger als bisher; aber ein anderer Theil wird verwildern und wird wahrlich nicht

beleuchten. Man ersieht daraus, daß Gegensätze der
anschauung wohl eine Zeit lang latent sein können,
ihr Vorhandensein selbst schärfer blickenden Augen ver
bleibt, daß sie aber im gegebenen Momente immer
hervortreten, und zwar um so heftiger, je consequent
Entwicklung auf der einen oder andern Seite fortsch

Mallinckrodt war von Haus gut preußisch g
Reisen, die er im Auslande macht, veranlassen ihn gel
lich, mit verdoppeltem Stolze der Verhältnisse seines preu
Vaterlandes zu gedenken, des strammen Militärs, der
staatlichen Organisation, des tüchtigen pflichtgetreuen Be
standes. Ueber „süddeutschen Dünkel" fällt wohl
ein unfreundliches Wort. Und er war nicht nur, wi
Biograph es ausdrückt, Preuße durch und durch, es
eine Zeit, wo er für „ultragouvernemental" galt und
sogar vorübergehend das Vertrauen seines Wahlkreises
Streng conservativ, ein Vertreter der staatlichen Aut
ein Monarchist aus Ueberzeugung, ein Anhänger des hi
Gewordenen und Feind aller doktrinären Schablone
zeitlebens gewesen. Aber er war der Meinung, und
mit ihm, daß er um dieser seiner preußisch-conserv
Gesinnung willen ganz ebensó wenig auf seine
katholische Ueberzeugung verzichten müsse, wie auf
unbeugsamen Rechtssinn und die Werthschätzung jeder b
tigten Freiheit, im Einzelleben wie in dem der verschie
autonomen Körperschaften. In seinen jüngeren J
erfüllte ihn die höchste Verehrung für den General
Radowitz, der, in nahen freundschaftlichen Beziehung
König Friedrich Wilhelm IV. stehend, die vollste Hi
an Fürsten und Land mit seinem rückhaltlos bekannte
jederzeit voll bethätigten katholischen Glauben zu v
baren wußte.

Aber freilich, Friedrich Wilhelm IV. hat man
„Romantiker auf dem Throne" genannt und ihm den
wurf gemacht, daß er der traditionellen preußischen P

es würde doch die Ueberzeugung bei Ihnen anfangen, daß es sich nicht um den Kampf mit Einzelnen handelt, sondern daß es sich handelt um geistiges Princip gegenüber einem geistigen Princip. Es ist schließlich der Kampf des christlichen Glaubens gegen die Philosophie, die sich losgelöst hat und soweit sie sich losgelöst hat von dem Boden christlichen Glaubens; und die Zwischenerscheinung — so mächtig auch die Erscheinung eines Fürsten Bismarck ist — ist eine vorübergehende Erscheinung. Das ist zwar eine mächtige Erscheinung, aber schwach wie ein Rohr gegenüber dem weltbewegenden Kampfe solcher Gegensätze. Und wenn Sie glauben, einen solchen Kampf brächten Sie zum Austrag durch derartige armselige Verbannungsgesetze, so rechnen Sie völlig falsch und Sie kennen nicht die Wirkung der christlichen Ueberzeugung".

Die Vertreter der Regierung, insbesondere der Minister Falk, aber auch liberale Abgeordnete wie Lasker liebten es, wenn sie Mallinckrodt zu antworten hatten, von seiner dialektischen Gewandtheit, seiner rhetorischen Kraft, seiner Kunst der Beredsamkeit zu sprechen. Es war dieß ein schwacher Nothbehelf, durch welchen sie in sich und vor der Oeffentlichkeit den Eindruck zu verwischen suchten, den seine Reden hervorriefen. Was seiner Rede Kraft verlieh, sagt mit Recht P. Pfülf, „war nicht das Feuer der Volksberedtsamkeit, nicht das Hinreißende großartiger Bilder, nicht der geschickte Gebrauch hochtönender Schlagwörter. Er hatte weder Windthorst's sprühenden Witz, noch P. Reichenspergers ciceronianischen Schwung, weder die unerschöpfliche Redegewandtheit eines Georg von Vincke, noch das Angenehme und Gewinnende, das anderen der damaligen Redner eignete". Er besaß von Natur und in Folge der Uebung eine große Sicherheit des Ausdrucks; mit gewissenhafter Gründlichkeit pflegte er sich den zu behandelnden Stoff vollständig anzueignen, um ihn hierauf streng logisch zu gruppiren; die äußere Form der Rede machte sich dann ganz von selbst

Namen eines ächten Preußen hat. Denn ihm waren die
stimmungen der Verfassung, die Selbstverwaltung der
meinden, Parität und freie Bewegung der Religionsge
schaften nicht Dinge, die man nach wechselnden Anschaun
und augenblicklichen Absichten verschieden taxiren kann, son
solche, die unter allen Umständen hochgehalten werden müß
So kam es, daß der „ultragouvernementale" Mann sich
seinem ersten Eintritte in die parlamentarische Arena fortg
in die Opposition getrieben sah. Indessen würde ihm
parlamentarische Opposition, die er in Fragen dieser Art
Regierung bis zum Ende der fünfziger Jahre machte,
die Dauer kaum geschadet haben. Man hätte ihm mögli
weise seine Schrullen gelassen und seine hervorragende
fähigung in entsprechender Stellung verwerthet, bis ihm
selbstverständlich — der Culturkampf daraus beseitigt h
würde. Unheilbar aber wurde der Bruch mit dem Mom
als er nicht einzelne Gesetzesentwürfe bekämpfte oder
gierungsmaßregeln kritisirte, sondern sich zu der preußis
Politik da in Gegensatz stellte, wo sie ihr wahres Wesen
außen zu bethätigen begann, als er es wagte, dieser
meintlich souveränen Politik die unveräußerlichen Grunds
der Sittlichkeit und des Rechts entgegenzuhalten.

Im Mai 1859, in einer bedeutungsvollen Debatte
preußischen Abgeordnetenhauses, als die Frage, wel
Stellung der deutsche Bund in dem französisch-italienisch
Kriege gegen Oesterreich einnehmen werde, alle Gemüt
bewegte, trat Mallinckrodt mit vollem Nachdruck für
großdeutschen Standpunkt ein. „Oesterreich", sagte
„vertheidigt seinen Hausfrieden gegen die Agitation, sein
Territorialbesitz gegen die Vergrößerungssucht seiner Na
barn, es vertheidigt die Verträge, auf denen der gesamm
völkerrechtliche Besitzstand Europas ruht, und die besieg
sind durch die Abführung Kaiser Napoleons nach Helen
gegen den neuerwachten Bonapartismus. Es vertheid
das historische Recht gegen falsche, in ihren Consequenz

lichen Stellung endgiltig abgeschnitten. Aber man wird zugestehen, daß für einen Mann von seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, seiner Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit die Carriere auch bis dahin eine herzlich schlechte war, zumal, da er sein Pfund nicht vergraben, sondern seit Jahren vor aller Augen im Parlament damit gewuchert hatte. Nun sind allerdings bis heute die Klagen nicht verstummt, daß nur verhältnißmäßig wenig Katholiken Zugang zu den höheren Staatsstellen in Preußen erhalten, aber es bleibt auffallend, daß gerade ein Mann von der offenkundigen Befähigung Mallinckrodts nicht zu diesen wenigen gehörte. Auch die Betheiligung an oppositionellen Abstimmungen und mißliebigen Anträgen im Parlamente gibt keine ausreichende Erklärung, denn von 1854 bis 1867 haben im preußischen Ministerium so einschneidende Aenderungen stattgefunden, daß das Uebelwollen eines einzelnen Ministers oder Unterstaatssekretärs nicht genügt, um den Mißerfolg seiner ganzen Beamtenlaufbahn daher abzuleiten. Aber weder unter dem Ministerium der Reaktionszeit, noch dem der neuen Aera, noch unter dem des Herrn von Bismarck fand er Gnade.

Mit dieser Erwägung komme ich zu dem, was meines Erachtens der Lebensbeschreibung Mallinckrodts ein weiteres, über die Persönlichkeit noch hinausgehendes Interesse gibt. Sie ist ein merkwürdiges Stück Zeitgeschichte, beachtenswerth für die Beurtheilung der Vergangenheit, wie für die Aussichten in die Zukunft.

Von einem protestantischen Historiker, der sich durch seinen kräftigen Lutherzorn und seine scharfe Polemik gegen Janssen hervorgethan hat, ist kürzlich die Frage aufgeworfen worden, wie es gekommen sei, daß sich der romantische Katholicismus aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts in den herben Ultramontanismus der Gegenwart verwandelt habe. Die Frage ist, wie man sieht, recht schief gestellt, aber eine Ahnung des Richtigen liegt ihr zu Grunde und das vorliegende Werk gibt reichlichen Stoff, das Thema zu

beleuchten. Man ersieht daraus, daß Gegensätze
anschauung wohl eine Zeit lang latent sein könn
ihr Vorhandensein selbst schärfer blickenden Augen
bleibt, daß sie aber im gegebenen Momente imm
hervortreten, und zwar um so heftiger, je conseq
Entwicklung auf der einen oder andern Seite s

Mallinckrodt war von Haus gut preußisc
Reisen, die er im Auslande macht, veranlassen ihn
lich, mit verdoppeltem Stolze der Verhältnisse seines
Vaterlandes zu gedenken, des strammen Militärs,
staatlichen Organisation, des tüchtigen pflichtgetreuen
standes. Ueber „süddeutschen Dünkel" fällt w
ein unfreundliches Wort. Und er war nicht nur,
Biograph es ausdrückt, Preuße durch und durch
eine Zeit, wo er für „ultragouvernemental" galt
sogar vorübergehend das Vertrauen seines Wahlkrei
Streng conservativ, ein Vertreter der staatlichen
ein Monarchist aus Ueberzeugung, ein Anhänger de
Gewordenen und Feind aller doktrinären Schabl
zeitlebens gewesen. Aber er war der Meinung,
mit ihm, daß er um dieser seiner preußisch-con
Gesinnung willen ganz ebensó wenig auf sei
katholische Ueberzeugung verzichten müsse, wie
unbeugsamen Rechtssinn und die Werthschätzung jed
tigten Freiheit, im Einzelleben wie in dem der ver
autonomen Körperschaften. In seinen jüngeren
erfüllte ihn die höchste Verehrung für den Gen
Radowitz, der, in nahen freundschaftlichen Bezieh
König Friedrich Wilhelm IV. stehend, die vollste
an Fürsten und Land mit seinem rückhaltlos bekan
jederzeit voll bethätigten katholischen Glauben z
baren wußte.

Aber freilich, Friedrich Wilhelm IV. hat
„Romantiker auf dem Throne" genannt und ihm
wurf gemacht, daß er der traditionellen preußischen

ur mit halbem Herzen anhänge. Unter seiner Regierung uchs Mallinckrodt zum Manne heran, begann er seine Beamtenlaufbahn, verdiente er sich die ersten Sporen als Parlamentarier. Auf diese Regierungszeit pflegen die Katholiken Preußens mit Dank zurückzublicken, von anderer Seite dagegen würde man sie am liebsten aus der Geschichte streichen. Hier begrüßt man den Anbruch der sogenannten neuen Aera vor allem darum, weil mit ihm die Hindernisse beseitigt wurden, welche der vollen Entwicklung des preußischen Gedankens entgegenstanden, hier preist man König Wilhelm vorzüglich darum, weil er Herrn von Bismarck an die Spitze der Geschäfte rief, in welchem die preußische Politik nun in der That ihren vollständigsten Vertreter, ihren energischen, zielbewußten, erfolgreichen Träger fand.

Für diese Anschauungsweise gibt es nur Einen Maßstab: die Größe und Macht Preußens. Vor diesem einen überragenden Zwecke sinkt alles Andere zum bloßen Mittel herab; nichts hat ihm gegenüber eigenen Werth, nicht die Freiheit und nicht das geschichtliche Recht. Wer in diese Denkweise eingegangen ist, der kann sich je nach dem augenblicklichen Bedürfnisse heute zu liberalen Grundsätzen bekennen und morgen den nackten Absolutismus proklamiren, für ihn werden die Parteigegensätze von Conservativ und Liberal zu bloßen socialen Unterschieden, zu Faktoren, die man je nach Bedürfniß in Aktion setzt, ganz ebenso wie ein anderes Mal die religiöse Duldung oder auch das protestantische Gewissen. Größe und Macht des preußischen Staates, das ist der kategorische Imperativ, bei dem man nicht fragt, woher er kommt und worauf seine verpflichtende Kraft beruht, dem sich alles unterwerfen muß, auch das best begründete Recht, auch die sittliche und religiöse Ueberzeugung des Einzelnen; das ist der Gott, der keine andern Götter neben sich duldet.

Man begreift, daß an einer solchen Denkweise gemessen, ein Mann wie Mallinckrodt keinen Anspruch mehr auf den

Namen eines ächten Preußen hat. Denn ihm waren die Be-
stimmungen der Verfassung, die Selbstverwaltung der Ge-
meinden, Parität und freie Bewegung der Religionsgesell-
schaften nicht Dinge, die man nach wechselnden Ansichten
und augenblicklichen Absichten verschieden taxiren kann, sondern
solche, die unter allen Umständen hochgehalten werden müssen.
So kam es, daß der „ultragouvernementale“ Mann sich
seinem ersten Eintritte in die parlamentarische Arena sofort
in die Opposition getrieben sah. Indessen würde ihm
parlamentarische Opposition, die er in Fragen dieser Art
Regierung bis zum Ende der fünfziger Jahre machte,
die Dauer kaum geschadet haben. Man hätte ihm mögl
weise seine Schrullen gelassen und seine hervorragende
fähigung in entsprechender Stellung verwerthet, bis
selbstverständlich — der Culturkampf daraus beseitigt
würde. Unheilbar aber wurde der Bruch mit dem Ma
als er nicht einzelne Gesetzesentwürfe bekämpfte oder
gierungsmaßregeln kritisirte, sondern sich zu der preuß
Politik da in Gegensatz stellte, wo sie ihr wahres Wesen
außen zu bethätigen begann, als er es wagte, dieser
meintlich souveränen Politik die unveräußerlichen Grun
der Sittlichkeit und des Rechts entgegenzuhalten.

Im Mai 1859, in einer bedeutungsvollen Debatte
preußischen Abgeordnetenhauses, als die Frage,
Stellung der deutsche Bund in dem französisch-italien
Kriege gegen Oesterreich einnehmen werde, alle Gem
bewegte, trat Mallinckrodt mit vollem Nachdruck für
großdeutschen Standpunkt ein. „Oesterreich“, sagte
„vertheidigt seinen Hausfrieden gegen die Agitation,
Territorialbesitz gegen die Vergrößerungssucht seiner N
barn, es vertheidigt die Verträge, auf denen der gesam
völkerrechtliche Besitzstand Europas ruht, und die besi
sind durch die Abführung Kaiser Napoleons nach He
gegen den neuerwachten Bonapartismus. Es verthei
das historische Recht gegen falsche, in ihren Consequen

I. Adventsonntag in die Nikolaikirche zu Leipzig, wo eine Predigt des damaligen Professors Harleß, spätern Consistorial-Präsidenten in München, ihn so ergriff, daß von da ab der Entschluß in ihm feststand, „jetzt gehst du unter die Schwarzen, allem Spott und Hohn der Weltkinder zum Trotz". Das war, sagt er, der Moment, wo zum ersten Mal meinem Gewissen die Frage entgegentrat: was muß ich thun, daß ich selig werde? „Damals fand ich Verständniß für die früher unverstandenen Reden Vilmars. Ich trat sofort aus der Burschenschaft aus. Es war ein vollständiger Bruch mit meiner rationalistischen Vergangenheit, ein großer Schreck für die ganze Familie".

Anger schloß sich alsbald, wenn auch als „Proselyt des Thores", dem Studentenkreis an, der unter Führung von Harleß und Magister Schneider sich gebildet hatte, und unter seinen Mitgliedern Jünglinge zählte, wie v. Zezschwitz, Frommel u. A., welche später in der lutherischen Theologie sich einen Namen gemacht haben. Für deren ausgesprochene confessionelle Stellung fühlte er sich damals noch nicht reif, wohl aber glaubte er die Reife erlangt zu haben, als er nach zwei in Erlangen absolvirten Semestern und nach mehrfachen Besuchen in Neuendettelsau, wo er mit dem gottbegnadigten Pfarrer Löhe näher bekannt wurde, nach Leipzig zurückkehrte. In brüderlicher Gemeinschaft mit jenem Kreis der sogenannten „Philadelphia" und mächtig bewegt durch die Führer der Leipziger lutherischen Conferenz, Huschke, Besser, Kahnis, Pistorius u. a. war Anger ein bewußter, gewissenhafter, bekenntnißtreuer Lutheraner geworden.

Um diese Zeit kam Ahlfeld nach Leipzig und gewann, durch seine aus der Quelle geschöpften Predigten, die Herzen nicht bloß der unbewußten sondern auch der bewußten Lutheraner. Abgesandte der Missourisynode aus Nordamerika, welche auf dem Weg waren, um mit Löhe in Neuendettelsau zu verhandeln, öffneten zuerst unserm Anger die Augen, daß Löhe's Lehre von der Kirche sehr abweiche von der strengen

symbolischen Auffassung der Lutheraner in Nordamerik
namentlich ihres Führers und Präsidenten Walther.

Hier setzt nun der Recensent der Anger'schen Schr
wie er in der Luthardt'schen lutherischen Kirche
zeitung sich vernehmen läßt, ein und wirft dem Verfass
vor, gegen sein vom Lutherthum durchleuchtetes Gewiss
gehandelt zu haben, wenn er sich von Wittenberg ab na
Rom gewandt habe. „Ist es denn wirklich auch bei ih
gegangen", so schreibt er in jener Kritik, „wie so oft b
römischen Convertiten, daß an die Stelle des Gewissens u
seiner Forderung der Wahrhaftigkeit, sich die Kirche Ro
und ihr Interesse gesetzt hat und die Stelle des Gewisse
vertritt?"

Einfach und klar antwortet Anger auf diesen sophi
ischen Vorwurf: Wohl haben jene Theologen Harleß, Lö
Kahnis, Besser mein Gewissen erzogen; sie waren dem richtig
Princip ergeben, die Autorität der Kirche (für sie der B
kenntnisse von der Augustana an bis zur Concordienforme
als bindend wieder aufzurichten und hinzustellen. Aber w
Kirche ist, das war ihnen noch verborgen, das suchten s
noch und konnten's nicht finden; der Bruch der Reformatio
mit der Tradition und Verfassung der Kirche stand ihne
im Wege. Wie viel Bücher wurden noch in den 50g
Jahren über die „Kirche" geschrieben; wie wurde übera
auf kirchliche Correktheit Gewicht gelegt; nicht mehr war d
Frage, ob ein Geistlicher erweckt oder gläubig sei, sonder
ob er kirchlich richtig stünde. Merkwürdig, wie bald dies
Fragen immer kleinlauter wurden und endlich kein namhafte
Buch mehr über „die Kirche" geschrieben wurde. Woher das

Die Consequenz des Autoritätsprincips der Kirche führ
nach Rom, führt den Weg entlang, den der Verfasser der ge
nannten Schriften gegangen ist. Wird denn den strenge
Lutheranern nicht mit Recht entgegengehalten, daß Luthe
mit der Zertrümmerung der kirchlichen Ordnungen und mi
der Proklamirung des Rechts der freien Forschung die Re

von 1866 von niemand anders entzündet ist, als von dem Manne, der unsere eigenen politischen Geschicke leitet. Ich bin von der Ansicht ausgegangen, die jetzt durch die gedachten Publikationen bestätigt wird, daß man um den casus belli verlegen gewesen, daß man den Italienern gute Worte gegeben hat, ‚die Lunte an das Pulverfaß zu legen'. Also mein Standpunkt war nicht so verkehrt, es war die Auffassung, daß es dem ehrlich denkenden Bundesgenossen zieme, daß er in dem Bundesverhältnisse mit seiner Sympathie sich für den Bundesgenossen erklärt, der in seiner Rechtsstellung rechtswidrig . . . . . angegriffen wird. Ich bin ferner von dem Standpunkte ausgegangen, daß wir den Krieg gegen Dänemark begonnen haben zur Geltendmachung Schleswig-Holstein'schen Rechtes, daß wir dem Fürsten, den wir selbst als den rechtmäßigen Herzog bezeichneten und für den wir ins Feld gerückt sind, um die Dänen zu schlagen, — daß wir dem auch sein Recht demnächst einräumen mußten, und daß wir nicht als Befreier eines Landes auftreten konnten, um das Land selbst zu annektiren. Ich habe endlich auf dem Standpunkte gestanden, daß es an jedem Rechtstitel fehlte, um dem König von Hannover sein angestammtes Land ohne weiteres zu nehmen. Die Standpunkte bekenne ich auch heute noch als die meinigen, und gebe der Himmel, daß ich sie nie verläugne! Denn die Principien, auf denen diese Anschauungen ruhen, das sind die, die das Recht auf ewige Geltung haben. — Worin ich mich aber geirrt habe, meine Herren, das ist die von mir ausgesprochene Ueberzeugung, daß aus der Gestaltung der neuen Verhältnisse keinerlei Gefährdung hervorgehen werde für die kirchliche und Gewissensfreiheit. Ich habe zur Ehre unserer Regierung angenommen, daß derartige Angriffe unmöglich wären. Seither bin ich darüber allerdings eines andern belehrt worden".

Lasker berichtete, daß jene Rede Mallinckrodts im norddeutschen Reichstage in ihm die Empfindung wirklichen

Mal habe ich der hl. Messe in der Stille beigewohnt. [illegible] jedem Besuch des allerheiligsten Altarssakraments wurde es m[illegible] im Gewissen gewisser, daß man das bittere Leiden u[illegible] Sterben unseres Heilands nicht besser feiern kann, als in d[illegible] hl. Messe; ich handelte nach den Worten: probiren ist bes[illegible] als studiren. Bei jeder hl. Messe habe ich die Wahrheit d[illegible] christlichen Heilsmomente und Erlösungsthatsachen an mein[illegible] Herzen erfahren und ich mußte dabei immer an die Wo[illegible] meines Jugendlehrers Vilmar denken. Neun Jahre habe [illegible] geprüft, besonders den katholischen Katechismus und die canon[illegible] Conc. Tridentini. Hauptsächlich die Meßgebete, Beichtgebe[illegible] Gewissenserforschung, Rosenkranz, Kreuzwegandacht, Syllab[illegible] und Encyklika. Endlich wußte ich, in welcher Kirche schri[illegible] gemäßes Bekenntniß und Harmonie zwischen mündlicher u[illegible] schriftlicher Tradition, wo die Einheit der göttlichen Offe[illegible] barung und der Fels Petri zu finden ist."

„Drei Jahrzehnte hatte ich das Auf- und Abwogen [illegible] Protestantismus mit durchlebt, die inneren Kämpfe der ve[illegible] schiedenen Richtungen mit vollem Interesse verfolgt, bis ich sa[illegible] daß diejenigen, welche ich für Säulen gehalten hatte, wanke[illegible] wurden, bis ich es erleben mußte, wie die jungen Theolog[illegible] der Neuzeit wieder in das Fahrwasser des bekenntnißlose[illegible] Subjektivismus hineinsteuerten, den wir als einen dur[illegible] Gottesgnade überwundenen Standpunkt betrachte[illegible] hatten."

Der Luthardt'sche Recensent hatte dem Dr. Anger vor[illegible] geworfen, daß er die Anhänger der „Gartenlaube", de[illegible] „Berliner Tageblatts", der Protestantenvereinler und evan[illegible] gelischen Bündler auf Eine Stufe gestellt habe mit de[illegible] Orthodoxen. Darauf antwortet Dr. Anger: „Jeder, de[illegible] mein Buch gelesen hat, wird mir bezeugen, daß ich mi[illegible] größter Pietät, Begeisterung und Verehrung von meine[illegible] Lehrern: Harleß, Vilmar, Löhe, Schneider, Tholuck, Hengsten[illegible] berg und Kahnis gesprochen habe; habe ich doch wiederhol[illegible] gerühmt, daß sie mir den Weg zur Kirche geebnet haben[illegible] Damit habe ich allerdings auch sagen wollen, daß sie i[illegible]

I. Adventsonntag in die Nikolaikirche zu Leipzig, wo eine Predigt des damaligen Professors Harleß, spätern Consistorial-Präsidenten in München, ihn so ergriff, daß von da ab der Entschluß in ihm feststand, „jetzt gehst du unter die Schwarzen, allem Spott und Hohn der Weltkinder zum Trotz". Das war, sagt er, der Moment, wo zum ersten Mal meinem Gewissen die Frage entgegentrat: was muß ich thun, daß ich selig werde? „Damals fand ich Verständniß für die früher unverstandenen Reden Vilmars. Ich trat sofort aus der Burschenschaft aus. Es war ein vollständiger Bruch mit meiner rationalistischen Vergangenheit, ein großer Schreck für die ganze Familie".

Anger schloß sich alsbald, wenn auch als „Proselyt des Thores", dem Studentenkreis an, der unter Führung von Harleß und Magister Schneider sich gebildet hatte, und unter seinen Mitgliedern Jünglinge zählte, wie v. Zezschwitz, Frommel u. A., welche später in der lutherischen Theologie sich einen Namen gemacht haben. Für deren ausgesprochene confessionelle Stellung fühlte er sich damals noch nicht reif, wohl aber glaubte er die Reife erlangt zu haben, als er nach zwei in Erlangen absolvirten Semestern und nach mehrfachen Besuchen in Neuendettelsau, wo er mit dem gottbegnadigten Pfarrer Löhe näher bekannt wurde, nach Leipzig zurückkehrte. In brüderlicher Gemeinschaft mit jenem Kreis der sogenannten „Philadelphia" und mächtig bewegt durch die Führer der Leipziger lutherischen Conferenz, Huschke, Besser, Kahnis, Pistorius u. a. war Anger ein bewußter, gewissenhafter, bekenntnißtreuer Lutheraner geworden.

Um diese Zeit kam Ahlfeld nach Leipzig und gewann, durch seine aus der Quelle geschöpften Predigten, die Herzen nicht bloß der unbewußten sondern auch der bewußten Lutheraner. Abgesandte der Missourisynode aus Nordamerika, welche auf dem Weg waren, um mit Löhe in Neuendettelsau zu verhandeln, öffneten zuerst unserm Anger die Augen, daß Löhe's Lehre von der Kirche sehr abweiche von der strengen

zu wollen, daß es in deinen Geist hineinpaßt. Bitte ml
erwäge lieber, daß der Herr im Glauben deinen Geist e
weitere und du endlich in diese geoffenbarte Wahrheit hinei
passest." Ebenso Vilmar in seiner Rede: „über die Pfle
kirchlichen Bewußtseins in den Gelehrtenschulen".

Die Summa der Anger'schen Deduktion gipfelt in de
Satz: „Unser Glaube ist Hingabe der ganzen Persönlichk
an Gott mit Erkennen und Empfinden, mit Denken un
Wollen, mit Dichten und Trachten, mit Lieben und Hoffe
mit Sein und Wesen." Luther hat sich nicht gescheut, de
Bibeltext zu fälschen durch den Zusatz „der Glaube allein"
Wenn nun der Apostel Paulus sagt: „wenn ich alle
Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte, und hätte d
Liebe nicht, so wäre ich Nichts". Wie hilft sich denn Luth
hier? Mit Schimpfen. Er sagt: „welchen Spruch d
Papisten halten, daß er ihnen eine eherne Mauer sei, ab
unverständige grobe Esel sind die Papisten". (S. 46.)

Sehr gut ist, was Dr. Anger dem Professor Rietsch
in Leipzig antwortet, der die Phrase nachspricht, „der katho
lische Glaube gründe sich auf einen äußern Zwang." Ange
erwidert: „Wie soll das zugehen? Die katholische Kirch
hat keine Soldaten und keine Polizisten, welche einen Zwan
ausüben könnten. Das besorgen die modernen Staats
männer." Dr. Anger erinnert an die Dragoner in Schlesien
die weiland die Altlutheraner in die unirten Kirchen trieben
an den großartigen Zwang im Culturkampf, wo der modern
Staat die Katholiken zwingen wollte, den antikatholische
Gesetzen zu gehorchen und ihrem katholischen Gewissen untre
zu werden; erinnert an die Gräuel der fürstlichen Herrscha
in der Reformationszeit, die in Glaubenssachen nach dem
scheußlichen Grundsatz verfuhr: cujus regio, ejus religio,
wo man die Unterthanen zwang, die Religion zu wechseln,
sobald eine neue Herrschaft aufkam. In Sachsen lautet heut
dieses sic volo, sic jubeo: „vor dem 21. Lebensjahr dar
Niemand seine Confession wechseln"; und dabei spricht man

formationsbewegung in Bahnen gelenkt hat, die eine Wiederaufrichtung bindender Glaubens-Autorität als Rückkehr zum Katholicismus erscheinen lassen? Anger hat sich in seinem Verlangen nach der rechten kirchlichen Autorität, in seinem gewissenhaften Suchen nach der „Kirche“ nach Rom führen lassen. Den ersten nachhaltigen Anstoß dazu aber verdankt er den obengenannten hervorragenden lutherischen Männern, vor denen die Kritiker in der Luthardt'schen Kirchenzeitung die Degen zu senken haben.

„Die hl. Schrift alleinige Autorität“: das war niemals ein haltbarer Satz, auch nicht zu Luthers Zeit, auch nicht in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Ehe die Apostel ein einziges Wort geschrieben hatten, war die Kirche da, voll und ganz, wie sie aus den Tagen der Pfingsten hervorgegangen war. Die hl. Schrift ist selbst nur ein Stück, wenn auch ein eminent hervorragendes Stück der Tradition. Wer deutet diese Tradition, wer hat das Recht, die Bibel auszulegen? Immer können wir nicht anders antworten als: die Kirche und zwar die organisirte in ihren Aemtern, in ihrem Episkopat und Primat geordnete, durch den Mund der Concilien beschließende und durch das oberste Lehramt definirende Kirche; die Kirche, der der heil. Geist wirksam nahe ist, wie er den heiligen Schriftstellern wirksam nahe war bei Abfassung der hl. Geschichts- und Lehrbücher.

„Ich verdanke es der Erziehung meiner (lutherischen) Freunde und Lehrer“, so sagt Dr. Anger S. 23 ff., „daß mir mein Gewissen keine Ruhe gelassen hat, bis ich alle Glaubens-, Kirchen- und Abendmahls-Gemeinschaft mit Ungläubigen, Halbgläubigen und Unirten aufgegeben habe. Leichtfertig bin ich nicht nach Rom gegangen. In der Betrachtung des Culturkampfes sind mir die Schuppen von den Augen gefallen, welche mir unter protestantischer Geschichtsfälschung angewachsen waren. Neun Jahre habe ich gründlich geprüft, ernstlich geforscht, ob sichs also verhielt. Unzählige

Mal' habe ich der hl. Messe in der Stille beigew
jedem Besuch des allerheiligsten Altarssakraments wurd
im Gewissen gewisser, daß man das bittere Lei
Sterben unseres Heilands nicht besser feiern kann, a
hl. Messe; ich handelte nach den Worten: probiren i
als studiren. Bei jeder hl. Messe habe ich die Wa
christlichen Heilsmomente und Erlösungsthatsachen an
Herzen erfahren und ich mußte dabei immer an d
meines Jugendlehrers Vilmar denken. Neun Jahre
geprüft, besonders den katholischen Katechismus und die
Conc. Tridentini. Hauptsächlich die Meßgebete, Bei
Gewissenserforschung, Rosenkranz, Kreuzwegandacht;
und Encyklika. Endlich wußte ich, in welcher Kirch
gemäßes Bekenntniß und Harmonie zwischen mündli
schriftlicher Tradition, wo die Einheit der göttliche
barung und der Fels Petri zu finden ist."

„Drei Jahrzehnte hatte ich das Auf- und Abn
Protestantismus mit durchlebt, die inneren Kämpfe
schiedenen Richtungen mit vollem Interesse verfolgt, bis
daß diejenigen, welche ich für Säulen gehalten hatte,
wurden, bis ich es erleben mußte, wie die jungen T
der Neuzeit wieder in das Fahrwasser des bekennt
Subjektivismus hineinsteuerten, den wir als einen
Gottesgnade überwundenen Standpunkt b
hatten."

Der Luthardt'sche Recensent hatte dem Dr. Ang
geworfen, daß er die Anhänger der „Gartenlaube
„Berliner Tageblatts", der Protestantenvereinler und
gelischen Bündler auf Eine Stufe gestellt habe m
Orthodoxen. Darauf antwortet Dr. Anger: „Jede
mein Buch gelesen hat, wird mir bezeugen, daß i
größter Pietät, Begeisterung und Verehrung von
Lehrern: Harleß, Vilmar, Löhe, Schneider, Tholuck, He
berg und Kahnis gesprochen habe; habe ich doch wied
gerühmt, daß sie mir den Weg zur Kirche geebnet
Damit habe ich allerdings auch sagen wollen, daß

den Hauptdogmen des Christenthums: Trinität, Gottheit Christi, Incarnation, Satisfaktion u. s. w. auf dem Boden der alten Kirche stehen und ganz andere Menschen sind, als die Protestantenvereinler (Umdeuter) und Falschmünzer".

Herr Stöcker schildert den Zustand der preußischen Landeskirche mit folgenden Worten: „In der Kirche hat ein Professor, der alle Heilsthatsachen, selbst die Auferstehung Christi, leugnet, volle Lehrfreiheit und das Privilegium, die künftigen Diener der Kirche ungläubig zu machen. In der Kirche hat ein Geistlicher, der allen Heilsthatsachen widerspricht (wenn ers nur nicht allzu offen thut), die Möglichkeit, die Gemeinde zu ruiniren. In der Kirche hat ein Kirchenältester, der nie zur Kirche, nie zum Abendmahl geht, nie betet, nie die Bibel liest, für kirchliche Angelegenheiten keinen Pfennig ausgibt, nicht nur Bürgerrecht, sondern auch das Recht, die Kirche mitzuregieren." So Stöcker. Mir scheint, sagt Dr. Anger, die Tinte, in welche Herr Stöcker seine Feder getaucht hat, ist noch schwärzer als die meinige.

So weit Dr. Anger in der direkten Zurückweisung der Vorwürfe des Luthardt'schen Recensenten. Nun folgt eine lichte Auseinandersetzung der katholischen Lehre vom Glauben und eine Widerlegung der falschen Behauptung, als wäre nach katholischer Lehrautorität der Glaube eine Sache des Intellekts und nicht des Willens. Dabei werden Vilmar und Ahlfeld als Zeugen für die katholische Auffassung des Glaubens citirt. Bei Ahlfeld lesen wir in einer Katechismuspredigt: „Du mußt Glauben und Vertrauen zu deiner Kirche haben, du mußt dich getrost ihrem Bekenntniß unterordnen. Deine Kirche ist deine geistliche Mutter. Wie du deiner Mutter glaubst, so sollst du auch ihr glauben. Wie du bei einer frommen Mutter später gewiß einsiehst, daß sie Recht hatte und daß sie es gut meinte, so wirst du es bei ihr auch einsehen". Aehnlich sagt Ahlfeld bei der Predigt über das Geheimniß der Dreieinigkeit: „Versuche es ja nicht, dies große Lehrstück verengen und beschränken

zu wollen, daß es in deinen Geist hineinpaßt. B
erwäge lieber, daß der Herr im Glauben deinen G
weitere und du endlich in diese geoffenbarte Wahrhei
passest." Ebenso Vilmar in seiner Rede: „über d
kirchlichen Bewußtseins in den Gelehrtenschulen".

Die Summa der Anger'schen Deduktion gipfelt
Satz: „Unser Glaube ist Hingabe der ganzen Pers
an Gott mit Erkennen und Empfinden, mit Den
Wollen, mit Dichten und Trachten, mit Lieben und
mit Sein und Wesen." Luther hat sich nicht gesche
Bibeltext zu fälschen durch den Zusatz „der Glaube a
Wenn nun der Apostel Paulus sagt: „wenn i
Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte, und
Liebe nicht, so wäre ich Nichts". Wie hilft sich den
hier? Mit Schimpfen. Er sagt: „welchen Spr
Papisten halten, daß er ihnen eine eherne Mauer se
unverständige grobe Esel sind die Papisten". (S. 4

Sehr gut ist, was Dr. Anger dem Professor Ri
in Leipzig antwortet, der die Phrase nachspricht, „de
lische Glaube gründe sich auf einen äußern Zwang."
erwidert: „Wie soll das zugehen? Die katholische
hat keine Soldaten und keine Polizisten, welche einen
ausüben könnten. Das besorgen die modernen
männer." Dr. Anger erinnert an die Dragoner in S
die weiland die Altlutheraner in die unirten Kirchen
an den großartigen Zwang im Culturkampf, wo der n
Staat die Katholiken zwingen wollte, den antikath
Gesetzen zu gehorchen und ihrem katholischen Gewissen
zu werden; erinnert an die Gräuel der fürstlichen He
in der Reformationszeit, die in Glaubenssachen nac
scheußlichen Grundsatz verfuhr: cujus regio, ejus r
wo man die Unterthanen zwang, die Religion zu we
sobald eine neue Herrschaft aufkam. In Sachsen lautet
dieses sic volo, sic jubeo: „vor dem 21. Lebensjah
Niemand seine Confession wechseln"; und dabei sprich

von selbständigen Christen bei der Confirmationshandlung. Das Gewissen ist keine unmittelbare Offenbarung Gottes und des göttlichen Willens, so wie die Worte des Erlösers, oder die Worte der Apostel und Propheten selbst; wohl aber ist das Gewissen eine sittliche Anlage, welche der Entwicklung und Erziehung bedarf, ein Herold und Bote Gottes, ein Organ für die göttliche Offenbarung. „In dem Gewissen des durch Gottes Gnade wiedergeborenen gläubigen Gotteskindes findet die Stimme der göttlichen Offenbarung, welche die Kirche vermittelt, ein sicheres Echo, das freudig entgegenschallt; das ist der Zwang, den die Kirche übt!“

II.

Was ist die Kirche? Für einen Protestanten, auch wenn er orthodoxer Lutheraner oder entschiedener Anglikaner ist, eine schwer zu beantwortende Frage. Sagt er mit Ahlfeld in Leipzig oder mit Petri in Hannover oder mit Löhe in Bayern oder mit Vilmar in Marburg oder mit Leo in Halle: die Kirche ist die Heilsanstalt Jesu Christi auf Erden, die geistliche Mutter, der wir Alles verdanken, was wir zum geistlichen Leben, zum Heil unserer Seele gebrauchen, so denkt und bekennt er im Sinne der katholischen Kirche; denn sie sagt genau dasselbe. Es müssen sich also jene Männer und solche, die ihnen anhängen und folgen, gefallen lassen, daß man von ihnen sagt, daß sie katholisiren. Anders die liberalen Protestanten. Anger führt in seinem Buch nur wenige an, obschon ihre Zahl Legion ist.

Dr. Sohm, Professor der Rechtswissenschaft in Leipzig, derselbe, der ganz kürzlich seinem Buch über das Kirchenrecht den Satz vorausgeschickt hat, das „Kirchen recht“ sei ein Widerspruch gegen „das Wesen“ der Kirche, gibt auf die Frage: wo ist die Ecclesia? zur Antwort: „wo zwei oder drei versammelt sind in Christi Namen“. Aber erwidert Dr. Anger: wenn Einer im Kämmerlein zu Christus betet, so ist doch auch Christus bei ihm, und doch ist er

LXVIII.

Rückerinnerungen aus der Zeit der Panama-Skan

Vor mehr als vierzig Jahren las ich in einer politi
Jahresschau: „Wenn der Großsultan wüßte, wie bequem
üppig sich mit Kammern regieren läßt, würde er sich bee
sich eine solche anzuschaffen.“ Der Verfasser führte
aus, wie die damals vielgepriesene Kammer Frankreichs
Ausgaben toller steigerte, als je eine kammerlose Regier
gewagt haben würde; wie dieselbe trotz aller den Wäh
gemachten Verheißungen noch mehr Geld bewilligte, als
Minister zu verlangen sich getrauten. Heute würde d
nüchterne Beurtheiler noch hinzufügen: „Wenn die Kö
Frankreichs gewußt hätten, daß sich alle Mißbräuche
Schändlichkeiten einer verkommenen Regierung am be
durch Kammern verbergen, vertuschen, wegzaubern la
so würden sie sich durch Kammern vor den Folgen i
schlechten Wirthschaft geschützt haben“.

Bei der hier herrschenden parlamentarischen Repu
ist die Verantwortlichkeit so schön vertheilt, daß sie schließ
Keinen mehr trifft, Jeder sich daher Alles erlauben ka
während das Volk immerfort in festen Glauben an d
Verantwortlichkeit eingewiegt wird. Um so enger sind a
alle Träger der Gewalt, die Minister, Senatoren, Abgeo
neten, höhere Beamten und Würdenträger aller Art un
einander verbunden, um zu verhindern, daß Mißbräuche u
Schändlichkeiten, wo sie vorkommen, ans Tageslicht tret

Daß nach Sohms Behauptung die Mitwirkung des ehramts für kirchliche Handlungen unnöthig gewesen sei, at in der hl. Schrift keinen Boden; jeder bekenntnißtreue Lutheraner würde es für einen Frevel halten, wenn ein Laie ich herausnehmen wollte, Brod und Wein behufs einer Communion zu consecriren. Sohms Anschauung erinnert sehr an Rousseau's contrat social, von dem die hl. Schrift nichts weiß, sondern im Gegentheil nur eine von Gott gesetzte Autorität kennt, die von Oben nach Unten geht.

Löhe nennt das Amt einen fruchtbaren Baum, der seinen Samen bei sich selbst hat, das geistliche Amt ergänzt sich selbst und pflanzt sich fort von Person zu Person. Die es haben, geben es weiter, und wem es von den Inhabern überliefert wird, der hat es auch von Gottes wegen. „Es geht hier menschlich und göttlich zugleich zu, wie überhaupt in Gottes Gnadenhaushalt". Damit erledigt sich auch die Frage, ob jus humanum oder divinum. Löhe gelangt nun dazu, die Nothwendigkeit der apostolischen Succession anzuerkennen. „Das Amt ist ein Segensstrom, welcher sich von den Aposteln auf ihre Schüler, und von diesen Schülern weiter und so herunter in die Zeiten ergießt". „Das von Gott gestiftete Amt hat Pflicht, Recht und Befugniß, sich und seine Gnade selbständig fortzupflanzen, eine Befugniß, auf welche zur Entfaltung der Kirche mehr ankommt, als es der oberflächlichen Betrachtung sich augenblicklich zeigt". Das ist von Löhe vortrefflich gesagt, aber ächt katholisch. Aus demselben Geist aber ist geredet, was wir bei Ahlfeld, Petri u. A. finden.

Außer mit Sohm beschäftigt sich die Anger'sche Schrift noch besonders mit Professor Rietschel, der im Gegensatz zu Löhe und Ahlfeld geradezu sagt: „Die Kirche ist nicht eine über uns stehende Anstalt". Daß sich der Professor damit als consequenter Protestant erweist, bezweifeln wir nicht, aber die Consequenz des Protestantismus ist eben Auflösung der Kirche, für die der Protestantismus folgerichtig

darum nicht die Kirche, sowenig der Hausvater, der mit de
Seinen betet, darum Ecclesia ist, höchstens eine ecclesiol
Professor Sohm sagt weiter: „Es bedarf keines menschliche
Priesterthums". Ist denn aber nicht das göttliche Amt de
Priesterthums Menschen übertragen und wird es dadurc
nicht zugleich ein menschliches Priesteramt? Sohm sag
weiter: „In jeder Versammlung der Gläubigen ist die wahr
Taufe und das rechte Abendmahl, ist die volle Gemeinschaf
mit Christo, dem einzigen Hohenpriester und Mittler. Ein
formelle rechtliche Organisation war der Gemeinde un
bekannt". . . „In der gleichen kirchlichen Handlungsfähigkei
aller Gläubigen besteht das allgemeine Priesterthum des i
Wahrheit apostolischen christlichen Glaubens". Natürlic
sind dann alle zur Verwaltung der Sakramente bestellte
Geistlichen nur Beauftragte der Gemeinde. Das Princi
der Volkssouveränität angewandt auf die Kirche!

Und für diese Auffassung die heilige Schrift anführen
welch eine Voreingenommenheit gehört dazu! „Nicht ih
habt mich erwählt, sondern Ich habe euch erwählt", spra
Christus Joh 15, 16. Nicht die Gemeinde hat die Aposte
erwählt, sondern Christus hat sie erwählt, berufen un
ausgesandt. Zu ihnen hat Er gesagt: „gehet hin in all
Welt und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen de
Vaters, Sohnes und heiligen Geistes und lehret sie halte
Alles, was Ich euch geboten habe; und siehe, Ich bin be
euch alle Tage bis an das Ende der Welt". „Wie mi
der Vater gesandt hat, so sende ich euch". Der Auftra
zu lehren, zu predigen, die Gemeinde zu leiten, die Heerd
zu weiden, ist von Christus den Aposteln ertheilt und di
Apostel gaben den Auftrag weiter nicht an die Gemeinde
sondern an die Aeltesten und Vorsteher, die Presbyter un
Bischöfe, die Hirten und Lehrer. Paulus und Barnaba
setzten den neuen Gemeinden in Lystra, Jerusalem und An
tiochien Aelteste, ohne daß im mindesten einer Theilnahm
der Gemeinde bei der Wahl Erwähnung geschieht.

Majorität abhängig war, die aus Krethi und Plethi aller christlichen und unchristlichen, jüdischen und atheistischen Abgeordneten sich zusammensetzt. Ist es da nicht begreiflich und naturnothwendig, daß die besten Männer im gläubigen Protestantismus nach Selbständigkeit und Freiheit der evangelischen Kirche rufen und alle Anstrengungen machen, dies Ziel zu erreichen?! Aber wie es erreichen?

Klagen über die Könige und Fürsten, daß sie über ihr Waffenkleid den geistlichen Talar — oder wie es Luther im alten Testament übersetzt, den priesterlichen „Leibrock" — des Summepiscopats tragen? Nun die Investitur der Fürsten mit diesem Talar hat Luther selbst besorgt mitsammt seinen Helfern. Oder den Kammern vorwerfen, daß sie in ein ihnen fremdes Amt greifen? Aber es waren ja in der Revolutionsbewegung keine anderen Hände da, die Zügel des Kirchenregiments zu ergreifen. Was bleibt da übrig? Buße thun und bekennen: peccavimus! Es war unrecht und ein Akt der Revolution, daß Luther die kirchliche Ordnung zerstörte, wir müssen es den Protestantenvereinlern, dem evangelischen Bund, kurz den Liberalen in allen Schattirungen überlassen, diesen Akt der Revolution als Großthat zu preisen, und den Weg weiter zu verfolgen bis zur völligen Auflösung. Wir aber gedenken in Bundesgenossenschaft mit den Katholiken nach dem Grundsatz zu leben und zu handeln, daß geistliche Dinge geistlich gerichtet und regiert werden müssen, und so zunächst in unserer Isolirtheit selbständig und damit fähig zu werden, mit der alten katholischen Kirche eine Reunion einzugehen. Das walte Gott!

---

nur noch das Prädikat der „Unsichtbarkeit" in An
nehmen wagt, denn das, was sichtbar an der protes
Kirche ist, ihre Zerrissenheit, ihre Lehrwillkür, ihr
gigkeit vom Staat oder vom Herrn Omnes, wider
sehr ihrem Wesen, daß man nur uneigentlich vo
von einer Kirche reden kann. Herr von Oertzen
sprechung der Anger'schen Conversionsschrift in der
Monatsschrift" macht es daher dem Dr. Anger
schweren Vorwurf, daß er nach der „richtigen wahre
gesucht habe, da ja doch die Kirche ein Objekt des
sei; also gibts für ihn keine sichtbare Kirche.
selbst ein conservativ gläubiger Mann in der Ki
auf Seiten des liberalen Protestantismus und b
wenig, daß das orthodoxe Lutherthum doch noch
einheit in den Bekenntnissen der Reformation von
stana an bis zur Concordienformel festhält oder fes
sucht.

Welch ein Proceß der Auflösung tritt doch g
der Kirchenfrage innerhalb des Protestantismus
Welt zu Tage! Erst zerstört Luther in seinem Be
kirchliche Autorität und Ordnung, dann richtet er a
seiner Auffassung der hl. Schrift eine neue Auto
und übergibt der weltlichen Obrigkeit das Regime
„Kirche". Mit Nothwendigkeit folgt daraus der e
Regierungsgrundsatz cujus regio ejus religio; und
Kurpfalz z. B. mußten die Unterthanen bei jeden
Regierungswechsel auch die Religion wechseln.
Jahrhundert, im Zeitalter des Pietismus und Ration
werden die Schranken der Lehreinheit oder des
zwanges beseitigt und es bleibt nun nichts weiter
als die Unterordnung alles dessen, was lutherische
unirtes oder reformirtes Interesse erheischt, unter
diktion und Verwaltung einer Abtheilung des Minist
das anfänglich von dem Willen des Landesfürsten,
aber von den Beschlüssen einer constitutionellen K

Majorität abhängig war, die aus Krethi und Plethi aller christlichen und unchristlichen, jüdischen und atheistischen Abgeordneten sich zusammensetzt. Ist es da nicht begreiflich und naturnothwendig, daß die besten Männer im gläubigen Protestantismus nach Selbständigkeit und Freiheit der evangelischen Kirche rufen und alle Anstrengungen machen, dies Ziel zu erreichen?! Aber wie es erreichen?

Klagen über die Könige und Fürsten, daß sie über ihr Waffenkleid den geistlichen Talar — oder wie es Luther im alten Testament übersetzt, den priesterlichen „Leibrock" — des Summepiscopats tragen? Nun die Investitur der Fürsten mit diesem Talar hat Luther selbst besorgt mitsammt seinen Helfern. Oder den Kammern vorwerfen, daß sie in ein ihnen fremdes Amt greifen? Aber es waren ja in der Revolutionsbewegung keine anderen Hände da, die Zügel des Kirchenregiments zu ergreifen. Was bleibt da übrig? Buße thun und bekennen: peccavimus! Es war unrecht und ein Akt der Revolution, daß Luther die kirchliche Ordnung zerstörte, wir müssen es den Protestantenvereinlern, dem evangelischen Bund, kurz den Liberalen in allen Schattirungen überlassen, diesen Akt der Revolution als Großthat zu preisen, und den Weg weiter zu verfolgen bis zur völligen Auflösung. Wir aber gedenken in Bundesgenossenschaft mit den Katholiken nach dem Grundsatz zu leben und zu handeln, daß geistliche Dinge geistlich gerichtet und regiert werden müssen, und so zunächst in unserer Isolirtheit selbständig und damit fähig zu werden, mit der alten katholischen Kirche eine Reunion einzugehen. Das walte Gott!

LXVIII.

Rückerinnerungen aus der Zeit der Panama-Skandale

Vor mehr als vierzig Jahren las ich in einer politischen Jahresschau: „Wenn der Großsultan wüßte, wie bequem und üppig sich mit Kammern regieren läßt, würde er sich beeilen, sich eine solche anzuschaffen." Der Verfasser führte dann aus, wie die damals vielgepriesene Kammer Frankreichs die Ausgaben toller steigerte, als je eine kammerlose Regierung gewagt haben würde; wie dieselbe trotz aller den Wählern gemachten Verheißungen noch mehr Geld bewilligte, als die Minister zu verlangen sich getrauten. Heute würde dieser nüchterne Beurtheiler noch hinzufügen: „Wenn die Könige Frankreichs gewußt hätten, daß sich alle Mißbräuche und Schändlichkeiten einer verkommenen Regierung am besten durch Kammern verbergen, vertuschen, wegzaubern lassen, so würden sie sich durch Kammern vor den Folgen ihrer schlechten Wirthschaft geschützt haben".

Bei der hier herrschenden parlamentarischen Republik ist die Verantwortlichkeit so schön vertheilt, daß sie schließlich Keinen mehr trifft, Jeder sich daher Alles erlauben kann, während das Volk immerfort in festen Glauben an diese Verantwortlichkeit eingewiegt wird. Um so enger sind aber alle Träger der Gewalt, die Minister, Senatoren, Abgeordneten, höhere Beamten und Würdenträger aller Art unter einander verbunden, um zu verhindern, daß Mißbräuche und Schändlichkeiten, wo sie vorkommen, ans Tageslicht treten.

Gerade weil sie ihrer Viele sind, gelingt ihnen jegliche Vertuschung viel besser als einer uneingeschränkten monarchischen Regierung, bei der im Grunde doch nur wenige Personen Ursache zu solchen Vertuschungen zu haben pflegen. Deshalb ist jetzt, wenigstens vorderhand, eine der größten Gaunereien, von denen die Geschichte weiß, in Frankreich vertuscht, mit all ihren weitverzweigten Machenschaften und Unsauberkeiten weggefingert, aus der Welt geschafft worden. Daneben haben weitere Enthüllungen dargethan, daß das Einschließen unbequemer Personen in Gefängnissen auch in unserer Zeit, trotz — oder wegen — der Kammern, Preßfreiheit, öffentlichen Gerichtsverfahrens und aller übrigen gepriesenen neuzeitlichen Errungenschaften, sehr wohl möglich ist.

Zur Erklärung dieser überraschenden Thatsachen ist auch schon auf die Freimaurerei hingewiesen worden, der alle jetzt maßgebenden Persönlichkeiten Frankreichs angehören. Von Carnot, Freycinet, Floquet, Clemenceau, Rouvier, Ribot, Bourgeois und vielen Anderen ist diese Angehörigkeit eine öffentlich anerkannte Thatsache, wird auch von den Betreffenden nicht geläugnet. Die Säuberung des Beamten- und besonders des Richterstandes hatte auch den Zweck, Freimaurer in alle wichtigen Stellen einzuschieben. Grevy, selbst Meister vom Stuhl, hat damals den bis dahin ziemlich logenfreien Richterstand reich mit Freimaurern durchsetzt. Dies hilft jedenfalls erklären, in welch unerhörter Weise bald darauf die Gerichte Recht und Gerichtsordnung mit Füßen traten, um seinen Schwiegersohn Wilson freisprechen zu können. Einige republikanische und alle liberalen Blätter haben darob zwar erst einige Breitseiten ihrer bekannten sittlichen Entrüstung verpufft, sehr bald aber sich, nach alter Gewohnheit, mit den vollbrachten Thatsachen abgefunden. Diesmal sind die Leistungen des „gesäuberten" Richterstandes ungleich großartiger. So sehr auch vertuscht wurde, es sind doch so viele schwerwiegende Thatsachen an die Oeffentlichkeit gekommen, sogar gerichtlich festgestellt worden, daß die Frei-

sprechung aller Bestochenen selbst den Blödesten die Augen öffnen muß.

Bei dem ersten Panamaproceß, wegen Veruntreuung der zum Durchstich bestimmten Gelder, wurden die drei Verwalter Charles de Lesseps, Fontane und Cottu, außerdem der Unternehmer Eiffel verurtheilt. Die andern Unternehmer gingen frei aus, die vielen Börsenleute, welche zusammen einige Zehnmillionen eingesteckt hatten, wurden gar nicht belästigt. Bei dem zweiten Proceß, wegen Bestechung, wurde nur der einzige Bestochene oder auch Erpresser, welcher eingestanden hatte, verurtheilt, sogar zu fünf Jahren. Der frühere Arbeitsminister Baïhaut gestand reumüthig, bat Gott und die Welt um Verzeihung, daß er in einem schwachen Augenblicke etwas begangen habe, das selbst den guten Namen des Landes beflecke. Die Presse fiel aber mit wahrer Berserkerwuth über den reumüthigen Sünder her, und behauptete, Baïhaut sei nur ein Schauspieler und Feigling.

Freilich, bei Eröffnung des Schwurgerichts am 8. März, führte das Blatt, welches am treuesten die herrschenden sittlichen Zustände wiederspiegelt, der „Figaro", also aus: „Alles, was man den Panamaverwaltern vorwirft, Verschwendung, Uebergewinn der Unternehmer, Freigebigkeit gegen die Presse, wäre in Nichts verschwunden, wenn man das Begonnene hätte bis zur Vollendung fortführen können. Der Hauptschuldige (Ferdinand de Lesseps) hat durchaus ohne Vorbedacht gehandelt, er ist dem allgemeinen Brauch gefolgt, an dessen Unsittlichkeit, wenn man denselben überhaupt unsittlich nennen kann, Niemand Anstoß nahm. Unläugbar besteht zwischen der feierlichen Wichtigkeit der Anklage und den bis jetzt bekannten Thatsachen ein arges Mißverhältniß." In diesem Tone ging es einige Spalten hindurch, wobei besonders betont wurde, die Mitglieder der Kammer seien schwerlich bestochen worden, da die Vermittler der Bestechungen, Reinach und Arton, Alles für sich behalten hätten. Reinach hat sich aber doch das Leben genommen, weil er

fürchtete, die fortgesetzten Enthüllungen würden ihn verderben. Den Arton aber hat die Polizei nicht ergriffen, obwohl derselbe frei in aller Welt, selbst in Paris, herumwandelte, und von zahlreichen Personen gesehen wurde.

Da Baïhaut sich als Bestochenen bekannte, mußte natürlich ein Bestecher da sein. Deshalb wurde Charles de Lesseps (Sohn des Suezdurchstechers Ferdinand) als solcher verurtheilt, im Ganzen zu fünf Jahren Gefängniß Alle andern Angeklagten, Sans-Leroy, Gabron, Béral u. a. wurden freigesprochen, wieder Andere waren schon von der Anklagekammer außer Verfolgung gesetzt worden. Ein mit der Freisprechung zufriedenes Blatt bemerkt trotzdem: „Die Geschwornen konnten es nicht über sich bringen, einige der am wenigsten Belasteten schuldig zu erklären, nachdem die Hauptschuldigen außer Verfolgung gesetzt oder überhaupt gar nicht in Untersuchung gezogen worden waren. Außerdem fehlten die Hauptzeugen: Reinach, Arton und Cornelius Herz.“

Einige der Hauptschuldigen erschienen als Zeugen vor Gericht. Lesseps erzählte ausführlich, wie Floquet, damals erster Minister (1888), von ihm als einen besondern Dienst für die Regierung 300,000 Fr verlangte, die er an fünf ihm näher bezeichnete Journalisten auszuzahlen habe. Die fünf Empfänger wurden nicht als Zeugen vorgeladen, haben aber den Empfang der betreffenden Summen offentlich eingestanden. Seinerseits hat Floquet selbst in der Kammer, wie vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß ausdrücklich betont, er habe es als seine heilige Pflicht angesehen, die Vertheilung der Preßgelder der Panamagesellschaft in politischer Hinsicht scharf zu überwachen und zu beeinflussen, damit dieselben nicht republikfeindlichen Blättern zuflössen. Die wirthschaftliche Seite dieser Vertheilung gehe ihn nichts an. Dies war seine Antwort, als man ihm die 300,000 Fr. vorhielt; auf weitere Erklärungen ließ er sich nicht ein. Auch verwahrte er sich nicht dagegen, daß man hierin das

Eingeständniß der 300,000 Fr. sah. Vor Gericht verläugnete er in frechster Weise Lesseps in's Gesicht, er wisse von der ganzen Sache nichts, sie sei nicht wahr. Doch war er dabei so blaß, so unsicher in Sprache und Haltung, daß die zahlreiche Zuhörerschaft ihn auszischte und als Lügner verschrie.

Rouvier, Finanzminister, hatte in der Kammer erklärt: „Wenn ich nicht so gehandelt hätte, wäret Ihr nicht auf diesen Bänken". Man hatte ihm vorgehalten, daß er 50,000 Fr. von Reinach erhalten, was er zugab, aber versicherte, er habe sie zu politischen Zwecken gebraucht. Rouvier wurde von der Anklagekammer außer Verfolgung gesetzt. Die Senatoren Leon Renault und Albert Grevy wurden vom Ordensrath der Pariser Anwälte zu drei Monaten Berufs-Enthaltung verurtheilt, weil sie gegen die Standesehre gehandelt, indem sie von Reinach Gelder empfingen, angeblich wegen Betheiligung an dessen Geschäften. Der Senator Thevenet, früher Minister, zog es vor, aus der Anwaltschaft auszutreten, um einer Maßregelung vorzubeugen. Auch diese drei gehören zu den Freigesprochenen oder außer Verfolgung Gesetzten. Clemenceau blieb ganz außer dem Spiele, obwohl er eingestandenermaßen, gleich Floquet und Freycinet, einen Druck auf Lesseps geübt, damit derselbe Reinach Millionen gebe, um Herz zu befriedigen und dessen Enthüllungen abzuhalten. Clemenceau mußte als Zeuge eingestehen, daß Herz sein Blatt („Justice") jahrelang ausgehalten und überhaupt der Geldgeber seiner (radikalen) Partei gewesen. Verfolgt wurde er nicht, denn der erste Minister Ribot hatte, so wird behauptet, den Richtern und Behörden ausdrücklichen Befehl gegeben, um jeden Preis Clemenceau, Floquet, Freycinet, Rouvier u. s. w. vor Verfolgung und Anklage zu bewahren. Uebrigens ist bekannt geworden, daß der Untersuchungsrichter Franqueville sich bei Vertrauten beklagte, die Regierung übe einen solchen Druck auf ihn, daß er es nicht mehr auszuhalten vermöge.

Dabei kamen doch recht erbauliche Dinge in und außer dem Gerichtssaal zu Tage. Frau Cottu bezeugte, wie sie im Dezember 1892 durch den Geheimpolizisten Goliard und den Polizeicommissär Nicolle bewogen wurde, sich bei dem Oberleiter der Geheimpolizei, Soinoury, einführen zu lassen, der die von Beiden gemachten Eröffnungen bestätigte: wenn sie bestochene Mitglieder der Rechten angeben wolle, werde ihr Gatte auf freien Fuß gesetzt werden, ohne Strafe davonkommen. Soinoury und Nicolle mußten nun auch als Zeugen vernommen werden; sie suchten Alles auf Goliard zu schieben. Die dienstbaren Blätter suchten die Zeugenschaft der Frau Cottu als einen geschickten Schachzug, einen Kniff des Vertheidigers ihres Gatten hinzustellen. Die Regierung aber bestätigte die Aussagen der Frau Cottu, indem sie Soinoury und Nicolle sofort von ihren bisherigen Stellen entfernte. Die Thatsache, daß die Regierung nach bestochenen Conservativen fahnden ließ, ist übrigens mehrfach bestätigt, besonders auch durch die dienstbare Presse, welche wiederholt, namentlich zur Zeit der Bemühungen des Kleeblattes Goliard-Nicolle-Soinoury, solche Entdeckungen ankündigte. Soinoury äußerte vor Gericht, daß die Nachsuchungen sich selbstverständlich auch nach der rechten Seite der Kammern erstrecken mußten, da namentlich Cottu als Anhänger der Conservativen verdächtig war. Indem sie aber erwiesenermaßen nach bestochenen Conservativen fahndete, bestätigt die Regierung unwiderleglich, daß sie die Bestechungen auf der linken Seite nicht bloß für möglich hält, sondern auch um dieselben weiß, und damit als einer ausgemachten Thatsache rechnet. Hier sei auch gleich eingeschaltet, daß verschiedentlich darauf hingewiesen wurde, die Bestechungen seien einfach nach politischem Ermessen erfolgt, von der Regierung selbst geleitet worden. Die Bestechungsgelder seien einfach ein Ersatz der Wahlkosten gewesen, konnten daher nur den Linken zugewendet werden. Unterdessen wurde auch gemeldet, die Bankverwaltung bestehe darauf, daß das Gesetz, welches

die Gerechtsame der Bank bis 1930 verlängert, von der Kammer genehmigt werde. Die Bank habe dafür versprochen, die Wahlkosten der für sie stimmenden Abgeordneten zu decken. Da die großen Banken und Aktiengesellschaften zur Zahlung von Wahl- und Preßgeldern herangezogen werden, ist dies sehr glaublich.

Ein Berliner Blatt brachte die Nachricht, der von Andrieux aus seiner Liste der Bestochenen ausgeschnittene Name, der vielbesprochene X, sei einfach der Sohn des Präsidenten der Republik. Darauf wurde der Berichterstatter des fraglichen Blattes sofort ausgewiesen und dabei mit großer Entrüstung um sich geworfen. Carnots Sohn schrieb eine Berichtigung, welche in dem Satz gipfelte: „Wenn man den Namen Carnot trägt, besudelt man sich die Hände nicht.“ Daß Carnot oder seine Familie Panamagelder berührt, war für jeden Vernünftigen von vorneherein ausgeschlossen. Denn gerade in geldlicher Hinsicht ist das Verhalten Carnots über jeglichen Verdacht erhaben. Aber was sagen Floquet, Clemenceau, Rouvier und alle anderen Checkmänner zu der schallenden Ohrfeige, welche ihnen der Sohn des Präsidenten damit angedeihen läßt? Die Entrüstung des Sohnes Carnots ist berechtigt, aber sie bestätigt mittelbar, daß Bestechungen stattgefunden haben.

Dabei hatte übrigens das Berliner Blatt doch eine Entschuldigung für seine unwahre Behauptung: hiesige Blätter haben Dinge ausgeplaudert, welche den Schluß des Berliner Blattes zu entschuldigen geeignet sind. Sie erzählen genau mit Angabe solcher Umstände, daß kein Zweifel bleiben kann, wie im letzten Dezember fünf Polizisten die Druckerei der „Libre Parole“ bewachten. Sie hatten den Auftrag, sich um jeden Preis der ersten Abzüge zu bemächtigen und sofort das Weiterdrucken zu verhindern, alle fertigen Abdrücke zu vernichten, wenn dieselben den Namen des X enthielten. Im Elysée-Bourbon (Palast des Präsidenten) habe man damals angstvolle Stunden verlebt. Das Blatt enthielt

jedoch glücklicher Weise den Namen nicht. Eine Widerlegung oder Erklärung dieses jedenfalls sehr bedenklichen Vorfalls wurde aber gar nicht versucht.

Wer ist X? lautet daher immer mehr die allgemeine Frage. Es wurde festgestellt: die Polizei hatte erfahren, daß Frau Cottu diesen verhängnißvollen Namen ausgesprochen, da ein Geheimpolizist es verstanden hatte, sich in das Vertrauen ihres Sekretärs einzuschleichen. Wenige Stunden später hatte der Minister des Innern einen Vertrauten zu dem Vertheidiger Cottu's geschickt, um ihm vorzustellen: er möge Cottu bewegen, diesen Namen nicht vor Gericht auszusprechen, die Regierung werde ihm dafür Dank wissen. Cottu wußte aber selbst den Namen nicht, dessen Veröffentlichung der Regierung so große Besorgniß, ja Schrecken, einflößte. Etwas später, Anfang dieses Jahres, hieß es, der russische Botschafter, Baron von Mohrenheim, sei dieser X, er habe 500,000 Fr. Panamagelder erhalten. Die Regierung war darob so ungehalten, daß sie drei fremde Berichterstatter als Verbreiter dieser falschen Nachricht auswies.

Der erste Minister Ribot ließ sich, am 16. März, über den Fall Cottu-Mohrenheim interpelliren, um in der Kammer erklären zu können: „Man sagte mir, es gehe das Gerücht, X sei der Name des Botschafters einer befreundeten Macht, man suche ein öffentliches Aergerniß hervorzurufen, indem man denselben preisgab. Als Minister des Auswärtigen habe ich Alles gethan, um diesen Plan zu vereiteln.“ Diese Erklärung hat natürlich in der diplomatischen Welt große Verwunderung hervorgerufen. Der Czar selbst war ob dieser Nennung sehr ungehalten und ließ dies wissen. Ribot mußte sich bei Mohrenheim entschuldigen, und wurde von der Presse scharf angegriffen, daß er durch sein Ungeschick das russische Bündniß gefährde. Es wurde dabei offen gesagt: „Ribot hat den Botschafter eingeschlachtet, um den Präsidenten zu decken“. Wenn Pariser Blätter ungestraft und unwiderlegt dergleichen drucken konnten, sind die aus-

wärtigen Berichterstatter, welche Mohrenheim und Carno
Sohn nannten, schon eher zu entschuldigen.

Aus Alldem aber muß geschlossen werden, daß die R
gierung den X und überhaupt die Namen aller Bestochen
sehr wohl kennt, aber um jeden Preis deren Veröffentlichu
zu verhindern sucht. Vier ehrenwerthe, beiden Parteien a
gehörende Abgeordnete bezeugten einstimmig, wie der damali
Arbeitsminister Yves Guyot (1890) ihnen erzählt habe: „Heu
hat Constans (Minister des Innern) dem Präsidenten d
Republik die Liste der aus der Panamakasse bestochen
150 Abgeordneten und Senatoren vorgelegt.“ Die Wahrh
dieser Aussagen wird gewiß nicht dadurch entkräftet, d
Yves Guyot es ablehnte, vor dem Untersuchungsausschu
zu erscheinen, auch sonst nicht wagte, die Sache abzuläugne
Constans dagegen erklärte vor besagtem Ausschuß, was er a
Minister gethan und gesagt, falle unter das Amtsgeheimni
einmal außer Amt, wisse er davon nichts mehr. Hiedur
wird gewiß Niemand abgehalten, an die Wirklichkeit d
Ueberreichung der Bestochenen-Liste zu glauben.

Durch Aussagen der Betheiligten vor dem Untersuchung
richter, wie vor dem Schwurgericht ist Folgendes festgestell
Im Juli oder August 1888 gingen Clemenceau, Haupt d
Radikalen in der Kammer, und der Senator Ranc zu
Kriegsminister Freycinet, um ihm vorzustellen, Reinach drol
der Panamagesellschaft mit einem Prozeß, welcher der Republ
ungeheuren Nachtheil bringen müsse. Sie baten daher de
Kriegsminister, auf Lesseps einzuwirken, damit er durch B
friedigung Reinachs diesen Rechtshandel und das drohend
Unheil abwende. Clemenceau hat einige Tage darauf Charl
de Lesseps seinerseits im selben Sinne zu bereden gesuch
Freycinet ließ Lesseps kommen, und stellte ihm vor, zw
hochstehende Politiker hätten ihn auf Gefahren hingewiese
welche Reinach hervorrufen könne. Er beschwor Lessep
wegen der Sache der Republik Reinach zu befriedigen. Lessep
antwortete: „Was Sie da sagen, bezieht sich gewiß auf die 1

bis 12 Millionen, welche Reinach mir jetzt abverlangt als Folge seiner Beziehungen zu Cornelius Herz. Ich habe ihm geantwortet, daß es mir durchaus unmöglich ist, 10 bis 12 Millionen zu geben.“ Freycinet: „Niemand hat mir Ziffern genannt, ich empfehle Ihnen blos im Namen der Republik, Ihr Möglichstes zu thun, um diese Schwierigkeiten zu überwinden.“ Floquet, damals erster Minister des Innern, ließ Lesseps ebenfalls kommen, um mit ihm genau dieselbe Sprache zu führen, wobei er dann auch die 300,000 Fr. für seine Schützlinge forderte und zugesagt erhielt. Floquet schützte einestheils dunkle Erinnerungen vor, läugnete aber anderseits mit der größten Entschiedenheit, eine solche Unterredung mit Lesseps geführt zu haben. Zuerst hatte er freilich zugestanden, daß er Lesseps, Vater und Sohn, zu sich beschieden und sie in gedachtem Sinne zu bereden gesucht habe.

Lesseps Sohn bezeugt weiter: „Von 1884 bis 1888 hatte Reinach fast 10 Millionen, wovon 3 für die Presse, erhalten. Trotzdem verlangte er noch 10 bis 12 Millionen, weil Herz Schwierigkeiten machte, welche vermieden werden müßten. Reinach jammerte mehrere Male, die Schwierigkeiten würden immer größer, er sei so ergriffen, daß er Herzklopfen habe und sterben werde. Was ging eigentlich zwischen Herz und Reinach vor? Es mußte zwischen ihnen ein geheimes ungewöhnliches Band bestehen, dessen Ursachen und Verzweigungen ich nicht kannte.“ Trotzdem hat aber Lesseps unter dem Druck der Floquet, Freycinet und Clemenceau dem Reinach weitere fünf Millionen gegeben, um Herz zu befriedigen. Denn: Herz war Geldgeber der „Justice“, des Blattes Clemenceau's, welcher als künftiger erster Minister galt. Herz stieg fortwährend in der Ehrenlegion, zu deren Großoffizier er kurze Zeit nachher ernannt wurde, als er selbst eben der Panamagesellschaft 1,200,000 Fr. abgedrängt hatte. „Ich gab dieselben, um Herz loszuwerden“: betheuerte Lesseps.

Das geheimnißvolle Band läßt sich einigermaßen errathen

laut der im Nachlaß Reinachs gefundenen Depeschen, de[illegible]
Vorlage die Staatsbehörde verweigert hatte. Herz dro[illegible]
mehrfach aus Frankreich u. a. O. an Reinach s[illegible]
Minister und Politiker, er werde Alles und Alle in d[illegible]
sprengen, wenn man ihn nicht befriedige, ihm nicht g[illegible]
was man ihm schulde. Diese Depeschen sind, den bestehenden
Regeln gemäß, unzweifelhaft den Ministern, besonders den-
jenigen des Innern, amtlich vorgelegt worden. Unzweifelhaft
ist Herz im Besitz von Geheimnissen, er weiß um Dinge,
welche nicht an die Oeffentlichkeit kommen dürfen, weil sonst
eine Menge hochstehender Republikaner gestürzt, unmöglich
gemacht werden. Es handelt sich um Machenschaften und
Dinge, welche Floquet, Clemenceau, Freycinet, Rane u. A.
recht genau wissen, deshalb auch nichts ausgesagt haben.
Aber daß dieselben sehr schlimm für Republik und Republi-
kaner sein müßten, haben sie sattsam durch ihr Verhalten
bestätigt. Und all dies ist, trotz der zwei Panamaprozesse,
nicht aufgeklärt, nicht erörtert, sondern hübsch geheim ge-
halten worden! Freilich Reinach ist todt, Herz spielt seit
Beginn der Panamahändel den Todkranken in England.
Die französische Regierung hat dessen Vernehmung nicht
verlangt, sondern bloß dessen Auslieferung, welche durch
ärztliche Bezeugungen hingehalten wurde. Ueberhaupt mußte
dieselbe bei der Umständlichkeit des englischen Gerichts-
verfahrens so weit hinausgeschoben werden, daß inzwischen
in Paris die ganze Panamageschichte im Chaos verschwinden
konnte. So lange aber Herz keine Zeugenaussagen machte,
hatten Freycinet, Clemenceau und Compagnie keine Ursache,
ihrerseits diese geheimen Dinge einzugestehen.

Seither (Mitte April) ist, ohne Widerspruch zu finden,
verbreitet worden, der französische Botschafter habe in London
mitgetheilt, die französische Regierung verzichte auf die Aus-
lieferung des Dr. Herz, da die Panamasache für sie beendet
sei. Dies würde ganz der bisher beobachteten Haltung der
französischen Regierung entsprechen, denn auch der Blödeste

uß nach den Vorgängen seit Dezember zu dem Schlusse elangen, daß dieselbe nicht Aufdeckung, sondern nur Verdeckung der Sache bezweckt. Jetzt wird aber noch hinzugefügt, Herz habe der englischen Regierung Beweisstücke übergeben, durch deren Veröffentlichung einige Hundert hochstehender Republikaner gestürzt und für immer vernichtet würden. Die englische Regierung bediene sich dieser Papiere, um die französische Regierung, durch Druck und Drohung, in ihrer Hand zu behalten, sie namentlich an dem Abschluß des Bündnisses mit Rußland zu verhindern. Auch dieß ist nicht unglaublich. Ohne die Gefälligkeit der englischen Behörden hätte Herz jedenfalls nicht solange den Todkranken spielen können.

Ein weiterer Hauptzeuge hätte Arton sein müssen. Dieser, eigentlich Aaron und aus Straßburg gebürtig, war der Helfershelfer und Vermittler gewesen, hatte monatelang in den Vorsälen des Abgeordnetenhauses sich täglich eingefunden, um die Abgeordneten vorzunehmen. Er hat über hundert Bestechungen besorgt, weiß um alle übrigen, ist im Besitze umfassender Beweisstücke. Arton war es, welcher im Auftrage Floquets Lesseps zuerst auf die Forderung von 300,000 Fr. vorbereitete. Aber die Polizei hat Arton nicht gefunden, da derselbe stets von ihrem Kommen benachrichtigt war, Dank der Obenstehenden, welche um alle seine Schritte wußten. Arton war dabei während letzter Zeit mehreremale in Paris, steht mit dortigen Personen in Briefverkehr. Er ist unfindbar, weil er nicht verhaftet werden darf, um nicht unzählige Großbonzen der Republik zu verderben. Die Blätter erzählten ausführlich, mit Nennung aller Namen und Orte, wie im Februar der Polizeibeamte Duplas mit einem in Paris ansässigen englischen Kaufmann Preece acht Tage in London gewesen ist. Dort hat Duplas mit Arton verkehrt, mit demselben bei dem deutschen Bankherrn Salberg gespeist. Duplas hat mit Arton ein Uebereinkommen getroffen, wonach letzterer England verläßt, damit er nicht

dort von Franzosen gesehen und die Regierung ge-
werden könne, seine Auslieferung zu beantragen
solle nach Südamerika auswandern, sich unerreichbar
Trotz dieser Angaben wurde Preece nicht von dem
suchungsausschuß vernommen. Die Regierung aber
Duplas, vor demselben zu erscheinen. Seinerseits
Andrieux unter vielen Beweisen, daß er Arton selb
sprochen. Er wollte Beweisstücke von demselben
aber Arton habe ihm geantwortet: „Mein Schwager
bürgt mir meine Sicherheit; andernfalls würde ich
verhaftet und ausgeliefert. Ich habe mich mit der
sischen Regierung abgefunden.“

Es ließen sich noch manche Einzelheiten anführen
Menge Papiere sind verschwunden, viele Personen
vernommen worden. Panama ist vertuscht, aber doch
ohne tiefe Erschütterungen hervorgerufen zu haben.
5. Dezember bis zum 30. März sind, einzig durch P
drei Ministerien gefallen, außerdem noch mehrere M
unterwegs über Bord geworfen worden. Das par
tarische Verfahren ist bei diesen Ministerstürzen nicht se
gehalten worden, was der gerühmten parlamentarisch
gierung jedenfalls einen Stoß versetzt. Noch wenig
dasselbe bei der Neubildung der nachfolgenden Min
innegehalten worden. Carnot entnahm seine M
aus der unterlegenen Minderheit, und bildete jede
Ministerium größtentheils aus Mitgliedern der vorh
eben gestürzten. Deshalb ist ihm auch Verletzung der
fassung, persönliche Regierung vorgeworfen worden
wurde persönlich angegriffen, in den Parteikampf
zezogen: er steht nicht mehr unversehrt da, seine St
ist vielmehr ziemlich erschüttert. Wird doch schon
gewettet, daß er nicht bis zum Ablauf seiner sieben
Präsident bleiben könne. Alle bekennen, daß Carno
einem Jahre außerordentlich an Ansehen und Gewicht
loren habe, sowohl nach innen, wie nach außen.

Die herrschenden Republikaner behaupten nun mehr als :, Panama sei nur ein Rattenkönig monarchischer und ·oulangistischer Lügen und Verleumdungen gewesen, mit velchen die Republik in die Luft gesprengt werden sollte. Der Anschlag sei mißlungen, die Republik stehe daher fester als jemals, wie ja der Ausfall aller Ersatzwahlen seither genugsam beweise. Das Volk hänge unverbrüchlich an der Republik. In der That sind alle Ersatzwahlen für die Kammer republikanisch ausgefallen, nur daß bei den vier Ersatzwahlen für den Senat kein Mitglied der Kammermehrheit durchgekommen ist. Die Abgeordneten suchen sich bekanntlich, wenn sie ihre Wiederwahl gefährdet sehen, auf den bequemeren Altensitz im Senat zurückzuziehen. Die Ursachen der Wahlerfolge der herrschenden Sippe sind indessen wohl im Auge zu behalten.

Seit fünfzehn Jahren sind alle öffentlichen Einrichtungen und Anstalten des Staates ausschließlich auf die Wahlmache zugeschnitten und stets vervollkommnet worden. Alle Ausgaben des Staatshaushaltes haben nur Einen Endzweck: die Wahlen. Deßhalb hat das staatliche Wahltriebwerk schon längst eine solche Vollkommenheit, eine solche Macht und Gewalt erlangt, daß ihm nichts mehr widerstehen kann. Nöthigenfalls werden die Stimmzettel so oft gesichtet und gezählt, bis das gewünschte Ergebniß erzielt ist. 1889 sind mehrere haarsträubende Fälle dieser Art ans Licht gekommen. Seit vorigen Herbst ist der Voranschlag für 1893 erst jetzt durchberathen worden. Aber durch die Anträge der Abgeordneten sind die Ausgaben schon um 50 Millionen über die Einnahmen erhöht worden. Eine Menge Bestechungsgelder sind unter verschiedenen Deckblättern, namentlich Entschädigungen für Seuchen, Hagelschaden 2c. bewilligt worden. Die Regierung forderte 14 weitere Millionen für die Schullehrer, die Kammer bewilligte 21 Millionen, um die Schullehrer sofort in eine höhere Gehaltsstufe zu bringen. Freilich,

kürzlich rief ein Präfekt: „Was, so viele conservative Sti
in diesem Nest? Ist denn kein Schullehrer dort?"

Andererseits sind die Conservativen zerrüttet
boulangistische Abenteuer, verschiedene Kundgebungen
Häupter haben ihnen viel geschadet. Gründlich ersch
sind ihre Reihen durch die wiederholte ausdrückliche S
des heiligen Vaters, der Republik beizutreten. Viele
mögen es nicht über sich zu bringen, durch solchen rück
losen Beitritt ihre ganze Vergangenheit Lügen zu
treten daher ganz zurück. Andere fallen völlig ab.
wenige haben bisher versucht, neuen Boden zu gew
Der französische Katholikentag ist dieses Jahr unterbl
und dürfte sobald nicht wieder zu Stande kommen
Conservativen stellen daher nur selten noch Bewerbe
Wahlen auf.

Eine Anzahl Politiker haben einen liberalen re
kanischen Bund gegründet, welcher die Conservativen m
Republik versöhnen soll. Aber das Blatt dieser neuen
der „Figaro", mußte angesichts der Pariser Gemeinder
(16. April) jammern: „Die Radikalen feiern ihren
Was ich aber weniger verstehe, ist die Freude, mit
die Regierungs-Republikaner die Erfolge der Radikale
Socialisten überall begrüßen, sofern dadurch nur d
mäßigten Republikaner geschlagen werden, welche stets
dem Verdacht des Monarchismus und Boulangismus be
geblieben sind. Es däucht mich doch, daß über Fa
abstufungen nicht gestritten werden sollte, wenn die gesa
Bourgeoisie, der Besitzerstand, sowohl alte Republi
als neu Beigetretene, von einer gemeinsamen Gefah
droht sind. Die bedauerliche Rede Casimir Perier
Troyes ist ein Zeichen dieser Sinnesart, welche böse F
haben kann. Man erzählt mir aus einem Wahlkreise
Norden Frankreichs, daß die Stimmen sich etwa zu gle
Theilen zwischen Socialisten, Opportunisten und einem

getretenen vertheilten. Letzterer war ein gemäßigter Mann, der stets nur gewisse Maßnahmen und Personen bekämpft hatte. In einer Versammlung, welche von einem dreißig Millionen besitzenden Betriebsherrn geleitet wurde, beschlossen die Opportunisten, sich mit den Socialisten gegen den Beigetretenen zu verbünden. Was ist von diesen Millionären und Geldleuten, diesen Bourgeois zu denken, welche sich aus politischer Verblendung und Leidenschaft mit ihren schlimmsten Feinden gegen diejenigen verbünden, welche Fleisch von ihrem Fleisch, Bein von ihrem Bein sind?" Die Feigheit ist eben zu Allem fähig. Besagte Leutchen fürchten sich vor dem Vorwurf, keine ächten Republikaner zu sein. Mit solchen Feiglingen ist nichts auszurichten. Der liberal-republikanische Bund ist ein todtgebornes Kind, was der „Figaro" am allerersten hätte einsehen können, wenn er nicht ebenfalls verblendet wäre.

Casimir Perier, Enkel des gleichnamigen Ministers Ludwig Philipps, gehört einer richtigen Bourgeois-Familie an. Er ist sehr reich. Gleich seinem Vater ist er allmählig immer republikanischer geworden, und steht jetzt thatsächlich den Radikalen sehr nahe, obwohl er immer noch als Gemäßigter gilt. Seitdem Floquet Panama's wegen abtreten mußte, ist er Präsident der Kammer. In seiner Tischrede zu Troyes (9. April) sagte er, die Beigetretenen müßten erst als Gemeine dienen, Proben ihres Sinneswechsels geben, für die Republik sich opfern und auf jede andere Hoffnung verzichten, bevor sie als Ebenbürtige aufgenommen werden könnten.

Bei den jüngsten Pariser Gemeindewahlen fielen von 355,000 Stimmen 116,000 auf Radikale, welche sich selbst socialistische Radikale nennen; 106,700 auf revolutionäre Socialisten, während 108,000 Stimmen auf die Conservativen und solche Bewerber fielen, welche die Wiedereinführung der barmherzigen Schwestern in den Kranken-

anstalten fordern. Was bleibt da für die gemäßigt
publikaner? Früher hatten die Socialisten nie meh
50 bis 60.000 Stimmen in Paris. Ihre Erfolge
wirken ermuthigend auf die Genossen in der Provi
ihnen die Regierung durch Zurückweichen vor den
ischen Gemeinderäthen und Unterstützung der von Soc
angezettelten Ausstände gar trefflich den Weg bereit

Die 1400 Millionen der Panamagesellschaft sin
Beute gewisser Geldleute und Politiker geworden, un
der arme Baïhaut ist als Sündenbock geopfert w
Bald darauf, am 18. April, wurden die drei Verwalt
Société des dépôts et comptes courants, zu je 2,
4 Jahren Gefängniß und 3000 Fr. verurtheilt. Bei
dieser Bank haben die Theilhaber 40 bis 50 Million
loren, die drei Verwalter besitzen mehr als diese S
Von dem Gefängniß wird sie das Zeugniß eines
befreien, damit sie ihre erübrigten Zehnmillionen in
genießen können. Während der letzten Jahrzehnte sind
zweitausend Gründungen, Aktiengesellschaften, verkrach
in Verlust gerathen. Die Verluste belaufen sich auf M
den, aber von Tausenden, welche an diesen Schädig
des Volkes schuld sind, wurden kaum ein Schock ger
verurtheilt.

Offenbar ist hieran die Gesetzgebung schuld,
die Vorlage eines Gesetzes gegen die Krachritter er
dringendst gerechtfertigt. Statt dessen arbeiten Regi
und Kammern an einem Gesetz, welches den Genossensc
verbietet, anderes Grundeigenthum zu besitzen, als sie zu
Zwecken bedürfen, und ihnen die Annahme von Gaben
Schenkungen verbietet. Hauptzweck des Gesetzes ist,
kirchlichen Genossenschaften jeden Vermögenserwerb unm
zu machen. Das Wenige, das sie besitzen dürfen,
ohnedies durch mehrfache Ausnahmesteuern aufgezehrt.

Kürzlich wies ein Fachmann, Leroy-Beaulieu, nach,

spätestens 1894 ein Anleihen von 1000 bis 1200 Millionen aufgenommen werden müsse, um die Ausfälle der letzten Jahre zu decken. Im Jahre 1891 wurde ein Anleihen von 869 Millionen aufgenommen, aber trotzdem konnten 371 Millionen sechsjähriger Schuldscheine nicht eingelöst werden. Für 1894 sind 151 Millionen neue Ausgaben vorgesehen, wovon 65 für Garantiezuschüsse der Eisenbahnen, welche damit 146 Millionen erreichen. Diese Zuschüsse haben sich seit Abschluß des Abkommens mit den sechs großen Bahngesellschaften (1883) verfünffacht, und drohen sich noch schneller zu steigern. Schon 1883 wurde diese Steigerung vorausgesagt, die Abkommen daher von allen Unabhängigen und Einsichtigen scharf bekämpft. Aber die Mehrheit genehmigte sie trotzdem. Es wurde viel von Bestechungen und geheimen Machenschaften gemunkelt, aber doch nur unbestimmte Angaben zu Tage gefördert. Die Republik machte längere Zeit hindurch jährlich 500 Millionen Schulden, dann wurde diese Ziffer namhaft ermäßigt, gegenwärtig aber werden wiederum jährlich mindestens 300 Millionen mehr ausgegeben, als die ordentlichen Einnahmen betragen. Wo soll das Alles endlich hinaus?

LXIX.

Aus der Schweiz.

Kirchliches und Sociales.

Ohne ein Bischen Religionskrieg geht es nun
auch im neuen Jahre nicht. Bald treten die Altkatholike
den Plan, bald die Protestanten. Es hieße dem altkath
Sektlein zu viel Ehre erweisen, wollten wir aller sein
recht blöden und leidenschaftlichen Angriffe auch nur Erwäh
thun. Nur ein Müsterchen wollen wir anführen:
Sätze, die der altkatholische Pfarrer Haßler im März
in einem längeren Vortrage in Zofingen zum Besten gab.
sagte er u. A.: „Der jetzige Papst besitzt zwar Intelli
im Sinne des wissenschaftlichen Compilators und Dialekti
Dank seiner scholastischen Bildung; im Sinne selbständ
freien Denkens und Herrschens aber ist Leo XIII. ein
beschränkter und bornirter Kopf. Es ist nur noch eine F
der Zeit, wann Rom fallen, der Vatikan in Trümmer
wird. Die Zeit wird kommen, wo unsere glücklicheren N
kommen vom Priesteraberglauben erlöst sein werden.
wird man zu den Trümmern des Vatikans wallfahrten,
jetzt zu den Ruinen des Apistempels in Aegypten".

Viel ernster sind die Klagen zu nehmen, welche die
testanten z. B. in Zürich erheben. Dort beschwerte sich
protestantische Kirchenrath „über unbillige Herausforderung
absichtliche Schmähung" von Seite der Katholiken. Eine schn
Anklage! Und worin besteht diese Herausforderung
Schmähung? „Erstere", so sagt die Behörde, „müssen
darin erblicken, daß die Gültigkeit der protestantischen Ta
mehr und mehr bestritten und diese als nichtig dargestellt wi

indem man protestantische Kinder und Erwachsene umtauft resp. wiedertauft, als ob sie keine Christen wären. Und als eine Feindseligkeit müssen wir es ansehen, wenn die römische Geistlichkeit in Zürich gegenüber gemischten Ehen nicht bloß die Herrschaft über das Gewissen beider Theile nach den Vorschriften ihrer Kirche unnachsichtlich durchzusetzen sucht, sondern als Mittel hiezu die Verbreitung von Schriften anwendet, wie das Büchlein von Alban Stolz: ‚Der verbotene Baum für Katholiken und Protestanten, Freiburg 1878 und 1887', das von lieblosen Urtheilen über die Protestanten wimmelt".

Es ist doch recht bedauernswerth, daß sich die Protestanten auch gar keine Mühe geben mögen, die katholische Lehre etwas näher kennen zu lernen. (Sogar ein Professor des Staats- und Kirchenrechts in Bern, Dr. Hilty, sprach in der letzten März-Session der Bundesversammlung von der „Anbetung der hl. Jungfrau Maria".) Nach katholischer Lehre kann ja nicht bloß der Protestant, sondern jeder Mensch gültig taufen, wenn er die Taufe in richtiger Weise spendet. Aber haben wir Katholiken heutzutage nicht allen Grund, tief zu beklagen, daß in protestantischen Kreisen die Nothwendigkeit der Taufe so oft geläugnet wird? Müssen wir hieraus nicht den Schluß auf die immer mehr um sich greifende Zersetzung des Christenthums im Protestantismus ziehen? Es war Ende der dreißiger Jahre. Da wurde durch den Erziehungsrath von Zürich David Strauß als Lehrer der Theologie an die dortige Universität berufen. Sofort erhob sich das Volk, und der Erziehungsrath sah sich gezwungen, dem Christusläugner Strauß im März 1839 das Dekret seiner Enthebung und Pensionirung von einem Amte zuzusenden, das er auch nicht einen Tag verwaltet hatte. Aber wir sind gewiß, heute würde die Berufung eines Strauß keine Volksbewegung mehr hervorrufen. Und was schrieb denn dieser von Zürich pensionirte David Strauß? Er schrieb das „Leben Jesu", worin er Christus zu einem Mythus macht und die Wunder läugnet. Und gegen Ende seines Lebens schrieb er das Buch: „Der alte und der neue Glaube". Und da stellt er die Frage: „Sind wir noch Christen? Haben wir noch Religion?"

Strauß verneint die Frage. Und er **spricht nicht bloß** in
Namen, sondern im Namen vieler **Protestanten.** Und
es der katholischen Kirche zum **Verbrechen** angerechnet
wenn sie angesichts so vieler **Läugner** der Gottheit
angesichts so vieler Läugner der **Nothwendigkeit** der
die bedingungsweise Taufe **anordnet**, um das Seelen
gläubigen Christen zu sichern? Nein, **hier ist kein** Tade
Platze, hier ist keine Herausforderung, **sondern hier** ist die
in einer Nothlage.

Dann wird's der katholischen **Geistlichkeit** verargt,
sie bei gemischten Ehen an der **Erziehung aller** Kinder
katholischen Glauben festhält. Es nimmt sich **wirklich**
aus, dieses Festhalten „an den **Vorschriften der Kirche**“,
es der Kirchenrath selbst zugibt, den **katholischen** Geistli
übel zu nehmen. Entweder — oder. **Entweder** glaubt
Geistliche an die Wahrheit seiner Kirche, **und dann** wird
mit aller Energie darauf dringen, daß **die Kinder der** W
heit erhalten bleiben; oder er glaubt **nicht an die** Wahr
seiner Kirche, dann ist er aber kein **Geistlicher** seiner K
mehr, sondern ein Verräther, ein Apostat. **Man beklagt**
über die Vertheilung des „**verbotenen Baumes**“ von A
Stolz. Der große Volksschriftsteller führt **allerdings** zuwe
eine etwas derbe Feder. Aber was er sagt, ist **die volle**
Wahrheit. Hat nicht selbst Luther die gemischten **Ehen** „du
aus unzulässige, gotteslästerliche Verbindungen“ **genannt?**
reichen nicht diese Verbindungen in der Regel auf **beiden** Se
zum religiösen Schaden?

Es wäre doch viel richtiger, wenn **Katholiken und** Pr
stanten, anstatt sich gegenseitig zu befehden, **Hand in Hand**
den großen socialen Aufgaben der Gegenwart **arbeiten** wol
wie das jüngst geschehen auf dem s c h w e i z e r i s c h e n A
b e i t e r t a g e i n B i e l. Am Ostermontag **versammelten**
dort 309 Delegirte, welche als Vertreter von **111,000**
beitern sich auswiesen. Burschen, so schreibt der **geistvolle** Beri
erstatter des Nidwaldner Volksblattes Nr. 14, **Burschen**,
deren Lippen kaum der erste Flaum sich zeigte, faßen ne
ergrauten, markigen Männern, durch deren **schwielige** Ha

bereits ein leichtes Zittern ging; wetterharte, gebräunte Gesichter, vollkräftige Männer und blasse kränkelnde Physiognomien, wie sie aus dem Bereiche der Fabrikluft hervorgehen, kurz Männer jeden Alters saßen in einträchtiger Arbeit beisammen. Bunter noch war das Bild, wenn man die politische Farbenskala dieser Leute durchging, vom rothesten Roth zum dunkelsten Schwarz. Neben Seidel, dem Socialdemokraten vom reinsten Wasser, dessen unruhig stechende Augen, von einem wilden schwarzen Haarbusch überschattet, in einer und derselben Sekunde den Saal bis in alle Ecken hinaus durchschweiften, saß am Tisch der Sekretäre sein Gegner im eignen Lager, der rührige und besonnene Redakteur Mestier vom „Grütlianer", der in seinem ganzen Auftreten und Wesen, in seiner schlichten schwarzen Kleidung und mit seinem glattrasirten Gesichte fast den Eindruck eines geistlichen Gymnasialprofessors macht. Hier sehen wir den wohlgenährten Solothurner Fürsprech Fürholz, den Vertreter des wüthendsten Culturkampfradikalismus, dort den feingeschnittenen, idealschönen Kopf eines Pfarrer Amberg, des wackern Vertreters der katholischen Geistlichkeit vom Lande. Und alle diese Männer, auf so verschiedenem Boden sie sonst im Leben stehen mögen, ratheten und tagten, nur von dem einen Ideale, dem Wohle des arbeitenden Volkes geleitet, mit einem Ernste, einer Ruhe und Sachlichkeit, die jedem Parlamente zur Ehre gereicht hätte.

Arbeitersekretär Greulich sprach in seiner ruhigen klaren Weise, dann und wann von einem Hauche warmer Begeisterung für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Arbeiters durchweht, über die obligatorische Kranken- und Unfallversicherung. Bei der Krankenversicherung will er nichts davon wissen, daß die Beiträge an dieselbe von den Arbeitgebern und den Arbeitern je zur Hälfte getragen werden sollen. Der Arbeiter soll „selbst zahlen und selbst Meister sein und bleiben", und die Krankenkassen sollen ausschließlich unter der Selbstverwaltung der Versicherten stehen. Dagegen stellt Greulich als Ausgleich das Verlangen, daß die Beiträge an die Unfallversicherung ausschließlich von den Gewerbeinhabern getragen werden. Nach einer längeren, sehr interessanten Discussion, die sich

theilweise in die Details des Versicherungswesens ... wurden die Anträge von Greulich einstimmig angenomm...

Ein zweites Referat hielt Nationalrath Dr. Decurt... über die internationale Arbeiterschutzgesetzgebung. Mit ... delnden, hinreißenden Beredsamkeit, die dem katholischen S... politiker in so hohem Grade eigen ist, zeichnete er die N... wendigkeit einer internationalen Gesetzgebung über das ... der Kinderarbeit, Beschränkung der Frauenarbeit in den Fa... die Bestimmung des Normalarbeitstages u. s. w. Seine ... wurden mit großem Beifall von der ganzen Versamm... aufgenommen. Noch interessanter war die darauffolgende ... cussion. Decurtins hatte beantragt, die katholischen Arbe... verbindungen sollen eingeladen werden, eine internati... Agitation zur Verwirklichung der Grundsätze, welche Leo ... in seiner Encyklika über die Arbeiterfrage niedergelegt h... entfalten. Dagegen erhob sich Fürsprech Fürholz von S... thurn, und was er beabsichtigte, aber als erster Redner ... nicht recht heraussagen wollte, besagte darauf ein gewisser ... von Chaux-de-Fonds, indem er der schweizerischen Arbeiter... heftig und warnend „prenez garde“! zurief. Nehmt eu... Acht vor den Ultramontanen! Doch dieser Mahnruf ward ... der Versammlung sehr kühl aufgenommen und der R... zuerst von Decurtins in schneidiger Erwiderung, und dann ... den socialdemokratischen Führern Wehn von Bern, Gr... und Scherer von St. Gallen so glänzend heimgeschickt, ... sogar Seidel, der vorerst mit Lang von Zürich, dem eleg... Salon-Socialisten, gegen den Antrag sich erhob, schließlic... klärte, es könne ihm recht sein, wenn die Resolution angenom... würde. Mit großer Mehrheit ward in der Schlußabstimm... die vielbestrittene These in der von Scherer von St. G... vorgeschlagenen Form angenommen, nach welcher „der schwe... ische Arbeitertag die Erwartung ausspricht, daß die katholi... Arbeitervereine für die Arbeiterpostulate, die in der Ency... Leo's XIII. niedergelegt sind, nach Kräften einstehen“.

Diese Anerkennung der socialpolitischen Thätigkeit uns... großen Papstes und die Thatsache, daß an einer Arbe... versammlung, welche zu vier Fünfteln aus socialdemokrati...

und politisch-radikalen Elementen bestund, während einer ganzen Stunde über Papst Leo und seine Encyklika gesprochen werden konnte, ohne daß ein einziges verletzendes Wort gegen das Papstthum und katholische Institutionen fiel, ist eine Ehre für die schweizerische Arbeiterschaft. Sie hat damit bewiesen, daß sie die Streitaxt des Culturkampfes begraben hat. Es weht ein neuer Wind durch die schweizerischen Lande; möge er uns den Frühling einer gesunden, kräftig aus dem Boden des arbeitenden Volkes selbst herauswachsenden Entwicklung unserer socialen Verhältnisse bringen! Der Jubelpapst aber würde hoch erfreut sein, wenn er von dieser Versammlung Kunde bekäme. Es hat sich da bewahrheitet das Wort, das Rochefort, ein Revolutionär von Beruf, beim Erscheinen der päpstlichen Encyklika über die Arbeiterfrage, von London aus an den „Intransigeant" schrieb: „Die Arbeiter wenden sich zu dem weißgekleideten Herrn (le monsieur en blanc) im Vatikan, weil die Regierungen nichts für sie thun".

Dies letztere Wort bestätiget auch ein Beschluß der Bundesversammlung vom März, nach welchem ein neues Parlamentsgebäude mit einem Kostenvoranschlage von sieben Millionen Franken erstellt werden soll. Vielleicht kommen dann noch einige hundert Franken dazu. Ist das wirklich nun das Dringendste, was man thun kann? Der deutsche Reichstag hat für den Bau eines Reichstagspalastes seiner Zeit 25 Millionen Mark bewilligt. Das macht 55 Centimes auf den Kopf der Bevölkerung; bei uns wird das gleiche Gebäude 2½ Franken per Kopf der Bevölkerung kosten, und diese Kosten müssen bei uns aus den Steuern und Zöllen des Volkes bestritten werden, während der deutsche Reichstag die 22 Millionen Mark der französischen Milliardenentschädigung entnehmen konnte. Mit großem Beifalle wurden daher im Volke die Worte des schweizerischen Sociologen, Nationalrath Decurtins aufgenommen, der bei der Debatte über den 7 Millionenpalast u. A. sagte: „Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während die Kantone in ihrem Haushalte sich immer mehr einschränken müssen, der Bund mit vollen Händen Geld ausgibt für Luxusbauten. In den Kantonen sehen wir von hüben und drüben die schärfste

Controle ausüben über die Finanzwirthschaft der
Mehrheit und hier muthet man uns zu, gleichsam
eine Vorlage anzunehmen, welche noch viel zu wenig
und studirt ist, so daß heute noch Niemand zu sagen
was das Parlamentsgebäude kosten wird. Die Sitz
unserer Räthe halten den Vergleich aus mit denjenigen
fremden Parlamentes. In London, in Paris, in
die Abgeordneten dicht beieinander und sie besitzen
jene Bequemlichkeiten, welche die Einrichtungen unserer
jedem Mitgliede bieten. Es ist also ein wahrer Luxus,
Millionenpalast für das Parlament aufzuführen, und
Luxus ist um so unverzeihlicher, da wir nicht in der
Ueberflusses leben. Aus dem Volke dringen immer
Klagen an die Behörden und verlangen Linderung sei
und die Finanzen des Bundes verschlechtern sich zu
Herr Favon hat wohl gesagt, beim Militär sollen Ers
gemacht werden. Die Botschaft höre ich wohl, aber mi
der Glaube. Denn wenn militärische Forderungen hi
gelegt werden, dann kommen die Führer der Armee und
diese Forderungen seien absolut nothwendig, und der
bewilligt sie. Wir erweisen aber gerade der Landesverthei
einen schlechten Dienst, wenn wir die finanziellen Krä
Landes vergeuden. Anstatt Millionen für das Parla
gebäude auszugeben, sollten wir einen Kriegsfond anlegen
es ist allbekannt, daß wir mit der Baar-Reserve, über
die Bundeskasse verfügt, keine 14 Tage Krieg führen
Die Millionen, welche man von uns verlangt, können
weniger verantwortet werden, da bei unserem fisk
System die breite Masse des Volkes die Kassen des
füllt. Nehmen Sie die Zusammenstellungen der Zollverw
zur Hand, so finden Sie, daß gerade jene Artikel, welc
den großen Massen consumirt werden, den größten Th
Zollerträgnisse liefern. Sogar auf dem Brode lastet ei
direkte Steuer von 2,200,000 Franken."

„Wir werden in nächster Zeit mit der Kranken-
Unfallversicherung uns beschäftigen müssen. Die U
versicherung kann nur durchgeführt werden, wenn der Bu

großen Maßstabe finanzielle Mittel zu ihrer Durchführung zur Verfügung hat. Sparen wir also unser Geld für solche Unternehmungen, welche für das ganze Volk von Nutzen sind. Verwenden wir unsere Millionen für den Ausbau des Schweizerhauses, damit jeder Bürger sich wohl fühle in demselben, aber geben wir sie nicht aus, um für den absterbenden Parlamentarismus ein Mausoleum zu bauen!"

Das waren einmal Manneswort, gesprochen von einem Manne des Volkes. Sie fanden freudigen Widerhall in allen Gauen des Schweizerlandes, und wenn die Unzufriedenheit nicht höher stieg, so geschah es wohl nur in Folge eines anderen Beschlusses in der gleichen Sitzung der Bundesversammlung, der an die Kosten des Rheindurchstiches 80% dekretirte. Dadurch ist der Durchstich gesichert, und die Stunde der Erlösung hat geschlagen für die armen Rheinbewohner, die seit Jahrhunderten einen fast ununterbrochenen Kampf mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer gegen die furchtbarsten Naturgewalten führten, die nahe daran waren, diesem Ringen zu erliegen, aber auch im entscheidenden Momente erfahren konnten, daß Gottes Hilfe am nächsten, wo die Noth am größten. Als die Kunde von dem Beschlusse der Bundesversammlung in's Rheinthal kam, da ertönte in allen Dörfern und Städten dem Rhein entlang im gleichen Augenblicke — es war Abends 6 Uhr, den 28. März — feierliches Glockengeläute zum Danke für die Rheinregulirung. Und die Glocken klangen hinaus in feierlich ernsten Tönen in alle Gauen und verkündeten in einer Sprache, mächtiger und ergreifender als des Menschen Stimme, den Dank dem Allerhöchsten, der unser liebes Vaterland so stark gemacht hat, solch' ein Werk zu unternehmen, und so angesehen, daß einer der mächtigsten Staaten der Nachbarschaft die Hand ihm reichte zur gemeinsamen Ausführung des großen Werkes. „Für die St. Gallische Regierung", schrieb Tags darauf die „Züricher Post', „war dieser Beschluß ein großer Erfolg, für das St. Gallische Volk wird er eine größere Wohlthat sein, und in den Annalen unserer schweizerischen Cultur, obwohl ohne Geräusch, sozusagen in aller Stille vollzogen, eine der größten Errungenschaften".

LXX.

Zeitläufe.

Die inneren Kämpfe in der Zukunft des Reiches auf der Schwelle der Entscheidungen.

II.

Den 12. Mai 1

Endlich hat die fünfmonatliche Marter ihr End reicht. Und zwar ein jähes, denn zur dritten Lesun Militärvorlage ist es nicht gekommen. Auch nicht zu stimmung über den vom Grafen Preysing vertretenen A des Centrums. Der Reichskanzler hatte von Anfan behauptet, nicht „Einen Mann" verlange er zu viel; in seiner Rede vom 3. Mai erklärte er: seine Vorlage auf das mindeste Maß zugeschnitten, es sei keine vermei Ausgabe darin enthalten". Dennoch zog er sich jetz den Antrag des Herrn von Huene zurück, der allerdings das liberalnationale Angebot des Herrn von Bennigse deutend hinausging und sich von der Vorlage der Regie nur um Fingersbreite unterschied. Noch am Vorabend entscheidenden Sitzung war die Hoffnung nicht aufgeg daß unter dem bestehenden Hochdruck wenigstens eine genüg Anzahl aus den störrischen Fraktionen der Abstimmung weichen würde, und so eine kleine Mehrheit für die Vo nach dem Antrag Huene sich ergeben werde. Anstatt d wurde er mit einer Mehrheit von 48 Stimmen abgel

Für den Fall hatte der Reichskanzler die kaiserliche Ordre zur Auflösung des Reichstags bereits in der Tasche; er stand auf und verlas sie.

Der endliche Ausgang der beklemmenden Spannung ist von Herzen zu begrüßen. Die Freunde des Centrums insbesondere mögen nun erleichtert aufathmen, zunächst schon in der Rückerinnerung an die leidigen Vorgänge von 1887. Das Centrum mußte dießmal den Ausschlag geben für oder wider. Seit Monaten litt es unter den schadenfrohen Verdächtigungen, daß es gegen Bewilligung der Militärvorlage die Jesuiten einhandeln und andere kirchenpolitischen Vortheile zu erzielen suchen werde. Jedenfalls aber, hieß es weiter, würde schließlich wieder wie damals eine vatikanische Weisung zu Stande zu bringen seyn, welche das Centrum zwingen würde, sich wenigstens der Stimmabgabe zu enthalten. Als vollends die kaiserlichen Majestäten zu den italienischen Festlichkeiten nach Rom reisten und ihr Besuch im Vatikan stattfand, da erschien die päpstliche Einmischung schon als vollendete Thatsache. Unmittelbar vor der bestimmten Erklärung des Berliner „Reichsanzeigers“, daß diese wie jene Angaben vollständig aus der Luft gegriffen seien, schrieb noch das große Wiener Judenblatt: „An den Ereignissen, welche sich binnen Kurzem in Deutschland vollziehen werden, wird zu erkennen seyn, was zwischen dem protestantischen Kaiser und dem Papst im gelben Saale des Vatikans verhandelt worden ist. Das unmittelbarste Interesse an dieser Begegnung hat das deutsche Volk, welches mit athemloser Spannung der parlamentarischen Entscheidung über die Militärvorlage harrt. Wiederum, wie schon oft, hat das Papstthum in einer innern deutschen Angelegenheit die Hand. Und es wird vielleicht zu den merkwürdigsten politischen Fügungen gehören, daß der Vatikan, welcher dem Dreibunde entgegenarbeitet, einem Interesse desselben dient, indem er seine Autorität zu Gunsten der deutschen Militär-

vorlage aufbietet".[1]) **Man spürt wohl**, welche Fl
Spott und Hohn für den Papst **sowohl**, als für das
bereits angesammelt war, als **Zugabe** zu den üblichen
dächtigungen.

Diese Gefahr ist überstanden, **keine außerhalb** der
liegende Anstrebung und keine **rein kirchliche** Ein
hat stattgefunden. Bis auf die **jüngsten Wochen** konnte
sogar glauben, daß das Centrum **einmüthig** für den
schen Antrag eintreten werde: **zweijährige** Dienstzeit
halb der bisherigen **Friedenspräsenzstärke**. Unsere
versicherte es vertrauensvoll, **Hr. Dr. Lieber** trat
gleichen Sicherheit in zahlreichen **Wählerversammlungen**
und auch die erste Rede Namens **des Centrums** gegen
der neuen Militärvorlage schien **diesem Standpunkte**
fünf Monaten nicht zu widersprechen. **Herr von Huene**
von dieser seiner Rede in der Sitzung **vom 3. Mai**
„Bei der ersten Berathung theilte ich die **Punkte** mit,
welche meine politischen Freunde sich **damals geeinigt** h
Wir konnten nicht die volle Bewilligung **aussprechen**.
wollten bewilligen, was zur Durchführung **der** zweijähr
Dienstzeit nothwendig war. Ich war **damals** bereits
Ansicht, daß wir innerhalb der jetzigen **Präsenz** nicht
zweijährige Dienstzeit einführen können. **Wenn** ich mit
Ansicht nicht hervorgetreten bin, so geschah es **aus** Rück
gegen meine politischen Freunde. Ich habe **damals**
nicht geglaubt, daß ich so weit entgegenkommen **müßte**,
es in dem Antrag steht". An der **Commission** für
Militärvorlage konnte Herr von Huene, da **der Vorsitz**
der Steuercommission des Abgeordnetenhauses **ihn** vol
beschäftigte, nicht theilnehmen, und so kam **er erst in**
letzten Wochen dazu, mit dem Grafen Caprivi **in Verha**
lungen einzutreten, aus welchen der Antrag **hervorging**.

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 25. April ds. Js.

ren sich die Regierung nun auch für die kommenden Neuwahlen gebunden hat.

„Der Antrag Huene", sagte Hr. E. Richter in der Sitzung vom 4. Mai, „geht viel weiter, als der bekannte Antrag des Hrn. von Bennigsen. Er bewilligt fünf Sechstel der ganzen Regierungsvorlage und, wenn man die Veränderung des Präsenzbegriffs dazu in Rechnung zieht, die Substituirung der Durchschnittsstärke an Stelle der Maximalstärke, sogar sieben Achtel. Die zweijährige Dienstzeit will er nicht, wie wir, dauernd, sondern nur für fünf Jahre feststellen. Man meint, nach fünf Jahren könne sie nicht mehr beseitigt werden; warum setzt man sie dann nicht gleich dauernd fest, und entzieht dadurch der Regierung die Handhabe, nach fünf Jahren wieder etwas Anderes zu verlangen?" Nämlich um einen neuen höhern Preis für die zwei Jahre (bei den Fußtruppen) zu feilschen, und das offenherzige Wort des Abg von Helldorf abermals wahrzumachen: „Alle früheren Maßregeln waren nur Provisorien." Man darf auch nicht vergessen, daß der Kaiser sich anfänglich entschieden gegen die zweijährige Dienstzeit ausgesprochen hatte und seine Einwilligung zu der ursprünglichen, nun zurückgestellten, Vorlage nur unter dem Vorbehalt gab: daß sie das Wenigste enthalte, was er bei zweijähriger Dienstzeit acceptiren könnte. Die Schraube hätte also bei den Bemühungen des Hrn. von Huene noch keineswegs durchgebohrt; mindestens das Abgehandelte müßte ersetzt werden.

Das ganze Centrum verschmähte den feigen Ausweg der Stimmenthaltung oder Absentirung und stimmte, getreu dem „unseligen Testament Windthorst's" von 1890,[1]) gegen

---

1) So bezeichnet der Bismarck'sche Correspondent der Münchener „Allg. Zeitung" vom 5. Mai die berühmten Resolutionen, welche nicht nur das ganze Centrum, sondern die größte Mehrheit des Reichstags zum Beschlusse erhoben hat.

den Antrag, bis auf zwölf Mitglieder der Fraktion. Wo
diese Ausnahme? „Ich fürchte den Conflikt“: hatte Herr v
Huene gesagt. Der Reichskanzler dagegen ließ gegen
dem Grafen Preysing, der als nunmehriger Fraktionsvors
den Antrag Lieber einbrachte, die bedeutsame Aeußeru
fallen: „Es thut mir weh, daß ich dich in der Gesellsch
seh'!“ Das erinnert stark an die Legende vom rechten u
linken Flügel, deckt sich aber nicht. Daß es sich um „Flü
überhaupt nicht handelte, erhellt schon aus einem Vergle
mit der Abstimmung über das unselige „Klebegesetz“. Dam
half fast die gleiche Anzahl von Centrumsstimmen zur Dur
drückung des Gesetzes, aber es waren nahezu ausschließli
süddeutsche und nur zwei bürgerliche; jetzt stimmten zw
Herren aus dem Centrum gegen dessen Mehrheit, fast a
schließlich norddeutsche, darunter sieben Schlesier, Herrn v
Huene eingerechnet, und nur drei bürgerliche. Graf Prey
hatte also vollkommen Recht, dem Grafen Caprivi zu e
widern: „Das Centrum, das jetzt demokratisch geworden s
soll, ist weder demokratisch, noch aristokratisch, es sucht a
gleichend die Mitte zwischen beiden Anschauungen.“ We
sich das bürgerliche Element bei diesem Suchen leichter th
so ist es eben weniger angefochten durch die natürlichen Be
ziehungen nach oben; in Militärfragen sind diese ganz b
sonders gefährlich. Auch Freiherr von Franckenstein w
von dem Bismarck'schen Zauberkreis nicht unberührt geblieben
das Uebrige thut dann jetzt, wie damals, die Kameradschaf

Es lautete wie eine Abschiedsrede, wenn Herr v
Huene sagte: „Ich sehe den Neuwahlen mit großen Bedenk
entgegen und ich fürchte, wir treiben einem offenen Confl
entgegen; meine Schultern sind mir zu schwach, um die Ve
antwortlichkeit für die Herbeiführung eines solchen Conflik
zu tragen.“ Aber woher kommt der Conflikt? Man sprid
vom „Militarismus“, sagte der Reichskanzler; wo ist er
Zugleich hat er aber mit aller Schärfe betont, nur d

Militärbehörde, „die militärischen Sachverständigen“, könnten wissen, was für die Zwecke des Heeres noththue, insbesondere um den Krieg nicht in's eigene Land kommen lassen zu müssen, sondern in Feindesland tragen zu können; und ebenso sagt Herr von Huene: „Wenn einmal die Regierung davon durchdrungen ist, daß eine solche Vorlage zur Sicherung des Vaterlandes nothwendig ist, dann hat sie nicht nur das Recht, sondern auch die heilige Pflicht, die Vorlage durchzubringen.“ Da gibt es also eigentlich gar kein Dreinreden eines Parlaments, und ist es auch kein Wunder, wenn bereits ein Geflüster von der Nothwendigkeit eines — Staatsstreichs vernehmbar wurde. Der bekannte Dr. Hans Delbrück war der Erste, der davon verlauten ließ, und die Idee machte ihren Weg. Selbst um einen solchen Preis sollte sie dem Liberalismus wieder zur Herrschaft verhelfen. „Gibt es denn in aller Welt“, fragte der Professor, „keine Möglichkeit, gleichzeitig Deutschlands Wehrkraft, Protestantismus, Bildung und Gesittung zu wahren?“ [1]) O ja, sogar zwei. Entweder müssen die Nationalliberalen der Militärvorlage, bei der es sich doch „um gar nichts als um das schnöde, elende Geld handelt“, unbedingt durchhelfen, oder, wenn dieß nicht ginge, muß man „auflösen“ und „wieder auflösen“. Es ist eine als officiös anzusehende Aeußerung aus Berlin, welche sich über den weitern Verlauf der Verwicklung wie folgt ausgelassen hat:

„Jetzt ist die Weltlage noch ruhig, jetzt liegt eine nationale Lebensfrage vor, die wenigstens allen gesunden Elementen deutlich die Fahne zeigt, um die sie sich ohne Widerspruch sammeln können. Um diese Fahne wird nicht die Mehrheit sich sammeln, aber der Kern der Nation. Es muß einmal der völlige Widerspruch vor Augen gebracht werden, worin

1) Aus den „Preußischen Jahrbüchern“ in der „Kölnischen Volkszeitung“ vom 7. April d. Js.

sich das geheime Wahlrecht und seine unverantwortliche S
masse mit dem Kern der Nation und seinen heiligsten
zeugungen befindet. Man darf annehmen, daß an der
gebenden Stelle die völlig klare Einsicht in diese Nothwen
vorhanden ist, und daß also die Auflösung ohne Zöger
ohne Schwanken erfolgen wird." [1])

„Wenn die Auflösung erfolgt, dann wissen wir seh
daß man den Versuch machen wird, das allgemeine Wah
zu schmälern": so sagte Hr. Bebel im Reichstag. Also –
troyirung eines neuen, dem capitalistischen Liberalism
den Leib geschnittenen, Reichstags-Wahlrechts!
Geister in dieser Richtung in der Partei umgehen,
man ja nicht erst seit gestern aus dem nationallib
Moniteur am Rhein täglich erfahren. Aber den beson
Führern ist es doch nicht so wohl bei der Sache. Hr
Bennigsen hat schon in der Militärcommission sei
klommenes Herz ausgeschüttet, und zu derselben Zei
sein Genosse zu Ludwigshafen den pfälzischen Wähler
sagt: „Das wird dießmal eine Agitation geben, wie si
der Reichstag besteht, überhaupt noch nicht da war;
es wird die Militärfrage gar nicht die Hauptrolle sp
sondern die materiellen Interessen, und diese werden in f
barer Weise aufeinanderplatzen." [2]) Zu den Socialdemok
und den Antisemiten ist nun auch noch die neue Bauernb
ung aufgerufen zum Sturm gegen den Liberalismus.
selbe Hr. Delbrück hat vorahnend sogar gerathen, di
gierung müsse wenigstens Einen der drei Feinde dem Li
lismus vom Leibe schaffen, und zwar den Antisemiti
dem bei einer Auflösung ein etwaiger Sieg in erster
zu Gute kommen werde. „Graf Caprivi möge wollen

---

1) Berliner Brief der „Politischen Correspondenz" s. Wiener „V
land" vom 29. April ds. Js.

2) A. a. O.

nicht, in dem Augenblicke, wo er auflöse, sei er in einer Zwangslage und schlechterdings nicht in der Lage, das Bündniß mit dem Antisemitismus zu vermeiden". Vor fünf Wochen konnte man noch darüber lachen; aber daß so etwas gesagt werden durfte, verrieth doch die Verzweiflung des Liberalismus, in der er sogar bereit wäre, seine Pflegeväter, die Juden, der rasenden See zum Opfer zu bringen. Daß die Auflösung des Reichstags die Fraktion der „Freisinnigen" urplötzlich und dynamitartig auseinandergesprengt hat, ist der stärkste Beweis, daß im ganzen Bereich des Liberalismus das Selbstvertrauen im Hinsiechen begriffen ist.

Es ist ein Verdienst der Mehrheit im verflossenen Reichstag, daß sie durch den Conflikt die Regierung gezwungen hat, endlich von den wahren Zuständen und Stimmungen in den weitesten Volkskreisen sich überzeugen zu müssen. Im Uebrigen ist es eine Erlösung, daß der Reichstag seine fünfjährige Altersgrenze nicht erreicht hat. Eine solche Aufführung der nationalen Vertretung war doch ein wahrer Skandal. Kaum in je der zehnten Sitzung beschlußfähig jedesmal der Gnade der socialdemokratischen Anträge auf Auszählung des Hauses preisgegeben; vor leeren Bänken ganze Bücher gesprochen; vierzehn Tage lang von Seite der Agrarier bei der Besoldung des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern, sechs Tage lang über den Zukunftsstaat der Socialdemokraten; der antisemitische Rumor Ahlwardt unter einer Fluth von Schimpfereien bis zur Höhe einer französischen Ohrfeigen-Kammer gediehen; und das Alles während der endlosen Commissionsverhandlungen, welche den Widerstand entkräften und die Gegner mürbe machen sollten! Ein widerliches Schauspiel dieser Art wird der neue Reichstag nicht bieten, er wird in anderer Weise der Regierung heiß machen und stürmisch beweisen, daß auch die Confiskation des allgemeinen Wahlrechts in einer parlamentarischen Vertretung sie nicht zum Ziele führen würde. Wird

dieser Weg betreten, so führt er mit Nothwendigkeit
Krönung des preußischen Militärstaats. Man mag
natürliche Entwicklung „Cäsarismus“ oder anders
er wäre dann die volle Wahrheit: sic volo, sic jubeo!
kaiserliche Ansprache auf dem Tempelhofer Felde hat
große Wort in's Deutsche übersetzt.

Während der fünfmonatlichen Verhandlungen über
Militärvorlage ist nur einmal vorübergehend die Deck
der Kosten im Plenum besprochen worden. Ich mußte
erst das Heft in der Hand haben: sagt der Reichskan
Das paßt zum System: ist die neue Einrichtung einmal
willigt, dann mag der Reichstag sehen, woher er das
nimmt. Unvorgreiflich hatte die Regierung die bekan
drei B vorgeschlagen: Bier, Branntwein, Börse. Zum An
Huene verlautete, daß die beiden ersten Verzehrungsgegens
aus billiger Rücksicht auf den gemeinen Mann wegf
sollten, dafür denke man an Luxussteuern und Monop
inzwischen sollen die Kosten auf die Matrikularbeiträge
wiesen werden. Aber auch die drei B hätten selbst bei v
Ergiebigkeit bis zum berechneten Betrage zur Deckung
Mehrbedarfs für die Militärvorlage nicht zugereicht,
nichteinmal für die durch den Antrag Huene von 65
55 abgeminderten Millionen, wozu noch kommt, daß
abgesehen von der enormen Mehrforderung für das
die Nothwendigkeit einer Steuervermehrung bei gleichzeit
Erhöhung des Schuldenstandes fortbesteht. Bei den
wahlen muß nun doch endlich zu Tage kommen, wie
Regierung ohne die Schwächung und Erdrückung der bre
Volksmassen zu dem Gelde kommen will. Bis jetzt „
es ganz charakteristisch, daß alle ernsthaft zu nehmen
Projekte den großcapitalistischen Zug der Zeit gemein
haben, den Consumenten zu belasten und damit überall
große Masse des Volkes zu treffen. Diese Projekte tau
gerade dort auf und finden gerade da Unterstützung,

man gegenwärtig die Nothwendigkeit einer Hebung des erwerbenden Mittelstandes in allen Tonarten predigt".[1])

„Seit 1872", sagte E. Richter am 4. Mai im Reichstage, „sind 12½ Milliarden für das Heer verwendet worden, und die deutsche Armee ist heute dreimal so stark als 1870. Mit dem Material, welches beschafft ist zur Erleichterung der Operationen, kann das von 1870 kaum verglichen werden. Die Marine ist seitdem vervierfacht worden, und ist fähig, nicht bloß die Küsten zu schützen, sondern auch zur Offensive überzugehen. Die Vorlage hat ja ihre Bedeutung nicht bloß in der Erhöhung der Präsenzstärke, sondern auch in der Inauguration einer neuen Militärpolitik." Ueber die financiellen Eröffnungen in der Militärcommission berichtet das Referat des Abgeordneten Gröber sehr ausführlich: Von 1879 bis heute seien die jährlichen Heereskosten von rund 361 auf rund 385 Millionen, die Ausgaben für die Marine von 1873 bis heute von rund 26 auf rund 89 Millionen gestiegen; die Zinsen für die Reichsschuld haben 1876 nur 67,026 M. betragen, jetzt erforderten sie rund 66 Millionen; die Reichsschuld selbst habe sich von 16 Millionen im Jahre 1877 nunmehr auf rund 1800 Millionen erhöht.

Das gemeine Volk hat nichts davon eingeschoben, und noch dazu den weitaus größten Theil der Blutsteuer getragen; wäre es nicht billig, nun die Last vor Allem auf die größere Steuerkraft der Besitzenden abzuladen? In Preußen ist jetzt der Zuschlag der sogenannten Vermögenssteuer eingeführt, welche für ein progressives System wie geschaffen wäre. Aber schon die erste Vorlage des Planes begegnete einem Sturm von Unwillen. Unter dem lauten Beifall der verschiedensten Parteiheiligen schrieb das Bismarck'sche Leibblatt: es wäre „unter allen Umständen ein brutales, vexatorisches Gesetz mit der Tendenz, den reichen Mann in gehässiger

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" v. 23. April d. Js.

Weise zu treffen, mit der Wirkung, die Erwerbsth[illegible]
der Nation einzuschränken- und die allgemeine Unzufried[illegible]
zu erhöhen.“ [1])

In der Begründung der politischen Unvermeid[illegible]
seiner Forderungen, um „den Frieden zu erhalten“, [illegible]
Reichskanzler soeben noch eine sonderbare Aeußerung [illegible]
seines Amtsvorgängers gethan. „Ich nehme an“, hat er [illegible]
„es ist Niemand in diesem Hause, der den Fürsten Bi[illegible]
nicht für eine diplomatische Autorität hält, wie sie in [illegible]
hunderten nur selten vorkommt; es können aber nicht [illegible]
Diplomaten ersten Ranges an der Spitze der Ge[illegible]
stehen.“ Das hört sich fast an, als ob Graf Caprivi [illegible]
glaube, daß Bismarck, wenn er noch im Amte stünde[illegible]
der verzweifelten Sackgasse, in die er sich hinein „diploma[illegible]
hat, auch wieder hätte heraushelfen können. Und do[illegible]
der Kanzler unmittelbar vorher versichert, daß der [illegible]
vorgänger gleichfalls die feste Ueberzeugung gehabt habe[illegible]
Armee müsse verstärkt werden. In Wahrheit war es [illegible]
leichtes Gewissen und seine Gewinnsucht, was diese[illegible]
übertrefflichen Ränkeschmied leitete und schließlich die [illegible]
herbeiführte, vor der er längst am Ende seines L[illegible]
stand, als er dem Nachfolger weichen mußte. Der [illegible]
treffliche Bericht des Herrn Gröber gibt endlich eine g[illegible]
Darlegung der auswärtigen Verhältnisse Deutschlands [illegible]
dem Munde Caprivi's, die auch bei den Neuwahlen [illegible]
dem künftigen Reichstag ihre Rolle spielen wird.

„Der Dreibund sei durchaus friedlich, auch jeder ei[illegible]
Staat des Dreibundes sei friedlich. Wir haben keine Wü[illegible]
mit unseren Bundesgenossen, höchstens kleine Wünsche, [illegible]
nicht gefährlich seien; jeder einzelne Staat des Dreibund[illegible]
auch zu schwach, um anzugreifen. Anders liegen die Ver[illegible]
nisse in Frankreich und Rußland. In Frankreich gähr[illegible]

---

[1]) Berliner „Vorwärts“ vom 27. April 1892.

Wenn ein prominenter Staatsmann dort vorhanden wäre, könnte er versucht sein, in der augenblicklichen Erregung über den Panamaskandal die Diktatur zu errichten, und ein Diktator würde zum Krieg drängen, um die Bewegung nach außen abzuleiten. Auch er halte, wie sein Amtsvorgänger, die Erhaltung der Republik in Frankreich für das Erwünschteste, weil die am friedlichsten sei. Doch sei Frankreich weniger gefährlich: seine Bevölkerungszahl gehe herunter, wenn auch nicht so stark, wie man gewöhnlich meine, denn in der Zahl der französischen Geburten werde jetzt das Kriegsjahr bemerkbar. Dagegen sei Rußland im Wachsen und noch lange nicht auf der Höhe seiner wirthschaftlichen und militärischen Entwicklung angelangt; durch seinen Reichthum an Getreide, Kohlen u. s. w. könne es wirthschaftlich das unabhängigste Land und der mächtigste europäische Militärstaat werden. Die Beziehungen zwischen den Monarchen und Regierungen von Deutschland und Rußland seien die denkbar besten, wohl aber bestehe eine Spannung zwischen der öffentlichen Meinung in beiden Ländern; ungeachtet der historisch guten Beziehungen zu Preußen habe sich eine Art Rassenhaß gegen uns in Rußland ausgebildet . . . Ein Schlagwort der Panslavisten laute, der Weg nach Konstantinopel führe nicht mehr nach Wien, sondern durch das Brandenburger Thor. Unser eigenes Interesse fordert die völlige großmachtliche Existenz Oesterreich-Ungarns. Ließen wir die Niederwerfung dieses Reiches zu, so sind wir der Gefahr ausgesetzt, in ein Vasallenverhältniß zu Rußland zu kommen. Bei der Freundschaft Rußlands mit Frankreich müsse man auf einen Krieg nach zwei Fronten gefaßt sein; ob ein schriftlicher Allianzvertrag zwischen Rußland und Frankreich besteht, wissen wir nicht; sonst unterrichtete Personen seien in der Auffassung, daß ein solcher Vertrag nicht bestehe, in letzter Zeit wankender geworden; wahrscheinlich aber bestehen zwischen Rußland und Frankreich militärische Abmachungen für Land und Wasser. Dazu könne auch Dänemark kommen, das zwar an sich nicht wichtig, doch mit seinen 50,000 Mann guter Truppen uns lästig werden könne, wiewohl dessen König unser guter Freund sei; die Temperatur in Dänemark sei an der dortigen

öffentlichen Meinung abzumessen, und im letzten Janu
Wind dort für uns nicht günstig gegangen. Alle drei
Staaten, haben unerfüllte Wünsche, während der Drei
Niemanden etwas wissen (?) wolle; die Staaten de
bundes haben keinerlei Interesse an ein
gression. Es ist auch in Erwägung zu ziehen, ob
der Vertragszeit eine vollständige oder zeitweise Er
des Dreibundes völlig sicher sei; schon sei ein Theil
abgelaufen; die Erneuerung des Dreibundes
dings wahrscheinlich, doch nicht absolut sicher. ... Die
verträge haben das Bündniß gestärkt, das Band zwisch
reich und Italien fester geknüpft, aber es sei nicht
die Basis bei Erneuerung des Bündnisses gleich bleiben

Das ist die Erbschaft, die Graf Caprivi üb
mußte. Sie hat sich angesammelt, weil der Vors
so stümperhaft in den Russen verrechnet hat. Mit
eigener Art hat er erst in den jüngsten Tagen
die für tiefer Blickende freilich längst kein Geheimni
In einer seiner greisenhaften Ausplaudereien hat er
„1869 habe er die Emancipation der Juden begünst
er bei Bleichröder ein rascheres Verständniß für sein
nalen Pläne gefunden habe, als bei den Ariern de
sition.“[1]) Nun, die Nation der Bleichröder hat ihr
in's Trockene gebracht und ihr Vertrauensmann des
die Nation der Arier aber muß dafür im Elend
wenn nicht des Untergangs gewärtig seyn.

---

1) Aus der Berliner „Zukunft“ s. den Berliner „Vo
vom 29. April ds. Js.

LXXI.

Römische Notizen.

Aphorismen zum Kaiserbesuch.

Es hieße offenkundige Thatsachen leugnen wollen, wenn man den Besuch Kaiser Wilhelms II. als einen von Anfang an angenehmen im Vatikan bezeichnen wollte. Die Erfahrungen, die man im Jahre 1888, nicht mit dem Kaiser und dem Prinzen Heinrich, wohl aber mit jenem Herbert Bismarck und seinem Spießgesellen Kurt von Schlözer hatte machen müssen, ließen selbstverständlich auch nicht das geringste Maß von Enthusiasmus aufkommen. Die Erwägung jedoch, daß dem Kaiser ein besonnener Mann als erster Rathgeber zur Seite steht, dessen Hauptfehler Egoismus und eigne Verhimmelung nicht sind, ließen unliebsame Ueberraschungen als von vorneherein ausgeschlossen erscheinen. Daß der kaiserliche Besuch im Vatikan in Anlehnung an die silberne Hochzeit der Savoyarden geschah, konnte unter der gegenwärtigen Ausgestaltung der politischen Lage nicht weiter auffallen, wenngleich dieser Umstand in keiner Form als ein angenehmer, wünschenswerther oder zulässiger bezeichnet werden kann.

Der Vertreter der Krone Preußen in Rom, Herr von Bülow, ist ein sehr reger, kaltblütiger und wohlwollender Diplomat, der es mit Aengstlichkeit vermeidet, Leute vor den Kopf zu stoßen. Der Wechsel auf dem Gesandtenposten bei der Curie hat den preußisch-vatikanischen Beziehungen nur zum Vortheile gereicht. Mögen manche sagen, Herr von Bülow sei nicht so schlau wie Herr von Schlözer, mögen andere hervor-

heben, daß der gegenwärtige Vertreter Preußens
einen cercle intime zu schaffen verstanden habe, wie sein
gänger sich rühmte, so ist doch das Eine gewiß, daß
von Caprivi sich wohlthuend gegen die Bismarck'sche
abhebt, so in den zwei Gesandten von Schlözer
Bülow in augenscheinlicher Weise der Unterschied
Diplomatie der beiden ersten Kanzler des Reiches
drucke kommt. Die Wahl der Mittel und die Art und
zu verhandeln, ist aus dem Stadium der Ueberraschung
der unvorhergesehenen Zwischenfälle in das Stadium
weitaus gesünderer Verhandlungen geleitet worden.

Der Kaiser kam Donnerstag Mittag in Rom an.
Bahnhofe aus sandte der Kaiser sofort eine Staffette
Vatikan, die dort die Ankunft des Kaisers und die
Anzeige von seinem Besuche am Sonntag Mittag zu
bringen hatte. Diese besondere Aufmerksamkeit wurde
zwei Correspondenten italienischer Blätter in ihren tele
ischen Stimmungsbildern erwähnt, aber von der Telegr
censur gestrichen. In die ausländische Presse ist diese
nicht übergegangen.

Eine ganze Woche lang konnte man jeden Morgen
7 Uhr sehen, wie die Pferde des Kaisers probeweise
zum Vatikan machten und wie sie namentlich an die
in den vatikanischen Palast vom Cortile dei Pappagalli
Cortile di San Damaso gewöhnt werden mußten. Di
fahrt selbst ging mit einer Schneidigkeit von Statten,
Italienern laute Rufe der Bewunderung entlockte.
ausfahren“ und die vier Pferde aus schärfstem Trabe
Stelle zu pariren, ohne dem dahinter fahrenden Wagen
Stoß zu geben, sind Geheimnisse königlich preußischer
die noch nicht bis nach Rom durchgedrungen sind.

Es sei gleich vorweg bemerkt, daß der Besuch des
selbst beim heiligen Vater große Befriedigung hinterlass
Damit soll nicht eingeschlossen werden, daß thatsächlich
diplomatische Vereinbarungen getroffen worden sind,
es soll nur festgestellt werden, daß die Art und
Besuches, die Art der Unterhaltung und ihr Ton den

auf das angenehmste berührte. Bei wiederholten Gelegenheiten brachte der heilige Vater seine Zufriedenheit zum Ausdruck.

Die Kaiserin hatte sich in allem der vatikanischen Hofetiquette angeschlossen, das heißt, sie war ganz in Schwarz erschienen. Daß sie statt des Kopfschleiers ein kleines schwarzes Hütchen trug — und ebenso die Damen ihrer Begleitung — wird wohl lediglich auf eine Toilettenfrage untergeordneter Bedeutung zurückzuführen sein.

* * *

Der Kaiserbesuch im Vatikan hat vielen Leuten das Concept verdorben. Als die überaus dringende Einladung zur Theilnahme an den Feierlichkeiten der silbernen Hochzeit der Savoyarden nach Berlin erging, dachte Keiner, daß der Kaiser im Falle der Annahme auch in den Vatikan gehen werde. Man hoffte dadurch erstens den Festen einen größeren Glanz zu geben, und zweitens gedachte man dann hintendrein die ganze Sache gegen den Vatikan auszuschlachten.

Aber die Sache kam ganz anders, als man es sich gedacht hatte. Durch die Theilnahme des Kaiserpaares an den quirinalischen Festen mußten diese selbst in einer Weise modificirt werden, daß man aus den Festberichten der Hof- und Regierungsblätter selber nicht recht entnehmen konnte, ob die Festlichkeiten zu Ehren des Königspaares, das die silberne Hochzeit beging, oder zu Ehren des nach Rom gekommenen Kaiserpaares gegeben wurden. „Heil Dir im Siegeskranz" wurde bei weitem häufiger gespielt, wie die Marcia reale und die Imperiali di Germania, nicht die Reali di Savoia bildeten den Mittelpunkt des Festes.

Und als dann der Sonntag kam und der Kaiser in den Vatikan fuhr, um erst gegen 7 Uhr Abends aus dem Hotel der preußischen Gesandtschaft in den Quirinal zurückzukehren, da brach der Ingrimm der liberalen Blätter los. Man ging sogar so weit, zu drucken: „Es hat den Anschein, als ob der Kaiser Wilhelm die silberne Hochzeit des Königspaares nur benutzte, um den Papst besuchen zu können". Die „Tribuna" entblödete sich nicht, zu schreiben: „Während der Kaiser stets von der Menge bejubelt wurde, wenn er sich zeigte, ging seine

Fahrt zum Vatikan unter eisiger Zurückhaltung der Be
vor sich. Daraus ist zu entnehmen, daß Rom von
suche nichts wissen will".

Das genaue Gegentheil ist wahr. Der Kaiser
keiner öffentlichen Fahrt so warm begrüßt, als wie an
Nachmittage. Ja, der Enthusiasmus war so groß,
radikaler Abgeordneter an den „Secolo di Milano" sch
der vatikanische Besuch erst dadurch sein Siegel
erhalten habe, daß das Volk diesen Besuch in unver
Weise approbirt habe. Und seine Coda hat die
in Neapel erhalten. Als die Neapolitaner aus den
erfuhren, daß der vatikanische Besuch so gut abgela
da beschloß man das Kaiserpaar so zu empfangen, wie
die Neapolitaner können. Freilich findet man in den
liberalen Blättern nichts von diesen Beschlüssen, aber
nachrichten, die über allen Zweifel erhaben sind, bestätig
die Sache ausdrücklich. Und mit Rücksicht auf den
Empfang äußerte sich die Kaiserin, da könne man Begei
sehen, die nicht bezahlt sei.

* * *

Wenngleich es Niemanden vergönnt ist, Einzelheite
die Unterhaltung zwischen Kaiser und Papst mitzuthei
glaube ich doch nicht fehlzugehen, wenn ich zwei all
Punkte erwähne, deren eingehende Besprechung stattgeha
Und das ist erstens die sociale Frage in ihrer besonder
deutung für den Arbeiter- und Bauernstand, und zweit
Frage der allgemeinen Abrüstung als Vorfrage für g
Lösung der socialen Frage Namentlich der zweite
wurde am folgenden Tage in der fast zweistündigen
redung zwischen Papst und Freiherrn Marschall von Bie
einer eingehenden Besprechung unterzogen. Zu welch
sultaten man gelangt ist, entzieht sich der öffentlichen Ke
aber eine Einigung bezüglich mancher principieller
wurde doch erzielt.

Die Zusammenkunft trug diesesmal den Charakter
Herzlichkeit und wer immer sich über diese Verhältnisse
konnte nicht umhin, des Einsiedlers im Sachsenwalde

denken, dessen intriganter Rohheit es zu verdanken war, daß der erste Besuch im Vatikan uns das schlechteste Andenken hinterlassen hat. Mag er immerhin seinen Christusorden mit Stolz tragen — proprio motu hat er ihn auch nicht erhalten, sondern dem Papste abgerungen — verdient hat er ihn nicht und Niemand hier weint seinem Andenken eine Thräne nach.

Es ist sicher, daß manche Monde in's Land ziehen müssen, bevor man die greifbaren Erfolge des Kaiserbesuches im Vatikan vor sich sehen wird. Aber für den Augenblick haben wir doch schon die Genugthuung, daß die Feste, welche bestimmt waren, die römische Frage endgiltig zu begraben, mehr wie je dieselbe wieder in den Vordergrund gerückt haben. Nicht einmal ein italienischer Hofwagen darf in den Vatikan fahren und der deutsche Kaiser bestätigt das Gerechte dieser Forderung, indem er seine eigenen Pferde und Wagen mitbringt Und mit diesen seinen Gefähren kehrt er nicht in den Quirinal zurück, sondern geht in den villino santa fiore, um sich von dort durch die Hofwagen wieder abholen zu lassen.

Man hätte in den Kreisen der Liberaloni und Freimaurer den Kaiser lieber ins Pfefferland gewünscht, als nach Rom, als man mit eigenen Augen sehen mußte, wie der Kaiser den Papst behandelte. Und als die Kaiserin am Montag die vatikanischen Sammlungen besuchte, da wußte man nicht recht, wie man seiner Wuth Ausdruck verleihen sollte, daß dieselbe sich auch für diesen Besuch der Privatwägen bediente, und schrieb: „Die Kaiserin hat heute die nationalen Museen des Vatikans besucht, die der Obhut des heiligen Stuhles anvertraut sind.“ Ob sich der „Popolo Romano“ heute nicht schämt, einen privatrechtlich und völkerrechtlich ungeheuerlichen Blödsinn geschrieben zu haben?

Herr von Bülow waltete bei all diesen Vorkommnissen mit einer Zurückhaltung und einer taktvollen Feinheit seines Amtes, die ihm den Dank aller Betheiligten in reichstem Maße eingetragen haben. Auf jeden Fall darf man ihm nachrühmen, daß er seine eigenartige Stellung durchaus versteht und sich sowohl nach der Seite seines Auftraggebers wie nach der Seite des Hofes, bei dem er beglaubigt ist, der ihm obliegenden Geschäfte in beiderseits zufriedenstellender Weise entledigt.

LXXII.

Das Centrum angesichts der Neuwahlen.

Als wir vor einigen Wochen darauf hinwiesen, daß
für die Centrumspartei „eine Aera der Schwierigkeiten"
gonnen habe, konnte die Stellung der Partei zur Militär-
lage noch außer Betracht bleiben. Es lag kein Anzeichen
aus dem mit Sicherheit zu schließen war, daß die Fra
des Centrums im Reichstage in dieser Angelegenheit nicht
schlossen auftreten werde, und die vereinzelten der Militär-
lage mehr oder minder freundlichen Kundgebungen aus Kr
der Centrumspartei im Lande waren nicht von Belang.

Jetzt hat die am 6. ds. Mts. stattgehabte namentl
Abstimmung ergeben, daß 12 Mitglieder der Centrumsfra
des Reichstages von der großen Mehrheit der Fraktion
getrennt und einem der Regierungsvorlage sehr sich nähern
Antrage zugestimmt haben, welcher den Namen eines her
ragenden Mitgliedes des Centrums, des Abgeordneten von H
trägt. Die Reichsregierung hatte diesen Antrag zu dem ihr
gemacht und wird denselben nach der ausdrücklichen Erklär
des Reichskanzlers zur Wahlparole machen. Unter den di
tirenden Mitgliedern der Fraktion sind 7 aus Schlesien, a
Hrn. von Huene insbesondere der Graf Ballestrem, der
herige Vorsitzende der Centrumsfraktion des Reichstages
Dr. Porsch, eines der begabtesten Mitglieder der Frakt
welchem außerdem seit einer Reihe von Jahren die Lei
der Wahlbewegung in Schlesien oblag. Die erste Folge
Spaltung des Centrums in der Militärvorlage war die,

Graf Ballestrem den Vorsitz der Fraktion niederlegte und daß er sowie die Abgeordneten von Huene und Porsch aus dem Vorstande der Fraktion ausschieden, weil der Wahlaufruf der Fraktion eine gegen die Militärvorlage gerichtete Stelle enthielt und enthalten mußte, welche dieselben nach der von ihnen eingenommenen Haltung nicht unterschreiben konnten. Zum ersten Mal erscheint daher ein Wahlaufruf des Centrums, welcher nicht von dem ganzen bisherigen Vorstande unterzeichnet ist.

Es ist angesichts der augenblicklichen Lage zwecklos, eingehender zu erörtern, ob es möglich gewesen wäre, diesen Ausgang zu vermeiden. Wenn vielfach die Frage aufgeworfen wird: würde Windthorst die Stellungnahme der Fraktion gleich bei der ersten Lesung in der Weise festgelegt haben, wie es geschehen ist und würde Windthorst es verstanden haben, die Fraktion in der Militärfrage zusammenzuhalten, so antworten wir unbedenklich: zweifellos hätte Windthorst sich und der Fraktion eine größere Bewegungsfreiheit gewahrt und wahrscheinlich hätte er die Fraktion zu einer einheitlichen Schlußabstimmung gebracht.

Damit soll natürlich in keiner Weise gesagt sein, daß Windthorst diese Militärvorlage angenommen oder ein Compromiß nach Art des Huene'schen geschlossen haben würde. Er wäre ganz sicher gegenüber der Maßlosigkeit der Regierungsforderungen zu einem entschlossenen Nein gelangt, aber zu diesem Nein würde er angesichts der hartnäckigen Ablehnung einer erträglichen Verständigung Seitens der Reichsregierung die gesammte Fraktion vereinigt haben wie in der Septennatsfrage.

Nachdem die bekannte Stellungnahme der Fraktion in der ersten Lesung erfolgt und seitdem bei den verschiedensten Gelegenheiten immer auf's neue betont worden war, mußte selbstverständlich die Fraktion dabei beharren, wenn sie nicht um allen Credit bei der großen Masse ihrer Wähler sich bringen wollte. Ein unüberwindbares Mißtrauen in die Festigkeit der Fraktion würde sich festgesetzt haben, falls dieselbe schließlich doch noch auf den Boden eines über den erklärten Fraktions-

standpunkt erheblich hinausgehenden Compromisses
wäre. Das von Herrn von Huene mit dem Reichskanzl
einbarte Compromiß stellt als ein solches sich dar;
die Fraktion ganz und gar unannehmbar. Für Alle,
die bei der ersten Lesung der Vorlage und seitdem
Wortführern des Centrums, namentlich dem Abgeordneten
abgegebenen Erklärungen verfolgt hatten, bedeutete dieser
schlag eine Ueberraschung, für die Mitglieder der Centr
partei eine überaus fatale Ueberraschung. Wenn keine
Erwägung, so mußte die Aussichtslosigkeit seines
unseres Erachtens einen Führer des Centrums davon
damit hervorzutreten und die Verwirrung in die Reihen
Freunde zu tragen.

Wie die Dinge sich entwickelt haben, ist es uns eine
Erleichterung, daß das Huene'sche Compromiß wenigstens
durch Absplitterungen oder Enthaltungen aus dem Cent
Annahme im Reichstage gefunden hat. Von allen Lös
wäre das für den Bestand der Centrumsfraktion die bedenkl
gewesen. Wie hat die Fraktion es entgelten müssen, daß
Alters- und Invaliditätsgesetz durch eine kleine Minderheit
Centrums zu Stande gebracht worden ist! Wie oft hat
dieses in seiner Anlage verfehlte, durch seine Plackereien
liche Gesetz dem Centrum auf's Kerbholz geschrieben, ob
Windthorst seiner Zeit alles aufgeboten hat, um dessen Anna
zu verhindern! Wir können bezeugen, daß er die üblen Fo
klaren Blickes voraussah, und seinen ganzen Einfluß einge
hat, um die Zustimmung eines Theiles der Fraktion zu
hindern. Damals handelte es sich um eine bayerische
splitterung, wie heute um eine vorzugsweise schlesische.
von Franckenstein glaubte im bayerisch-föderalistischen Inte
nicht ablehnen zu dürfen; welches der entscheidende Gesi
punkt des Grafen Ballestrem und seiner nähern Freunde
ist weiteren Kreisen nicht bekannt geworden. Genug,
stehen vor einer Spaltung der Centrumsfraktion, welche
besondere Tragweite durch die Persönlichkeiten erlangt,
zur Minderheit gehören. Die Consequenzen hinsichtlich
Wahlbewegung drängen sich auf.

Es liegt auf der Hand, daß die Wahlagitation der Gesammtpartei nicht mit der Wucht einsetzen kann, wie bei den früheren Anlässen, welche zur Auflösung des Reichstages geführt haben: Socialistengesetz und Septennat. In dem einen wie in dem andern Falle war das Centrum geschlossen in der Opposition. Jetzt darf man sagen, daß ein Landestheil eine Rechtsschwenkung vollzogen hat. Eine Einwirkung von außerhalb halten wir hier für gänzlich ausgeschlossen; man wird der schlesischen Centrumspartei bezw. den einzelnen Centrumswahlkreisen in Schlesien die Auseinandersetzung in der Militärfrage zunächst allein überlassen müssen. Das Weitere ergibt sich aus der Lage der Dinge, daß nicht daran gedacht werden kann, ausschließlich die Stellung zur Militärvorlage zum Angelpunkte der Wahlbewegung zu machen. Es liegt alle Veranlassung vor, neben der kirchenpolitischen Frage namentlich die socialpolitische in der nachdrücklichsten Weise zu betonen. In dem socialpolitischen Programm des Centrums liegt unter den obwaltenden Verhältnissen gegenüber den verschiedenen Unterströmungen die Stärke der Partei, in der umsichtigen und energischen Bethätigung desselben die sicherste Gewähr für die Erhaltung der Partei in ihrer Bedeutung für unser öffentliches Leben.

Möge man von dieser Erkenntniß namentlich auch bei der nothwendig werdenden Aufstellung neuer Candidaten sich leiten lassen. Wie schon jetzt feststeht, werden eine Anzahl hochbetagter Mitglieder der Fraktion ein Mandat nicht mehr übernehmen; auch sonst dürften einige Candidaturen neu in Aussicht zu nehmen sein, zumal die Centrumspartei nicht darauf verzichten wird, in einzelnen Wahlkreisen, welche sie schon früher einmal besessen hat, mit Bewerbern aufzutreten und Wahlkreise, wo sie schon früher einmal dem Erfolge nahe war, vereint in Angriff zu nehmen. Wenn jemals, so hat die Partei alle Veranlassung, nach hervorragend tüchtigen Männern Umschau zu halten; die „gute Gesinnung“ allein genügt weniger denn je. Die Zeiten sind schwieriger geworden und die parlamentarische Centrumspartei hat — auch abgesehen vom Tode von Franckensteins, Windthorsts und Peter Reichenspergers —

in den letzten Jahren eine Reihe schwerer Verluste
Im Hinblick auf die beiden Reichsgebiete, welche in der
frage am weitesten auseinandergingen, sei hier nur
innert, daß die schlesische Centrumspartei den Abge
Dr. Franz verloren hat, einen gewiegten Politiker der
horst'schen Schule, und die bayerische Centrumspartei
geordneten Dr. Orterer, der sich mit Recht großen
unter seinen Landsleuten erfreute. Nicht zu vermeiden
ferner nach den unliebsamen Erfahrungen namentlich der
Session, daß manche Wahlkreise ihren bisherigen Vertr
die Frage stellen, ob derselbe in der Lage sei, eine regelm
Anwesenheit in Berlin zuzusagen. Der Absentismus,
Centrum, hat wesentlich dazu beigetragen, den jetzt verabs
Reichstag im allgemeinen Ansehen herabzudrücken.

Wir denken keineswegs pessimistisch bezüglich der
des Centrums, vorausgesetzt, daß es den Erfordernis
seit einigen Jahren wesentlich veränderten Lage ge
werden versteht. Die Wähler haben dabei jetzt ein ge
Wort mitzureden, früher als im Jahre 1890 voraus
war. Die fünfjährige Legislaturperiode hat die Prob
bestanden. Das deutsche Volk hat seine parlamentarisch
schicke einmal wieder in der Hand; es wird — das ka
bei dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlre
bedenklich sagen — denjenigen Reichstag erhalten, den es v

Vom Rhein, 8. Ma

LXXIII.

Der Tempel des Canova in Possagno.

Eine kunstgeschichtliche Skizze.

Wer an den südlichen Abhängen der venezianischen Alpen von Treviso nach Bassano fährt, der berührt unter anderen malerisch an und auf den Vorbergen gelegenen Dörfern und Flecken auch Possagno, den Geburtsort des Bildhauers Antonio Canova.

Am Fuße des mächtigen Monte Grappa, der zwischen Piave und Brenta den am weitesten vorgeschobenen Markstein des Alpengebietes bildet, liegt, von reichem Wein- und Fruchtlande umgeben, das kleine Dorf, hoch genug, um die nach Süden sich ausbreitende Poebene zu beherrschen, welche über eine vor ihr liegende leicht bewaldete Hügelreihe blau und dämmernd herübergrüßt. Die Berglehnen hinan ziehen sich die Campagnen und über ihnen beginnen die Matten, grün oder gebräunt je nach der Jahreszeit, von röthlichen Felsmassen, von Schluchten und Schutthalden unterbrochen.

Das Dorf liegt zu beiden Seiten der prächtigen Straße und bietet einen behäbigen Anblick. Schöne Gruppen von alten Kastanien- und Maulbeerbäumen umgeben dasselbe, und nette Wirthshäuser laden zu gutem Trunke ein. Natürlich ist das Beiwort „nett" nicht absolut im germanischen Sinne zu nehmen und setzt, um ohne Bedenken angewendet werden zu können, eine genauere Bekanntschaft mit italienischen Lebensformen voraus; Fliegen gibt es da ganz genug und

den Geruch von schmorendem Fleische darf der B
auch nicht scheuen; aber dafür sind Tischtuch und Ser
von tadelloser Reinheit und der in Hemdärmeln ersche
Kellner erspart dem Gaste den Anblick eines schwarzen F
von dem die Menu's längstverdauter Mahlzeiten mit De
keit herabgelesen werden könnten, wie wir dieses Klei
stück bei civilisirteren Aufwärtern nur zu oft begegn

Ueber dem Dorfe, an den Berg sich lehnend, ra
weithin sichtbare Tempel, die Pfarrkirche, empor.
gibt es da noch eine von Schulbrüdern besorgte S
das Wohnhaus Canova's und an dasselbe sich schl
eine Sammlung von Gypsabgüssen der Werke des M
welche dem Kunstfreunde eine Uebersicht über die un
fünfzigjährige Thätigkeit desselben gewährt.

In diesem Dorfe nun, welches in der zweiten
des vorigen Jahrhunderts gewiß nicht jene Pros
zeigte, durch welche es heute ausgezeichnet ist, wa
Jahre 1757 einem einfachen Steinmetz ein Sohn ge
der herangewachsen dem Gewerbe des Vaters folgte.

Ornamentale Aufträge, welche der Junge mit G
ausführte, machten auf ihn aufmerksam; ein venezia
Edelmann (Faliero), der in der Gegend begütert war,
ihn nach Venedig und ließ ihn dort die Kunstschule be
wo die Proben seiner außergewöhnlichen Begabung
lange auf sich warten ließen. Von dort ging er nach
Man weiß das Uebrige und ich gehe darüber hinweg,
nicht eine Biographie des Künstlers will ich schreiben, so
nur eine Betrachtung anstellen über seine eigenthü
Erscheinung als Wiedererwecker der classicirenden Scu
als Protagonist einer neuen, abgeschwächten, ephemere
naissance, sowie über das Wesen seiner Kunst und übe
Denkmal, welches er sich in seiner Heimstätte selbst er
hat, über den bereits genannten „Tempio di Can

Möge der Leser mir vorerst nach dem Haus
Künstlers folgen, an welches sich, in einem von dessen B

und Erben erbauten Annex untergebracht, die erwähnte Sammlung der Gypsabgüsse anfügt.

Von außen ist dasselbe unansehnlich, aber die Räume sind bequem und gut eingetheilt. Nach Süden öffnet es sich gegen einen sonnigen blumenreichen Garten mit reizender Fernsicht.

Canova scheint es angekauft zu haben, denn das Gepräge seiner Zeit und seines Geschmackes ist an demselben nicht wahrzunehmen. Hieher kam er wohl zeitweilig, um sich von der Ueberbürdung mit Aufträgen zu erholen, oder in bewegten Zeiten, wenn er sich gezwungen sah, den Meißel ruhen zu lassen, wie z. B. während der Invasion des Kirchenstaates und der Wegführung des Papstes durch die Franzosen.

Während der letzten Jahre seines Lebens weilte er häufig in Possagno, wohl in Anspruch genommen durch den Bau des Tempels, den er selbst, wenn auch nicht leitete, so doch überwachte; auch seinem Lieblingstraume nachhängend: wie in der Plastik, so in der Malerei Bedeutendes zu leisten. Inwieweit er denselben verwirklichte, wollen wir später sehen.

Einige Schritte über den Hof führen den Besucher an den Eingang der Gypssammlung; vor demselben befinden sich auf Piedestalen zwei Fragmente antiker Colossalstatuen, weibliche Füße aus Marmor von großer Schönheit. Andere kleinere Bruchstücke sind in deren Sockel eingemauert.

Ein kühler Hauch heidnischer Nüchternheit weht ihm beim Oeffnen der Pforte entgegen, denn bei allen nicht zu unterschätzenden Eigenschaften des Künstlers, unter denen sein, leider nur nach den Vorschriften der Antike sich offenbarender, Schönheitssinn den ersten Rang einnimmt, fehlt seinen Werken jene Gefühlswärme, welche uns an den christlichen Sculpturen Donatello's, Mino da Fiesole's, Luca della Robbia's, ja selbst noch Michel Angelo's so wohlthätig berührt, und diese langen Reihen der griechischen Mythe ent-

lehnter Gestalten machen in ihrer Gesammtheit
eines zu Gyps erstarrten Bildes von David, des
Sabinerinen" oder des „Schwurs der Horatier",
wohl Canova, wie gleich an dieser Stelle vorläufig
werden mag, sein ganzes Leben lang ein gläubiger
frommer Katholik geblieben ist, so scheint er doch
als etwas vollständig von seinem Leben Getrenntes
zu haben. Nur einmal in seinem Leben wählte
eignem Antriebe einen religiösen Stoff zur Darstellung
dies im letzten Jahre desselben.

Es ist eine eigenthümliche, ja betrübende
zu sehen, wie die Kunst des christlichen Europa, nachdem
im 15. Jahrhundert, knapp vor dem Eintritt der
ihre schönsten Blüthen getrieben, durch jene auf
Pfade gelenkt, mit dem höchsten Grade formeller,
und technischer Vollkommenheit zugleich die Anzeichen
hereinbrechenden Verfalles zeigt, bis sie durch
Farbencultus, durch Manierismus und Gedankenleere
schreitend, mit dem Zeitalter Canova's bei der bedingungslosen
Wiederaufnahme des künstlerischen Paganismus anlangt.

Gewiß, die hellenische Sculptur verdient in vieler
die enthusiastische Bewunderung, welche ihr von
Kunstverständigen entgegengebracht wird; die Schönheit
Ebenmaßes, die uns an ihren Schöpfungen entzückt,
sich gekehrte Leben, welches selbstgenügsam und leidenschaftlos
in den meisten ihrer Gestaltungen athmet, die
liche, maßvoll sich verbergende, tiefe Kenntniß der
der Form, die edle Abgewogenheit der Linien, sie
im Verlaufe der zwei Jahrtausende, welche seit der
der hellenischen Cultur vorübergegangen, nur in den
Fällen annähernd erreicht, nie übertroffen, und
einen der glanzvollsten Höhepunkte menschlichen

Die zur Mythe, zur Poesie gewordene Religion
bei dem Schönheitssinne und der künstlerischen
des griechischen Volkes zu solchen Ausdrucksmitteln

‹d besonders die Sculptur ist jene Kunstform, welche die‹ben in der unmittelbarsten Weise darbietet, indem sie sich, ‹ne gerade unzüchtig zu werden, des Elementes des Nackten ‹ viel weitergehendem Maße zu bedienen vermag, als die ‹Malerei.

Manche der Statuen, welche heute unsere Museen ‹chmücken, waren Götterbilder, in den Tempeln aufgestellt, ‹um von der gläubigen Menge angebetet zu werden. Da sie ‹symbolisirte Verkörperungen von Naturkräften, von Naturtrieben, wohl auch Vergöttlichungen von Heroen sind, so konnten sie ebenso gut zum Schmucke der Prunkgemächer der Reichen und Vornehmen dienen, die verzeihlicher Weise nur wenig Glauben an den Olymp bewahrt hatten, und ihr Zweck bestand dann nur mehr in ihrer Schönheit, aber unter allen Umständen waren sie der Ausdruck des hellenischen Geistes.

Daß wir heute die Ueberbleibsel dieser untergegangenen Cultur als kostbare Reliquien sorgfältig aufbewahren und uns an ihrer Schönheit erfreuen, ist gerechtfertigt; auch ist unsere Bewunderung, wenn in den richtigen Schranken gehalten, mit dem Christenthume wohl vereinbar, aber ein großer Irrthum lag jedenfalls darin, diese Kunst auf christlichem Boden wieder beleben zu wollen, und darin liegt die Erklärung der Mattheit der Werke Canova's, welche uns heute, trotz mancher formeller Tugenden, völlig kalt lassen.

Das junge Christenthum verabscheute mit Recht jene Götterbilder. Ihre Nacktheit, ihre Sinnlichkeit erkannte es für gefährlich und seinen strengen Vorschriften zuwider; ihre Anbetung, der ihnen gewidmete Dienst war Dämonencultus, und wenn es auf die Vernichtung desselben drang, so handelte es ganz im Geiste des Evangeliums. Aesthetische oder archäologische Rücksichten kannte es nicht. Die Barbaren thaten das Uebrige, und die Götterbilder verschwanden unter dem Schutte der eingestürzten Tempel und Paläste. — Erst die vom Humanismus geleitete künstlerische Renaissance hob sie

mit Jubel wieder aus ihrem tausendjährigen Grabe
und zwar, wie wir heute deutlich sehen, zum Sch
Christenthums und der eigentlichen christlichen Kunst

Und welcher Weg war es, der die Kunst von de
ihrer Ausschreitungen, noch immer den christlichen G
festhaltenden Renaissance bis zum Neopaganismus C
und Davids führte? Einfach dieser: Nach der
anstrengung, welche die großen Meister Italiens
Jahrhundert gemacht hatten, um, wie sie sagten, der
lichen Kunst neue Bahnen zu eröffnen, trat alsbald
schlaffung ein. Die knechtische Nachahmung der
Meister führte zum Manierismus; das Zeitalter Ludwigs
und Berninis, mit seiner von oben herab dekretirten U
setzte an die Stelle des Affektes die Affektation und
der Form ein Spiel mit Formen. Doch auch sie hielt
christlichen Gedanken aufrecht, der erst mit der französ
Revolution, sowie aus dem Leben, so aus der Kunst
wurde. Ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, ist C
ihr Kind und folgt ihren Doktrinen, denselben, obwohl
Herzen Christ, durch seinen Meißel den verlangten Aus
gebend.

Um die Etappen dieses Weges unter Führung
Sculptur mit einem Blick zu übersehen, bedarf es
eines Besuches der Kirche von Santa Maria gloriosa
nannt „ai Frari" in Venedig. Die reine und strenge
ung der Kunst des 15. Jahrhunderts, welche man
Ausgangspunkt nehmen mag, zeigt sich daselbst über
Thüre, welche in das Innere des gewaltigen Glockenth
führt, an einem Basrelief: die Jungfrau mit dem
im Arme darstellend. Diese Arbeit eines, wie ich gl
unbekannten Bildhauers ist eine wahre Perle chris
Kunst. Im Innern ist es die Statue eines im Ange
Geschmacke mit herkulischen Muskeln ausgestatteten he
Hieronymus, von Alessandro Vittoria, an welcher s
die Vorzüge als die Ausschreitungen der Sculptur de

Jahrhunderts nachzuweisen sind. Die Zeit Ludwigs XIV., der sogenannte Barokstyl, zeigt sich an dem Colossalmonument Francesco Morosinis, des Zerstörers der Akropolis, in welchem die Brutalität, der Bombast und das Schnörkelwesen wahnsinniger Allegorie eine wahre Orgie der Geschmacklosigkeit darstellen.

Noch andere Sculpturen wären zu erwähnen, welche uns ganz nahe an die Zeit Canovas führen würden; aber die angeführten mögen genügen. Und nun betrachten wir das von Canova selbst concipirte Monument, welches ihm in derselben Kirche nach seinem Modelle errichtet und von dem venezianischen Bildhauer Zandomenghi ausgeführt wurde. Es ist eine etwas modificirte Wiederholung des Denkmales der Herzogin Maria Christina von Sachsen-Teschen, welches wir in der Augustinerkirche in Wien sehen; dieselbe egyptische Pyramide, nach deren Eingang der Trauerzug mit der vorgetragenen Urne sich bewegt, derselbe auf dem betrübten Löwen ruhende Genius — Alles durchaus heidnisch, ohne das geringste Anzeichen, daß es die Grabstätte eines christlichen, der Auferstehung harrenden Mannes darstellen soll. Bei aller nüchternen Formenschönheit, welche auch hier nicht, wie in keinem Werke Canovas, fehlt, wäre es fast zu entschuldigen, wenn der Beschauer den Blick nach dem eben beschriebenen Denkmal Morosinis richtete, bei dessen Betrachtung er, wenn schon nicht Erbauung oder Befriedigung, so doch eine Art von Unterhaltung fände.

Nach dieser kurzen Digression, welche nöthig war, um die künstlerische Erscheinung Canovas zu erklären und ihr in unserem Urtheil den richtigen Platz anzuweisen, wollen wir einen eingehenderen Blick auf einige der Gypsabgüsse werfen, und da finden wir die Individualität des Künstlers am ersten in seinen Porträtstatuen und Büsten.

Unter diesen verdient vor allen anderen unsere Bewunderung die sitzende Gestalt Madame Lätizia Bonapartes, der Mutter Napoleons I.

Der herrlichen Bronzestatue Agrippinas, welche
den Uffizien zu Florenz befindet, nachgearbeitet,
hier die Mutter des gewaltigen Corsen in einem
sinnend sitzen, eine Hand im Schooße ruhend, den
Arm auf die Rücklehne des Stuhles gelegt, das
matronenhafter Schönheit, die ganze Gestalt von
heit übergossen; ein historisches Porträt ersten Range

An sie reihen sich zwei Büsten des Imperators,
falls einer bedeutenden Charakteristik nicht entbehrend,
doch wohl etwas ausweichender und verallgemeinernder
handelt. Canova war zu sehr in seinem
befangen, um sich der Natur ganz und vertrauensvoll
zugeben; selbst im Porträt vermied er den Realismus.
ihn mit soviel Glück Alessandro Vittoria in seinen
büsten aus Terracotta zur Geltung brachte und wie
neuerer Zeit besonders von den Franzosen und der
schule bis zur photographischen Genauigkeit getrieben
was wohl einen anderen Abweg der Plastik bedeutet.

Der Kopf einer Colossalstatue, welche im Auftrage
Kaisers gefertigt, denselben vollständig nackt mit einer
Siegesgöttin auf der Flachhand zeigt, ist nach einer
kleineren Büsten gearbeitet; die ganze Gestalt zeigt
Verhältnisse, das Angesicht die sphinxartige
des gekrönten Fatalisten. Fast ebensowenig bekleidet zeigt
uns die Schwester Napoleons, die Fürstin Pauline
welche auf die erstaunte Frage einer Dame: wie sie so
bekleidet dem Meister als Modell dienen konnte? noch
staunter geantwortet haben soll: ich versichere Sie, es
gar nicht kalt im Atelier! Diese Statue ist wohl eine
schwächsten, die Canova geschaffen.

Die Papstgestalten der Mausoleen Clemens XIII.
Clemens XIV. entschädigen indessen für den faden
der ebengenannten schwächlichen Nacktheit; sie sind
und würdevoll, und so wie alle Werke Canovas, bei
er gezwungen war, unter dem Einfluß der concreten

lichkeit zu schaffen, auch charakteristisch und von scharf ausgeprägter Persönlichkeit. Auch Pauline Borghese ist unter dieser Einwirkung entstanden, aber wahrscheinlich hatte der Künstler viele Gründe, nicht allzu aufrichtig in der Wiedergabe ihrer Formen zu sein.

Joachim Murat, der Schwager Napoleons und durch ihn König von Neapel (denn er theilte Kronen aus, sowie die heutigen Monarchen ihre Photographien verschenken), die Kaiserin Marie Louise, Alfieri, der ehrwürdige Kaiser Franz von Oesterreich, der Canova später den von der Stadt Mailand zu Ehren Napoleons bestellten Theseus abkaufte, und viele andere Porträtbüsten sind vortrefflich und wären es in noch viel weitgehenderem Maße, wenn Canova nicht die bereits erwähnten Belebungsmittel Vittorias und der Neueren verschmäht hätte.

Natürlich sind es bei diesen Mausoleen wieder die egyptischen und griechischen Formen, als der nach den Anschauungen Canovas würdigste Ausdruck des Todtencultus, welche die schönen und wirklich im christlichen Geiste concipirten Papstgestalten mit einem Hintergrund heidnischer Leere umgeben, die durch die im hellenischen Gewande erscheinenden Gestalten des Glaubens, der Religion, sowie durch den nie fehlenden trauernden, die Fackel verlöschenden Genius, keineswegs vermindert wird.

Von weiteren dem christlichen Ideenkreise angehörenden Darstellungen sind nur noch zu erwähnen: eine büßende Magdalena und eine „Pietà“ oder Leiche Christi, unter dem Kreuze im Schooße der trauernden Mutter ruhend.

Erstere, den Leib dürftig mit einem Felle umhüllt, die langen Strähne des Haares sorgfältig über den Brüsten getheilt, um diese reizvoll zur Geltung zu bringen, halb knieend, halb sitzend und mit schmerzerfüllter Miene ein in ihren Händen befindliches Kreuz betrachtend, ist schön und empfunden und entspricht der Auffassung der Verfallszeit, welche sich dieser Heiligen, sowie Judiths, der Töchter Loths,

der keuschen Susanna und anderer biblischer oder legen-
ischer Gestalten bemächtigt hatte, um der Sinnlichkeit,
auf religiösem Boden, ein wenig Raum zu schaffen.

Die Pietà (aus seinem letzten Lebensjahre datirend)
die einzige Arbeit des Meisters, welche im christlich tradition
Sinne den ergreifenden Vorgang ohne den Beigeschm
abkühlender heidnischer Formgebung mit richtigem
warmem Gefühle darstellt.

Eine Menge bedeutender Statuen wären noch zu nenn
denn Canova war ein unermüdlicher Arbeiter, aber zu welche
Zwecke sich weiter mit deren Besprechung aufhalten? D
Grabmal in Wien und der jetzt, ich weiß nicht ob gerad
zu seinem Vortheile, auf der Treppe des neuen k. k. H
museums aufgestellte, den Centauren bekämpfende Thes
gehören zu den hervorragendsten Leistungen des Meiste
und ein Blick auf ihre unläugbar hohen, formellen u
besonders technischen Tugenden wird den Beschauer sich
zur Erkenntniß der Eigenschaften und Irrthümer desselb
führen, als dies ganze Bände von Aufzählungen und B
schreibungen zu thun im Stande wären.

So viel über Canova als Bildhauer.

Betrachten wir ihn nun als Maler; nicht als ob se
Gemälde bedeutend wären, wovon sie weit entfernt si
aber doch insoferne, als man glauben könnte, daß sie geeig
wären, Aufschluß über sein ganzes Wesen, über das Ide
Kapital, über welches er verfügte, sowie über seine allgeme
Kunstbildung zu geben.

Eine skizzirte Hand von Michelangelo, ein Bein,
Leib mit der Feder auf einen Fetzen Papier hingeschrieb
(und er war mehr Bildhauer als Maler), ja selbst e
solche Skizze von dem manierirten Bandinelli, der n
Bildhauer war, geben Zeugniß von dem ganzen Können d
Künstlers, dokumentiren seine Formkenntniß, seinen kün
lerischen Sinn, seine Auffassung, seine Kunstanschauunge

Nichts von alledem ist an den Gemälden Canovas

bewahren, welche sich kaum von den nichtssagendsten Versuchen gewöhnlicher Dilettanten unterscheiden!

Da finden wir vorerst in einem Gemache seines Hauses kleine in Deckfarben auf schwarzem Grunde ausgeführte Imitationen pompejanischer Wandgemälde: Bachantinen, Opferprocessionen, Tänzerinen, Spiele, den bekannten Vorwurf „wer kauft Liebesgötter?“ rc. Diese Skizzen, obwohl äußerst manierirt und gedankenlos, sowie von der kümmerlichsten Form, gehen noch an, aber geradezu von wehmüthiger Komik sind eine Anzahl den Salon, ich weiß nicht soll ich sagen, schmückender Oelbilder, in kleiner Lebensgröße gehaltene Nacktheiten darstellend. Mit dem Ausdruck einer zaghaften, verwässerten Sinnlichkeit blicken diese schwach oder gar nicht verhüllten Göttinen auf den Beschauer herab, der, wenn er je die etwas schlüpfrigen Novellen Claurens gelesen haben sollte, unwillkürlich der in denselben beschriebenen, zimpferlich koketten Frauengestalten oder besser „Frauenzimmer“ sich erinnern wird.

Man frägt sich bei diesem Anblick, wie ein doch offenbar außergewöhnlich begabter, auf seinem Gebiete alle Bewunderung verdienender Künstler, beim Uebergreifen auf jenes einer Schwesterkunst, auf demselben auch nicht das bescheidenste Mittel finden konnte, um zu zeigen, mit welcher Meisterschaft er das seinige beherrschte.

Diese Gemälde, welche heute selbst von den wärmsten Bewunderern der Sculpturen des Meisters belächelt werden, wurden, wie aus allen kurz nach seinem Tode über sein Leben und seine Kunst geschriebenen Büchern erhellt, von seinen Zeitgenossen als Meisterwerke der Malerei gepriesen. Auch er selbst scheint, trotz seiner Bescheidenheit und seiner hohen, obwohl einseitigen künstlerischen Bildung, nicht unzufrieden mit denselben gewesen zu sein.

Endlich hat Canova für seinen Tempel, und zwar in bedeutenden Dimensionen, das über dem Hochaltar befindliche Bild, eine Grablegung Christi, gemalt und dies führt

uns nun zu dem Objekte, welches dem Schreiber diese
trachtungen den Anlaß zu denselben bot.

Wir haben gesehen, wie unser Künstler den
der Sculptur, welchen das 18. Jahrhundert zeigt,
erkennend, in der entschiedenen Umkehr zur Antike
Mittel gefunden zu haben glaubte, sie wieder in die rich
Bahnen zu leiten, und wie er unter dem Einflusse
Bestrebungen, die in Frankreich der Revolution vorherg
und sie begleiteten, dieselbe vollständig auf heidnischen
stellte, nicht einsehend, daß selbst in den Schöpfungen
verzopftesten Entartung noch immer ein größerer
von christlicher Gefühlswärme war, als in der durch
und Genossen so umgestalteten Kunst; eine Verblend
die in einer Zeit allgemeiner Ideenverwirrung beson
auf den delikaten Gebieten der Kunstanschauung um so
schuldbarer erscheint.

Waren aber die Bestrebungen der Encyclopädisten
der Revolution, auch in Beziehung auf Kunst, nach Um
des Bestehenden und besonders auf die Vernichtung
Christenthums gerichtet, so war hingegen Canova, wie
erwähnt, trotz seiner künstlerischen Verkleidung ein glän
Katholik geblieben, der die Hingabe an den heidni
Classicismus nicht nur mit christlicher Lebensanschau
verträglich, sondern vielleicht sogar für Wiederherstel
christlicher Kunst förderlich fand.

Das italische Bauernvolk ist, besonders in den ehe
venezianischen Provinzen, auch heute noch religiös, ob
in seiner Art und trotzdem von dirigirender Seite n
versäumt wird, was den Glauben untergraben und
Kirche schaden könnte; umsomehr aber war dies im vor
Jahrhunderte der Fall.

Der arme Steinmetzlehrling war bei Salve Regin
bei Rosenkränzen und Litaneien aufgewachsen und von
seinen Biographen wird nachgewiesen, daß die in Folge
Revolution sich mehr und mehr verbreitende Aufklärung

Freidenkerei, das Künstlerleben und endlich die Atmosphäre der großen Welt den schlichten, kindlichen Glauben des in sie mitten hineingeworfenen, berühmt gewordenen und von einem förmlichen Cultus umgebenen Künstlers nicht einen Augenblick zu trüben oder zu verdunkeln vermocht hatten, so daß er in älteren Tagen nicht zu demselben zurückzukehren brauchte, sondern alsdann nur darnach trachtete, ihn, dem er in seiner eigenen Kunst wenig Raum gelassen, auf anderem Wege zu überzeugendem Ausdrucke zu bringen.

Wie er dies gethan, werden wir gleich sehen, und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß es trotz der reinen Ueberzeugung, mit welcher er der von ihm eingeschlagenen Richtung stets gefolgt, ein Rückblick auf seine ganze Thätigkeit war, der ihn veranlaßte, dieselbe mit einer großartigen Kundgebung im christlichen Sinne, wenn auch in heidnischer Gewandung, abzuschließen.

Als der erste und gefeiertste Bildhauer seiner Zeit — wir werden am Schlusse sehen, welch hohe Meinung sie von seiner Kunst hatte — war Canova durch unermüdliche Arbeit und ein geordnetes Leben, nebst Ehren und Auszeichnungen (er ward in den Adelsstand erhoben), zu einem fürstlichen Vermögen gelangt. Er war unverheirathet geblieben, hatte nur einen Bruder, der den geistlichen Stand ergriffen hatte und eine Schwester, welche in der Heimathgemeinde verheirathet war. Er konnte daher selbst bei reicher Fürsorge für dieselben über einen großen Theil seines Reichthumes verfügen, ohne darum seine Verwandten zurückzusetzen oder ihnen wehe zu thun, und so kam er zu dem schönen, hochherzigen Entschluß, an die Stelle der alten, den Bedürfnissen der Gemeinde nicht mehr genügenden Pfarrkirche, auf eigene Kosten ein mächtiges und glanzvolles Gotteshaus erbauen zu lassen. Daß er dabei den in seinen Augen schönsten, für alle künstlerischen Aufgaben geeignetsten heidnischen Formen vor allen anderen den Vorzug gab, ändert nichts an der wahrhaft christlichen Bedeutung dieses

großartigen Geschenkes, und dieser Tempel ragt jetz
als ein beredtes Zeugniß der tief christlichen Gesin
eines Mannes, der als Künstler durch sein ganzes
im Dienste heidnischer Ideen und Anschauungen gewirkt

Seine Kunst ist, wenn nicht vergessen, so doch in
seiner Werke veraltet, ein Beweis, daß sie trotz aller
Eigenschaften nicht die richtige war, denn diese, wo
sie uns entgegentritt, zeigt, wenn unser Blick nicht
ist, das Gepräge ewiger Jugend und Unvergänglichkeit.

Das Gotteshaus aber, wenn auch in heidnischer For
spricht auch heute warm zu den Herzen derer, welche
Gründer an dieser seiner Heimathsstätte einen Angeb
der Erinnerung schenken wollen.

Der „Tempel“ ist eine im Ganzen nicht zu verkenn
Nachbildung des Pantheon von sehr bedeutenden Dimensio
Eine mehr als die ganze Breite des Gebäudes einnehm
escarpirte, mit Dessins in Kieseln ausgelegte Rampe fü
vom Dorfe geradlinig hinan dem Tempel zu, der vi
frei steht und von allen Seiten verschwenderisch mit R
umgeben ist. Eine gewaltige Stufenreihe vermittelt
Zugang zum Peristyl, welches einen von hohen joni
Säulen getragenen und von einem Tympanon gekrö
Vorbau bildet; durch die geräumige Pforte tritt der
sucher in das Innere, dessen kreisförmiger Raum von e
innen cassettirten, von außen mit schuppenartig gele
Steinplatten eingedeckten Kuppel geschlossen wird.

Keine sogenannte „Laterne“ schließt diese Kup
sondern sie ist nach Art des Pantheon nach oben o
obwohl mit Glas gedeckt, und der von keinem weit
Fenster erhellte Raum erhält durch diese Oeffnung ein f
liches Oberlicht, welches auf den Besucher stimmend einwi
Die Cassetten der Kuppel sind mit Rosetten ausgefüllt
an der gerundeten Wand steigen Halbsäulen zu dem mächti
Kranzgesimse empor. Der ganze aus Quadern aufgefü
Bau ist schön, würdig und in allen Details von der fo

…ltigsten Ausführung. Der Chor, etwas erhöht, durchbricht …e Kreisform und schiebt sich nach rückwärts gegen die Berg…hne hinaus. Sechs Kapellen öffnen sich von innen zwischen …en die Kuppel tragenden Pfeilern, ohne nach außen die …reisform des Gebäudes zu unterbrechen. Vier derselben …ind durch Altäre, eine durch den Marmorsarg, der die Asche …anovas enthält, und die ihr gegenüberliegende durch das …Original der bereits gelegenheitlich der Gypssammlung erwähnten Pietà ausgefüllt. Pietätsvoll gegen alte Kunst hat Canova es sich angelegen sein lassen, diese Altäre mit angekauften Meisterwerken zu schmücken, darunter eine reizvolle „Mater misericordiae" von Moretto da Brescia, vor welcher zwei sich ihrer Fürbitte empfehlende, in weiße Gewänder gehüllte Bruderschaftsmitglieder knien. An den heiligen Antonius Abbas ist, als den Namenspatron des Erbauers, auch fromm gedacht und sein Bild schmückt ebenfalls einen der Altäre. In die Seitenwände der Kapellen sind von Canova modellirte Basreliefs eingelassen, welche sowohl der Genesis als den Evangelien entnommene Stoffe darstellen; die Schöpfung, die Erschaffung des Menschen, Kain und Abel 2c., in traditioneller Ordnung aneinander gereiht und bei aller Dürftigkeit doch dem christlichen Gedanken Ausdruck gebend. Die neutestamentarischen Vorgänge, offenbar dem Meister in der Form sehr ungeläufig, sind von an Komik streifender Sonderbarkeit, so daß sich z. B. in Beziehung auf die Darstellung des Besuches Mariä bei Elisabeth, welche beide Frauen sich umarmen, die Sage herausbilden konnte, es stelle Canova dar, wie er von seiner Mutter Abschied nimmt!

Das bereits gelegentlich der Malversuche des Künstlers erwähnte Bild des Hochaltars ist nach dieser Richtung auch nicht ohne Interesse. Es ist eine Leinwand von großen Dimensionen und überhöhtem Format Die untere Hälfte desselben zeigt die, auf einer mit weißem Lacken bedeckten Bahre, gerade ausgestreckt liegende Leiche Christi, von dessen

Mutter, den trauernden Apoiteln und Frauen
und erinnert in der Anordnung an die vielen
welche Canova für Grabstätten geschaffen hat.
Hälfte des Raumes auszufüllen, mag ihm viel
verursacht haben, bis er sich entschloß, es mit der
eines Gott-Vaters zu versuchen. Aber wie hat
schwierige Aufgabe gelöst, denn ihn nach christlicher
als alten Mann darzustellen, das ging seiner Kunst
gegen den Strich? So malte er denn eine
körperlose Lichterscheinung hin, so Etwas, das
Feuerwerkskörper erinnert. in dessen Mitte man
menschliches Angesicht und ausgebreitete Arme errathen
So mag sich die damalige Welt das eben erst vor
durch Robespierre wieder eingesetzte „höchste Wesen“
gestellt haben. Daß aber der großmüthige Gründer
Tempels das Bild mit eigener Hand malen und
die Ehre geben, ihn an der heiligsten Stätte durch
Kunst verherrlichen wollte, ist gewiß rührend und
Schwächen, alle Sonderbarkeit dieses Werkes vergessen

Leider hat Canova selbst den von ihm erbauten
nicht fertig gesehen; der Tod rief ihn ab, bevor er
völlig zu Stande gekommen.

Noch ist des in einiger Entfernung vom Tem
beträchtlicher Höhe sich erhebenden Glockenthurmes
wähnen, der aus Quadern herrlich gefügt, von einem
hause gekrönt ist, welches, selbst wieder ein kleiner
das in jeder Kunstgeschichte angeführte zierliche
des Lysikrates nachahmt.

Wenn wir schließlich noch hinzufügen, daß
am Fuße der Anhöhe befindliche und bereits
Schule von Canova gegründet, eingerichtet und
so haben wir ein Gesammtbild des wohlthätigen
dieses Edlen, welches auf sichererem Boden stehend,
jenes künstlerischen Ruhmes ist, gewiß nie, so wie
den Schwankungen der Meinung unterworfen sein

Und nun wollen wir zum Schlusse noch sehen, wie ..ne Zeit über den Künstler dachte, und daraus entnehmen, ..ie die Kunstanschauungen in einem Zeitraume von 70 Jahren ..ch verändern und umgestalten können.

Ich wähle, um dies zu zeigen, ein allgemein verbreitetes ..uch, von dem angenommen werden kann, daß es die mittlere ..einung, welche zur Zeit seines Erscheinens herrschte, zur ..ichtschnur seiner Aufstellungen nahm, das Brockhausische ..onversationslexikon und zwar vom Jahre 1822, dem Todes- ..ahre unseres Künstlers. Unter dem Artikel „Canova (Ritter, ..ntonio)“ lesen wir folgende Urtheile:

„Canova ist der dritte Bildhauer, der in neuerer Zeit eine Epoche für seine Kunst gründete. Michel Angelo Buonarotti war der erste, Bernini der zweite“.

„Canova kann als Wiedererwecker des reinen Schönheitssinnes und des lieblich reizenden Styles anerkannt werden“.

„Schon frühe äußerte sich die Neigung des Knaben zum Modelliren; in seinem 12. Jahre formte er bei Gelegenheit eines glänzenden Gastmahles, welches der Nobile Faliero gab, in dessen Küche einen Löwen von Butter zum Aufsatz für die Tafel. Doppelt merkwürdig bleibt dies, da der große Künstler immer eine Vorliebe für Löwen behielt und sie besonders meisterhaft bildete und da sein entschiedener Sinn für das Weiche und Mürbe ihn zu der Wahl seines ersten Stoffes geleitet zu haben scheint. Im 25. Jahre vollendete er die Gruppe Dädalus und Ikarus in Lebensgröße in carrarischem Marmor; sie ist merkwürdig als ein Denkmal so früher Jugendzeit, aber sie hat noch keine Spur von Form und Styl und ist eine dürftig treue Nachahmung gemeiner Natur“.

Der Künstler geht dann nach Rom, wo eine kleine Apollostatue, obwohl „schwach und charakterlos“, nach Meinung des Artikelschreibers den Uebergang Canovas zum „Idealischen“ bezeichnet.

Von dem Mausoleum Clemens XIV. wird ge
blieb bei dem Herkömmlichen und verbesserte nur d
Berninis Schule ganz gesunkenen Geschmack. Das M
bildet eine Pyramidengruppe rc."

Mit Amor und Psyche „betritt der Meist
eigenen Weg, der sich ganz entschieden zum Reizen
Lieblichen neigt".

„Eine büßende Magdalena gehört zu den
werken, in denen der Künstler das Verschmolzene und
am weitesten getrieben hat; der erschlaffende Affekt
ist sprechend ausgedrückt. Fröhlichere Empfindunge
das Bild einer Hebe. Hier ist der Künstler in seine
des Gefälligen und Reizenden".

Von dem „rasenden Herkules", der den Li
Meer schleudert, wird gesagt, daß sie einen „widri
Schönheit unverträglichen Eindruck" mache und bew
diese „Gattung" nicht zum Berufe unseres Künstlers
zugleich aber wird gefunden, daß die beiden, recht lang
Faustkämpfer „weit gelungener" seien. An dem
Marie Christinens von Sachsen-Teschen wird die E
„originell" gefunden und „zum ersten Male wagt
der Künstler, die Bahn des Herkömmlichen zu verla

Vom „Perseus" wird behauptet, daß man, we
sich von seinem Anblick losgerissen, nicht „eine,
viele Statuen gesehen zu haben meint".

Endlich werden in dem Artikel die vorzügliche
raktereigenschaften Canovas, seine Einfachheit, Mil
Güte gegen Jedermann hervorgehoben, und dies ist
ganzen Aufsatze wohl das absolut Richtigste.

Aus dem Grundtone dieser Aehrenlese, verglic
der Gleichgültigkeit unserer Tage gegen die Werke C
mit dem Enthusiasmus für Realistik einerseits und a
seits mit der heutigen, obwohl auf Wenige besch
christlichen Kunstanschauung können wir sehen, welchen
lungen die Begriffe von Kunst unterworfen sind, denn

eine von den eben angeführten Behauptungen dürfte heute bedingungslos und unangefochten hingenommen werden; was dort an dem Meister gepriesen wird, betrachten wir heute fast als seine Schwächen, und in jenem tadelnd erwähnten Dädalus erblicken wir gerade eines jener von ihm geschaffenen Werke, welche am klarsten Zeugniß von seiner hohen Begabung geben und annehmen lassen, daß, wäre sein Leben in eine Zeit sicherer und besonders christlicher Ueberzeugungen gefallen, seine Werke jetzt auf jenem Boden der Unwandelbarkeit stehen würden, welche allen großen Kunstschöpfungen großer Epochen eigen ist.

Canova war der letzte jener Künstler der Vergangenheit, dem nicht nur sein Land, sondern die ganze Welt öffentliche enthusiastische Beweise der Anerkennung entgegenbrachte, die nicht nur in Orden, Titeln und Auszeichnungen aller Art bestanden, wie sie ja auch heute noch großen Künstlern verliehen werden, sondern die auch vom Volke ausgehend ihm überall, wo sein Weg ihn hinführte, Triumphe bereitete.

Von Raphael, von Guido Reni, von Rubens und Van Dyck, als den Malerfürsten, wird Aehnliches erzählt, wie ja auch bedeutende Dichter der Vergangenheit auf dem Capitol gekrönt worden waren.

So schenkte die Republik Frankreich Canova, gelegentlich seiner ersten Fahrt nach Paris, einen fürstlichen Reisewagen; wo er hinkam, eilte das Volk herbei, um ihn zu begrüßen; der strenge und hochmüthige Napoleon ließ sich mit ihm in lange Gespräche über Politik ein und nahm die oft sehr gewagten Aeußerungen des italienischen Patrioten nicht übel; Könige und Fürsten wetteiferten ihn auszuzeichnen, und Künstlergenossenschaften, wie die Royal Academy von London, gaben ihm glanzvolle Feste. Pius VII. machte ihn, nachdem er in diplomatischer Mission, und nicht ohne die größten Schwierigkeiten und persönlichen Mühen, die Rückgabe der aus Italien fortgeführten Kunstschätze durch Vermittlung der Mächte erlangt hatte, zum Marchese von Ischia mit

einem lebenslänglichen Jahrgehalte von 6000 Scud.,
großmüthig zu wohlthätigen Zwecken verwendete.

Die heutige Welt kennt einen solchen Cultus
Eine Zeit lang war es Sitte, Sängerinen und Tänz
so auszuzeichnen; doch auch dies hat aufgehört.
haben Anderes zu denken. Der berühmteste Maler
Bildhauer mag heute in was immer für einem Bah
aus dem Coupé kriechen, ohne daß irgend ein Emp
hindere, mit seinem Reisesacke in einen obscuren Mieth
zu steigen, um sein Hotel aufzusuchen.

Auch in dieser Hinsicht haben sich die Zeiten ge

Wien. Heinrich Rei

LXXIV.

Abendstunden in Italien.

IV. (Schlußartikel.)

Verona, April 188 . . .

Heute früh hängt mir eine halbfertige Gedanken
in der Seele wie ein Gespinnst, welches die spinnende Z
berin Phantasie vergessen, als sie vor dem Lichte des
wachens die Flucht ergriffen hat. Es ist eine Antwort
eine gestrige Frage: Hat es auch einen Werth für dich,
du jetzt im holden Lande der Künste weilest, an die W
Einfälle zu heften, von denen vielleicht der beste nie
die Seele eines Meisters an ihrer Spiegeloberfläche
kräuselt hat?

Ich will den Gedanken auf das Blatt des Tagebu
werfen, bevor ich nach San Giorgio in Braida gehe,

Meisterwerk Paolo Veronese's zu sehen, bevor ich den Giardino Giusti nochmals aufsuche, im Morgenlicht und Morgenduft von einem Paradies Abschied zu nehmen. Mit der Fee, welche meine Träume spinnt, muß sich Aristoteles unterhalten haben. Als hätt' ich die Stellen einmal auswendig gelernt aus der „Redekunst" (Buch I., Kap. 11.), liegen sie aufgeschlagen in dem Buche meines Gedächtnisses.

„Vom Angenehmen . . . . Ferner ist das Lernen und das Bewundern angenehm in den meisten Fällen. Denn: in dem Bewundern ist das Verlangen, zu erkennen, enthalten, weßhalb der Gegenstand des Bewunderns ein Gegenstand des Begehrens ist; in dem Lernen aber liegt die Versetzung in den naturgemäßen Zustand (der Angeregtheit, des Thätigseins). Da nun das Lernen, das Bewundern und ähnliches angenehm ist, so muß auch das Nachgebildete Lust gewähren, wie die Werke des Malers, des Bildhauers, des Dichters; und zwar ist angenehm alles gut Nachgebildete, wenn auch der Gegenstand des Urbildes nicht angenehm ist. Denn nicht an diesem haftet der Reiz, sondern an einem Schlusse, daß nämlich das Eine das Andere sei; dadurch kommt ein Lernen zu Stande".

Die mitgetheilte Gedankenreihe, wenn ich genau nachsehe, ist bei Aristoteles durch eine Bemerkung unterbrochen, welche scheinbar einem ganz andern Gebiete zugehört. „Gutes thun", schiebt der Philosoph zwischen seine ästhetischen Betrachtungen ein, „und Gutes erfahren, gehört auch zum Angenehmen. Denn Gutes empfangen, heißt erlangen, wornach man begehrt; Gutes erweisen, aber heißt haben und Ueberfluß haben, und nach beiden trachtet man. Darum, weil die Erweisung des Guten angenehm ist, bereitet es den Menschen Lust, zu bessern an den Nebenmenschen und überhaupt, das Unvollständige zu vollenden".

Steht diese moralische Auseinandersetzung außer Zusammenhang mit der ästhetischen? Ich glaube nicht. Ich bin überzeugt, des Philosophen tiefere Gedanken, da er die

beiden äußerlich nicht ganz **stimmenden** Betrachtun
sein Pergament oder auf seinen **Papyrus** setzte. Sein
„Unvollständiges vollenden", **Ideale schaffen**, Sch
erzeugen, ist das Angenehmste für **den Menschen**. E
gibt er dem edlen Drange nach **durch „Gutesthun"**,
daß er aus seinem idealen **Ueberflusse dem** unvollkom
Nebenmenschen die natürliche, **geistige**, sittliche Vollk
das Ideal, das Ziel seiner **möglichen** Entwicklung
Oder sein Drang geht darauf, **das Ideal** sich selber
zu lassen; bewundernd will er **lernen**. **Lernen** aber i
naturgemäße Wachsen des **Geistes**, **das** Heranreifen
Geistesblüthe. Ein vorzügliches **Mittel hiefür** ist di
trachtung hoher Geisteswerke. **Diese sind entweder** vol
nach Gegenstand und Ausführung; **dann reift** an
den Schöpfungen auf der **Sonnenhöhe des** Ideals,
Geist zur reinen Schönheit; „*καλοκἀγαθία*" heißt
Hellene. Oder die Ausführung **nur ist vollendet**;
lern' ich, indem ich schließe: das **vollendet** gegebene
bild entspricht dem mangelhaften **Urbild** — **zugleich**
schließen: das mangelhafte Vorbild **sollte so und so**
werden, um mangelloses Urbild zu sein. **Wären** Gege
und Darstellung gleich fehlerhaft, dann **läge kein** Kun
vor, und der Gegensatz **des Bewunderns**, **der** ein
genehmes zum Vorwurf hätte, ließe mich **nur soviel**
daß das „Bilden" jedenfalls nicht nach **der Weise des**
widrigen erfolgen kann und darf.

Als Antwort auf meine Frage: **Was wird** di
Umgang mit Kunstwerken einbringen? **tröstet mich** dem
geistvolle Satz, für mich gewendet: „**Beim Zurück**
darauf kommt mich zuweilen dasselbe **Wohlgefühl** an,
nach einer guten That oder nach einem **starken Gebet**.
ist etwas sehr Menschenwürdiges, ernste **Wahrheiten** z
örtern, selbst wenn sie keinen bestimmten **Nutzen** brin
denn die Wahrheit an sich schon ist etwas **Edles und**
erschaffenes, und es ist etwas Schönes, wenn **sich die** G

gebildeter Männer in Bewegung setzen, um sich in einander zu verflechten, im Wechselgespräch einen Gegenstand zu erfassen und ihn nach allen Seiten hin zu bearbeiten, bis er zum hell geschliffenen Diamant einer bestimmten Wahrheit sich gestaltet". [1])

Ich wage wohl zu sagen: Es ist mir fast gleichgiltig, was ein Denker gedacht, was ein Künstler empfunden, was Shakespeare und Phidias geschaut haben bei dieser und jener Schöpfung — es ist mir schon herrlicher Gewinn, wenn mein eigenes Denken und Fühlen Funken gibt, indem es sich mit den unsterblichen Werken des Genius berührt. Schon bin ich zufrieden, wenn ich meines Shakespeare's Satz: „Was du nicht fühlst, davon kannst du nicht reden", dahin umwenden darf: „Nun fühl' ich's gut — nun mag ich's auch erjagen!" Dabei weiß ich sehr gut die Ergüsse der sogenannten Kunstkenner zu würdigen. [2]) Es geht ihnen oft mit ihrem Gered' und Geschreib über die Meisterstücke wie schwätzenden Naturforschern. Man höhnt diese mit Recht, wenn sie thun, als wären ihre Entdeckungen über den Grund einer Naturerscheinung weit wichtiger als der Träger der Erscheinung oder gar als der Urheber ihres Gesetzes. Was ist werthvoller in dem Haushalt und für den Bestand unseres Sonnensystems: die Berechnungen des Engländers Adams und des Franzosen Leverrier, welche den 4. und 12. August sowie, unabhängig hievon, den 23. und 24. September 1846 zur Entdeckung des Planeten Neptun geführt haben? oder die Existenz des Planeten selbst

1) Alban Stolz, Wilder Honig, S. 46.

2) Einer dieser „Gelehrten" schrieb vor nicht langer Zeit ein Goldgefäß, das in einer lateinischen Inschrift an seinem Fuß angibt, es sei zu Palermo gefertigt worden, dem berühmten Goldschmiede „Panormi" zu. Der Schnitzer ward auch in einer eigenhändigen Anpreisung des betreffenden Schriftwerkes durch einen Artikel wiederholt. Später wird dann eine Preisaufgabe gestellt: „Leben und Werke des Goldschmiedes Panormi".

und die Weisheit Desjenigen, der seine Bahn als ein
rechenbare geschaffen? —

San Giorgio in Braida ist sehr alten Ur
Sieben Jahre vor der Geburt von Veronas berüh
Architekten begann man die Kirche im Renaissance
zugestalten. Der Meister, Michele Sammicheli (geboren
unter dem großen Bramante zu Rom gebildet, sp
den Dienst der Republik Venedig getreten, schuf zu
und Verona Werke, die unter die unsterblichen
Die Befestigungen fast alle, welche die stolze
königin an der Adria vertheidigten, sind von ihm ve
und vergrößert worden (Lido, Candia, Nauplia u. a.)
Schmucke der Fürstin fügte er den großartigen Palazzo
rechts am Canal Grande, wenn wir die Fahrt v
Piazzetta vor San Marco beginnen. Der Palast mi
klassischen Façade bezeichnet den Höhepunkt des venez
Prachtbaues und ist der glänzendste Ausdruck selbstb
Würde, festlicher Zier, wie sich derselben eine
venezianischer Nobili freuen mochte. Seine Vaterstadt
verdankt dem Sammicheli gleichfalls den größten
ihrer alten Festungsanlagen mit den majestätischen
Der irdischen Herrlichkeit dienen die zwei stolzes
läste: Bevilacqua mit dem malerisch behandelten,
korinthische Halbsäulen feingegliederten Obergescho
der Palazzo Pompei, über dessen Erdgeschoß mit
kraftvollen Rustikabögen sich die ruhigste, wohlt
dorische Säulenordnung erhebt, die ich kenne. Sam
Meisterstück heißen sie diesen Palast mit seiner ernste
nehmen, überaus harmonischen Wirkung. Heute fin
daselbst das Museo Civico mit der für Veroneserku
deutsamen Pinakothek. Das Hauptwerk der kirchliche
das Sammicheli wie schönheitstrunken der Heimath g
ist die Cappella Pellegrini, ein rundes korinthisches
chen in der Kirche San Bernardino, das ich einma
mit dem dorischen Rundtempelchen, dem Tempietto

mante bei S. Pietro in Montorio zu Rom, vergleichen möchte. Für jetzt will ich nichts weiter von Sammicheli's Glanzschöpfungen reden, sondern ein Weniges vorbringen von dem Dienste, welchen der Meister im Festungsbau dem heiligen Ritter Georg gewidmet hat. Das soll mich zu einem Malerfürsten und Sammicheli's Landsmann führen.

Die Baukünstler, welche unmittelbar vor Sammicheli das Heiligthum Georgs verarbeiteten, müssen nicht sehr viele Kunst oder wenig Gewissen besessen haben. Der Architekt mit dem strategischen Blicke des Vertheidigers hatte gleich die Mauern der Kirche zu verstärken, daß sich die Kuppel aufsetzen ließ; den Thurm aber, den nach seiner Anweisung ungeschickte Menschen so trefflich zu Ende führten, daß er nach der Vollendung gleich zusammenfiel, mußte er ganz neu aufbauen. Das Innere der Kirche ward eine wohlthuende Einheit durch die harmonische Anordnung der Säulen, Pilaster, Statuen, Kapellen und Emporen, durch die weise Verbindung der Einzeltheile mittels Bögen und Friesen, so daß das prächtige Presbyterium mit der schönen Kuppel davor ein einfaches Kunstwerk glücklich abschließt.

Das Ziel unseres Besuches in San Giorgio bildet der Hochaltar und auf diesem Paolo Caliari's Gemälde. Sammicheli's jüngerer Zeitgenosse (geb. 1528) überstrahlt diesen an Ruhm, wie die Gluth der Farben den Linienzauber des Bautenkünstlers überglänzt. Caliari hat sich, wie sein Mitbürger, anfänglich von der Heimath weg nach dem reichen, kunstfrohen Venedig gewendet, weil, wie erzählt wird, Verona sein Talent nicht zu würdigen verstand. In der Lagunenstadt hatte jener Meister, welcher der Plato der Malerei genannt werden kann, eine Vollendung dieser Kunst geschaffen, wie sie vor- und nachher bei dem Löwen von San Marco nicht erfunden wird. Tiziano Vecellio (geb. 1477) besitzt einen göttlichen Zug. Wie Hellas' idealer Dichterphilosoph schaut er aus Menschen und Dingen die Harmonie des Daseins heraus, welche in der Anlage ihres

Wesens wohnen sollte, welche auch in ihnen lebt,
trübt und unkenntlich für den gewöhnlichen Blick
lichen. Was die Wirklichkeit zerstreut, verblüht,
gibt, gibt Tizian versammelt, verklärt, in freien
Wer nichts als die „Assunta“ zu Venedig (Akadem
hätte, würde die Wahrheit des Wortes fühlen:
die Grundaufgabe der Kunst so ruhig und ansp
so mit dem Ausdruck der Selbstverständlichkeit
wendigkeit gelöst, wie Giovanni Bellini's ideeng
Schüler. In Tizians Aufnahme der Madonna zum
hat der Genius die letzten irdischen Bande gesprengt
Jungfrau blickt in den Himmel, und aus dem An
Jungfrau blickt der Himmel.

Bei Venezia's Meister zu lernen, kam Paolo
durch die Lagunen (seit 1555). Das Studium
läutert seinen Stil; ein eigentlicher Schüler von i
er nicht. Seine Schöpfungen behalten ihre Selbstä
und es heißt von ihm mit Recht: den eigentlichen
der venezianischen Schule erfassend, hat Caliari das „
bild“ auf eine letzte, die unübersteigliche Stufe d
kommenheit gehoben, und dieser Aufgabe gemäß hat er
Zauber der Farbengebung zu steigern gewußt.
deutet dieser Gelehrtensatz? Während das Hist
ein Gewesenes erzählt, schildert der freie Jünger
in seinen Gemälden das Erzählte als Gegenwärti
das Gewesene als existent; wie bei keinem andere
der Welt findet sich bei ihm der Vorzug des freiest
befangenen, absichtslosen, lebensfrohen, „farbenprä
Daseins. Seine „Gastmähler“ vor allen: Christus
nach Marc. 2, 14 ff. und Luc. 5, 27 ff.; Christus
Pharisäer Simon, Luc. 7, 36 ff. u. v. a. — ze
letzten historischen Fesseln abgeworfen. Die geschichtl
innerung dient hier nur noch als Vorwand, dessen der
nicht entrathen mag, wenn er in ungehemmtem In
Pracht und Herrlichkeit der Erde, zumal ein schön

es Menschengeschlecht im Vollgenusse seiner Existenz rn will.

Aus Venedigs reinem Idealismus holt Paolo Caliari s Geheimniß seiner Kunst, den idealen Realismus; als oriole schmückt ihn aber der Beiname von der versöhnten aterstadt: wir betrachten in San Giorgio Veronese's leisterwerk von erstem Rang. Es ist das berühmte Bild it dem allbekannten Vorwurfe: „Sankt Georg's Marrium“.

Was hat ein unbekannter Briefschreiber Nützliches darber anzumerken? — Soll ich vorerst wiederholen, was mich in angehender Kunstverständiger einmal belehrt hat vor inem Kolossalgemälde Veronese's: „Diesen Meister erkennen Sie leicht an dem reizenden Hündchen, das er überall anbringt: hier ist das Hündchen noch reizender, denn es ist ein Kätzchen“? Soll ich die Kunstansicht des Sant' Uffizio verehren, welches den Meister wegen seiner unheiligen Auffassung biblischer Vorlagen im Gastmahle Levi's zur Verantwortung zog und einen Anstoß fand in den dortigen „Narren, betrunkenen Deutschen, Zwergen und andern Albernheiten?“ Soll ich den Künstler verurtheilen helfen ob seiner Schilderungen „der üppigen venezianischen Tafelfreuden in phantastischen Hallen und Palasträumen?“ Oder soll ich ihm die Gleichförmigkeit in den Posen der Gestalten auf allen seinen Gemälden und seine bizarren Anachronismen vorwerfen? Ist ihm andererseits gedient, wenn ich den „feinen, gedämpften veronesischen Silbergrundton“ aus der Gluth des Colorits in den Einzeltheilen herausfinde? wenn ich, von dem übergroßen Reichthum der Costüme, der zierenden Beigaben absehend, die Schönheit und den Liebreiz seiner Köpfe bewundere? Ist der Meister begriffen, wenn ich das Wort nachspreche: „Zeichnung und Formen sind edel und von höchster Lebendigkeit; an die Stelle der dramatischen Bewegung setzt er ein Schwelgen in den herrlichsten Farben?“

Ist von dem „Martyrium des hl. Georg“ alles gesagt,

wenn mir vorgesagt wird: „Paolo dämpft das
weit als möglich zum Existenzbild, mäßigt sich
auf das behutsamste, meidet die Excesse des
und behält auf diese Weise die nöthige Fassung,
Farben in siegreicher Prachtfülle vortragen zu

Soll ich fortfahren mit den Aufzählungen des
Manch ein Leser könnte daraus abnehmen, daß
sich am besten Kunstreisen macht, wenn man ihm
Engländer: wenn man vor einem Meisterwerk sich
lichsten Bemerkungen aus einem trefflichen Handb
liest. Das würde auf das Wort hinausführen:
glaubt, was andere vermeinen gesehen zu haben.
klar, daß auf solchem Weg keine Anschauung
sachen gewonnen wird. Das wollen aber auch die
Beurtheilungen nicht geben: sie sollen die Begriff
vorausgesetzten Anschauung vermitteln. Geht nun
was ich hier an Kunsturtheilen beigebracht habe,
Wahrscheinlichkeit die Einsicht auf: Paolo Calia
dem großen Tizian, dem Ideenfürsten der Maler,
äußerlich; der Veroneser ist ein Farbenfürst.
zeichnend, daß Guido Reni, farbensüß und idee
wie er ist, gesagt haben soll: wäre ihm die Wah
unter allen Malern, möchte er Paolo Veronese sein
thum der Composition, Genauigkeit der Zeichnung
und Adel im Ausdruck, harmonische Vertheilung
massen, bewunderungswürdige Köpfe, Farbenfri
anderen äußeren und technischen Vorzügen theilt d
Künstler mit dem älteren. (Guido Reni geb. zu Bolog

Was soll ich denn selber in der Georgskirche
von dem Ehrenbilde des heiligen Kriegers bekennen
sich mir keine selbständigen Gedanken an Veronese's
werk entzünden?

Die Legende berichtet wenig über Sankt Georg

---

1) Burckhardt, Cicerone II[7], 791.

die morgenländische Kirche zumal als einen der berühmtesten Blutzeugen des Christenthums verehrt. Drei Züge jedoch hat mir Paolo's Gemälde vor die Seele gestellt. Georg ist ein Fürstensohn aus Kappadocien; Georg, im Heere Diokletians zu den höchsten Würden emporgestiegen, will die Treue gegen seinen obersten Kriegsherrn eher mit dem Blute siegeln, als seine Soldatenwürde durch Nachgiebigkeit gegen die Lockungen und Drohungen des irdischen Kriegsobersten entadeln; Georg ist wiederholt den Kreuzfahrern erschienen, so vor der Schlacht bei Antiochien (1098) und fast hundert Jahre später dem Könige Richard I. Löwenherz. Fürstenwürde und Soldatenadel, beide verklärt durch die höchste Mannestugend hienieden, durch die Treue gegen den eigenen und innersten Werth des Helden, das offenbart Veronese's „Existenzbild“. An den dritten Zug gemahnt es insofern lebhaft, als er in Sankt Georgs Idealbild leben sollte. Die Vorstellung von einem himmlischen Siegverleiher und von dem Drachentödter, welcher sich durch Selbstüberwindung eine heilige Macht erobert hat, drückt aber der Zauber von Paolo's Farben nicht aus. Hätte Tizian der Forderung, die Caliari unerfüllt gelassen, genügen können?

Nun aber genug der Kunst! Es ist neun Uhr früh; der Garten am Palazzo Giusti wird geöffnet sein.

Ich gehe der Straße San Stefano zu. Rechts an der Klostermauer find ich angeschrieben, daß es hier gewesen, wo im Jahre 1256 Ezzelino III. elftausend Krieger aus Padua hat zusammenhauen lassen. Bald werd' ich die Etsch sehen, deren Fluthen damals dunkelrothe Blutwellen trugen. Die Kirche des hl. Stephanus ist uralt in ihren Fundamenten, über denen sie wohl im 11. Jahrhundert neu aufgeführt worden ist, so daß nur die ursprüngliche Form des Chores verblieb; in der Krypta, welche das lateinische Kreuz darstellt, ruhen mehr als zwanzig Bischöfe von Verona.

Nun hab ich Veronas älteste Brücke, den Ponte della

Pietra erreicht. Die zwei Bögen gegen das linke
der Strom den Hügel anläuft, sind noch römisch.
wir die Brücke, dem Genius eines Ordensmannes
wundernde Erinnerung zu weihen! Es gilt dem
von Fra Giovanni Giocondo, Verona's berühmtesten
tekten der Frührenaissance. Kann er auch die Brü
in seinem 85. Lebensjahre erst umgebaut haben, da er
80. erreichte (geb. 1435; gest. 1. Juli 1515),[1] so
sicher, daß der gelehrte Dominikaner seine Siebenund
zählte, als er seinen Landsleuten den gefahrlosen
übergang sicherte. Den berühmten Julius Cäsar
unterwies er im Latein und Griechisch, auf dessen väter
Landsitze zu Lodrone, zwischen Trient und Brescia;
als zweitausend Inschriften sammelte er zu Rom und
anderen Städten Italiens und vereinigte sie in einem
de Medici gewidmeten Werke; für Ludwig XII. erbau
die Brücke bei Notre-Dame in Paris; mit Raphael
Giuliano da San Gallo ward der fast Achtzigjährige
an dem Riesenwerke S. Peter zu Rom; vorher hatt
Treviso gegen den Kaiser Maximilian zu befestigen
Die Alterthumswissenschaft ist dem Unermüdlichen zu
vergänglichem Danke verpflichtet für die Rettung, Her
gabe, Erklärung klassischer Schriftsteller, wie des
Major, Cäsar, Vitruvius, Frontinus, Plinius Minor

---

1) Der sonst sehr brauchbare Gsell-Fels (Meyers Reise
läßt Fra Giocondo von 1433 bis 1519 leben, dort, wo
den Palazzo del Consiglio in Verona zuschreibt. (Der Do
kanerarchitekt hat denselben wirklich erbaut; die Gründe,
gegen seine Autorschaft sprechen sollen, auf die hin z. B.
nasconi dies glänzende Werk der Frührenaissance dem
Rizzo zuspricht, sind nach Burckhardt unstichhaltig).
muß sich der Mönch bei Gsell-Fels eine sonderbare
erhöhung gefallen lassen und als „Giocondo, Monsignore
Verona" die Etschbrücke noch ein Jahr nach seinem um
Jahre zu spät angesetzten Tode umbauen. Es ist 1520 statt
geschrieben.

Auf der Etschbrücke, wo das hochragende Castel San Pietro dem Beschauer majestätisch gegenübertritt, kommt mir der Gedanke: der Mönch Giocondo bedarf keines Denkmales. Sein Name lebt dem Kundigen, so lange die Etsch ihre Wogen wegrollt unter seiner Brücke, nein länger! — so lange als die Hügelhöhe des Festungswalles allbeherrschend über den Friedhof von Santa Lucia, über die Ebene und über die Cypressen von Custozza hinausblickt.

Hier oben stand Theodorichs des Großen Königspalast; ärmliche Ruinen deuten die Stätten an, wo er gestanden haben soll. Links gegen den Fluß hinab liegen die Reste des Teatro antico, welche der Laie vorerst nicht entziffert. Eingebaut in dieselben, auf kleiner Erhöhung vor dem Festungshügel — ein Neubau soll mit Genehmigung des Königs Berengar aus den Steinen des römischen Theaters aufgeführt worden sein — ist das Kirchlein SS. Siro e Libera. Da haben die Priester des Welterlösers die erste Messe zu Verona gelesen; die Inschrift über dem alterthümlichen Portale sagt es, und alterthümliche Fresken, Christus mit zwei Heiligen, wollen das Wort durch das Bild bekräftigen. Ein hübsches Chorgestühl, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von einem Deutschen geschnitzt, deckt eine Höhle zu; sie wird vom Gestein einer antiken Logenhalle gebildet. Aermlich ist das dem Heiligen geweihte Menschenwerk, welches über dem zerfallenen Heidenthum sich angesiedelt, und die Ruinen des alten Theaters tragen auch nicht den blassesten Schimmer von dem Glanze jener Welt, wo Catull und Plinius daheim gewesen.

Fra Giovanni's Geist kommt mir entgegen auf der Schwelle des Heiligthums. Er geleitet mich zur höchsten Spitze von San Pietro. Hat er, der ernste geniale Baukünstler, im Jenseits gelernt, eine Feste zu gründen, worin man sich gegen die Heereshaufen der Zeit und ihrer Verbündeten vertheidigt? Der Sohn des hl. Dominikus im weißen wallenden Gewande, mit der lichten, ein Feuerang

überwölbenden Stirn, er weist mir den Prachtbild
grünen Ausläufer der rhätischen Alpen, auf die
perlen der hellen Villen ringsum, auf die fruchtbaren
die reichbewässerten, mit Rebgeländen und Olivenw
frühlingsfroh prangenden Gefilde. Der Mönch erhebt
Rechte; mit wehmüthiger Geberde deutet er in die
mit fast gestrengem Blicke deutet er nach oben.
du die Bewegung? Der hehre Geist verschwindet,
wie er sich mir genahet.

Wenn die Zeit einmal die Herrlichkeit wird
haben aus den gesegneten Ebenen des Adige-Thales;
San Pietro stille trauert, ein Leichenstein über Veronas
Veronettas Grab; wenn an „Welsch-Bern“ nur mehr
Saga gemahnt, wie jetzt an Dietrich von Bern: da
noch unerschüttert emporstreben der ferne Montebaldo
mit seinen schneebekleideten Zacken, und über dem
wird fortblauen der ewige Azur . . .

Wird das Wort Recht behalten — und in welchem
Sinne? — der Spruch, den man zu Vicenza liest als
inschrift:

„Omnia praetereunt, redeunt, nihil interit unquam?“

Wir müssen eilen. San Giovanni „im Thal“
seinem altchristlichen Sarkophage, welcher dem Bassus-
in den Grotten unter S. Peter zu Rom (4. Jahrhundert
gleichwerthig sein soll; Santa Maria „in Organo“, von
alten Tuchfabrik (Organum) so benannt und schon in
Mitte des neunten Jahrhunderts erneuert — diese Kirchen
noch Zahlloses bewundern wir jetzt nur im Vorbeigeh
Auch das anfangs fünf-, jetzt dreischiffige Gotteshaus
Nazaro e Celso sei nicht vergessen. Hinter demselben, in
Grotte, trifft man auf eine Felsenkirche mit altchristlich
Gemälden, und befindet man sich am Eingang zu wahr
Fundgruben des Alterthums. Es sind die Höhlen
Gänge, welche wie verborgene Schlagadern das Innere
Felsenwalles durchziehen, die ehemals halbkreisförmige

schirmung der Veronetta, des alten Stadttheiles am linken Stromufer. Die Adern führen zum Herzen des Castel San Pietro. Wir nehmen die „Gartenstraße".

Nach wenigen Minuten umflüstern uns die vielhundertjährigen Cypressen im Garten Giusti. Einen Blick noch, einen Abschiedsblick! Frühlingsmorgenlicht umwogt das wonnige Sprießen und Blühen. Aber kein Blümchen hält meinen Schritt an. Ich muß den duftenden Rosenzweig scheltend lösen, der, von grünem Bogen niederhängend, meinen Mantel erfaßt hat. Der helle Ton des „Morgenherolds", welcher Romeo zum Abschiede von Julien zwang, der süße Triller der Lerche kündigt mir den Reisesegen.

„Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Und ob der Berge Nebelgipfeln steht
Hoch auf den Zeh'n der strahlenfrohe Tag."

Am Ende des Giardino Giusti, hoch auf der Terrasse beug' ich mich über die Brüstung hinaus. Nicht sinn' ich über Romeo's und Julia's Loos, nicht baut Frau Phantasie die Geisterbühne, sich wieder am Schattenspiele zu weiden. Die Frühnebel haben sich verzogen. Vor dem Auge thut sich ein unermeßlicher Kreis auf, dessen letzter Ring im Dufte mit dem Horizont verschwimmt. In feinen, wohlgeformten Linien, nach Süden strebend, schneidet der Apennin, „Italiens Rückgrat", meinen Gesichtskreis. Im Norden lehnt er sich an die Alpen an, die mich jetzt von meinen Lieben scheiden — und sie verschließen auch das hinter mir, was mir so schweres Leid und Weh bereitet! Zunächst um den Mittelpunkt, der farbige Kern im Kreise, ballt sich die Stadt Verona.

Sie gehört zu den ältesten Städten Italiens, und der Ort, wo Strom und Felsgestein eine natürliche Festung bilden, beweist heute noch, „daß die Alten weit besser als wir die günstigste Lage für Gründung einer Stadt zu wählen wußten." Euganeer, ein nichtkeltischer Volksstamm, aus den Alpenländern Rhätiens vordringend, sollen die Gründer sein.

Kelten folgten auf sie, die **Cenomanen**. Diese mußten den Römern weichen, welche die **Colonia Verona Augusta** zur blühendsten Stadt Oberitaliens, zu einem machtvollen Mittelpunkte ihres damaligen **Weltverkehrs** erhoben. Ostgothen, Longobarden, Ghibellinen, **Scaliger, Franzosen,** Oesterreicher, Jungitaliener — welch' bunte **Herrscherkarte** schließt sich den alten Weltbeherrschern an! **Von mehr als** zweitausend Jahren erzählen Veronas **Baudenkmale**. Sie gewähren auch jetzt, obwohl kaum siebzigtausend **Menschen** unter ihren Dächern wohnen, den Anblick einer **Großstadt**. Thürmereich und überaus malerisch liegt sie da.

Nicht sucht mein Auge die **Thürme zu zählen**, deren, als seltensten Schmuckes, schon ein Lied **aus dem** achten Jahrhundert achtundvierzig nennt. Der **Blick** schweift über die Stadt hinaus und ruht einen **Moment auf den** euganeischen Hügeln, an deren Südabhang das **Dörfchen** Arqua liegt. Italiens größter Lyriker, Petrarca, **schlummert** dort. In dem einfachen Hause, das er in der **reizvollsten** Umgebung unter Oelbäumen und Granatgebüschen **versteckt**, sich erbaut und wo er die vier letzten Lebensjahre **verbracht** hat (gest. 18. Juli 1374), zeigt man noch den **Schrank**, den Lehnstuhl, das Tintenfaß, die Brodknetmaschine, die **ausgestopfte** Lieblingskatze des Laurasängers. Die **werthlosen Gegenstände** können empfindsame Seelen rühren. **Mich bewegt** die Thatsache, daß der große Dichter aufgefunden **ward**, im Tode über einen Folianten gebeugt. Ein **Schlagfluß** hatte ihn getroffen.

Der Blick durchmißt die lombardische **Ebene, aus** deren Fläche sich ein dunkler Punkt abhebt; es ist **die Kuppel** von Sankt Andreas in Mantua. Die Felder, die **jetzt** im frischesten Grün stehen, werden golden schimmern, wenn **die Maisernte** reift. Die langen Reihen, welche das **Ackerland durchziehen**, sind Maulbeerbäume; **Weinlaubguirlanden verbinden** sie. Die tieferen Streifen, die geradlinigen **Schatten** in **den** lichten Flächen, sind Wasseradern; sie gießen den Segen **des Flusses**

kleinen Bächlein und Rinnsalen aus, daß er goldig und
rig aufgehen mag im Reichthume des Weines und schwell-
der Früchte.

Mein Aug' ist trunken geworden in stiller Seligkeit.
naussprechlicher Friede schweigt um mich im stillen Garten-
un. Ist es ein Paradies, wo ich weile? ist es der Ein-
ng zum Paradiese?

Romeo und Julia konnten ein Paradies bauen, wie
dam und Eva es gekonnt hätten. Paradies ist überall, wo
die Herzen bezaubert schlagen". Was liegt an dem Namen?

„Was wir Rose nennen,
Wär', hieß es anders, ganz so süß von Duft."

Warum haben Adam und Romeo, Julia und Eva das
Paradies nicht gehütet? Warum haben das junge Herz
und die junge Schönheit dem alten Kopf und der alten
Klugheit die Wonnestätte geräumt?

Während ich von Veronas Eden scheide, klingt mir ein
Lied im Herzen wieder. Wie eine süße Sage, wie eine holde
Hoffnung beginnt es zu flüstern in der heiteren Morgenluft:
Myrthen-, Lorbeern- und Cypressenschatten halten Zwiesprach
um die Marmorbilder.

„Von kühnen Wunderbildern
Ein stiller Trümmerhauf',
In reizendem Verwildern
Ein blühender Garten drauf —

„Versunkenes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah
Aus anderem Reich ein Grüßen —
Das ist Italia!"

Die Frühlingslüfte künden ein Auferstehen; von der
blauen See wehen Sehnsuchtsträume zu den Alpen herüber.
Auf einmal ist es wieder still. Ein Zauber bannt die Blumen-
glocken. „Frau Venus" regt sich im Blüthenchor; sie steht
auf, ihr Säulenhaus zu suchen, ihre Gespielinen zu rufen.
Das Haus aber ist öde; Gras wächst auf den Schwellen,
und der Wind streicht seufzend durch die gebrochenen Fenster
Diana schläft im Wald, Neptunus im kühlen Wasserschloß
und der Sirenen Stimmen thun irre Wehmuth kund

„Da muß sie sinnend stehen,
So bleich im Frühlingsschein;
Die Augen übergehen,
Der schöne Leib wird Stein.

„Denn über Land und Wogen,
Erscheinet, still und mild,
Hoch auf dem Regenbogen
Ein ander Frauenbild.

„Ein Kindlein in den Arm
Die Wunderbare hält,
Und himmlisches Erbarmen
Durchdringt die ganze Welt.

„In lichtverklärten Räumen
Erwacht das Menschenkind
Und schüttelt böses Träumen
Von seinem Haupt geschwind.

„Und wie die Lerche singend,
Aus schwülen Zaubers Kluft
Erhebt die Seele ringend
Sich in die Morgenluft.“

LXXV.

Seitenstück zu „Johannes Hoffmeister in protestan Beleuchtung“ (1546—1560).

In dem am 16. April dieses Jahres erschienenen dieser Zeitschrift zeigte Herr N. Paulus an einer g Menge von Beispielen unter fortlaufenden quellenmä Belegen, wie im „Reformations“-Zeitalter die protestant Autoren bemüht gewesen sind, nicht nur ihren heimgegan katholischen Gegnern einen schlimmen Tod anzud sondern daß sie dieselbe Verleumdung auch auf di geschiedenen „Sektirer“, d. h. auf diejenigen, welche i Lehre von den Sakramenten und den guten Werken andere Theorie aufstellten, als das traditionelle Luther — ausdehnten.

Die Ausführlichkeit, mit welcher der Herr Verfasser sein Thema behandelt hatte, veranlaßte mich zur Aufstellung einer Gegenprobe: d. h. ich wollte einmal untersuchen, in welcher Weise umgekehrt die katholischen Autoren während und unmittelbar nach der „Reformations“-Zeit über den Tod ihrer protestantischen Gegner geurtheilt hätten.

Hierbei stellte sich ein Doppeltes heraus: 1) Original-Nachrichten — und nur auf diese kommt es ja an — über den schlimmen Tod ihrer Gegner sind katholischerseits nur bezüglich Luthers aufgestellt worden. 2) Zwischen den Todesjahren der beiden deutschen Haupt-„Reformatoren“ Luther und Melanchthon, d. h. in den fünfzehn Jahren zwischen 1546 und 1560 ist in jedem Jahr mindestens ein bekannterer deutscher „Reformator“ gestorben.

Nachdem Luther in der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1546 geendigt hatte, folgte ihm nach wenigen Tagen als Erster im Tode nach sein Freund Friedrich Mecum, oder wie er mit seinem humanistischen nom de guerre sich nannte: Myconius.

Dieser hatte eine geradezu abgöttische Verehrung für seinen Meister Luther. Er bekleidete zuletzt die Superintendentur in Gotha. Schon im Jahre 1540 lag er an der Schwindsucht hoffnungslos darnieder. Da erbat er das Gebet Luthers, welches dieser leistete: aber nicht in der Form einer Fürbitte, sondern in der einer Forderung, fast eines Befehles an Gott, da das längere Leben des Myconius für die neue Kirche nothwendig sei. Als dann Luther starb, erklärte Myconius die Erhaltung seines Lebens als ein vom Wittenberger „Gottesmann“ gewirktes „Wunder“. Ganz dasselbe „Wunder“ sollte Luther ja ein paar Jahre vorher auch am kranken Melanchthon geübt haben.

Ueber die betreffende Episode aus dem Leben des Myconius sind uns noch zwei Briefe erhalten. Mit dem einen beantwortete Luther die Bitte des Patienten um's Gebet; der andere ist aus Anlaß von Luthers Tod von

Myconius an Magister Rörer (Rorarius) gericht... beiden Schreiben erschrickt man über die blasphe... Sprache, zu welcher die beiden „Reformations“-Th... fähig waren.

Der Brief Luthers steht in fast allen Gesamm... gaben seiner Werke; der des Myconius war ursprün... lateinisch abgefaßt: wir geben ihn nach der Uebersetz... welche wir in Walter's „Letzten Thaten und Lebensgeschi... des seligen D. Luther“ (IV, 205) finden.

Zuerst erklärt Luther dem kranken Myconius auf d... Bitte um's Gebet, daß er Gott ersuchen wolle, daß ... nicht den Freund vor ihm sterben lassen wolle; er ... vielmehr von Gott, daß er selbst krank würde und st... möchte vor allen seinen Freunden und Mitarbeitern. Sch... lich aber verwandelt sich die Bitte an Gott in eine ... Forderung: „Der Herr Jesus lasse mich ja nicht hör... fährt der Briefschreiber fort, „daß Ihr gestorben seid, ... lange ich lebe, sondern schaffs, daß Ihr mich überle... Das bitte ich mit Ernst, will's auch gewähret sein ... so haben und mein Wille soll hierinne ... schehen! Amen! Denn dieser mein Wille sucht die E... göttlichen Namens und nicht meine Ehre. Gegeben ... Sonntag nach Epiphanie Anno 1541“.

Das klang ganz wie ein an die göttliche Allmacht ... gangener Befehl. Und in der That faßte auch Myco... die Sache also auf. Er schrieb in dem obenerwäh... Briefe an Rörer, d. d. 23. März 1546 u. A.: „Ich ... wahrlich dafür, daß man des fast wunderbarlichen und ... phetischen Werkes, so D. Luther durch Kraft des Ge... des Herrn an mir bewiesen hat, nicht aussen lasse.[1]) ... es ist ein wahrhaftig Gezeugniß, daß in ihm nicht ...

---

1) Georg Rörer sollte nämlich diese Thatsache resp. den Brie... Myconius in den von ihm zu sammelnden Schriften Lu... mittheilen.

e Weissagung, sondern auch eine große, wollte schier sagen, ne göttliche Kraft in seinem Gebet für mich, für Andere nd für die ganze Christenheit gewesen ist".

Der Briefschreiber schildert nun im Einzelnen seine wunderbare" Rettung durch Luthers „Gebet", und meint ann, daß er kurz vor Luthers Tode wieder schwächer gevorden, weil dieser „befohlen" habe, daß er bis zu seinem Tode bei Kräften bleiben solle, „denn", so schließt er, „D. Luther, der selige Mann, hat nicht gewollt, daß ich bei seinem Leben von hinnen scheiden sollte, sondern ich habe kraft seines Gebetes und Befehls noch zuvor müssen hören von seinem Ausgang aus dieser Welt zu Christo".

Also der Allmächtige thut, was Luther „befiehlt": so meint es Luther selbst, so Myconius und nach ihnen ein Heer von Luthervergötterern bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein. Solche Dinge lassen sich schon gar nicht mehr psychologisch erklären: die Mystik allein kann einen zureichenden Commentar dazu geben!

Ein zweiter Specialfreund Luthers verschied im nächstfolgenden Jahre 1547: es war Johann Lang, der „Reformator" Erfurts Es ist dieß derselbe Lang, dem Luther in seinem Briefe vom 18. August 1520 die Weisung gab: „Persuasi sumus, Papatum esse veri et germani illius Antichristi sedem, in cujus deceptionem et nequitiam ob salutem animarum nobis omnia licere arbitramur". Die theilweise unrichtige Uebersetzung, welche Janssen resp. Kampschulte von dieser Stelle gegeben hatten, rief bekanntlich eine lebhafte Controverse unter katholischen und protestantischen Autoren hervor, bei der man protestantischerseits schließlich zugestehen mußte, daß nach Luthers Theorie dem Papstthum gegenüber „Alles erlaubt" sei.

Lang war auch Einer der Ersten, der über Luthers Tod informirt worden war. Er erhielt darüber sogleich einen von einem Eislebener Prädicanten verfaßten Brief, dessen Inhalt unbekannt geblieben. Diesen Brief schickte Lang nach

Gotha an Myconius mit einem Begleitschreiben, ...
Wortlaut im „Supplementum historiae Gothanae ...
Joannis Dinckelii" (Jena 1716, S. 105) publicirt ...
theilt darin zur Nachachtung seinem Freunde mit, ...
„propter calumniatores" über das Ableben Luthers in ...
Erfurter Kirchen nicht anders gepredigt werden würde, ...
es in dem Eislebener Schreiben mitgetheilt sei. Also ...
zwei Tage nach Luthers Tode waren auch in Erfurt „Ver-
leumdungen" über das Ende des „Reformators" verbr...
worden.[1])

1548 starb einer der Wittenberger „Reformatoren",
Caspar Cruciger (Kreuziger). Schon 1546 fürchtete ...
den Untergang der neuen „Kirche", wie er dies in ...
Einleitung zu einer von ihm in Druck gegebenen Pr...
Luthers offen aussprach. (Wittenb. deutsche Ausgabe ...
Luthers Werken VII, 566.)

1549 ging heim Vitus Theodorus (Veit Dietrich). ...
war der „Reformator" Nürnbergs und stand mit Lu...
und Melanchthon im regsten Briefwechsel. Ueber Lu...
Tod erhielt auch er einen „Originalbericht" von Lu...
Tischgenossen Hieronymus Besold, worin dieser — eben...
zur weiteren Nachachtung — mittheilt, daß Mel...
thon seinen Zuhörern von dem Briefe, welchen J...
an den Kurfürsten gerichtet, Kenntniß gegeben, „ne f...
fabulae spargerentur aut crederentur". Also auch ...
Nürnberg hielt man eine solche Mittheilung für gebote...

Im Jahre 1550 verschied Johannes Spangenb...
einst von Luther als Superintendent nach Eisleben be...
Sein Sohn Cyriacus berichtete später in seiner (meh...
aufgelegten) „Mansfeldischen Chronik" im Gegensatz zu J...
(welcher Luther in der Nacht sterben ließ), daß der „R...
mator" „gegen Tage", d. h. gegen Morgen verschieden ...

---

1) 1547 verschied noch Johann Heß aus Nürnberg, der „R...
mator" Breslau's.

1551 starb Martin Butzer, der von vielem Eifer seelte, aber von keinem Erfolg begleitete Vermittler zwischen ither, Melanchthon und den Schweizern. Ueberdrüssig es längeren Lebens in Deutschland verließ er das Vater- ind und ging nach England, von wo er nicht mehr zu- ückkehrte.

1552 folgte ihm sein Landsmann und „Mitapostel" Caspar Hedio, der an 30 Jahre in Straßburg „reformirte" und schließlich auch dort verstarb.

1553 verstarb Johannes Aepinus, der, zu Hamburg geboren, dort „reformirte" und auch daselbst verschied, nachdem er kurze Zeit in England thätig gewesen war.

1554 verschied Paulus Speratus,[1] der ein äußerst bewegtes Leben geführt hatte. Er war thätig in Würzburg, Salzburg, Oberösterreich, Mähren, Ostpreußen u. s. w. Er starb, nachdem er überall verjagt worden, als Generalsuperintendent des Herzogs Albrecht von Preußen.

Im Jahre 1555 wurde Justus Jonas (Jonas Koch) abberufen — wieder Einer, der lange Zeit in der unmittelbaren Umgebung Luthers geweilt hatte. Er verfaßte die lügenhaften Berichte über die Umstände, welche den Tod seines Meisters begleitet haben sollten, Berichte, durch welche die protestantische Geschichtsschreibung noch bis zum heutigen Tage in die Irre geführt wird. Die frommen Sprüche, welche er dem sterbenden Luther in den Mund legt, hatten ihn selbst nicht trösten können; er verschied mit Worten, welche ihm die Verzagtheit über sein verfehltes Dasein ausgepreßt hatte. Döllinger sagt von seinem Ende unter Berufung auf protestantische Quellen: „Er versank in einen Zustand verzagender Gewissensangst und verzweifelte an der Gnade Gottes; alle Beredsamkeit der Prediger war an ihm fruchtlos; endlich soll es seinem Famulus gelungen sein,

---

1) Paul von Spretten.

ihn wieder etwas aufzurichten“. (Döllinger, Reform
II, 177.)

1556 verschied Johann F o r s t e r, ein geborner
der wie damals Viele durch den Ruf der Wittenberger H
schule in seiner Jugend angezogen wurde und bald
der Häresie verfiel. Er bekleidete lange Zeit den P
eines Amanuensis bei Luther und Melanchthon. Er
schließlich zu Wittenberg als Professor der hebräi
Sprache.

1557 verstarb Georg R o r a r i u s (Rörer), dem wir
oben begegnet waren. Er war der Erste, welcher von
zum geistlichen Stande „ordinirt“ worden war. Er
noch bei Lebzeiten Luthers in Wittenberg einen Theil
dessen Schriften, unter Beihilfe Kreuzigers, heraus;
vollendete er zu Jena die dortige Ausgabe der Gesam
werke Luthers; er starb auch daselbst als Universi
Bibliothekar.

1558 verschied Johannes P o m e r a n u s (Bugenhag
von Luther meist „D. Pommer“ genannt, weil er
Pommern gebürtig war. Er war der eigentliche „P
herr“ zu Wittenberg zur „Reformations“-Zeit. Zugl
mit Kreuziger und Aepinus wurde er von Jonas zum Do
der Theologie promovirt. Wie Luther 1483 geboren,
er anfänglich kein Anhänger des „Reformators“; er trat
Gegentheil als junger Priester in Leipzig sehr heftig ge
ihn auf; aber seit 1520 trat ein Gesinnungswechsel bei
ein, der ihn nach Wittenberg zog. Dieses verließ er n
einiger Zeit wieder, um in Pommern, Hamburg und Dä
mark zu „reformiren“. Indeß noch lange vor Luther
Lebensende kam er nach Wittenberg zurück und blieb ein
der treuesten Anhänger seines Meisters. Sein bitterst
Schmerz war es wohl, daß er in die adiaphoristischen
Streitigkeiten verwickelt wurde und ihm von seinen Gegner
der Vorwurf gemacht wurde, daß er die Lehre Luthers nic
treu bewahrt habe.

1559 wurde abberufen Michael Coelius, Hofprediger zu Mansfeld. Er war als „Reformator“ weniger bekannt geworden; aber sein Name wurde und wird allseitig genannt wegen der auffälligen Leichenrede, die er zu Eisleben an Luthers Sarge gehalten hatte. Er wollte „dem Teufel und den Seinen ihren lügenhaften Rachen stillen“, welche sich erlaubt hatten, schon eine Stunde nach Luthers Tod schlimme Gerüchte über die Art, wie dieser Tod erfolgt war, zu verbreiten. Indeß hatten diejenigen, welche die bedenklichen Gerüchte ausgestreut hatten, sämmtlich zu den Anhängern Luthers gehört.

Dieselbe Ungeschicklichkeit hatte der 1560 verschiedene Philipp Melanchthon (Schwarzerd) begangen. Wie schon oben bemerkt, warnte er bereits am folgenden Tage nach Luthers Tod seine akademischen Zuhörer in Wittenberg vor den diesbezüglichen „falschen Gerüchten“.

Uebersehen wir nun die in den Jahren 1546 bis 1560 verschiedenen „Reformatoren“, so ergibt sich die interessante Thatsache, daß in jedem dieser Jahre mindestens einer der bekannteren Neuerer gestorben war. Es ergibt sich aber auch, daß außer bei Luther von Keinem derselben katholischerseits „Schlimmes“ über ihr Lebensende behauptet wurde, obschon die meisten abgefallene Priester und Ordensleute gewesen waren. Wenig erbaulich ist nach katholischen Autoren auch das Ende von Butzer und Jonas gewesen; aber die Mittheilungen hierüber stammen zuerst ausschließlich von protestantischer Seite und katholische Autoren haben ihnen nur eine spätere Verbreitung gegeben. Ja die ersten „schlimmen“ Nachrichten über Luthers Ende waren (auf mündlichem Wege) ebenfalls von Protestanten ausgegangen. Die ersten katholischen und schriftlichen Original-Nachrichten darüber lauteten auch noch nicht so „schlimm“. Cochläus, Oldecop, de Coster, Hosius, Pazmany 2c. haben nicht mehr geschrieben, als sie erfahren hatten; ja sie hatten

weniger gesagt, als sie gehört haben mochten.[1] Die
wirklich „schlimmen" Nachrichten über Luthers Tod sind
46 Jahre später katholischerseits publicirt worden und
traten mit solcher Sicherheit auf, daß Dr. de Coster
Cardinal Pazmany, welche damals noch lebten, ihre
frühere Version aufgaben, und die spätere Mittheilung
die historische in ihre Werke aufnahmen.

Wie anders dagegen die protestantischen Autoren, welche
jedem katholischen Gegner a priori ein verzweifeltes
andichteten!

P. M.

LXXVI.

Eduard Eggert's Dichtungen.

Leo von Heemstede stellt die neueste Dichtung Egge
in eine Reihe mit Amaranth und Dreizehnlinden und
ihr ähnliche Erfolge zu. Daher mag es auch gestattet
in einer historisch-politischen Zeitschrift, welche sich bemüht
das gesammte wissenschaftliche Leben, vor allem der kath
ischen Kreise, zu widerspiegeln, über den neuen Dichter
sein Werk Einiges mitzutheilen.

---

1) Sowohl Pallavicini (Geschichte des Concils von Trient, de
von Klitsche, Augsburg 1835, II, 238) wie Sarpi (Geschichte
Tridentinischen Concils, deutsch 1621, 162) bestätigen, daß
alsbald nach Luthers Tode in Trient ähnliche Gerüchte wie
Eisleben circulirten. Aber weder Pallavicini, noch Hosius,
Claudius de Sainctes, noch andere beim Concil anwesen
Schriftsteller haben dieselben näher substantiirt.

Eduard Eggert (geb. 13. Januar 1852 zu Ludwigsburg) ist von Beruf Justizbeamter. Nachdem er in Tübingen und München Rechtswissenschaften studirt hatte, diente er mehrere Jahre als Richter im Staatsdienst, und war eine Zeit lang als Rechtsanwalt thätig, worauf er 1885 zum Leiter des Männerzuchthauses in Stuttgart und Justizrath berufen wurde. Ungleich dem beweglichen und unruhigen Redwitz, welcher ebenfalls ursprünglich Jurist gewesen, gibt sich Eggert mit Liebe und voll Kraft seinem ebenso wichtigen als gefahrvollen und schwierigen Berufe hin — beinahe wäre er einmal das Opfer eines Mordanfalles von Seiten eines Sträflings geworden und nur seine Geistesgegenwart hat ihn davor gerettet.

Auf dem schwierigen Boden, den Eggert inne hat, kann nur feste Pflichttreue und das selbstlose pädagogische Interesse einen Mann fesseln, dessen Geistesgebiet ein ideales und liebste Erholung die Dichtung ist. Dort findet freilich auch die psychologische Beobachtung ein reiches Feld — nirgend gibt sich die Menschennatur so voll und ganz, als wo sie sich fessellos gehen läßt; nur ist es merkwürdig, daß die Dichtung Eggerts so frei ist von jedem Hauch einer Criminalnovelle, und dem skandalösen Realismus der neuesten Zeit behutsam aus dem Wege geht. Man könnte eher sagen, die Menschen Eggerts sind vielfach zu ideal für unsere realistische Zeit gezeichnet, der Bauernjörg z. B. ist frei von allen Zügen der Grausamkeit, die doch auch ihm nicht ganz abzusprechen sind, und seine Frau, sein Sohn und dessen Braut sind mit den glänzendsten Farben gezeichnet, die nur je ein Dichter verwendet. Dieser Umstand läßt sich nur dadurch erklären, daß Eggert in einem trauten Familienleben ein Gegengewicht gegen die harte Tagesarbeit findet, ein Gegengewicht, welches die Seele mit jenem Frieden erfüllt, den er in seinen (1891 zu Paderborn erschienenen) lyrischen Gedichten so schön ausspricht.

Eines seiner schönsten Gedichte dieser Art lautet:

So möcht' ich sterben — wie im Aehrenfeld
Zur Ernte reif die gold'ne Schwade sinkt;
So, wie nach gut gekämpftem Streit der Held,
Dem scheidend noch des Sieges Banner winkt;
So, wie die Rose, die den Strauch geschmückt,
Gebrochen noch durch ihren Duft entzückt;
So, wie der Tag, der in der Nacht vergeht,
Daraus er neu und herrlich aufersteht!

Frühe schon hat die Mutter den Glauben im Kin- herzen genährt.

O sel'ge Zeit — da wir zur Abendstunde,
Um Dich versammelt in der Andacht Kreise:
Zu beten mit geweihtem Herz und Munde!
Da Du uns gabst vom Himmel hohe Kunde,
Und durch die Dämm'rung, Mutter, traumhaft leise
Die Seelen zu geheimnißvoller Reise
Sich schwangen aus der Erde dunklem Grunde.

Wie ein tröstender Engel schwebt die Mutter über d Lebenspfad und in der Erinnerung an sie schließen sich Herzens Wunden. Diese Friedensstimmungen heben sich muthend ab von dem unruhigen Hintergrund des W getriebes und der Weltleidenschaft, der in andern Gedich hervorscheint. In einigen wenigen, aber um so vollendeten Gedichten schildert Eggert mit echter dramatischer Erregt die Gewissenskämpfe, die geistige Unruhe und Beklemm in welche die Sünde den Menschen führt. Von ergreifen Wirkung ist „der Sünderin Weihnacht". Auch einige zählende Gedichte, wie „der Schlaflose" und „Herodes To sind zu den besten dieser Gattung zu zählen

Man könnte darüber streiten, ob sich Eggert's Dich natur mehr in den zuerst angeführten Friedensstimmen in den folgenden dramatisch bewegten Scenen bewähre, in der That wichen in dieser Frage die Kritiker von einan ab, indem die einen mehr dem Dramatiker, die andern d Lyriker den Vorzug geben. Ein Streit wäre aber offen

Eduard Eggert (geb. 13. Januar 1852 zu Ludwigsburg) ist von Beruf Justizbeamter. Nachdem er in Tübingen und München Rechtswissenschaften studirt hatte, diente er mehrere Jahre als Richter im Staatsdienst, und war eine Zeit lang als Rechtsanwalt thätig, worauf er 1885 zum Leiter des Männerzuchthauses in Stuttgart und Justizrath berufen wurde. Ungleich dem beweglichen und unruhigen Redwitz, welcher ebenfalls ursprünglich Jurist gewesen, gibt sich Eggert mit Liebe und voll Kraft seinem ebenso wichtigen als gefahrvollen und schwierigen Berufe hin — beinahe wäre er einmal das Opfer eines Mordanfalles von Seiten eines Sträflings geworden und nur seine Geistesgegenwart hat ihn davor gerettet.

Auf dem schwierigen Boden, den Eggert inne hat, kann nur feste Pflichttreue und das selbstlose pädagogische Interesse einen Mann fesseln, dessen Geistesgebiet ein ideales und liebste Erholung die Dichtung ist. Dort findet freilich auch die psychologische Beobachtung ein reiches Feld — nirgend gibt sich die Menschennatur so voll und ganz, als wo sie sich fessellos gehen läßt; nur ist es merkwürdig, daß die Dichtung Eggerts so frei ist von jedem Hauch einer Criminalnovelle, und dem skandalösen Realismus der neuesten Zeit behutsam aus dem Wege geht. Man könnte eher sagen, die Menschen Eggerts sind vielfach zu ideal für unsere realistische Zeit gezeichnet, der Bauernjörg z. B. ist frei von allen Zügen der Grausamkeit, die doch auch ihm nicht ganz abzusprechen sind, und seine Frau, sein Sohn und dessen Braut sind mit den glänzendsten Farben gezeichnet, die nur je ein Dichter verwendet. Dieser Umstand läßt sich nur dadurch erklären, daß Eggert in einem trauten Familienleben ein Gegengewicht gegen die harte Tagesarbeit findet, ein Gegengewicht, welches die Seele mit jenem Frieden erfüllt, den er in seinen (1891 zu Paderborn erschienenen) lyrischen Gedichten so schön ausspricht.

Eines seiner schönsten Gedichte dieser Art lautet:

der Bauernjörg, wie K. **Kümmel** (im „Deutschen
mit Recht hervorhebt, durch die schneidige Energie
liche Kraft, die im Dichter liegt. Die Energie, die
und treffende Schärfe gehört zur vollen Charakter
Dichters und seines Kunstwerkes. Frisch und
er ein unb flott gehen ihm die Verse aus der Hand.
wirklich kecke Art entspricht ganz der Zeit und
die sich Eggert gewählt. Das Wort des strammen
und der raschen Erklärung, der kurze Entscheid und die
schwere Frage und Antwort tragen nichts Erkünstelt
Gemachtes, sie liegen im Blut. Nur wird mitunter
die zu große Gedrungenheit der Sinn etwas erschwert
fehlen oft vermittelnde Uebergänge und ausmalende
ungen. Andererseits wird aber dadurch die Langeweile
mieden, die ohnehin bei der Fülle der Spannungen
wicklungen nicht aufkommen kann.

Ganz eigenartig gestalten die Dichtung zwei merk
Erscheinungen, die bis zu einem gewissen Grade in der
Literatur selten vertreten sich finden. Es sind dies zwe
liche, Walther und Florian. Geistliche zu Gestalten der
zu verwenden, hat seine eigene Schwierigkeit, und
mit dem Dichter mehr als einmal über diese Schwie
verhandelt. Geistliche müssen meines Erachtens im E
im Drama immer im Hintergrund bleiben. Haupt
dürfen sie nie werden. Denn sie vermögen nicht das
das Reizende zu vertreten, welches einer Dichtung d
ihre Wirkung sichert, sondern nur das Erhabene.[1] G
es dennoch, so wird der Dichter unwillkürlich entw
die Vergangenheit eines solchen Mannes oder als gefä
Intermezzo romantische Verwicklungen einflechten
In demselben Maße nun, dünkt mir, als der Verfa
beiden Geistlichen, zumal den edlen Walther, zum N

1) Warum nicht auch das liebenswürdig Idyllische?

A. d.

müssig. So wie sich das Tagesleben im angespannten Berufe zwischen der Unruhe des Geschäftes, den Kämpfen mit rauher Umgebung und dem stillen Frieden der Familie und des Gottesdienstes bewegt, so muß auch die Dichtung beide Daseinsarten widerspiegeln, wenn dies nur in formvollendeter Weise geschieht. — —

Zwei Jahre nach der Herausgabe seiner „Gedichte" (Schöningh, Paderborn) trat Eggert im Dezember 1892 mit einem Epos an die Oeffentlichkeit: „Der Bauernjörg, ein Sang aus Oberschwaben".[1] Ich nannte diese Dichtung ein Epos, weil es sich wenigstens äußerlich als solches gibt Allein darf man schon an und für sich von unserer heutigen bewegten, unruhigen und subjektiv gerichteten Zeit kein ruhig und behaglich objektiv malendes Epos erwarten, so noch weniger von einer lyrisch-dramatischen Dichternatur, wie wir sie soeben aus ihren Gedichten kennen gelernt haben. Der Verfasser selbst nennt seine Dichtung einen Sang und geht damit behutsam den klassificirenden Aesthetikern aus dem Wege. Eggert gibt sich hier, wie in seinen Gedichten, lyrisch-dramatisch. Die rasch sich folgenden dramatisch fesselnden Bilder aus der wechselvollen Zeit des Bauernkrieges sind mit subjektiv warm empfundenen Schilderungen von Land und Leuten verwoben. Das Herz des Dichters hängt innig an dieser Landschaft, der anheimelnden Waldburg und dem lieblichen Neckarthal, an dieser Idealfamilie, dem Jörg, der Frau Marie, dem Sohne Jakob und seiner Braut Irmengard. Das schönste poetische Licht ist ausgegossen über Jakob und Irmengard, und zauberische Mondnächte mit spannender Situation kommen hinzu, um dieses Paar sympathisch zu machen Trotzdem indessen jene Gestalten in die ideale Sphäre träumerischer Phantasie erhoben sind, zerfließen sie doch nicht im Nebel, wie manche in der waldesduftigen Amaranth. Von dieser unterscheidet sich

1) Stuttgart, Roth. 205 S. (3.50 ℳ)

Gericht und er stirbt schmählich am Galgen. Den
Abschluß mildert eine heitere Doppelheirath,
klang und Tanz löst die bange Stimmung, die sich
allgemach bei der Lektüre bemächtigt.

Es scheint, als habe der Dichter an dieses
anknüpfen wollen, als er sein jüngstes Gedicht
„Todtentanz". „Der Jammer der sündigen Creatur
mir aus Flöten und Geigen", heißt es darin ...
sehen ihn nicht — sie folgen bereit dem lustig
Takte des Spielmanns Tod: denn ihm zur Seit' der
tanzt, die nackte. Verwelkt auf modriger Gräber
entfallen die Kränze den Haaren — — da ist der
wind eisig kühl mir über das Herz gefahren".

M. Dr.

LXXVII.

Zeitläufe.

Neuestes über die Zustände in Rußland.

Den 24. Mai

Zur Zeit des Krimkriegs wäre Anlaß gewesen,
die vereinigten Mächte Europas den Frieden des
theils unabhängig zu machen von dem Willen des
thums. Die providentielle Gelegenheit wurde ver
durch die Schwäche der Staatsmänner, welche die de
Ostmark regierten. Eigentlich war es die jüdische F
welche dort die hohe Politik leitete, und neben ihr
Preußen den schützenden Schild über Rußland
glaubte der verwegenste der dortigen Staatsmänner

its die providentielle Gelegenheit erblicken zu dürfen, um, bermals unter Zuspruch des Großjudenthums, die Pläne Werk zu setzen, welche Rußland zum Zünglein an der uropäischen Wage erhoben haben. Seitdem mehrten sich uch bei uns die Bestrebungen, der Frage auf den Grund u kommen, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit diesem Czarenreiche habe, das vor vierzig Jahren sozusagen noch ein unentdecktes Land war, und jetzt unser Schicksal in der Hand hält. Zu gelegener Zeit ist unter dem Namen eines E. B. Lanin, und aus dem Englischen übersetzt, ein Werk über Rußland erschienen,[1]) welches sich an Massenhaftigkeit des Stoffes über alle Literatur dieser Art weit erhebt.

Es gibt eine Schilderung der eigenthümlichen Zustände in der großrussischen Bevölkerung, hoch und nieder, von fremden Nationen in den Provinzen behandelt es nur Armenien und Finnland. Die Politik tritt in demselben ganz zurück hinter der Untersuchung der russischen Gesellschaft, entsprechend dem Wechsel, der in der neueren Geschichte des Reichs und des Volksthums eingetreten ist. Diese Aera beginnt mit den liberalisirenden oder besser gesagt europäisirenden Anregungen Alexander's II., und steht jetzt im Zeichen der despotischen Herrschaft und gewaltsamen Russificirung seines Nachfolgers. Darum hat sich die vorhergehende Literatur über Rußland zuerst mit der Bewegung in den oberen Classen behufs Erringung einer constitutionellen Verfassung und dann mit dem Bodensatz derselben, dem Nihilismus, vorherrschend befaßt. Hr. Lanin beschäftigt sich nun mit dem Endergebniß der ganzen Entwicklung. Trotz der dunkeln Gerüchte, die von Zeit zu Zeit über die Grenze herüber gelangen, faßt er sogar den Nihilismus nicht mehr als eine für sich bestehende Erscheinung auf; er deutet nur einmal

1) Russische Zustände von E. B. Lanin. Aus dem Englischen von Rudolf Dielitz. Verlag L. Ehlermann, Dresden. I. Band 1892. Seiten VIII, 248. II. Band 1893. Seiten 344.

seine Kenntniß davon an: „Zufall und Neigung haben
recht häufig in die Gesellschaft jener ehrgeizigen un
ruhigen Geister geführt, welche, wären sie Engländer,
ihren Thätigkeitstrieb freie Bahn und für ihre Arbeit
Dienste ihrer Nebenmenschen Belohnung finden
Aber da sie Russen sind, sehen sie sich genöthigt, ihr
zu ersticken und müssen im ersten Anlauf erliegen oder
Sibirien in Leid und Tod wandern" (I, 205).

Das Werk bietet ein erschütterndes Schauergemälde
Anfang bis zu Ende. Man schüttelt oft unwillkürlich
Kopf, und die Verlagshandlung selbst bemerkt, man
versucht seyn, den Verfasser beabsichtigter Uebertreib
zu beschuldigen. Aber er gibt doch überall die Quelle
seine Nachweise an; er citirt vornehmlich angesehene
selbst halbamtliche russische Zeitungen, so daß man
staunen kann, wie solche Dinge unter den Augen der
schen Preßpolizei gedruckt werden können. Seine
reichende Bekanntschaft und persönlicher Verkehr hat
sogar amtliche Urkunden, Consular-, Commissariats-
dergleichen Berichte verschafft. Uebrigens ist gleichzeitig
seiner Arbeit ein in ganz anderem, sozusagen vornehm
Styl gehaltenes Werk erschienen, mit dem bezeichn
Titel: „De moribus Ruthenorum", [1]) auf das sich Hr. L
unbedenklich als zustimmend berufen kann. Und eben
gleichzeitig hat der Pariser „Figaro" Herrn Jules H
zu Untersuchungen über die Hungersnoth nach Rußl
gesendet, und dessen, gewiß unverdächtiger, Bericht lau
„Eine sociale Frage gibt es dort nicht, und für den
danken an eine allgemeine Erhebung zu einer verfassun
mäßigen Umgestaltung besteht absolut gar kein Verständ
Die agrarischen Nothstände sind in ähnlicher Weise
stumpfer Ergebung seit Jahrhunderten ertragen, und we

1) Verfasser ist Dr. Viktor Hehn, einst Oberbibliothekar in Pe
burg. Verlag Cotta. 1892.

ı mystischer Erstarrung fortgetragen werden. Gott und ·er Czar, Wutki und der Steuereintreiber: das sind die Pole, um die es sich in diesen Kreisen dreht, welche 9 Zehntel der Bevölkerung ausmachen". [1])

„Die Seelen des russischen Volkes, so möchte man sagen, sind vom Himmel gefallen wie Blumen, aber ehe sie aufblühen konnten, von einer Heerde wilder Büffel unter die Füße getreten worden": damit sagt Lanin selbst, daß das Uebel nicht in der Volksnatur liege. Noch am Schlusse des Werkes erklärt er: die Mildherzigkeit bilde eine der hervorragendsten Tugenden derjenigen Classen des russischen Volkes, die von schwarzem, oft verfälschtem Brode leben müssen. „In der That dürfte in ganz Europa schwerlich ein warmherzigeres, edelmüthigeres Geschöpf zu finden seyn, als es im Allgemeinen der gemeine Russe ist. Die sogenannten intelligenten, das will sagen, die reichen oder besitzenden Classen der russischen Gesellschaft dagegen werden von ihrer eigenen Presse, ihren Priestern und den geachtetsten unter ihren Vertretern als der hartherzigste, cynischste, selbstsüchtigste und dabei geizigste Menschentypus bezeichnet, der in der ganzen civilisirten Welt zu finden sei" (II, 317). Schon in der Vorrede deutet er die Ursachen des Unterschiedes und des Verderbens der Volksnatur an, indem er das Geständniß vorausschickt, daß dieses Volk, wie sorg- und hülflos, wie abergläubisch und unmoralisch es auch erscheinen möge, doch eine gewisse Bewunderung dafür verdiene, daß es im Sturm seiner Geschichte noch viel schlimmere Klippen zu umschiffen gewußt, an denen wahrscheinlich jedes andere Volk unter gleichen Umständen Schiffbruch gelitten hätte. „Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo das russische Volk für den Kampf um's Daseyn ebenso vollkommen ausgerüstet war, als es die meisten der Nationen waren, welche

---

1) Bericht der „Augsburger Postzeitung" vom 21. Oktober 1892.

heute die erfolgreichen geworden sind. Das war
als es, in eine Anzahl kleiner Fürstenthümer
bliken zersplittert, noch aus ehrlich gläubigen
stand". Als die ungeheuern Kräfte, die dann
hindurch Alles zermalmt und erstickt haben, bezeichnet
Verfasser mit dem russischen Autokratenthum
zantinische Christenthum", das nichts als eine
zerrung der Lehren Christi sei und den Samen der
giosität, des Aberglaubens, des Fatalismus und
gesäet habe.

In der That beschäftigt sich die neuere Literatur
die russischen Zustände regelmäßig und eingehend
Studium der russischen Staats- und Zwangskirche,
Gott und Heiland, nach Lanin's Ausdruck, eigentlich
Czar ist. Auch er verspricht „eine Analyse der
Orthodoxie nach ihrer Natur und den Früchten, die
zeitigt hat", für einen künftigen Band, ist jedoch noch
dazu gekommen. Aber mittelbar enthalten seine
die vernichtendsten Urtheile über dieses Kirchenwesen.
anerkennt, daß es auch in den „intelligenten" Kreisen
Seelen gebe, die sich von dem allgemeinen Verderben
halten, aber sie blieben verschollen, gelähmt und
die besseren Elemente seien nur in denen zu finden,
orthodoxen Kirche entweder nie angehört oder ihr
den Rücken gekehrt hätten. Immer wieder drängt
dieselbe Bemerkung auf. Denn in dieser, man weiß
man sagen versteinerten oder versumpften „Kirche"
des Czaren Wille die Gebote des Dekalogs; innerhalb
selben erscheint dem Verfasser kein Heil. In seinen
ungen von der gewohnten Unehrlichkeit im Handel
Verkehr und der nationalen Untugend des Lügens
er unter Anderm:

„Andererseits darf nicht vergessen werden, daß es in
land ganze Gemeinden gibt, welche, obwohl sie von der
doxen Kirche getrennte religiöse Gemeinschaften bilden,

in mystischer Erstarrung fortgetragen werden. Gott und der Czar, Wutki und der Steuereintreiber: das sind die Pole, um die es sich in diesen Kreisen dreht, welche 9 Zehntel der Bevölkerung ausmachen". [1])

„Die Seelen des russischen Volkes, so möchte man sagen, sind vom Himmel gefallen wie Blumen, aber ehe sie aufblühen konnten, von einer Heerde wilder Büffel unter die Füße getreten worden": damit sagt Lanin selbst, daß das Uebel nicht in der Volksnatur liege. Noch am Schlusse des Werkes erklärt er: die Mildherzigkeit bilde eine der hervorragendsten Tugenden derjenigen Classen des russischen Volkes, die von schwarzem, oft verfälschtem Brode leben müssen. „In der That dürfte in ganz Europa schwerlich ein warmherzigeres, edelmüthigeres Geschöpf zu finden seyn, als es im Allgemeinen der gemeine Russe ist. Die sogenannten intelligenten, das will sagen, die reichen oder besitzenden Classen der russischen Gesellschaft dagegen werden von ihrer eigenen Presse, ihren Priestern und den geachtetsten unter ihren Vertretern als der hartherzigste, cynischste, selbstsüchtigste und dabei geizigste Menschentypus bezeichnet, der in der ganzen civilisirten Welt zu finden sei" (II, 317). Schon in der Vorrede deutet er die Ursachen des Unterschiedes und des Verderbens der Volksnatur an, indem er das Geständniß vorausschickt, daß dieses Volk, wie sorg- und hülflos, wie abergläubisch und unmoralisch es auch erscheinen möge, doch eine gewisse Bewunderung dafür verdiene, daß es im Sturm seiner Geschichte noch viel schlimmere Klippen zu umschiffen gewußt, an denen wahrscheinlich jedes andere Volk unter gleichen Umständen Schiffbruch gelitten hätte. „Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo das russische Volk für den Kampf um's Daseyn ebenso vollkommen ausgerüstet war, als es die meisten der Nationen waren, welche

1) Bericht der „Augsburger Postzeitung" vom 21. Oktober 1892.

dem eine religiöse Standhaftigkeit sonst ein unbe[illegible]
griff ist. „Tausende von Fällen ließen sich anführ[illegible]
zu zeigen, daß die russischen Behörden die Macht [illegible]
nicht nur den Körper, sondern auch die Seele [illegible]
und daß sie in der Anwendung dieser Macht nicht [illegible]
sind. Es bedarf nur eines Wortes Sr. Majestä[illegible]
80 Millionen seiner Unterthanen treten morgen, [illegible]
zaudern, vom orthodoxen Glauben zum Scham[illegible]
über. In welchem andern Lande, außer in Rußland, [illegible]
eine große religiöse Gemeinde äußerlich den Glaube[illegible]
den ihre Väter gelitten haben und gestorben sind, in [illegible]
spruche zu ihren persönlichen unverwandelten Ueberze[illegible]
nur deshalb aufgeben, um Sr. Majestät, dem [illegible]
Haupte der orthodoxen Kirche, eine augenblickliche [illegible]
zu machen?“ Dieß ist aber sogar von einer „altgläu[illegible]
Gemeinde zu Kurks vor ein paar Jahren wirklich ge[illegible]
Um dem Czaren ihre Freude über seine glückliche [illegible]
bei dem Eisenbahnunglück zu Borki zu bezeugen, er[illegible]
sich, 1114 Seelen stark, zum Eintritt in die Kirche, „der [illegible]
Se. Majestät sein Seelenheil anvertraut habe“, und das [illegible]
mit gnädigstem Danke angenommen.

Wie sehr der Mangel einer mittelalterlichen Erzi[illegible]
des Volkes durch die wahre Kirche Gottes sich in den [illegible]
schen Zuständen fühlbar macht, zeigt der Verfasser [illegible]
kürlich durch seine Erörterungen über die russische F[illegible]
Er stellt den übrigens auch sonst bekannten Vergleich zw[illegible]
Kleinrußland, das von einem den Polen verwandten, [illegible]
Slavenstamm bewohnt ist und früher eine Provin[illegible]
polnischen Reiches war, und dem Großrussenthum an. [illegible]
gleich dort die Juden seit Generationen gesetzlich in [illegible]
sogenannten „Pferch“ zusammengedrückt waren, hat [illegible]
niemals von einer kleinrussischen Demoralisation gehört [illegible]
Bevölkerung gilt unbestritten als die sittlich höherste[illegible]
ihre Literatur als reiner und idealer, die kleinrussische Fra[illegible]
durch Tugend, wie durch Schönheit ausgezeichnet. De[illegible]

ſſer constatirt, daß unter der ungeheuern Anzahl liederliche
äuser haltender Frauen sich nie eine Kleinrussin befunden
ıbe. Im Laufe seiner erschreckenden Schilderung von der
stellung der Frauen und der Auffassung der Ehe in Groß-
ußland bemerkt er ausdrücklich: „Eine ehrenwerthe Aus-
ahme muß man zu Gunsten der Kleinrussen machen, deren
irchliche Gemeinschaft mit Rom und ihre politischen Be-
iehungen zu Polen edlere Auffassungen von dem Wesen
ıer Frauen haben entstehen lassen. Noch heutigen Tages
st die Freiheit, deren sich eine kleinrussische Frau erfreut,
iner der charakteristischen Züge, mit denen sich dieser Stamm
von den Großrussen unterscheidet" (II, 56). Bei den letzteren
scheint der Frau vom Christenthume überhaupt nichts zu
Gute gekommen zu seyn. Hier nur einige Striche aus dem
Bilde Lanin's, Alles mit Beispielen und unverdächtigen
Citaten belegt:

„Den Aposteln der freien Liebe verursacht die (orthodoxe) Religion keine Gewissenbisse, und die öffentliche Meinung wirft keinen Stein auf sie. Weder der Priester, noch die Nebenmenschen denken von denen, die es mit ihrem gegebenen Worte so leicht nehmen, schlechter, als von denen, deren Rechte dadurch grausam verletzt werden. Man verlegt eben die ganze Kategorie von solchen Handlungen außerhalb der Grenzpfähle der Sittlichkeit, man möchte sagen, auf neutrales Gebiet und gesteht ihnen nicht den geringsten Einfluß auf die sociale oder öffentliche Stellung der Betheiligten zu. . . ‚Die Leute nehmen es sehr leicht mit der Ehe,' sagt ein Regierungsorgan, ‚sie betrachten dieselbe als eine Verbindung, die keinerlei Verpflichtungen auferlegt; es kostet ihnen gar keine Ueberwindung, einander wieder zu verlassen, und zwar ist dieß so häufig der Ausgang einer Ehe, daß es in Wirklichkeit zu einer feststehenden Gewohnheit wird. Wohin man seinen Blick wendet, trifft man auf solche in Schiffbruch gerathene Familien, wo der Gatte seine Wege geht und die Frau die ihrigen. Darum ist aber ihre Stellung in der Gesellschaft nicht um ein Jota schlechter; Niemandem fällt es ein, ihr Betragen zu verurtheilen, im Gegentheil, man

betrachtet die Sache als vollkommen natürlich und ge
ihre Charaktere paßten ja nicht zu einander. Bisw
sie zehn Jahre in Frieden und Freundschaft, und in
wird es ihnen plötzlich klar, daß sie für einander nicht
seien, und sofort laufen sie auseinander. . Die Kirch
ohne Skrupel ihre Sakramente dem verheiratheten Le
und seiner Maitresse, und verlangt hiefür nicht ein
Zeichen der Reue oder ein Gelöbniß der Besserung."

„Die gesellschaftliche Stellung der Frau ist zug
Maßen das Kennzeichen für die Civilisation eines Volkes
Stellung in Rußland stellt förmlich eine Recapitula
der Rollen dar, die das Weib auf der ganzen Welt zu
hat. Es ist hier entweder ein Luxusartikel, ein Werkz
Vergnügens, wie in den Harems des muhamedanischen Or
oder ein Lastthier, wie bei den wilden Stämmen, oder
eine Freundin und Genossin, wie in Neuengland. Die
Masse der russischen Frauen gelten heute noch, so gut
eilften Jahrhundert, zunächst nur als Lastthiere, und dann
als ,weibliche Geschöpfe'. In der Sprüchwörter-Philos
des Russen figurirt das Weib hauptsächlich als ein Mittel
Wohlbefinden des Gatten. Der Ustaw Jaroslaw des G
stellt das Weib auf Eine Stufe mit dem Blinden, dem La
dem Bettler, dem Krüppel, kurz mit dem verunstalteten Th
der Menschen. Die orthodoxe Kirche hat sich stets als
ebenso großen Weiberverächter wie der Koran erklärt.
kann die Zahl der Frauen, die unter die Heiligen aufgen
sind, an den Fingern abzählen. Ich glaube, die genaue
sammtzahl ist sechs" (I, 52 ff.).

Ein zweites Grundübel in Rußland ist sprüchwört
geworden: die Branntweinpest. Auch hiegegen wird
angekämpft außerhalb der orthodoxen Kirche und gegen
Willen des Staates, denn die Branntweinsteuer bildet
Viertel des russischen Budgets. Der Verfasser erzählt:
waren römisch-katholische Priester, welche Mäßigkeitsver
gründeten, die sich innerhalb des (kleinrussischen) Ju
,Pferchs' rasch verbreiteten und natürlich die jüdischen Sch
wirthe der betreffenden Bezirke völlig ruinirten. Diese li

fasser constatirt, daß unter der ungeheuern Anzahl liederliche Häuser haltender Frauen sich nie eine Kleinrussin befunden habe. Im Laufe seiner erschreckenden Schilderung von der Stellung der Frauen und der Auffassung der Ehe in Großrußland bemerkt er ausdrücklich: „Eine ehrenwerthe Ausnahme muß man zu Gunsten der Kleinrussen machen, deren kirchliche Gemeinschaft mit Rom und ihre politischen Beziehungen zu Polen edlere Auffassungen von dem Wesen der Frauen haben entstehen lassen. Noch heutigen Tages ist die Freiheit, deren sich eine kleinrussische Frau erfreut, einer der charakteristischen Züge, mit denen sich dieser Stamm von den Großrussen unterscheidet" (II, 56). Bei den letzteren scheint der Frau vom Christenthume überhaupt nichts zu Gute gekommen zu seyn. Hier nur einige Striche aus dem Bilde Lanin's, Alles mit Beispielen und unverdächtigen Citaten belegt:

„Den Aposteln der freien Liebe verursacht die (orthodoxe) Religion keine Gewissenbisse, und die öffentliche Meinung wirft keinen Stein auf sie. Weder der Priester, noch die Nebenmenschen denken von denen, die es mit ihrem gegebenen Worte so leicht nehmen, schlechter, als von denen, deren Rechte dadurch grausam verletzt werden. Man verlegt eben die ganze Kategorie von solchen Handlungen außerhalb der Grenzpfähle der Sittlichkeit, man möchte sagen, auf neutrales Gebiet und gesteht ihnen nicht den geringsten Einfluß auf die sociale oder öffentliche Stellung der Betheiligten zu. . . ‚Die Leute nehmen es sehr leicht mit der Ehe,' sagt ein Regierungsorgan, ‚sie betrachten dieselbe als eine Verbindung, die keinerlei Verpflichtungen auferlegt; es kostet ihnen gar keine Ueberwindung, einander wieder zu verlassen, und zwar ist dieß so häufig der Ausgang einer Ehe, daß es in Wirklichkeit zu einer feststehenden Gewohnheit wird. Wohin man seinen Blick wendet, trifft man auf solche in Schiffbruch gerathene Familien, wo der Gatte seine Wege geht und die Frau die ihrigen. Darum ist aber ihre Stellung in der Gesellschaft nicht um ein Jota schlechter; Niemandem fällt es ein, ihr Betragen zu verurtheilen, im Gegentheil, man

voll ihres Lobes, daß er beim ersten Einblick in sein Be[illegible]
unter selbst für einen Juden gehalten worden ist.[1] [illegible]
in ihrem traditionellen Gewerbe als Pächter der Bra[illegible]
schenken, meint er, seien die Juden keineswegs schl[illegible]
ihre christlichen Collegen, im Gegentheile. „Der Ju[illegible]
doch wenigstens noch Mensch, nicht ganz und gar u[illegible]
geheuer; er ist doch nicht gänzlich jedes Funkens von M[illegible]
baar, die ihn treibt, selbst seine Feinde immer noch [illegible]
besser zu behandeln, als jene Männer ihre Freun[illegible]
Brüder". Er sei ein „exemplarischer Bürger", und w[illegible]
mit Unrecht zu jener mächtigen Classe menschlicher Blu[illegible]
gerechnet, die in Wahrheit als der Fluch Rußlands be[illegible]
werden könnten. Diese seien ächte Kinder des Lan[illegible]
keinen Pferch zusammen gedrängt, ihre Namen vo[illegible]
russischem Klang und ihre Religion orthodox; bei den K[illegible]
russen, wo die Juden ihre Zwangswohnsitze (Pferch) h[illegible]
sei denn auch die Furcht, hintergangen und betrog[illegible]
werden, gegenüber dem Moskowiter bedeutend größer [illegible]
gegenüber dem Juden. Schon Baron Haxthausen hat [illegible]
dings von einem russischen Bonmot berichtet: man [illegible]
aus einem Großrussen zehn Juden machen und aus [illegible]
Griechen drei.

Das Werk enthält eine eingehende und lehrreiche [illegible]
schichte der Juden und ihrer wechselnden Schicksale in Ruß[illegible]
Was die neueste Judenverfolgung betrifft, so ist es [illegible]
daß die Befreiung des Landes, insbesondere der Bauern[illegible]
von dem grassirenden Wuchertreiben weder der Hauptg[illegible]
noch das eigentliche Ziel derselben ist. Diese Maßr[illegible]
hätten sonst auch die moskowitischen Blutsauger an[illegible]
müssen. Verfolgt werden ebenso die unirten Katholiken[illegible]
denen kein anderer Vorwurf lastet, als daß sie nicht i[illegible]
czarischen Staatskirche aufgehen wollen. Sobald der [illegible]
sich zu diesem Schritte entschließt, gilt er als russificirt[illegible]

1) Der Irrthum ist auch in diese „Blätter" übergegangen, [illegible]
vom 1. April d. Js. S. 541 Note.

ür wird er aller Zwangssteuern, Lasten und Fesseln ent-
igt, selbst der Verpflichtungen in Ehe und Familie, die
als Jude fortzutragen hätte. Aber wird dann der Jude
n Selbstherrschertthum gegenüber wirklich auch ein anderer
ensch? In gewisser Beziehung ja. Unter dem Druck der
igsten Verfolgung haben Tausende von Juden sich herbei-
lassen, dieses „Christenthum zu küssen", von ihnen sagt der
erfasser — und das dürfte sich der Antisemitismus überall
erken — Folgendes:

„Ich habe mit einer großen Zahl auf diesem Wege ‚be-
hrter' Juden aus allen Gesellschaftsclassen gesprochen und
nun versichern, daß sie, mit sehr wenig Ausnahmen, auch nicht
en leisesten Schimmer von Glauben an das Christenthum hegen,
ondern schon den bloßen Namen desselben hassen, seine Priester
erachten, seine Ceremonien verspotten, und einen Ekel vor sich
elbst empfinden, weil sie ihre Seelen verkaufen, indem sie seine
Sakramente empfangen und den Namen seines Gründers an-
rufen. Und in ganz denselben Gefühlen und Anschauungen
ziehen sie ihre Söhne und Töchter groß. Ich kenne eine an-
ständige Familie in Moskau, deren Haupt ‚bekehrt' worden ist,
wie Tausende seiner Religionsgenossen, und kann dafür einstehen,
daß keines seiner Kinder auch nur einen Funken von Glauben
an Gott und Teufel hat, und daß ihre ganze religiöse Ueber-
zeugung sich in dem Satze summiren läßt: daß die russisch-
orthodoxe Kirche den tiefsten Abschen und Haß jedes ehrlichen
Menschen verdiene, und man keinen Augenblick vorübergehen
lassen dürfe, ohne an ihrem Untergang zu arbeiten. Das
Beispiel dieser Bekehrten, so hört man sich bitter beklagen, ist
nicht geeignet, das moralische Ansehen der russischen Kirche zu
heben. ‚Weit über das ganze Land hin säen sie den Samen
des Unglaubens und der religiösen, politischen und socialen
Unbotmäßigkeit', sagen die geistlichen und weltlichen Behörden,
„und der Schaden, der auf diese Weise angerichtet wird, ist
ganz unberechenbar" (II, 275).

Wer ist nun aber Herr Lanin? Ist es der wahre oder
ein angenommener Name? Er sagt selbst: „Wir als Christen!"
Aber es gibt deren verschiedene Arten in Rußland. Er be-

zeichnet sich auch als Russe. Aber offenbar
als Groß-, noch als Kleinrusse gemeint; aus
könnte man eher auf einen Balten schließen. Er
daß er zweimal in Finnland ansässig gewesen sei.
aber ist er in dem Reich viel herumgekommen; die
Hungersnoth von 1891 beschreibt er nach eigener
nehmung in den heimgesuchten Provinzen. Neben
Sinnsprüchen aus allen Zeitaltern, mit welchen er
verziert, prangen die von ihm aufgelesenen russischen
wörter, welche „nahezu drei Viertheile der von
gebildeten gesprochenen Sprache ausmachen." Aber
anderen Kreisen hat er intime Erfahrungen gesammelt.
schildert er das jüngste Finanzgenie im Ministerium,
Wischnegradski, wie Herrn Pobedonoszew vom
Synod" von der Kehrseite.

Die nervöse Aufregung seiner Feder entschuldigt
Verfasser selber: „Englische Leser können wohl
tiefe Bitterkeit des Herzens verstehen, mit der ein
sein Land aufrichtig liebt, über diese Dinge zu seinen
leuten spricht; zu Ausländern darüber schreiben, heißt
Wermuthskelch leeren. Aber es bleibt nur dieser
um auf die Herrschenden in Rußland, die keine Scham
einen Eindruck zu machen." Es kommt noch ein
Umstand hinzu. Die vorliegenden zwei Bände sind
was sich auch dem Leser alsbald fühlbar macht, aus
Reihenfolge von Artikeln zusammengesetzt, welche der
fasser, der auch in England zu leben scheint, in einer
Zeitschrift gegen einen Stab von russisch-politischen
in London, an dessen Spitze die bekannte Madame
steht, in den letzten Jahren geschrieben hat. Diese
färber-Clique hat gleichfalls ihre Organe in der
Presse zur Verfügung. So hat zu seiner Abhandlung
auch sonst bezeugten Greuel des russischen
ein englischer Reisebeschreiber, de Windt, durch die
den Anstoß gegeben: er wolle sich lieber in ein

dafür wird er aller Zwangssteuern, Lasten und Fesseln entledigt, selbst der Verpflichtungen in Ehe und Familie, die er als Jude fortzutragen hätte. Aber wird dann der Jude dem Selbstherrscherthum gegenüber wirklich auch ein anderer Mensch? In gewisser Beziehung ja. Unter dem Druck der jüngsten Verfolgung haben Tausende von Juden sich herbeigelassen, dieses „Christenthum zu küssen", von ihnen sagt der Verfasser — und das dürfte sich der Antisemitismus überall merken — Folgendes:

„Ich habe mit einer großen Zahl auf diesem Wege ‚bekehrter' Juden aus allen Gesellschaftsclassen gesprochen und kann versichern, daß sie, mit sehr wenig Ausnahmen, auch nicht den leisesten Schimmer von Glauben an das Christenthum hegen, sondern schon den bloßen Namen desselben hassen, seine Priester verachten, seine Ceremonien verspotten, und einen Ekel vor sich selbst empfinden, weil sie ihre Seelen verkaufen, indem sie seine Sakramente empfangen und den Namen seines Gründers anrufen. Und in ganz denselben Gefühlen und Anschauungen ziehen sie ihre Söhne und Töchter groß. Ich kenne eine anständige Familie in Moskau, deren Haupt ‚bekehrt' worden ist, wie Tausende seiner Religionsgenossen, und kann dafür einstehen, daß keines seiner Kinder auch nur einen Funken von Glauben an Gott und Teufel hat, und daß ihre ganze religiöse Ueberzeugung sich in dem Satze summiren läßt: daß die russisch-orthodoxe Kirche den tiefsten Abscheu und Haß jedes ehrlichen Menschen verdiene, und man keinen Augenblick vorübergehen lassen dürfe, ohne an ihrem Untergang zu arbeiten. Das Beispiel dieser Bekehrten, so hört man sich bitter beklagen, ist nicht geeignet, das moralische Ansehen der russischen Kirche zu heben. ‚Weit über das ganze Land hin säen sie den Samen des Unglaubens und der religiösen, politischen und socialen Unbotmäßigkeit', sagen die geistlichen und weltlichen Behörden, „und der Schaden, der auf diese Weise angerichtet wird, ist ganz unberechenbar" (II, 275).

Wer ist nun aber Herr Lanin? Ist es der wahre oder ein angenommener Name? Er sagt selbst: „Wir als Christen!" Aber es gibt deren verschiedene Arten in Rußland. Er be-

LXXVIII.

Der französische Episcopat vor der großen Revol[...]

Was die sogenannte Reformation, oder vielm[...] politisch-kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts für De[...] land gewesen, das war die große Revolution für Fr[...] Es ist deßhalb ganz begreiflich, daß man jenseits der [...] der Revolutionsgeschichte dasselbe Interesse entgegenbring[...] bei uns der Reformationsgeschichte. Glücklicherweise hab[...] in unsern Tagen zwei Männer gefunden, um die z[...] Einzelarbeiten über die beiden Bewegungen in eine ge[...] Synthese zusammenzufassen. Das epochemachende Werk [...] Taine über die große Revolution ist ein würdiges Seite[...] zur „Geschichte des deutschen Volkes“ unseres Janssen, [...] „deutschen Taine“, wie ein französischer Kritiker den heimg[...] genen Meister genannt hat.

Wie nun Janssen im Jahre 1876 über die Zustän[...] Deutschland vor der Kirchenspaltung einen eigenen Band [...] öffentlicht hat, so hat auch Taine in demselben Jahre se[...] „Origines de la France contemporaine“ einen besonde[...] Band über das „Ancien Régime“ vorausgeschickt. Natür[...] konnte der französische Historiker in diesem Bande, wo so v[...] Fragen im Zusammenhange besprochen werden mußten, man[...] interessante Partien nur in gedrängter Kürze darstellen; [...] hat er z. B. über die Verhältnisse des damaligen Klerus [...] Weniges mitgetheilt. Diesen letzteren Punkt hat deßhalb [...] anderer französischer Forscher, Abbé Sicard, ganz besond[...] ins Auge gefaßt. Sicard, eines der fleißigsten Mitglieder [...] Pariser Pfarrgeistlichkeit, beabsichtigt, dem „ancien Clergé [...]

-ance" mehrere Bände zu widmen. Der erste vor kurzem schienene Band handelt ausschließlich von den Bischöfen s alten Regime.[1])

Welches Interesse solch eingehende Studien sowohl für den rofan- als für den Kirchenhistoriker bieten, braucht nicht näher ervorgehoben zu werden. Wie freudig wäre auch bei uns in Werk zu begrüßen, das einzig und allein mit den Zuständen er deutschen Kirche beim ausgehenden Mittelalter, mit den damaligen Bischöfen, der Pfarrgeistlichkeit und den religiösen Orden sich beschäftigen würde! Möge sich bald ein katholischer Gelehrter finden, der dem deutschen Klerus vor der Kirchenspaltung dieselbe Aufmerksamkeit schenke, wie sie von Sicard dem französischen Klerus vor der Revolution gewidmet wird!

Sicard ist übrigens kein Neuling auf dem Gebiete der ernsten Geschichtsforschung. Er hat bereits über das Schul- und Erziehungswesen vor der Revolution zwei werthvolle Arbeiten veröffentlicht, die von der Akademie gekrönt worden sind.[2]) Auch bei Abfassung der neuen Schrift ist er sehr gründlich zu Werke gegangen. Aus zahllosen gedruckten und ungedruckten Quellen hat er die reichsten Materialien gesammelt, um dieselben dann zu einem schönen Mosaikbilde zusammenzufügen. Bezüglich der einschlägigen französischen Literatur wird wohl nichts Wichtiges übersehen worden sein. Referent erlaubt sich indeß, den Verfasser, dem diese „Blätter" nicht unbekannt sind, auf eine deutsche Schrift aufmerksam zu machen, die ihm für den zweiten Band über den Straßburger Klerus vor der Revolution mehrere nicht unwichtige Angaben bieten könnte: Hermann Ludwig (von Jan), „Straßburg vor hundert Jahren. Ein Beitrag zur Culturgeschichte". Stuttgart 1888. Der Straßburger katholische Klerus, lesen wir hier (S. 93), „zählte bis in seine untersten Glieder begabte und gelehrte Männer, welche mit gediegener Bildung ebensoviel Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Ausübung ihres Berufes, wie

1) L'Abbé Sicard: L'ancien Clergé de France. Tome I. Les évêques avant la Révolution. Paris, Lecoffre. 1893. 523 p. 8°.

2) L'Éducation morale et civique avant et pendant la Révolution. — Les Études classiques avant la Révolution.

wahrhaft christlich milden Sinn vereinten." ...
Straßburger Bischof, den vielgenannten Cardinal ...
bei Sicard hie und da nur im Vorübergehen ...
findet man in der angeführten Schrift verschiedene ...
die den deutschen Culturhistoriker zur Bemerkung ...
daß dieser Kirchenfürst nicht selten zu strenge beurtheilt ...
Sicard hat überhaupt der Straßburger Kirche nur ...
Beachtung geschenkt. Hoffentlich wird in den folgenden ...
das Elsaß, das doch 1789 voll und ganz zu Frankreich ...
weniger stiefmütterlich behandelt werden.

Der vorliegende Band zerfällt in zwei Theile: ...
bespricht die sociale und politische Stellung der ...
während der zweite deren kirchliches Wirken behandelt. ...

Bezüglich der socialen Stellung des ...
Episcopats verdient besonders hervorgehoben zu werden ...
beim Ausbruche der Revolution alle 130 Bischöfe ...
angehörten. Seit dem Concordate, das Franz I. mit ...
abgeschlossen, waren die hohen kirchlichen Würden ...
nach immer mehr in den ausschließlichen Besitz der ...
übergegangen. Noch unter Ludwig XIV. wurden ...
Geistliche aus dem bürgerlichen Stande zu Bischöfen ...
unter Ludwig XVI. kam dies nicht mehr vor. Die ...
welche im 16. Jahrhundert ein schlichter ...
Deutschland hören ließ: daß die höheren kirchlichen ...
eine Beute der Adeligen geworden, daß Alles mit ...
angefüllt sei, daß Niemand Bischof werden könne, er sei ...
im Stande, so und so viel Ahnen aufzuweisen (Histor.- ...
Blätter 1891. Bd. 108, 437), diese Klage hörte man ...
Frankreich gegen Ende des alten Regime. Um 1789 mußte ...
durchaus dem Adel angehören, um einen bischöflichen ...
besteigen zu können.

Diese adeligen Bischöfe spielten in politischer ...
eine sehr wichtige Rolle, hierin ganz verschieden von ...
heutigen französischen Klerus, dem es sogar — und nicht ...
von einigen freimaurerischen Zeitungsliteraten — als ...
brechen angerechnet wird, wenn er nur wagt, in ...
Weise an einem Wahlkampfe sich zu betheiligen. In der ...
des alten gallikanischen Klerus, der mit großem Eifer, ...

ır nicht zum Schaden des Landes, der öffentlichen Angelegen-
len sich annahm, könnte das heutige Geschlecht Manches
nen. Nach dem Könige war ehemals der Episcopat die erste
litische Macht in Frankreich. Ueber die Beziehungen der
schöfe zum königlichen Hofe bringt der Verfasser sehr inter-
ante Angaben, von denen etliche nichts weniger als erbaulich
nd. Manche Bischöfe sind in ihren Loyalitätsbezeigungen
ch gar zu weit gegangen. Gewisse „liberale" Schriftsteller
nd indeß durchaus nicht berechtigt, über diesen „klerikalen
ervilismus" sich so sehr zu entrüsten. Finden es doch diese
chriftsteller ganz in der Ordnung, wenn heute ein kirchlicher
Würdenträger vor einem atheistischen Minister oder Präsidenten
er Republik in unterwürfigster Ehrfurcht erstirbt, während sie
ndere Geistliche, die den Muth haben, die Freiheit der Kirche
egen den modernen Staatsabsolutismus in Schutz zu nehmen,
als Hetzer und kirchliche Demagogen verschreien.

Der zweite Theil unserer Schrift enthält eine ganze Reihe von inhaltreichen Kapiteln über die kirchliche Wirksamkeit der Bischöfe. Die drei ersten Kapitel verbreiten sich über die Beobachtung bezw. Nichtbeobachtung der Residenzpflicht, über die Stellung der Bischöfe zum Pfarrklerus und zum Volke. Dann wird der Kampf des Episcopats gegen den Philosophismus geschildert. Zwar gab es nicht wenige Bischöfe, die mit allen Waffen der Gelehrsamkeit dem mächtigen Feinde entgegentraten, doch war der Erfolg nur ein geringer, was der Verfasser aus verschiedenen Ursachen zu erklären sucht. Taine hat behauptet, daß sogar viele Bischöfe in religiöser Hinsicht ausgesprochene Skeptiker gewesen. Sicard will diese Anklage nicht gelten lassen. Nach ihm könnten höchstens drei oder vier Bischöfe, wie Talleyrand, Lomenie de Brienne und Dillon den ungläubigen Philosophen beigezählt werden. Andererseits kann nicht geleugnet werden, daß manche Prälaten allzu weltlich gesinnt waren. Den religiösen Ernst, das sittenstrenge Leben, das mit Recht von einem kirchlichen Würdenträger gefordert wird, sollten etliche, wie z. B. der Cardinal Rohan, erst in der Verfolgung sich angewöhnen.

Daß der Philosophismus in Frankreich so große Fortschritte machen konnte, haben nicht am wenigsten die verderblichen

jansenistischen Streitigkeiten verschuldet. Im Kampf
die gefährliche Sekte standen, wie Sicard nachweis
Bischöfe treu zum heiligen Stuhle. Um 1789 gab
einzigen jansenistischen Bischof mehr. Dagegen
meisten sehr eingenommen für die sogenannten „gall
Freiheiten". Doch hatte der Kampf, den Rom und
gemeinsam gegen den Jansenismus geführt hatten,
gehabt, den französischen Episcopat immer enger mit
Vater zu verbinden. Es trat dies offen an den Tag
Beginn der Revolution die Nationalversammlung
Einflusse einiger jansenistischen Juristen den Verjuch
die gallikanische Kirche vom Mittelpunkte der katholischen
loszureißen.

Den Glanzpunkt des Werkes bilden die zwei
worin dargelegt wird, mit welchem Eifer die Bischöfe
öffentlichen Unterricht und alle Werke der christlichen
zu fördern suchten. Wahrlich, ein herrliches Blatt in der
schichte der alten gallikanischen Kirche, eine glänzende
fertigung des vielgeschmähten katholischen Klerus!

Man glaube jedoch nicht, daß Sicard als ein
Apologet auftritt. Seine einzige Sorge sei gewesen,
er in der Vorrede, die geschichtliche Wahrheit treu darzu
An dem lebendigen, farbenreichen Bilde, das er vor
Augen entrollt, fehlen denn auch die Schatten nicht.
lobenswerther Unbefangenheit schildert der Verfasser die
reichen Mißstände des alten Regime. Trotzdem muß man
erkennen, daß der französische Klerus seinen hohen
besser gewachsen war, als man gewöhnlich annimmt.
wird noch klarer hervortreten, wenn einmal der Verfasser
Untersuchungen über den Pfarrklerus und die religiösen
der Oeffentlichkeit übergeben wird. Aber schon durch den
liegenden Band findet man das Lob bestätigt, das vor
Jahrzehnten der unparteiische Tocqueville (L'ancien Rég
et la Révolution. 1856. p. 169) dem alten französi
Klerus gespendet: „Je ne sais si, à tout prendre et
les vices éclatants de quelques-uns de ses membres, il
jamais dans le monde un clergé plus remarquable q
clergé catholique de France, au moment où la Révol

surpris, plus éclairé, plus national, moins retranché ...s les seules vertus privées, mieux pourvu de ...tus publiques et en même temps de plus de foi. ... persécution l'a bien prouvé. J'ai commencé l'étude de ...cienne société plein de préjugés contre lui, je l'ai finie ...in de respect."

N. Paulus.

LXXIX.
Alexander Flegler.

Senior der deutschen Geschichtsforscher.

Professor Alexander Flegler ist am 12. Dezember 1892 ... Bensheim an der Bergstraße verstorben, wo er seit Anfang ...er achtziger Jahre, nach seiner Pensionirung als Archivrath ...m Germanischen Museum in Nürnberg, lebte. Flegler war 1803 in Genua als der Sohn eines Kaufmanns aus Beerfelden ...n der damaligen Grafschaft Erbach auf dem Odenwalde von einer italienischen Mutter geboren. Als der Handel von Genua durch die Continentalsperre auf unberechenbare Zeiten gelähmt erschien, kehrten die Eltern mit ihm in die nunmehr hessisch gewordene, zum Rheinbund gehörende Heimath. Aus dieser Zeit der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege empfing der lebhafte Knabe Eindrücke, die ihn sein Leben durch nicht verließen. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien widmete er sich in Gießen und Bonn den sprachlichen und historischen Fächern, wirkte eine Zeit lang als Erzieher und nachher lange Jahre an Schweizer Anstalten. In Bern erschien 1831 seine Antrittsvorlesung: „Ueber das Wesen der Historie und die Behandlung derselben". In den vierziger Jahren treffen wir ihn als Gymnasialprofessor in Winterthur (daselbst erschien 1845 sein geistvolles Buch: „Spanien und Deutschland in geschichtlicher Vergleichung"), und hielt zugleich Vorlesungen am Polytechnikum in Zürich.

Von Bedeutung wurde in Zürich für Flegler der Umgang mit dem ungarischen Historiker und Politiker Ladislaus von Szalay (1848 Gesandter der ungarischen Nation bei der Frank-

furter Nationalversammlung), der ihm die Kenntniß der
ischen Sprache und Literatur vermittelte, so daß
diesem Studium sein Leben lang treu blieb, später
hannes Scherr mit Recht für einen der ersten
ungarischen Literatur in Deutschland erklärt
Andenken dieses Freundes aus der ungarischen
widmete Flegler seine „Erinnerungen an Ladislaus
und seine Geschichte des ungarischen Reiches“, Leipzig

In den 50er Jahren siedelte Flegler nach
wo er lange Jahre thätig war als Professor an der
schule und als Archivar am Germanischen Museum,
Direktor, Geheimerath v. Essenwein, ihm vor Kurzem
vorangegangen war. Von seinen Schriften erwähnen
den Abriß der „Geschichte des Alterthums“ (Neue
der Wissenschaften und Künste VII 1 a, Stuttgart 1849)
Königreich der Langobarden in Italien“, Leipzig
„Deutschland und die orientalische Frage“, Nürnberg
diese pseudonym erschienene Schrift ist noch heute
Sodann „Zur Geschichte der Posten“, Nürnberg 1858
rede bei der Schillerfeier“, Nürnberg 1859; „Die
Nürnbergs mit Rücksicht auf die polytechnische Schule“.

Als Lebenswerk hat Alexander Flegler eine
der Demokratie geplant, die die Gegensätze der
ihrer historischen Entwicklung aufzeigen und sich an die
Masse der Gebildeten wenden sollte. An der Fortsetzung
Werkes, von dem 1880 der erste Band erschien („
der Demokratie des Alterthums“, Nürnberg, Selbstverlag,
u. 644 S.), der dem Alt-Landammann von Glarus,
Schindler, gewidmet ist, hat Flegler noch in den letzten
tagen gearbeitet. Herrscht in diesem allein erschienenen
Bande ähnlich wie beim Verfasser des Buches „Rembrandt
Erzieher“ durchaus eine rationalistisch-deistische Auffassung
Christenthum, so kommt darin doch vielfach die warme
neigung des Verfassers zu der rein menschlich betrachteten
ischen Persönlichkeit des Erlösers und die Anerkennung

1) Vgl. auch Fleglers Aufsatz: „Zur Würdigung der unga
Geschichtschreibung“ in Sybels Histor. Zeitschrift 1867.

l'a surpris, plus éclairé, plus national, moins retranché dans les seules vertus privées, mieux pourvu de vertus publiques et en même temps de plus de foi. La persécution l'a bien prouvé. J'ai commencé l'étude de l'ancienne société plein de préjugés contre lui, je l'ai finie plein de respect." N. Paulus.

LXXIX.

Alexander Flegler.

Senior der deutschen Geschichtsforscher.

Professor Alexander Flegler ist am 12. Dezember 1892 in Bensheim an der Bergstraße verstorben, wo er seit Anfang der achtziger Jahre, nach seiner Pensionirung als Archivrath am Germanischen Museum in Nürnberg, lebte. Flegler war 1803 in Genua als der Sohn eines Kaufmanns aus Beerfelden in der damaligen Grafschaft Erbach auf dem Odenwalde von einer italienischen Mutter geboren. Als der Handel von Genua durch die Continentalsperre auf unberechenbare Zeiten gelähmt erschien, kehrten die Eltern mit ihm in die nunmehr hessisch gewordene, zum Rheinbund gehörende Heimath. Aus dieser Zeit der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege empfing der lebhafte Knabe Eindrücke, die ihn sein Leben durch nicht verließen. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien widmete er sich in Gießen und Bonn den sprachlichen und historischen Fächern, wirkte eine Zeit lang als Erzieher und nachher lange Jahre an Schweizer Anstalten. In Bern erschien 1831 seine Antrittsvorlesung: „Ueber das Wesen der Historie und die Behandlung derselben". In den vierziger Jahren treffen wir ihn als Gymnasialprofessor in Winterthur (daselbst erschien 1845 sein geistvolles Buch: „Spanien und Deutschland in geschichtlicher Vergleichung"), und hielt zugleich Vorlesungen am Polytechnikum in Zürich.

Von Bedeutung wurde in Zürich für Flegler der Umgang mit dem ungarischen Historiker und Politiker Ladislaus von Szalay (1848 Gesandter der ungarischen Nation bei der Frank=

LXXX.

Hiplers Monumenta Cromeriana.[1]

Domdekan Dr. Eichhorn hat im Jahre 1868 eine
Monographie über den Administrator und Fürst
Ermland, Martin Kromer († 1589) erscheinen lassen
als ebenbürtiger Nachfolger des Cardinals Hosius
und dem großen Humanisten Dantiscus eine Leuchte
ländischen Kirche genannt zu werden verdient.
sagte der Bischof Adam Konarski von Posen, daß er
die Diöcese Ermland, sondern ein Königreich zu regieren
stehe. Kromer war ein im besten Sinne des Wortes
istisch gebildeter Kirchenfürst und galt nicht mit
einer der bedeutendsten Redner seiner Zeit. Er ist
fasser einer Reihe von Schriften, welche bis jetzt theils
waren, theils noch ungedruckt in den Archiven liegen.

Wenn nun schon die hervorragende kirchliche
Kromers in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts
Interesse beansprucht: so ist seine politische Stellung
Könige von Polen und somit zur Geschichte Polens
gerade die vorliegenden Monumenta Cromeriana
Kreisen empfiehlt. Theils tritt uns hier Kromer als
entgegen, indem uns eine Reihe seiner Gedichte geboten
Wichtiger jedoch sind diejenigen Reden und Hirtenschreiben
denen wir den Politiker und kirchlichen Reformator
Es ist das die Rede, welche Kromer als Gesandter des
von Polen vor dem Papste und dem Cardinalscollegium
Rom, 24. August 1548, sodann die Synodalreden, welche
selbe auf den Synoden zu Petrikau 1542, Wislica 15
Krakau 1548 gehalten hat. Dieselben sind nicht
Form nach, sondern noch mehr ihrem Inhalte nach
gemein historischer Bedeutung, sie gewähren einen Ein
die politische Lage Polens im 16. Jahrhundert, wie
und prägnanter kaum anderwärts zu finden ist.

---

1) Martin Kromer's Gedichte, Synodalreden u. Hirtenbriefe.
berg, 1892. 147 S.

weltumwandelnden Folgen seines Wirkens, sowie ernste Bewunderung für den kunstvollen Bau und namentlich die sociale Wirksamkeit der katholischen Kirche zur Geltung.

Im Verlaufe seiner Forschungen über Mittelalter und Neuzeit dem Offenbarungsglauben nähergebracht, fand sich Flegler, der beim Bensheimer Klerus die gesuchte Belehrung über die Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche gefunden hatte, zur Conversion veranlaßt, ließ sich vor mehreren Jahren von Bischof Haffner in Mainz firmen und ist als treuer Sohn der Kirche verstorben.

Aehnlich wie vor Jahren der hochverdiente Socialpolitiker Viktor Aimé Huber, dem Johannes Janssen in diesen Blättern und in den Zeit- und Lebensbildern ein würdiges Denkmal gesetzt hat, und wie der zehn Jahre vor Flegler in Bensheim verstorbene Begründer der tirolisch-rheinischen Ansiedelung am Pozuzo in Peru, Freiherr Damian von Schütz-Holzhausen,[1]) war Flegler von liebevoller Sorge für die Wohlfahrt des kleinen Mannes erfüllt. Führte sein Eifer für Socialreform zuweilen vielleicht zu weit — Flegler war Anhänger der Verstaatlichung des Grundbesitzes — so bleibt der edle Kern seiner uneigennützigen Bestrebungen über allen Zweifel erhaben.

Flegler, der seine Frau früh durch den Tod verlor, hinterläßt zwei Töchter. Er war ein musterhafter Gatte und Vater, ein unermüdlicher Forscher, den ein unbestechlicher Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit zierte; überaus mäßig und einfach in seiner Lebenshaltung hat er sich seinen herzgewinnenden Frohsinn bis in die letzten Tage bewahrt. Auf dem Bensheimer Friedhof harrt er an der Seite seiner heißgeliebten Mutter, deren Gebeine er dahin hatte verbringen lassen, der Auferstehung.

---

1) Die edlen Bestrebungen dieses Mannes sind leider noch zu wenig bekannt und gewürdigt; s. den Nekrolog in seinem nachgelassenen Werke: „Der Amazonas", Freiburg, Herder 1883; Alte und neue Welt, 1884, S. 233 ff. Friedrich Ratzel hat in der Allgemeinen Deutschen Biographie über die verdienten „Vorläufer einer deutschen Colonialpolitik" leider nur nach Hörensagen berichtet. Ueber den zeitigen Stand seines Werkes, der Colonie Pozuzo, hat die Kölnische Volkszeitung im vorigen Jahre (in Nr. 74 u. 334) eingehende Berichte gebracht. Frhr. von Schütz war auch langjähriger Mitarbeiter der Histor.-polit. Blätter.

erhob sich sofort, um in der Einsamkeit seines Stu[illegible]
seinem Schmerze nachzugehen. Der Verlust erwies [illegible]
für ihn als ein persönlicher, denn der Verstorben[illegible]
den dürftigen Einkünften des Canonicats noch [illegible]
Unterstützungen hinzugefügt. Mutian schrieb [illegible]
Epitaphium und ersuchte den Humanisten Eoban, [illegible]
zu thun. „Tragödien“, so klagte er, „müßte man [illegible]
da wir diesen mächtigen Hort verloren haben“.[1])

Da Ulrich von Hutten in einem Briefe[2]) an de[illegible]
herrn Jakob Fuchs zu Würzburg, datirt Mainz [illegible]
1515, also drei Tage nach Eitel Wolfs Tode, [illegible]
Reihe biographischer Daten über seinen von ihm tief[illegible]
Gönner und Freund Eitel Wolf bringt, so dürfte [illegible]
besten sein, diese Quelle unverkürzt sprechen zu lassen. [illegible]
Briefe heißt es: Du willst, daß ich Dir, süßester [illegible]
etwas Neues schreiben soll aus unserem Deutschland, [illegible]
so ungern weile in dieser Zeit, wie Du gern in Italien, [illegible]
Vaterlande der Wissenschaften, weilest. Was soll [illegible]
schreiben, es sei denn solches, das zu schreiben [illegible]
schwer fallen wird und zu lesen Dich mit Trauer [illegible]
Ueber den Hingang zweier Freunde ist mir berichtet [illegible]
als ich in Bad Ems Gesundheits halber weilte, nämlich [illegible]
den Tod des Eitel Wolf von Stein, des gelehrten [illegible]
und des Johann von Hutten; jenen hat zur ungelegen[illegible]
Zeit ein zu früher Tod aus unserer Mitte genommen, [illegible]
der unmenschliche Tyrann der Schwaben mit List und Sch[illegible]
umgebracht. . . . Der Schmerz über den Tod dieses ju[illegible]

1) Krause, Eoban Hessus I. 157. Mutian hatte auch für die [illegible] Eitel Wolf's Planen zu hebende Hochschule zu Mainz den [illegible] Richard Sbrulius empfohlen.

2) Dieser Brief, vollständig in Hutteni opp. ed. Böcking [illegible] bildet die Grundlage zur Biographie in Adami, Vitae [illegible]norum Jureconsultorum et Politicorum. Heidelb. 162[illegible] Itelwolfus de lapide. Vgl. Schunk, Beytr. II, 205.

LXXXI.

Der Mainzer Hofmarschall Eitel Wolf von Stein.

Von diesem in verschiedener Hinsicht ausgezeichneten schwäbischen Edelmann Eitel Wolf, der als Hofmarschall des Erzbischofs, Kurfürsten und Cardinals Albrecht zu Mainz und als Vitzthum der Stadt aus dem Leben ging, gibt sein Zeitgenosse Trithemius in den Scriptores ecclesiastici[1]) folgende ehrende biographische Nachricht: Fytel Wolfus de Lapide, vir nobilis, natione Teutonicus et Suevus, magni ingenii vir, et eloquentiae Romanae vehemens aemulator, et ob id magnum honorem apud Marchionem Brandenburgensem consecutus. Scripsit ad Georgium de Lapide avunculum suum, virum literarum amantissimum: *De laudibus heroum et virorum illustrium*, libr. I, *Epistolare* cultissimum et alia quibus magnam Germaniae laudem apud Romanae lingue cultores pariet. Vivit adhuc hodie sub rege Maximiliano anno, quo haec scripsimus 1494. Als Trithemius dies schrieb, zählte Eitel Wolf kaum 30 Jahre.

In humanistischen Kreisen rief Eitel Wolfs Tod Trauer und Bestürzung hervor. Hutten schrieb im Sommer 1515 an den bekannten Humanisten Mutian, um ihm den Tod des hohen Gönners zu berichten. Mutian war gerade, als er den Brief empfing, in einer heiteren Tischgesellschaft; er

1) Fol. 171 der ed. Colon. 1531, p. 932 der ed. Freheri.

Eitelwolf", antwortete er: „und nicht weniger der ...
um auf die Geistesverwandtschaft anzuspielen, während ...
an die Blutsverwandtschaft dachte. Einstmals brachte ...
200 Goldgulden als Geschenk vom Fürsten Albert ...
Bemerkung: „Der Fürst gibt das Deinen Studien" ...
erhielt eine Stelle am Hofe, als ich gerade aus Italien ...
rückgekehrt war; er wurde aulae praefectus und ...
viel beim Fürsten wie wenige; auch Kaiser Maximilian ...
ihn gern, und den Angelegenheiten des Markgrafen Joachim ...
war er von großem Vortheile. . . .

(Nun wird in dem Briefe des Kreises seiner litera...
Freunde gedacht, so des Mutianus Rufus, Vigilantius ...
Hessus, Bohuslaus, Joh. Rhagius, Erasmus, Hern ...
Capnio.) Der Brief Huttens fährt weiter und ...
„Jedesmal auf der Reise hatte Eitelwolf irgend einen ...
den gelehrtesten Autoren zum Lesen bei sich, und ich ...
mich nicht, ihn ohne Bücher gesehen zu haben, die er ...
anderen Waffen nannte; am meisten zog ihn Livius ...
Virgilius an. Als einst ein Gelehrter sich ihm mit ...
Bitte nahte und befürchtete, lästig zu fallen, entgegnete er ...
Gelehrter falle ihm jemals lästig. Mehr als einmal ...
er mir vertraulich, er bereue es, dem Markgrafen Jo...
zur Gründung der Hochschule zu Frankfurt a. O. mit ...
Rathe beigestanden zu haben, denn sie sei in Händen ...
gelehrten Ignoranten, und es wirkten dort nicht im ...
ischen und Griechischen Kundige, wie er es vorgeschlagen ...
hatte. Einmal öffnete er den an ihn gerichteten Brief ...
Theologen und las den Namen des Schreibenden, der ...
den Titel gab: sacrae theologiae doctor; er sagte: o ...
du nur ein rechter doctus wärest, und legte den Brief ...
Seite mit der Bemerkung, er habe keine Zeit, lite...
illiteratae zu lesen, zumal so anmaßende. Denn er ...

1) Gründung der Hochschule zu Frankfurt a. O. und Gesandtsch...
wovon unten.

Hutten, ohnehin so groß, vermehrt noch die Trauer um Eitelwolf; er starb an der Steinkrankheit, woran er bereits mehrere Jahre litt und wovon die Aerzte ihn nicht heilen konnten. Er hatte begonnen, meinen Bestrebungen entgegen zu kommen, und sie schon ziemlich auch in der Oeffentlichkeit befördert, indem er den der Beförderung der Wissenschaften geneigten Fürsten, nämlich den Mainzer Erzbischof Albrecht, dafür gewonnen hatte: diesem hatte mich Eitelwolf wirksam empfohlen. Er liebte nämlich die studiosi und alle Literaten und wurde auch selbst wieder von allen geliebt. Lateinisch sprach er prompt und correkt; seinen Schriften fehlte es nicht an Eleganz und Würde, zudem erwies er sich leutselig, mehr als sonst von einem Höflinge erwartet wird. Häufig empfahl er sich Freunden auf brieflichem Wege, deren einige an mich gerichtet sind und zwar von so gutem Latein, daß ich sie mit Bewunderung lese, da sie von einem Manne ausgehen, der durch so viele Beschäftigungen von den Studien abgezogen wird. Die lateinischen Wissenschaften hatte er in Italien gelernt unter Philippus Beroaldus; als er eben den griechischen Studien sich zuzuwenden gedachte, riefen ihn die Seinigen in die Heimath zurück, was er oft beklagte. Was besonderer Lobeserhebung würdig erscheint, ist der Umstand, daß Deutschland in ihm den ersten und einzigen aus dem Ritterstande gehabt, der mit der Administration schwieriger Amtsgeschäfte die Pflege der Studien verband. Groß war der Zulauf der Gelehrten zu ihm; alle hieß er willkommen; vielen war er ein Schützer und seine erste Sorge bei Ankunft in einer Stadt war, über die Studien und ihre Beförderer Erkundigungen einzuziehen. Mich liebte er gar sehr und zwar ungeheuchelt; er zog mich daher häufig in die familiäre Unterhaltung, als ich seltener erschien, um nicht lästig zu fallen. Er sagte mehr als einmal: komme, ich werde schon einige Zeit für unsere Studien herausschlagen. Als Frowin Hutten, mein Verwandter, mich in eine gelehrte Gesellschaft einführte und sprach: „Dieser ist der Meinige,

dem an den Erzbischof **Albrecht** gerichteten [illegible]
Er sagt darin unter Anderem: „**Während** der [illegible]
den Wissenschaften ferne **bleibt**, hast Du, [illegible]
wenigen, mit so viel Glück **Beides** zu verbinden [illegible]
nämlich die negocia rei **militaris et ocium** studii [illegible]
. . . Deine Klugheit und **Erfahrung** in den Geschäften [illegible]
bekannter, als ich es darlegen **kann**, wie Du Dich [illegible]
hast bei dem unbesieglichen **Kaiser** Maximilian, [illegible]
schätzen lernte der Markgraf **Joachim**, wie Du [illegible]
Albert zum größten Vortheile **für Alle und** zum [illegible]
Stadt Mainz handeln wirst. **Gute Anzeigen** [illegible]
in Deinen Mitteln, in Deinem **Ansehen**, in Deiner [illegible]
und Macht, was Du freilich **alles mit unerhörter** [illegible]
heit als Last und Hinderniß **Deiner** Muße [illegible]
pflegst. . . . Endlich noch, **wie denkwürdig** ist das [illegible]
das Du jenem märkischen Ritter **zurückgegeben**, welcher [illegible]
einmal von oben herab **hofmeisterte mit den** Worten [illegible]
hättest das Alter nicht, um Dich **solcher Dinge** erinnern [illegible]
können; Du sagtest nämlich: **aber Du, Greis**, hast [illegible]
dings nur im Kopfe, was vor 40 **oder mehr** Jahren [illegible]
schehen ist, ich weiß aber das, **was vor** zwei oder [illegible]
tausend Jahren geschah. Alle **Anwesenden** applaudirten [illegible]
Dir, während jenen Schamröthe **bedeckte**. Ich lobe [illegible]
also, Eitelwolf, und wünsche **unserm Ritterstande** [illegible]
welcher Deinetwegen den Vorwurf **der Rusticität** jetzt [illegible]
mehr verdient: Du nämlich bist ein **Beispiel** für viele u. [illegible]

Die Ueberschrift dieser Dedication **lautet**: Ad cla[illegible]
mum equitem Eytelvolfum de Lapide suevum, magis[illegible]
curiae et civitatis moguntinae praefectum Vlrich[illegible]
Hutten equitis . . . praefatio.[1])

---

1) Hutteni opp. I, 34. Ein Auszug des **Panegyrikus** in [illegible]
Albr. v. Brandenb., Beil. IV. zum I. Bde. **Erasmus** fa[illegible]
Gedicht so schön, daß er daraus den **Deutschen** einen [illegible]
Dichter prophezeite. — Ein Brief Ulrichs an Eitel Wol[illegible]
den Pfefferkorn erwähnt ib. p. 34.

rogante Meinung, und als er vom Kaiser Maximilian ach empfangener Laurea als „Orator et Jurisconsultus“ egrüßt ward, wehrte er sich gegen diese Titel und beschuldigte seine Freunde als die Urheber dieser Auszeichnung. Die Dominikaner und Kölner Theologen nannte er pediculi Capnionis . . . . . Im Witzemachen war er gar nicht ungeschickt. Als ihm Einer eine Mixtur gegen die Steinkrankheit anbot, sagte er: hab's schon längst von meinem Koch bekommen. Als man ihm sagte, es habe Einer den Venediger Krieg so schön beschrieben, erwiderte er: hätte man ihn nur auch schön geführt. Einst prahlte Jemand mit einer am Munde erhaltenen Wunde: ich stand dem Feinde dicht vor dem Angesichte; Eitelwolf sagt: und dieser stand natürlich auch vor dir, wie ich merke. Zwei Versemacher stritten miteinander, wobei der Eine sagte, er habe einst im Schlafe ein Gedicht geträumt, das besser gewesen sei als das des Andern; Eitelwolf fiel ein: dann schlaf und träume recht oft. Von Sentenzen führte er öfters diese im Munde: explorant adversa virum oder perducit ad ardua virtus.

„Als Sitz seiner Muße hatte er sich Mainz gewählt und wollte hier, angeregt durch die Liberalität seines Fürsten, eine Hochschule[1]) errichten, wie keine zweite in Europa bestünde, theils aus seinem Vermögen, theils unter Beseitigung unnützer Professörchen und Verwendung ihrer Einkünfte zu besserem Nutzen. . . . Mitten in diesen Plänen starb der gute Itelwolf; er hatte noch nicht 50 Jahre erreicht . . . . Lebe wohl! Mainz, 13 Juni 1515.“ — So weit der Brief.

Schon vorher hatte Ulrich von Hutten in einem an Eitel Wolf gerichteten Widmungsbriefe, Herbst 1514, einige Bemerkungen niedergelegt, welche zur Charakterisirung Eitel Wolfs einen Beitrag liefern, nämlich in der Dedikation zu

1) Die Mainzer Hochschule, 1477 gegründet, war nie zu besonderer Blüthe gelangt. Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts S. 79. Daß es an Lehrkräften mangelte, bezeugt Trithemius chron. Hirs. II, 484, 485.

Namens gibt es nicht wenige. Das mittelrhein
schlecht derer von Stein, de lapide, besonders
latur zu Mainz vertreten, hatte seinen ursprüng
zu Oberstein an der Nahe. Das alte, einst sehr
oberschwäbische Rittergeschlecht hieß ursprünglich „von
und führte drei schwarze Wolfsangeln in golden
Der einzige, welcher die Wappen Eitel Wolfs
Grabdenkmale im Dome zu Mainz sah, von Gude
an, es seien drei Halbmonde. Wie die Schwierigkei
Sie löst sich, denn Gudenus sah die verwitterten
angeln als Halbmonde an, denen sie ja sehr ähn
können also mit Fug und Recht Eitel Wolf dem
württembergischen Oberamte Ehingen beheimatheten
geschlechte zuschreiben; es blüht in einer „zum Rechten
genannten Linie heute noch.[2])

Wenn Hutten seinen Gönner bei seinem Tod
nicht ganz 50 Jahre alt sein läßt, so fällt seine
etwa ins Jahr 1465.

Seine humanistischen Studien machte Eitel
Schlettstadt im Elsaß, wo der vortreffliche, im
Hieronymianer wirkende Dringenberg[3]) die Schule zu
Ansehen gebracht hatte. „Die von dieser Schule aus
den Anregungen lassen sich im geistigen Leben der
rheinischen Landschaften weithin verfolgen“, sagt
Geschichte des deutschen Schulwesens im Uebergange
Mittelalter zur Neuzeit. S. 235.

---

1) Rechtenstein, Burg bei Marchthal.

2) F. Cast, Adelsbuch des Königreichs Württemberg und
Adelslexicon. Das Stein'sche Wappen also fast genau
der von Stadion. Berühmte Herren „von Stein“
Brüder Berchtold, Conrad und Johann, welche 1450 das
stinerkloster zu Weil der Stadt gründeten und in der
daselbst ruhen. Crusii Annales, lib. 7 p. 396.

3) Nicht sein Nachfolger (seit 1491) Crafto Hofmann von
wie Erhard, Wiederaufblühen III, 321 meint, war Eitel
Lehrer.

Kann man auf der einen Seite dankbar dafür sein, daß aus diesem Briefe so manche Einzelheit über Eitel Wolf zu erfahren ist, so müssen wir auf der andern gestehen, daß die humanistische Richtung sich hier geltend macht und auch hier ihre Schwäche zeigt, indem sie die Verdienste ihrer Anhänger auf Kosten Anderer stark hervorhebt und sich gegenseitig beräuchert.

Dieses von gleichzeitigen Autoren gegebene Lebensbild läßt sich bezüglich einzelner Züge vervollkommnen, wie zu mehreren Angaben des Trithemius und Hutten Erklärungen nützlich sein werden.

Der deutsche Vorname „Eitel" findet sich in jenem Zeitabschnitte nicht gerade selten, ja die Hohenzollern führen in ihrem Stammbaume [1]) für die Jahre 1401—1626 etwa 7 Eitel Friedrich, dazu noch bis in die neueste Zeit. Grimm in seinem Deutschen Wörterbuch bemerkt, in Urkunden des 14 und 15. Jahrhunderts finde er sich in den Eigennamen der gräflichen und adlichen Geschlechter verschiedentlich vor (ital, eitel). „Dieses Präfix soll doch wohl den reinen, ungemischten Stamm bezeichnen und scheint unter mehreren Söhnen oft nur einem und dem ältesten zu gebühren." Dem sei wie ihm wolle, aus gleichzeitiger Quelle erfahren wir die Bedeutung des Wortes. Conrad Celtes nämlich, der bekannte Humanist, nahm unseren Eitel Wolf in die Rheinische Gelehrtengesellschaft auf und präcisirte dabei seinen Namen: Hololykos, wonach eitel die Bedeutung des griechischen ὅλος ganz, ächt, hat.[2]) Das stimmt dann zu der Grimm'schen Ansicht.[3])

Es unterliegt stets einer gewissen Schwierigkeit, wenn man über eine ritterliche Familie mit der Bezeichnung „von Stein" de lapide nachzuforschen hat, denn Familien dieses

1) Grote, Stammtafeln S. 110: Grafen von Hohenzollern.

2) S. unten über die Rheinische Gelehrtengesellschaft.

3) Vgl. übrigens Dr. Buck in „Mittheilungen des histor. Vereins für Hohenzollern" 1886—87. S. 119—123. A. d. R.

von Rom aus erlangt hatte. Mit dem Tode Georg
6. April 1490, wird Eitel Wolf diese Würde verlo
auf sie verzichtet haben, da das Breslauer Kapitel
Verstorbenen seinen größten Feind erblickte.

In besondere Beziehung trat Eitel Wolf zu den
burger Kurfürsten Johann Cicero und Joachim I.
näheren Umstände der Berufung an den brandenb
Hof kennen wir nicht. Sowohl bei dem einen wie dem
stand er in hohem Ansehen, gelangte zu den bedeu
Aemtern und leistete in Krieg und Frieden wichtige D
besonders wurde er seiner ausgebreiteten Kenntnisse,
Einsicht in Staatsgeschäften und vorzüglichen Bered
wegen mehrmals zu Gesandtschaften gebraucht, wie e
andern die Reichstage zu Worms 1495, zu Constan
und Köln 1512 besuchte. Vermuthlich wurde er bei d
Reichstagsverhandlungen dem Kaiser vortheilhaft be
so daß er die Würde eines kaiserlichen Rathes erhielt.
die von seinem eigentlichen Dienstherrn Joachim ih
wordenen Auszeichnungen gehört jene, daß Joachim ihn
Hauptmann des Amtes Trebbin machte, ihm 1513 di
wartschaft auf das zunächst sich eröffnende Lehen von
Gulden Werth verschrieb und bald nachher eine Versch
ung über 2500 Gulden auf das genannte Amt sowie
abermalige Verschreibung über ein demnächst sich e
nendes Lehen von 500 Gulden Werth ausstellte.[1]
diesen Urkunden nennt ihn Joachim „gestreng und hochge
Hauptmann zu Trebbin, Rate und lieber getreuer Er (

---

in österr. Dienste und wurde später mehr als energischer
walter des Königs Mathias von Ungarn in Schlesien un
Lausitzen. Ueber ihn vgl. Grünhagen, Gesch. von Schles
350; Zeitschr. f. schles. Geschichte XX, 174, auch Allg. De
Biogr. XX.

1) Die Urkk. 1513 (die letzte von 1513 Sept.) bei Erhard III,
— Die Bestätigung einer Einigung zwischen den Karthä
zu Frankfurt und den Brüdern Bakow, dd. Colon. ad

Gegen Erwarten finden wir unsern Eitel Wolf zu Leipzig[1]) auf der Hochschule, wo er im Sommersemester 1482 zugleich mit Georg Behaim von Nürnberg in die Matrikel eingetragen steht. Also scheinen ihn die nähergelegenen Schulen zu Heidelberg und Erfurt nicht angezogen zu haben. Zur Förderung weiterer Studien begab er sich wie Hunderte seiner Zeitgenossen nach Italien, zum Lehrstuhle des berühmten Philologen und Redners Philippus Beroaldus. Das führt nach Bologna, denn hier zog Beroaldus mächtig wissensbegierige Jünglinge an. Die Deutschen hatten sich hier aneinander geschlossen und führten als Natio Germanica eine eigene Matrikel. Ihre Acta haben sich bis auf unsere Zeit erhalten; ihre Drucklegung besorgten 1887 Friedländer und Malagola. Sie verzeichnen zu 1489 einen nobilis vir dominus Eytelwolff de Lapide und zwar als canonicus et custos ecclesiae Wratislaviensis, der seine X grossos (Groschen) Eintrittsgeld bezahlte. Das Jahr stimmt gut; die Bezeichnung custos eccl. Wratislav. spricht nicht dagegen,[2]) wie es anfangs scheinen könnte, denn auf Grund der damals üblichen Gewohnheiten nehmen wir an, daß Eitel Wolf, ohne die höheren Weihen zu besitzen, diese Prälatur aller Wahrscheinlichkeit nach durch den einflußreichen Oheim Georg von Stein[3]) als römische Pfründe

1) Archiv für Litteratur-Geschichte (herausg. v. Schnorr v. Carolsfeld) XII, 344. — Der Originaleintrag in der Matrikel der Universität und zwar in der Natio Bavarorum lautet: Eytelwolff de lapide vom Stayneck . . . X [grossos]. Mittheilung aus der Univ.-Bibl. daselbst.

2) Eitel Wolf verehelichte sich später. Als Gattin wird eine Margaretha genannt in einer Urk. Joachims I. 1513. Hutten weiß von seinem Gönner zu sagen: nimis putabatur uxorum imperio obnoxius, ob facilitatem naturae. Doch braucht Eitel Wolf dieser Stelle wegen nicht, wie Erhard III, 238 Anm. meint, mehrmals verehelicht gewesen zu sein; unter uxores kann man das weibliche Personal der Familie überhaupt verstehen.

3) Dieser Oheim Georg, früher Diakon im Kreuzherrenorden, trat

an Fuchs haben wir ja schon eine darauf bezügliche
Eitel Wolf's vernommen.

Wir müssen nocheinmal auf Eitel Wolf in seiner
schaft als Brandenburger Gesandter zurückkommen.
Maximilian hatte auf dem Reichstage zu Constanz
die Reichsfürsten dringend um Hülfe und Beistand
vorstehende kriegerische Unternehmen gegen Frankreich
Venedig gebeten; seine Worte gingen dießmal „in die
wie geschmolzen Gold".[2]) „Die Kgl. Majestät hat
lange Rede gethän", schrieb der brandenburgische
Eitel Wolf an seinen Herrn. „Ich wollte, Ew.
hätte ihn gehört. Daraus dann alle Stände bewegt
dermaßen, daß sie mit einmüthiger Stimme seiner
Hülfe und Rath zugesagt haben". Joachim kümmerte
um nichts. Als des Kaisers Unternehmen fehl schlug
derselbe wenigstens zur Züchtigung Venedigs 1509
Hülfe in Worms begehrte, war Joachim nicht zu
Eitel Wolf schrieb dem Kurfürsten: „Gott wolle, daß
Gnaden Gelegenheit wäre, sich auch hier sehen und
zu lassen; Brandenburg hat, wie ich glaube, in 80 J
nicht klein Gerücht im Reich gehabt: so es aber
videntia und nicht avaritia geschehen, muß ichs leiden.
Ew. Gnaden ist geschickt und bedarf keiner Lehr; allein
ich's auch gut meine et gloriam domini mei".

Im Hinblick darauf und ähnliche Vorkommnisse
Droysen: „Und Eitelwolf von Stein hatte nicht eben
auf die Politik stolz zu sein, die er vertreten mußte".
Im Jahre 1513 gab das brandenburgische Regi

---

1) Wo auch der Mainzer Erzb. Jakob v. Liebenstein zugegen
2) Janssen, Gesch. des deutschen Volkes I, 574 der 15. Aufl.
helm, Berner Chronik (III, 4) gedenkt auch der Anwes
Eitel Wolfs: her Thoman Rud. von Kallenberg, me
Hofmeister, Itelwolf von Stein ritter u. s. w.
3) Gesch. der preußischen Politik II, 2. S. 48. 55; S. 456
Droysen: „außerdem sind für den Constanzer Reichs

Eytelwolf von Stein zu Steinecken Ritter". Nach Ledebur, Preuß. Adelslexikon II, 470 war er wahrscheinlich auch in der Mark Brandenburg und Oberlausitz begütert.

In allen deutschen Gauen herrschte während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein reges wissenschaftliches Leben, nur von der Mark Brandenburg weiß man, daß sie damals auf niedriger Bildungsstufe stand. Abt Trithemius hielt sich längere Zeit am brandenburgischen Hofe bei Kurfürst Joachim I. auf und lernte die Zustände kennen; er schrieb aus Berlin an seinen Freund Roger Sicamber im Kloster Höningen in der Rheinpfalz am 20. Oktober 1505: „Selten findet man hier einen Mann, der Interesse für die Wissenschaften zeigt; aus Mangel an Erziehung und Lebensart lieben die Leute mehr die Schmausereien, den Müßiggang und die Trinkgelage". Selbst Kurfürst Joachim bekennt in seinem Ausschreiben zur Gründung der Hochschule zu Frankfurt a. O.: ein in den Wissenschaften hervorragender Mann sei in seinem Lande so selten wie ein weißer Rabe.[1])

Diesen Zuständen wollte Kurfürst Joachim durch Gründung der Universität zu Frankfurt a. O. abhelfen. Joachim, den die Zeitgenossen wegen seiner Liebe zu den Künsten und Wissenschaften den Leo X. Brandenburgs nannten, bediente sich hierbei des Beirathes des Eitel Wolf, um 1506. Nach der Fundationsurkunde, in überschwänglichem Humanistenstyle geschrieben, hängt von der Eloquenz und Wissenschaft nicht nur die Glückseligkeit dieses Lebens, sondern beinahe auch die ewige Seligkeit ab.[2]) Doch wollte es mit dieser neuen Bildungsanstalt im märkischen Sande nicht recht vorwärts gehen, und oben in Hutten's Brief

---

22. März 1503 durch Kurf Joachim ist unterschrieben: „Registr. Er. Eytelwolff vom Stein". Acta nat. germ. ed. Friedländer etc. p. 236 Note.

1) Janssen, Gesch. des deutschen Volkes I, 85 der 13. Aufl.

2) Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts S. 78; Beckmann, Notitia univers. Francof. Francof. 1706.

gliede ein lateinisches Epigramm auf die berühmten ...
Das unseres Eitel Wolf lautet:

Hololykos de Stein, alias Eitelwolf (Eques S...

Hac de Germana quid Graie, quid Itale ...

Non minus ac vestrae verba latina ...

Diese Verse allein geben uns noch nicht ... Zeugniß für Eitel Wolf's besondere dichterische Be... denn Versemachen gehörte damals zur gelehrten Bi... überhaupt; da aber Kaiser Maximilian ihm die Dicht... verlieh und ihn zum Poeta laureatus machte,[2] dürfen ... auf ein mehr als gewöhnliches Talent schließen.

Der junge Erzbischof machte unseren Eitel Wolf, ... trauten und Berather des Brandenburger Hofes, zum ... curiae,[3]) Hofmarschall und Vizthum, vicedominus ... welche Stellen zu den höchsten des Hofes und der ... gehörten. Gudenus gibt im Cod. dipl. I, 937 ... elenchus vicedominorum moguntinae urbis[4]), nennt ... den Eitel Wolf, aber ohne genaue Angabe des Jahres ... Amtsantritts, er sagt: 151. Eitelwolfus a Stein, com... niter de Lapide nuncupatus; hic nobilis Suevus erat ... ex doctissimis sui temporis et hactenus assessor cam... imperialis, de quo munere (ut videtur) illum rev... postulatus aepus Albertus Brandenb. ad officia sua ... creavitque magistrum curiae et Vicedomi... receptionis sive auctoramenti litteras non reperi. ... erfahren hier, daß Eitel Wolf ins Reichskammergericht ... Assessor eingetreten war; wohl nur auf kurze Zeit.

Diese seine zweifache Stellung in Mainz ergibt ... außerdem aus Folgendem. Albrecht thut nämlich in ...

---

1) Aschbach, Roswitha und C. Celtes. Wien 1867. S. 52.

2) May a. a. O. I, 73.

3) Praefectus aulae nennt Huttens Brief diese Stelle.

4) p. 934 gibt Gudenus eine Erklärung des Wortes vicedomi... soviel als Stellvertreter in weltlichen Dingen.

haus dem erzbischöflichen Stuhle von Magdeburg und im Jahre nachher dem zu Mainz in Albrecht, Joachims Bruder, einen Erzbischof, also sah man zwei Hirtenstäbe in Einer Hand, was damals schon auffiel. Nach der Wahl zum Erzbischof von Magdeburg reiste Eitelwolf [1]) nach Rom, um die päpstliche Bestätigung dieser Wahl zu erlangen und erlangte sie. Und wieder war es Eitel Wolf, welcher beim Kaiser die Einwilligung zur Maizer Wahl gewann. Der Erzbischof gab ihm daher, am 25. März 1514, eine eigenhändige Verschreibung über 6000 Gulden auf die Salzwerke zu Halle, unter der Bedingung, daß Eitel Wolf ganz in seine Dienste trete. [2]) Unter Verzicht auf die Stellung bei Joachim und mit dessen Einwilligung ging Eitel Wolf zu seinem neuen Herrn über, der ihm die magdeburgischen Aemter und Schlösser Querfurt und Jüterbock theils amts-, theils pfandweise unter vortheilhaften Bedingungen überließ.

Als später Albrecht seinen Sitz in Mainz einnahm, zog Eitel Wolf mit in die mittelrheinische Stadt, wo sich zur Ausführung seiner weit ausschauenden Pläne glänzende Aussichten darboten. Dort war ja schon geraume Zeit vorher, es war 1491, durch Conrad Celtes die Anregung zur Gründung der Rheinischen Gelehrtengesellschaft Sodalitas literaria Rhenana gegeben worden, in welcher der leider schon im J. 1503 gestorbene Wormser Bischof Johann von Dalberg den Vorsitz führte. Die Genossen dieser Vereinigung stehen mit Namen verzeichnet in der von Celtes 1501 veranstalteten Ausgabe der Werke der Nonne Roswitha von Gandersheim; zugleich findet sich darin von jedem Mit-

---

Berichte des Brandenb. Gesandten Eitelw. v. St. benützt", ohne über diese etwas näher anzugeben.

1) Die übrigen Mitglieder der Deputation für Rom bei May, Albr. v. Brandenb. S. 18. Eitel Wolf war von Seiten der kurf. brandenb. Brüder Joachim u. Albrecht beordert worden.

2) Urk. bei Erhard III, 245 ff.

ihm Zeit zur Vollendung und Drucklegung [illegible]
Schriften zu lassen. Es ging ihm, wie dem [illegible]
Johann von Dalberg.

Sein Grabmal erhielt Eitel Wolf [illegible]
Mainz, und zwar in dem nordwestlichen [illegible]
Seite rechts des Eingangs in die St. Godehar[illegible]
dicht an der Mauer. Den Nachforschungen des [illegible]
Gudenus (um 1740) verdanken wir folgende Einzel[illegible]
das Grabdenkmal (cod. dipl. I, 942). Er fand [illegible]
staben der Umschrift des das Grab deckenden Stein[illegible]
mehr lesbar, entnahm aber aus den arma gentilitia, [illegible]
ex incisis tribus obversis quasi semi Lunis, also [illegible]
drei Halbmonden, daß hier das gesuchte Grab sich [illegible]
Allen Zweifel hierüber zerstreute vollends eine [illegible]
hölzerne Tafel, welche in der Höhe an der Wand über [illegible]
Grabe hing;[1]) dieselbe war so schmucklos und unbe[illegible]
daß Gudenus vorher nicht ahnte, daß sie mit dem [illegible]
steine in Beziehung stehen könne. Endlich brachte [illegible]
Namen Eytelwolfum heraus, ferner das Jahr des [illegible]
nämlich 1515, und den Tag, den 10. Juni, was [illegible]
zu lesen war; die übrigen Worte, welche er nicht [illegible]
ziffern konnte, müßten nach seiner Meinung die [illegible]
enthalten haben. Im Jahre 1738 wurde diese Taf[illegible]
besser „dieses epitaphiolum ligneum“ beseitigt, und an [illegible]
Stelle das kostbare marmorne Denkmal des Domp[illegible]
Hugo Wolfgang von Kesselstadt angebracht.[2])

Der Domvikar Bourdon hatte 1727 die Inschrif[illegible]
Dome copirt und zusammengetragen;[3]) er konnte [illegible]

---

1) Also ein sog. Todtenschild, wie solche besonders an den [illegible] der Memorie hingen. Ueber diese u. dgl. Todtenschil[illegible] Geschichtsblätter für die mittelrheinischen Bisthümer. [illegible]

2) Dieses Denkmal ist jetzt in der St. Michaelskapelle

3) Es existiren mindestens ein halbes Dutzend Abschriften [illegible] Sammlung.

Urkunde zu wissen, daß das Haus hinter den Frauenbrüdern, worin sein Sekretari Joh. Cronberg gewohnt und nachher „drei Vitzthumben, nemblich Johann von Breitbach, Emerich von Carben und Eitelwolff von Stein, alle drei Ritter“, wieder erblich ihm heimgefallen sei. Gudenus l. c. p. 943, ohne Datum.

Seine Hofmarschallstelle findet sich gelegentlich erwähnt in dem Protokoll des Clerus secundarius, wonach der Klerus dem Erzbischof zu seiner glücklichen Ankunft in Mainz gratulirt und ihm ein Geschenk überreichen läßt per organum nobilis et strenui viri Idelwolff vom Stein militis, et Magistri Curiae ejusdem illustrissimi Domini. Gudenus ibid.

Eine feierliche Begrüßung, die erste,[1]) fand 1514 am 11. November statt; es war demnach Eitelwolf schon vorher Hofmarschall.[2])

Von der literarischen Thätigkeit Eitel Wolf's, wie sie sich in hinterlassenen Werken oder bereits in Druck ausgegangenen Werken äußert, gibt uns Trithemius leider nur Andeutungen, denn von dem Buche: Lob der Heroen und berühmten Männer, und von der reichhaltigen Briefsammlung hat ein Druck sich nicht erhalten, oder aber Trithemius sah nur das zum Drucke bereite Manuskript, welches selbst nach des Verfassers Tode nicht zum Drucke kam.[3]) Nach gleichartigen Humanistenarbeiten jenes Zeitabschnittes zu urtheilen, enthielt das Heroenbuch vermuthlich kurze Biographien der berühmteren Staatsmänner, Feldherren, Redner u. s. w. des klassischen Alterthums. Die ganze amtliche Stellung Eitel Wolf's scheint nicht angethan gewesen zu sein, um

1) Joannis I, 824, 825.

2) Der Orendel de Gemmingen bei Gudenus S. 942 war nicht Vitzthum für die Stadt, auch nennt Albrecht ihn nicht als Bewohner des Hauses hinter den Frauenbrüdern.

3) Trithemius sagt, wenn wir das betonen wollen, scripsit, nicht edidit, und außerdem laudem pariet, also für die Zukunft.

Eitelwolpho de lapide et genere et doctrin
Equitumque splendidissimo.[1])

Ich konnte dieser Carmina-Sammlung nicht
werden, um das Gedicht selbst daraus mittheilen zu

Alle Zeugnisse heben lobend hervor, daß Eit
ebenso sehr durch Adel der Geburt wie tüchtiges
sich ausgezeichnet habe, welchem Urtheile wir uns
stehendem sicher anschließen können.

F. Fal

LXXXII.

Eine neue Gesammtdarstellung der Theologie.

Der neueste Band der Herder'schen Theologischen Bib
thek, welcher unter dem Titel „Encyklopädie und Meth
logie der Theologie" (Freiburg 1892, XI, 573 S., gr.
eine Gesammtdarstellung der Theologie aus der Feder
bekannten Würzburger Professors Dr. H. Kihn ent
hat in den wenigen Monaten, die seit seinem Erscheinen
flossen sind, seitens der Kritik eine ungewöhnliche Beob
und entsprechende Würdigung gefunden. Dem Sch
dieser Zeilen ist bisher eine ganze Reihe von Recensi
und Besprechungen in deutscher, französischer, engli
sogar holländischer Sprache zu Gesicht gekommen, deren
fasser, jeder in seiner Weise, hohe Vorzüge an dem
preisen. Nur in untergeordneten Punkten wurden Verb
ungen vorgeschlagen oder Wünsche ausgesprochen, die
den speciellen Studien jedes Einzelnen hervorwuchsen,
aber das Maß gerechter Forderungen, die man an eine

---

1) Hutteni opp. ed Boecking I, 16 Note.

Wolf'schen Epitaphien mit mehr Glück als Gudenus eruiren. Er sagt wie folgt:

An der Mauer und vor dem Altare S. Petri ad Vincula: Anno 1515. X. Junij Starb der strenge herr edel Wolf v. Stein Vitz und Hofmeister zu Mainz

Stein Walrab
Ogenhausen

Er fand diese Grabstein-Inschrift auch unleserlich, ergänzte sie aber aus den dabei in der Höhe hängenden insignia figura rotunda, nämlich: Anno 1515 den X. tag junii starb der Streng herr edel [1]) Wolff von Stein Vitz und Hoffmeister zu Maintz. Dem Gott gnäd.

Insignia
Stein Walrab
Ogenhausen

Jetzt ist jegliche Spur dieser Denkmäler verschwunden. Wie schon bemerkt, was Gudenus als Halbmonde schwach erkannte, waren die drei übereinander geschichteten Wolfsangeln, allerdings Mondsicheln (mit Ring in der Mitte) ähnlich.

Zu dem Lobe der Zeitgenossen, welche wir zum Theil schon gehört haben, sei hier zum Schlusse das des Trebel hinzugefügt. Dieser, ein Thüringer, las Civilrecht auf der jungen Hochschule zu Frankfurt a. O.; er galt als einer der bedeutendsten Docenten und Redner. Er schrieb zwei Bücher Carmina, welche zu Frankfurt a. O. 1508 in Druck erschienen und sehr selten geworden sind. Eines der Gedichte gilt der hl. Mutter Anna, ein anderes dem Bischof Theodor von Lebus, Kanzler der Frankfurter Universität, ein drittes ist gewidmet:

---

1) Gudenus und Bourdon wußten das „eitel" nicht mehr zu erklären und lasen „edel".

ganz wesentlicher Vorzug dieser neuesten Gesamm-
der Theologie, der bisher noch nicht nach Geb
gehoben wurde.

Nach einer Einleitung, welche sich über
der Encyklopädie im Allgemeinen und der theolog
Besonderen verbreitet, sodann in den allgemeinsten
ganzen Grund- und Aufriß der folgenden Darstel
theilt, endlich eine vollständige Uebersicht über die
Leistungen auf diesem Gebiete gewährt, bildet die
Theologie den I. Theil der Kihn'schen Encyklop
wird näherhin als diejenige Kategorie theologisch
ciplinen bestimmt, welche sich mit der Art und We
wie der theologische Stoff gewonnen, zur Wissens
staltet und subjektiv angeeignet wird, während der
als materiale Theologie die Gesammtheit
Disciplinen bezeichnet, welche den Inhalt der
Offenbarung wissenschaftlich darlegen. Jeden von
zwei Haupttheilen läßt der Verfasser wieder in zwei
zerfallen: die formale Theologie enthält ideale und
tale Fächer, die materiale wird eingetheilt in eine
und systematische.

Als ideale Fächer, deren Begriff eine nähere Best
und Ausführung hätte erfahren können, bezeichnet
fasser folgende: 1. die Theologie an sich und in ihr
hältniß zur Theologie, 2. die Geschichte der Theologie,
Methodologie der Theologie oder die theologische Unter
lehre. Nach dem Grund- und Aufriß der theolo
Encyklopädie (S. 6—9) versteht man recht wohl,
Verfasser dazu kam, auf die absolute und relative Betr
des Begriffs der Theologie eine summarische Geschicht
selben folgen zu lassen, um nämlich zu sehen, „w
menschliche Geist im Verlaufe der Jahrhunderte im
des theologischen Systems geleistet hat" (S. 7).
Reihe idealer Fächer will jedoch eine geschichtliche Dar
unseres Erachtens nicht recht hineinpassen. Ein ä

sammtdarstellung der Theologie stellen darf, unseres Erachtens hie und da überschritten wurde. Die verhältnißmäßig große Zahl dieser Besprechungen zeugt zugleich von dem Interesse, welches auch in nichtkatholischen Kreisen der katholischen Theologie am Ende des 19. Jahrhunderts noch entgegengebracht wird. Es dürfte sich daher doppelt empfehlen, den Grundriß und Aufbau der neuesten Encyklopädie der Theologie auch in diesen Blättern unter Berücksichtigung der bisher laut gewordenen Stimmen der Kritik in gedrängter Kürze weiteren Kreisen vorzuführen.

1. Auf den ersten Blick entspricht der Inhalt dem Titel insofern nicht ganz, als in dem Buche nicht zwei nebeneinanderstehende Theile geboten werden, von denen der erste die Encyklopädie, der zweite die Methodologie der Theologie behandeln würde. Bei näherem Zuschauen ist aber dies ein wahrer Vorzug. Der Verfasser wußte seinen Stoff unter einem einzigen Gesichtspunkte aufzufassen und konnte daher dem Sinne des Wortes Encyklopädie so gerecht werden, daß sich auch die Methodologie in dem ganzen System unterbringen ließ. Damit ist der ersten Forderung Genüge geleistet, die man an den Aufbau einer Wissenschaft stellen muß, der Forderung der Einheitlichkeit, welche auch für die Theologie als Wissenschaft gilt. Einheitlichkeit ist aber nicht Einerleiheit, und darum durfte der Verfasser den ganzen Inhalt dessen, was in dem Begriff der Theologie als Wissenschaft zusammengeschlossen erscheint, nach zwei Seiten hin, nach einer formalen und einer materialen zerlegen. Materie und Form — das sind ja die letzten Bestandtheile, die sich an allem Endlichen unterscheiden lassen, die sich unter irgend einem Namen überall darstellen, wo es gilt, die Dinge in ihren letzten Gründen zu erfassen. Indem der Verfasser die allgemeinsten Kategorien des Endlichen auf die Theologie als wissenschaftlichen Organismus anwendet, bleibt er innerhalb der großen Analogie, welche alles Endliche beherrscht und das eine durch das andere verständlich macht. Das ist ein

Die theologische **Unterrichtslehre,** mit welche
obigen Ausführungen die **formale** Theologie
werden können, ist warm geschrieben (S. 67–
den langjährigen Erzieher und Lehrer erkennen,
eine lehrreiche und fruchtbringende Praxis die
zwischen allen Extremen einzuhalten gelernt hat.
Mitte hält der Verfasser ein bei der Besprechung
brauches der lateinischen Sprache im theologischen
Mit Recht hat ein Recensent in der Revue
de Metz (1893, Nr. 2, S. 109) hervorgehoben,
ausschließlicher Gebrauch der lateinischen Sprache
weiteren Resultate führen würde „que de reléguer
logie à l'arrière-plan des bibliothèques". N
doch nicht immer wieder mit dem Hinweis auf
alter. Im besseren Mittelalter war die lateinische
nicht bloß die Unterrichts-, sondern auch die Umga
der gebildeten Kreise. — Besondere Würdigung
die Ausführungen über Universität und Seminar
ungsanstalten des Klerus (nicht Universität oder
noch auch Universität gegen Seminar, am al
aber Seminar gegen Universität). Im Anschluß
Hergenröther und Hettinger, seine früheren Col
der Verfasser die leider auch jetzt noch in wider
Weise behandelte Frage in einer Weise auf, w
das Hinzutreten heterogener Bestrebungen, die
gewissen Leidenschaftlichkeit, Voreingenommenheit
sichtslosigkeit nicht freigesprochen werden können,
handelt worden wäre. Den Vorschlag des Verfas
engeren Zusammenschluß der akademischen Lehrer
die ungünstigen Einflüsse, die sich an den jetzigen U
(und auch wohl sonst überall in der Welt) gelte
können, zu bekämpfen, hat man die Würzburge
genannt (Academia von Bamberg 1893 Nr.
sodann hinzugefügt werden konnte, daß dieselb
auch an anderen Universitäten mit dem schönst

Bedenken haben wir gegen die Bezeichnung der Theologie an sich und der theologischen Methodologie als ideale Fächer, wir müßten uns denn über die Bedeutung, welche das Wort „ideales Fach" hier besitzt, ganz täuschen. Unserer Auffassung nach wären die idealen Fächer besser weggeblieben und nach Ausscheidung der Geschichte der Theologie, welche ebensogut wie z. B. die Patrologie zu den Zweigen der Kirchengeschichte gehört, sämmtliche Ausführungen über die Theologie als solche, die Entwicklung ihres Begriffes, ihres Verhältnisses zur Theologie u. s. w. besser an die Spitze der Einleitung getreten. Dadurch wäre der Anschein vermieden worden, als sei die Theologie als solche unter einen Theil der theologischen Encyklopädie zu subsumiren. Die Theologie als solche steht doch über der formalen und materialen Theologie, welche sich als deren oberste Eintheilung darstellen. Dem Gesagten zufolge hätte die formale Theologie auf zwei Abschnitte beschränkt werden können: 1. die Methodologie der Theologie, 2. die instrumentalen Fächer.

2. Wenn wir uns daher mit dem Aufbau dieses ersten Theiles zum Theil nicht einverstanden erklären können, so kann doch der Inhalt des darin Gebotenen nicht genug zur Beachtung empfohlen werden. Der Begriff der Theologie als Systemlehre ist durchaus correkt entwickelt, ihr Verhältniß zur Philosophie richtig bestimmt, Wesen und Grenzen des Fortschrittes in der theologischen Wissenschaft sorgfältig gezeichnet, Ziel und Aufgabe der heutigen Theologie mit warmem Herzen empfunden und mit wahrem Verständniß für die Bedürfnisse der Gegenwart dargestellt (S. 20—43). Die Geschichte der Theologie ist auch an dem Orte, wo sie jetzt steht, eine dankenswerthe Beigabe, welche den angehenden Theologen und den Laien trefflich orientirt. Allerdings wird die Zeit vom 7.—12. Jahrhundert recht knapp behandelt; man bedenke jedoch, daß gerade diese Zeit eine genügende kritisch-historische Darstellung noch gar nicht gefunden hat (S. 43—65).

eine verlorene sei. Wenn nun schon die Geist
antiken Welt vor dem Christenthum keine verlor
sondern auch in einem gewissen positiven Umfang
Christenthum vorbereitete, wer wird sich zur An
ständigen wollen, daß die Geistesarbeit einer groß
epoche innerhalb des christlichen Zeitalters sich ganz
außerhalb der Bahnen der göttlichen Vorsehung be
Ist das nicht annehmbar, so müssen neben den groß
thümern der Neuzeit auf philosophischem Gebiete, w
nicht in Abrede stellen, auch neue Wahrheiten ge
alte Wahrheiten in neuem Lichte dargestellt worden
Diese Wahrheitselemente müssen aber der christlichen
sophie dienstbar gemacht werden, wenn die Vertreter de
nicht einem Theile ihrer Aufgabe ungerecht werden
Wie kann aber dies geschehen, wenn man geschlossenen
an den modernen philosophischen Schriften vorüberg

3. Wir übergehen die Erörterungen des Verfassers
die realen Vorbedingungen des theologischen Studiums
die Regeln und die Materienordnung dieses Studiums
worin dieselbe goldene Mittelstraße eingehalten wird,
für die Brauchbarkeit methodologischer Bestimmungen
Haupterforderniß bildet, um zu dem II. Abschnitte
die Instrumentalfächer zu gelangen. Als solche bez
der Verfasser die drei folgenden: Linguistik, Kritik
Hermeneutik. Dies entspricht durchaus dem positiven
rakter, welcher der theologischen Wissenschaft im Ganz
kommt. Die Theologie schöpft im Wesentlichen aus
menten, göttlichen und kirchlichen, in erster Linie a
hl. Schrift. Diese Documente müssen womöglich im
gelesen, kritisch beurtheilt und richtig verstanden werd
nicht von vornherein jeder Ausbau der Theologie
wissenschaftliche Aneignung derselben ein Ding der U
lichkeit sein. Daher eine ausführliche Darstellung der
wendigen linguistischen Kenntnisse (S. 103 ff.), der T
der Kritik und ihrer Anwendung zunächst auf die hl. S

geübt wird, so muß das Allen, denen das Wohlergehen unserer theologischen Jugend an den Universitäten am Herzen liegt, nicht in letzter Linie aber den Würzburger Professoren selbst zur innigsten Freude gereichen.

Ebenso maßvoll äußert sich der Autor auch über das Studium der Philosophie. Daß der Verfasser der scholastischen Philosophie in dem Sinne der Encyklika Aeterni Patris, welche zweimal erwähnt wird (S. 65, 388), nicht abhold ist, wie das unrichtiger Weise irgendwo insinuirt worden, ergibt sich schon aus der Liste der philosophischen Lehrbücher (S. 88—90), welche fast lauter neuscholastische empfiehlt.

Mit vollem Rechte hat aber Professor Schanz bei Besprechung der Encyklopädie (Deutsche Literaturzeitung vom 28. Januar 1893) betont, es dürfe die Einigung der wissenschaftlichen Kräfte nicht zur Monopolisirung einer Methode und einer Richtung führen. Verschiedene Richtungen und verschiedene Methoden haben in der philosophischen und theologischen Spekulation der katholischen Schulen unter dem wachenden Auge der Kirche immer nebeneinander bestanden und sich gegenseitig angeregt und ergänzt. Die Kirche hat sich auch niemals mit dieser oder jener theologischen Schule oder Richtung identificirt, sondern innerhalb der durch die Natur der Dinge gezogenen Grenzen eine jede ihre Wege gehen lassen, bald diese, bald jene näher berücksichtigt, und das Wahre und Gute dort genommen, wo es geleistet wurde. Darum ist sie ja auch die katholische, und nicht die scholastische oder thomistische Kirche.

Die Forderung einer einfachen Repristination der scholastischen Philosophie, wie sie von gewissen Seiten erhoben wird, schließt übrigens eine Consequenz ein, welche man katholischer Seits gewiß nirgends annehmen will, aber auch nicht annehmen kann, die Consequenz nämlich, daß die großartige Thätigkeit und Forschung auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft vom 15. Jahrhundert an für das Christenthum

eine verlorene sei. Wenn nun schon die Geistesarbeit der antiken Welt vor dem Christenthum keine verlorene war, sondern auch in einem gewissen positiven Umfang auf das Christenthum vorbereitete, wer wird sich zur Annahme verständigen wollen, daß die Geistesarbeit einer großen Culturepoche innerhalb des christlichen Zeitalters sich ganz und gar außerhalb der Bahnen der göttlichen Vorsehung bewege? Ist das nicht annehmbar, so müssen neben den großen Irrthümern der Neuzeit auf philosophischem Gebiete, die wir nicht in Abrede stellen, auch neue Wahrheiten gewonnen, alte Wahrheiten in neuem Lichte dargestellt worden sein. Diese Wahrheitselemente müssen aber der christlichen Philosophie dienstbar gemacht werden, wenn die Vertreter derselben nicht einem Theile ihrer Aufgabe ungerecht werden wollen. Wie kann aber dies geschehen, wenn man geschlossenen Auges an den modernen philosophischen Schriften vorübergeht?

3. Wir übergehen die Erörterungen des Verfassers über die realen Vorbedingungen des theologischen Studiums, über die Regeln und die Materienordnung dieses Studiums selbst, worin dieselbe goldene Mittelstraße eingehalten wird, welche für die Brauchbarkeit methodologischer Bestimmungen das Haupterforderniß bildet, um zu dem II. Abschnitte über die Instrumentalfächer zu gelangen. Als solche bezeichnet der Verfasser die drei folgenden: Linguistik, Kritik und Hermeneutik. Dies entspricht durchaus dem positiven Charakter, welcher der theologischen Wissenschaft im Ganzen zukommt. Die Theologie schöpft im Wesentlichen aus Documenten, göttlichen und kirchlichen, in erster Linie aus der hl. Schrift. Diese Documente müssen womöglich im Urtext gelesen, kritisch beurtheilt und richtig verstanden werden, soll nicht von vornherein jeder Ausbau der Theologie, jede wissenschaftliche Aneignung derselben ein Ding der Unmöglichkeit sein. Daher eine ausführliche Darstellung der nothwendigen linguistischen Kenntnisse (S. 103 ff.), der Theorie der Kritik und ihrer Anwendung zunächst auf die hl. Schrift

in der biblischen Textkritik und der biblischen Einleitungswissenschaft (S. 121 ff.), und in gleicher Weise der Theorie der Hermeneutik und ihrer Anwendung zunächst auf die heil. Schrift in der wissenschaftlichen Exegese des Alten und Neuen Testamentes (S. 164 ff.).

Man hat behauptet, die in diesem Zusammenhang der biblischen Einleitungswissenschaft zugewiesene Stelle sei weniger zutreffend als diejenige, welche Professor Kaulen ihr innerhalb der katholischen Apologetik einräumt (Academia von Bamberg a. a. O.). Wir können uns dem nicht anschließen. Daß heutzutage die hl. Schrift so vielen Angriffen ausgesetzt ist, und gegen so mancherlei Einwürfe vertheidigt werden muß, das genügt nicht, um die biblische Einleitung ganz in dem apologetischen Interesse aufgehen zu lassen. Auch abgesehen von jeder apologetischen Rücksicht war zu jeder Zeit im Wesentlichen jene Summe von Kenntnissen nothwendig, welche in der biblischen Einleitung geboten wird. Das beweist am besten die Uebersicht über die Literärgeschichte der biblischen Isagogik, welche Kihn a. a. O. liefert (S. 158 ff.). Sodann bezweckt die biblische Einleitung, wie es der Name schon zeigt, den Theologen mit einer genügenden Fertigkeit im Gebrauche der hl. Schrift auszurüsten, und wird daher am zweckmäßigsten zur formalen Theologie gezogen. Allerdings muß auch die Apologetik sich mit der Vertheidigung des göttlichen Charakters der hl. Schrift befassen, und es sollte das gegenüber der hoch aufstrebenden vergleichenden Religionswissenschaft in viel umfassenderem Maße und tieferem Eindringen geschehen, als es in der Regel der Fall ist. Aber hier geschieht es dann in anderer Weise, unter Anwendung einer anderen Methode und unter Voraussetzung des in der biblischen Einleitung schon Gebotenen und Erlernten.

In ähnlicher Weise ist ein Zweifel darüber verlautet, ob die Exegese nicht richtiger zur materialen Theologie gehöre (Der Katholik 1893, I, S. 262). Hier wird der funktionelle Charakter der Exegese verkannt, welcher sie nothwendig

formen von der Gründung der Kirche bis auf
wie sich dieselbe sowohl aus literarischen als
Quellen ergibt", so erwähnt er doch auch die
fassung, welche der christlichen Archäologie nur das
mentale mit der Einschränkung auf das christliche
zuweist (S. 360).

Mit der Aufstellung einer eigenen christlichen
kunde parallel zu der heute so vielgepflegten klassischen
thumskunde, wie sie namentlich von Kraus (Ueber
Umfang und Geschichte der christlichen Archäologie,
1879) näher angeführt wurde, und bei Kihn
Namen: Monumentale Theologie (S. 361) in allerdings
weichender Gestalt wiederkehrt, bisher aber der
nach ein unausgeführtes Programm geblieben ist.
übrigens seine besonderen Schwierigkeiten. So wie
die christliche Alterthumskunde auffaßt, bildet sie ein
kommenes Gegenstück zur klassischen Alterthumskunde.
letztere hat ihre volle Berechtigung; denn sie hat es mit
abgeschlossenen Culturleben der antiken Griechen und
zu thun, das nach keiner Seite hin eine Erweiterung
Umformung erfahren kann, das in seiner historischen
gänzlich ausgestorben ist. Bei dem christlichen Alter
liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Der ganze
Inhalt dessen, was man unter dem christlichen Alter
versteht, ist heute noch lebendig, war immer wirksam
bleibt wirksam bis in die Gegenwart hinein. Wir
kein einziges religiöses oder culturelles Moment aus
christlichen Alterthum, kein einziges der Alterthümer
Verfassung und Verwaltung der Kirche, des christl
Cultus, der altchristlichen Kunst oder des christlichen
lebens zu nennen, das nicht im Mittelalter wirksam gebl
und vom Mittelalter in die Neuzeit herüber gekommen
wenn auch in veränderter Gestalt und unter abweich
Erscheinungen. Wenn noch dazu, was kaum zu bezw
sein wird, die Ideale des Christenthums auf sämmtl

In dem Kapitel von den kirchenhistorischen Fächern (S. 289—382) behandelt der Autor die Kirchengeschichte im Allgemeinen, sodann die Hilfswissenschaften der Kirchengeschichte. Den wichtigsten derselben, der Paläographie, Diplomatik und Kritik, werden jedoch nur 2 Seiten gewidmet. Der Verfasser verweist den Kirchenhistoriker, der sich damit nicht zufrieden geben kann, auf seine Erörterungen über die Instrumentalfächer, wo jedoch, abgesehen von den allgemeinen Grundsätzen über Kritik und Hermeneutik, die Betrachtung auf die biblischen Quellen beschränkt bleibt. Im Anschluß an diese hätte bei den Instrumentalfächern das Nothwendigste zum Verständniß, zur kritischen Sichtung und richtigen Interpretation der kirchlichen Quellen unter eigener Rubrik gleich angegliedert werden können. Doch der Verfasser wollte die kirchenhistorischen Hilfswissenschaften aus ihrer herkömmlichen Verknüpfung mit der allgemeinen Kirchengeschichte nicht herausreißen. Nach weiteren Literaturangaben über die Religionsgeschichte (S. 326—29), die etwas unmotivirt nachhinken (besser wären sie in die kirchenhistorische Literatur hineinverwoben worden), folgen die kirchliche Chronologie, Geographie und Statistik und hierauf die Zweige der Kirchengeschichte. Als solche werden aufgeführt: 1. Patrologie und Patristik, 2. Synodologie oder Concilsgeschichte, 3. christliche Alterthumskunde und 4. christliche Dogmengeschichte.

Die Ausführungen über Begriff und Aufgabe all' dieser Disciplinen der historischen Theologie sind als sehr gelungen zu bezeichnen, wie übrigens auch die entsprechenden Erörterungen in dem Abschnitte über systematische Theologie, was gleich mit bemerkt sein mag: knapp und kurz abgefaßt, sind sie dennoch vollständig, klar und leicht verständlich. Innerhalb der historischen Fächer ist die Begriffsbestimmung der christlichen Archäologie angefochten worden (Histor. Jahrbuch 1893, 1), doch nicht mit vollem Recht. Wenn auch Kihn die kirchliche Archäologie im weitesten Sinne bestimmt als „Gesammtdarstellung der christlichen Institute und Lebens-

formen von der Gründung der Kirche bis auf unsere Zeit, wie sich dieselbe sowohl aus literarischen als monumentalen Quellen ergibt", so erwähnt er doch auch die neuere Auffassung, welche der christlichen Archäologie nur das Monumentale mit der Einschränkung auf das christliche Alterthum zuweist (S. 360).

Mit der Aufstellung einer eigenen christlichen Alterthumskunde parallel zu der heute so vielgepflegten klassischen Alterthumskunde, wie sie namentlich von Kraus (Ueber Begriff, Umfang und Geschichte der christlichen Archäologie. Freiburg 1879) näher angeführt wurde, und bei Kihn unter dem Namen: Monumentale Theologie (S. 361) in allerdings abweichender Gestalt wiederkehrt, bisher aber der Hauptsache nach ein unausgeführtes Programm geblieben ist, hat es übrigens seine besonderen Schwierigkeiten. So wie Kraus die christliche Alterthumskunde auffaßt, bildet sie ein vollkommenes Gegenstück zur klassischen Alterthumskunde. Die letztere hat ihre volle Berechtigung; denn sie hat es mit dem abgeschlossenen Culturleben der antiken Griechen und Römer zu thun, das nach keiner Seite hin eine Erweiterung oder Umformung erfahren kann, das in seiner historischen Gestalt gänzlich ausgestorben ist. Bei dem christlichen Alterthum liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Der ganze geistige Inhalt dessen, was man unter dem christlichen Alterthum versteht, ist heute noch lebendig, war immer wirksam und bleibt wirksam bis in die Gegenwart hinein. Wir wüßten kein einziges religiöses oder culturelles Moment aus dem christlichen Alterthum, kein einziges der Alterthümer der Verfassung und Verwaltung der Kirche, des christlichen Cultus, der altchristlichen Kunst oder des christlichen Privatlebens zu nennen, das nicht im Mittelalter wirksam geblieben und vom Mittelalter in die Neuzeit herüber gekommen wäre, wenn auch in veränderter Gestalt und unter abweichenden Erscheinungen. Wenn noch dazu, was kaum zu bezweifeln sein wird, die Ideale des Christenthums auf sämmtlichen

Gebieten des religiösen Privat- und Gesellschaftslebens im christlichen Alterthum keine gänzliche Auswirkung gefunden, sondern nur eine partielle, wie sie durch die Stellung der Kirche innerhalb der antik-klassischen Bildungsform ermöglicht und bedingt war, so erscheint es noch gewagter, diese partielle Entwicklung zum Gegenstand einer abgeschlossenen theologischen Disciplin zu gestalten. Es dürfte sich daher eher empfehlen, bloß das Monumentale in der alten Kirche als Inhalt und Gegenstand der christlichen Archäologie anzusehen, etwa als Gegenstück zur Patrologie oder besser zur gesammten altchristlichen Literaturgeschichte, die übrigen Alterthümer aber und deren Geschichte nicht unter einer Alterthumskunde zu subsumiren, sondern principiell und systematisch als zur Kirchengeschichte gehörig zu betrachten. Sollte sich in Folge erweiterter Behandlung und intensiverer Forschung die Geschichte der Cultur- und Rechtsverhältnisse der alten Kirche, ihrer Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalten, ihrer Mönchsinstitute nicht mehr in der allgemeinen Kirchengeschichte, ohne deren Gleichgewicht zu gefährden, unter Dach und Fach bringen lassen, so mögen sie sich davon lostrennen als coordinirte Fächer mit den übrigen Zweigen der Kirchengeschichte, wie Patrologie, Concilsgeschichte, deren Lostrennung schon vor sich gegangen ist.

Mit seiner Begriffsbestimmung der monumentalen Theologie, welche die gesammte Vergangenheit der Kirche, Alterthum, Mittelalter und sogar Neuzeit umfassen soll und sämmtliche „Alterthümer“ der Verfassung, Verwaltung und Regierung der Kirche, des christlichen Cultus und der Kunst, endlich des christlichen Privatlebens auf Grund der Monumente der Kunst und der Inschriften zu behandeln hätte (S. 362), entgeht der Verfasser den oben geltend gemachten Bedenken. Dabei aber wird es uns unerfindlich, wie diese neue Disciplin (sie ist übrigens kaum im Entstehen begriffen; der einzige protestantische Piper hat nur eine E i n l e i t u n g in die monumentale Theologie geschrieben) sich einerseits

es wird sich daher bloß ein neuer Zweig der
gewinnen lassen. Will man den Ertrag, der
ungen in dogmatischer Richtung hoffentlich
Maße erbringen werden, systematisch ordnen,
Theil in die Dogmatik, speciell in die Sacra
hineinverarbeitet werden müssen, und zum Theil der
geschichte zu Gute kommen.

Bevor wir nunmehr unsern Blick von dem
Aufbau der materialen Theologie wegwenden,
kindliche Versuch der Berliner Evangelischen Kirchen
1892 Nr. 48 erwähnt werden, welche aus demselben
wie indirekte Einwirkungen evangelisch-theologischer
schaft Tritt für Tritt hervortreten" sehen will.
protestantischer Wissenschaft herausgeborene (!)
Schrifttheologie, historische Theologie, Systematik
kehre hier fast ganz wieder, erfahre allerdings
theilweise Verdeckung (!), daß zunächst zwischen
und materialer Theologie unterschieden wird."
gelische Kirchenzeitung scheint den Verfasser bei
seines Systems förmlich belauscht zu haben, so
sie die Einflüsse, die sich auf ihn geltend
Buch selbst aber hat sie nicht gehörig studirt;
hat sie die nicht verdeckende, sondern grundlegende
ung der Eintheilung in materiale und formale
gar nicht erfaßt, und sodann liest sie constant
politische, statt kirchen-historische Fächer!
Zweck ihrer Besprechung war wohl ein kirchenp
ein wissenschaftlicher Werth und eine kirchenhisto
deutung kommt ihr nicht zu.

6. Es erübrigt noch ein Wort über die literar
Uebersichten und bibliographischen Listen, welche
fasser von der biblischen Textkritik resp. von der
an bis zum letzten Zweige der praktischen Theolog
systematischen Ausführungen beigibt. Was die
angt, so sind sie durchweg zweckentsprechend

er die Dogmatik nicht in einem Zuge mit dem Knochengerüst, dem Herz und dem Haupt des organischen Körpers verglichen haben!

Als zweites theoretisches Hauptfach erscheint die Moraltheologie mit Einschluß der Casuistik, Mystik und Asceti. Die Moraltheologie erwartet man auf den ersten Blick unter den praktischen Fächern aufgezählt zu sehen. Letztere faßt jedoch der Verfasser in dem specifischen und formellen Sinn auf als Disciplinen, welche die Offenbarungswahrheiten als Objekt der kirchlichen Lehr-, Heiligungs- und Regierungsthätigkeit betrachten. Nach dieser Begriffsbestimmung gehören also bloß die Pastoraltheologie (mit ihren Zweigen, als Katechetik, Homiletik, Liturgik und Pastoraltheologie im engeren Sinne oder Kybernetik) und Kirchenrecht hierher. Bei letzterem hebt der Verfasser das Eherecht noch speciell hervor, wohl aus praktischen Gründen, denn an sich ist das Eherecht nur ein Theil des Kirchenrechtes.

Gegen die Behandlung der Liturgik als Unterabtheilung der Pastoraltheologie ist auch Einsprache erhoben worden (Liter. Rundschau 1892 S. 330). Wiederum mit Unrecht. Allerdings ist die Liturgik mehr als bloße Rubricistik und das erkennt der Verfasser voll und ganz an (S. 495). Dem Recensenten schwebte wohl jene Gestalt der Liturgie vor, welche dieser interessante Zweig der theologischen Wissenschaft einst erhalten wird, nachdem die liturgischen Forschungen, die nun allenthalben im Gange sind, um ein gutes Stück weiter gediehen sein werden. Allein diese Weitergestaltung, welche wir sehnlichst herbeiwünschen, wird die Stellung der Liturgie im Organismus der Theologie nicht verändern und sie niemals als „ebenbürtige Schwester neben die Dogmatik und die biblische Wissenschaft“ stellen, es wäre denn zum Nachtheil des systematischen Aufbaues, oder bei wesentlicher Umänderung desselben. Die Erweiterung, welche die Liturgie aus den angedeuteten Forschungen zu gewärtigen hat, bezieht sich bloß auf ihre Geschichte, und

es wird sich daher bloß ein neuer Zweig der Kirchengeschichte gewinnen lassen. Will man den Ertrag, den diese Forschungen in dogmatischer Richtung hoffentlich in reichlichem Maße erbringen werden, systematisch ordnen, so wird er zum Theil in die Dogmatik, speciell in die Sacramentologie hineinverarbeitet werden müssen, und zum Theil der Dogmengeschichte zu Gute kommen.

Bevor wir nunmehr unsern Blick von dem systematischen Aufbau der materialen Theologie wegwenden, mag noch der kindliche Versuch der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung 1892 Nr. 48 erwähnt werden, welche aus demselben „direkte wie indirekte Einwirkungen evangelisch-theologischer Wissenschaft Tritt für Tritt hervortreten“ sehen will. Das „aus protestantischer Wissenschaft herausgeborene (!) Schema: Schrifttheologie, historische Theologie, Systematik, Praktik kehre hier fast ganz wieder, erfahre allerdings dadurch eine theilweise Verdeckung (!), daß zunächst zwischen formaler und materialer Theologie unterschieden wird.“ Die Evangelische Kirchenzeitung scheint den Verfasser bei Herstellung seines Systems förmlich belauscht zu haben, so genau kennt sie die Einflüsse, die sich auf ihn geltend machten. Das Buch selbst aber hat sie nicht gehörig studirt; denn einmal hat sie die nicht verdeckende, sondern grundlegende Bedeutung der Eintheilung in materiale und formale Theologie gar nicht erfaßt, und sodann liest sie constant kirchen-politische, statt kirchen-historische Fächer! Der ganze Zweck ihrer Besprechung war wohl ein kirchenpolitischer; ein wissenschaftlicher Werth und eine kirchenhistorische Bedeutung kommt ihr nicht zu.

6. Es erübrigt noch ein Wort über die literarhistorischen Uebersichten und bibliographischen Listen, welche der Verfasser von der biblischen Textkritik resp. von der Linguistik an bis zum letzten Zweige der praktischen Theologie seinen systematischen Ausführungen beigibt. Was die ersteren anlangt, so sind sie durchweg zweckentsprechend. Die einen

ichtigung des Procentsatzes von Katholiken zu Prote-
en in Deutschland bestehen bleibt. Vielleicht wollte der
asser den angehenden Theologen diesen nicht gerade er-
ichen Anblick ersparen, und hat daher bei den exegetischen,
ischen und historischen Fächern die protestantischen und
olischen Werke nicht überall auseinandergehalten. Bei
systematischen Disciplinen, wo der confessionelle Stand-
ikt von weit größerem Einflusse ist, wurde die Scheidung
sequent durchgeführt. Wir dürfen unsere Aufmerksamkeit
der Thatsache nicht ablenken, daß die protestantische
eologie nach allen Richtungen hin, besonders nach der
tisch-historischen, die katholische mehr und mehr zu ver-
ängen und ohne sie fertig zu werden sucht. Es dürfte
um behauptet werden, daß diese Bestrebungen genugsam
würdigt, und durch ernste wissenschaftliche Forschungsarbeit
irksam genug neutralisirt werden.

Den Schluß des Bandes bilden zwei ausgedehnte
amen- und Sachregister, wovon das erstere einem voll-
ändigen Nomenclator theologorum unseres Jahrhunderts
nahezu gleichkommt und ausgezeichnete Dienste in biblio-
graphischer Beziehung zu leisten berufen ist (S. 535—73).

7. Die neue Gesammtdarstellung der Theologie, deren
weittragende Bedeutung wir einer gerechten Würdigung
unterzogen zu haben glauben, wurde bisher von allen Stimmen
der Kritik den angehenden und bereits in Amtsstellungen
wirkenden Theologen auf das angelegentlichste anempfohlen.
Für diese ist sie auch in erster Linie geschrieben. Wenn
Prälat Hülskamp im Literarischen Handweiser (1892, S. 497)
den Wunsch geäußert hat, es möge sich dieser ausführlichen
relativ erschöpfenden Darstellung baldmöglichst in usum
tironum ein höchstens 120 Seiten umfassender Grundriß
anschließen, so hat er als Abnehmer dieses Grundrisses
sicher die Anfänger in der Theologie im Auge, und für die
ersten Bedürfnisse des studiosus theol. ließe sich unzweifelhaft
manches entbehren. Allein es fragt sich, ob bei den heutigen

Verhältnissen des Büchermarktes das eine Buch
nicht eine zu große Concurrenz machen würde.

An dieser Stelle möchten wir aber besonders
katholische Männerwelt aus dem gebildeten
die neue Encyklopädie aufmerksam machen.
wo religiöse und theologische Fragen überall und
Gelegenheit im öffentlichen Leben zur Verhandlung
kann es für einen katholischen Juristen, Verwaltungs-
Parlamentarier nichts Wünschenswertheres geben,
dem Gebiete der Theologie und innerhalb der theo-
Fächer eine rasche und zuverlässige Orientirung zu
und eine reiche Literaturauswahl zu weiterem St
Hand zu haben. Beides wird ihm in Kihn's Ency
geboten, und es dürften die Fälle selten sein, wo
Buch zuklappen müßte, ohne daß es sich als
bewährt hätte.

Doch nicht bloß von diesem utilitaristischen
punkte aus möchten wir das Buch in den Hän
vieler katholischer Laien sehen. Es gab eine Zeit,
zum guten Ton der besseren katholischen Gesellsch
hörte, Theologie studirt zu haben, wo Staatsmän
Kriegshelden sich für eine theologische Controverse inte
und, was mehr bedeutet, theologische Fragen
besprechen und zum Austrag bringen konnten.
sind diese Zeiten von den unsrigen! Wie groß
Unkenntniß unserer gebildeten katholischen Kreise
logischen Dingen, und wie wächst, damit in Zusamm
stehend, die Mißachtung der Theologie selbst! Die
Vertreter der katholischen Theologie (bei den Prot
ist das anders!) müssen es sich gefallen lassen, von
mancher wissenschaftlichen Kreise, Gesellschaften und
unter den Bann des Ostracismus gestellt zu werd
das unter einem allgemeinen Vorwande, der sachlich
nichtig als persönlich verletzend ist. Wenn nun
die gebildeten Kreise ihrer eigenen Kirche die Wiss

rücksichtigung des Procentsatzes von Katholiken zu Protestanten in Deutschland bestehen bleibt. Vielleicht wollte der Verfasser den angehenden Theologen diesen nicht gerade erbaulichen Anblick ersparen, und hat daher bei den exegetischen, biblischen und historischen Fächern die protestantischen und katholischen Werke nicht überall auseinandergehalten. Bei den systematischen Disciplinen, wo der confessionelle Standpunkt von weit größerem Einflusse ist, wurde die Scheidung consequent durchgeführt. Wir dürfen unsere Aufmerksamkeit von der Thatsache nicht ablenken, daß die protestantische Theologie nach allen Richtungen hin, besonders nach der kritisch-historischen, die katholische mehr und mehr zu verdrängen und ohne sie fertig zu werden sucht. Es dürfte kaum behauptet werden, daß diese Bestrebungen genugsam gewürdigt, und durch ernste wissenschaftliche Forschungsarbeit wirksam genug neutralisirt werden.

Den Schluß des Bandes bilden zwei ausgedehnte Namen- und Sachregister, wovon das erstere einem vollständigen Nomenclator theologorum unseres Jahrhunderts nahezu gleichkommt und ausgezeichnete Dienste in bibliographischer Beziehung zu leisten berufen ist (S. 535—73).

7. Die neue Gesammtdarstellung der Theologie, deren weittragende Bedeutung wir einer gerechten Würdigung unterzogen zu haben glauben, wurde bisher von allen Stimmen der Kritik den angehenden und bereits in Amtsstellungen wirkenden Theologen auf das angelegentlichste anempfohlen. Für diese ist sie auch in erster Linie geschrieben. Wenn Prälat Hülskamp im Literarischen Handweiser (1892, S. 497) den Wunsch geäußert hat, es möge sich dieser ausführlichen relativ erschöpfenden Darstellung baldmöglichst in usum tironum ein höchstens 120 Seiten umfassender Grundriß anschließen, so hat er als Abnehmer dieses Grundrisses sicher die Anfänger in der Theologie im Auge, und für die ersten Bedürfnisse des studiosus theol. ließe sich unzweifelhaft manches entbehren. Allein es fragt sich, ob bei den heutigen

auf Betreiben des Centrums beigefügten
torischen Bestimmung entkleidet, sondern
der ursprünglichen Regierungsvorlage noch
schlechtert hatten.

Als in der Landtags-Session 1890/91
Miquel seine ersten Vorlagen betreffend die
direkten Steuern in Preußen einbrachte,
den Motiven und demnächst in der officiösen
Tonarten versichert, daß die durch das veränderte
system, insbesondere durch die Selbsteinschätzung
Verschiebungen im Wahlrecht einen billigen Ausgleich
würden. Die mit der ersten Serie der
von der Regierung gemachten diesbezüglichen
waren allerdings durchaus ungenügend, aber die
konnte sich damals darauf berufen, daß die
Verschiebungen mit Sicherheit sich nicht voraussehen
und vertröstete demgemäß die für die Wahlreform
sonders interessirenden Parteien, namentlich das
auf die Weiterführung bezw. den Abschluß der
welcher zugleich eine befriedigende Wahlreform bringen

Das Wahlrecht für das preußische
beruht ebenso wie das Gemeindewahlrecht — bei
abgesehen von den im Jahre 1866 annektirten
— auf dem Dreiklassenwahlsystem. Der
der direkten Staatssteuern wird in drei gleiche
theilt: die das erste Steuerdrittel aufbringenden
Censiten bilden die erste, die mittleren die zweite,
die dritte Klasse, zu welch letzterer bei den
wahlen zum Abgeordnetenhause auch alle diejenigen
welche keine Steuern bezahlen. Jede Klasse wählt die
Zahl von Wahlmännern für die
bezw. die gleiche Zahl von Gemeindevertretern.

Es liegt auf der Hand, daß die Wirkung
Wahlrechtes schon vor Erlaß des
eine ganz andere geworden war, als zur Zeit

welcher sie ihr Leben widmen, nicht mehr kennen noch würdigen, woher soll ihnen die moralische Unterstützung werden, ohne welche eine wahre Begeisterung nicht aufkommt, große Leistungen nicht gelingen können? Wir muthen unserer gebildeten Laienwelt nicht zuviel zu, wenn wir ihr ein Buch von mäßigem Umfange empfehlen, das sie über sämmtliche Fächer der Theologie genügend orientiren, die große Bedeutung und den wahren Werth der theologischen Wissenschaft ihnen in würdigster Weise erschließen kann.

Wer das bezweifelt, greife nur gleich selbst zu, und er wird, wenn anders sein Geist noch empfänglich ist für die höchsten Wahrheiten und deren Erforschung durch die größten Geister der Menschheit, sein Herz noch warm schlägt für die herrlichen Schönheiten seiner Kirche — er wird das Buch nicht ohne Gewinn für sein religiöses und wissenschaftliches Leben lesen — und studiren. AWE.

LXXXIII.

Die verunglückte Preußische Wahlreform.

Im preußischen Abgeordnetenhause ist Ende Mai, unmittelbar vor den Reichstagswahlen, eine Entscheidung gefallen, welche von der Centrumspresse mit Recht als ein klärendes Ereigniß bezeichnet wird: die Beschlußfassung über die aus dem Herrenhause in veränderter Gestalt herübergekommene Wahlreformvorlage. Das Abgeordnetenhaus trat unter Zustimmung der Staatsregierung den Beschlüssen des anderen Hauses bei, welche das durch die veränderte Steuergesetzgebung nothwendig gewordene Wahlgesetz nicht nur der

auf Betreiben des Centrums beigefügten einzigen reformatorischen Bestimmung entkleidet, sondern sogar gegenüber der ursprünglichen Regierungsvorlage noch wesentlich verschlechtert hatten.

Als in der Landtags-Session 1890/91 Finanzminister Miquel seine ersten Vorlagen betreffend die **Reform der direkten Steuern** in Preußen einbrachte, wurde in den Motiven und demnächst in der officiösen Presse in allen Tonarten versichert, daß die durch das veränderte Steuersystem, insbesondere durch die Selbsteinschätzung eintretenden Verschiebungen im Wahlrecht einen billigen Ausgleich finden würden. Die mit der ersten Serie der Steuerreformgesetze von der Regierung gemachten diesbezüglichen Vorschläge waren allerdings durchaus ungenügend, aber die Regierung konnte sich damals darauf berufen, daß die auszugleichenden Verschiebungen mit Sicherheit sich nicht voraussehen ließen und vertröstete demgemäß die für die Wahlreform sich besonders interessirenden Parteien, namentlich das Centrum, auf die Weiterführung bezw. den Abschluß der Steuerreform, welcher zugleich eine befriedigende Wahlreform bringen werde.

Das Wahlrecht für das preußische Abgeordnetenhaus beruht ebenso wie das Gemeindewahlrecht — bei letzterem abgesehen von den im Jahre 1866 annektirten Provinzen — auf dem Dreiklassenwahlsystem. Der Gesammtbetrag der direkten Staatssteuern wird in drei gleiche Theile getheilt: die das erste Steuerdrittel aufbringenden höchsten Censiten bilden die erste, die mittleren die zweite, die untern die dritte Klasse, zu welch letzterer bei den Wahlmännerwahlen zum Abgeordnetenhause auch alle diejenigen gehören, welche keine Steuern bezahlen. Jede Klasse wählt die gleiche Zahl von Wahlmännern für die Abgeordnetenhauswahlen, bezw. die gleiche Zahl von Gemeindevertretern.

Es liegt auf der Hand, daß die **Wirkung** dieses Wahlrechtes schon vor Erlaß des Einkommensteuergesetzes eine ganz andere geworden war, als zur Zeit der Einführ-

ung des Dreiklassenwahlsystems, wo der höchste Einkommensteuersatz 126 Thaler betrug. Wenn damals noch ein immerhin erträgliches Verhältniß zwischen der Zahl der Wahlberechtigten in den drei Wahlklassen bestand, so hat sich dasselbe seitdem immer mehr zu Ungunsten der dritten Klasse verschoben, d. h. der Wähler dritter Klasse wurden verhältnißmäßig immer mehr, der Wähler zweiter und namentlich erster Klasse verhältnißmäßig immer weniger. Und diese Entwickelung verschärfte sich bedeutend durch das neue Einkommensteuergesetz, welches eine gewisse Entlastung nach unten brachte, während es ermöglichte, die höheren Steuerstufen nach dem wirklichen Einkommen dieser Censiten heranzuziehen.

Daß der plutokratische Charakter des preußischen Wahlrechtes zum Abgeordnetenhause und zu den Gemeinderäthen durch die Selbsteinschätzung sich beträchtlich schärfer ausprägen würde, wurde allgemein angenommen, die Remedur aber, wie bemerkt, bis zur Vollendung des Steuerreformwerkes verschoben. Immerhin gelang es der Centrumsfraktion bei der Berathung des Einkommensteuergesetzes eine über die Regierungsvorschläge hinausgehende vorläufige Besserung wenigstens dahin durchzusetzen, daß die Dreitheilung der Wahlberechtigten bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause in den einzelnen Urwahlbezirken und nicht in den Gemeinden zu erfolgen habe, wodurch erfahrungsmäßig der Einfluß der ersten Klasse abgeschwächt wird, da die Wahlberechtigten dieser Kategorie vielfach in gewissen Stadttheilen zusammenwohnen und auf Grund jener Bestimmung eben nur in jenen Bezirken mit ihrer Steuersumme zur vollen Geltung gelangen, während sonst ihr Steuerbetrag die Umgrenzung der ersten Klasse in dem ganzen Wahlbezirke stark beeinflußte. Außerdem aber setzten die rheinischen Mitglieder des Centrums unter Führung des damaligen Abgeordneten Julius Bachem (Mülheim) es durch, daß bei dieser Gelegenheit der für die Rheinprovinz

einigen wenigen Städten mit abnormen Verhält[illegible]
Liberalen die Herrschaft in der zweiten Wähler[illegible]
damit in den Gemeinderäthen verloren haben [illegible]
diesen Städten gehörte beispielsweise Düren, [illegible]
Millionäre, die noch dazu unter einander [illegible]
verschwägert sind, bis dahin allein die erste Klasse [illegible]
und in Mülheim am Rhein, wo bei der im vorigen [illegible]
gethätigten Gemeinderathswahl die erste Klasse [illegible]
aus vier Wählern bestand und gegenwärtig nur [illegible]
zwei Wählern besteht. In Essen ist sogar der [illegible]
dustrielle Krupp viele Jahre hindurch einziger Wähler [illegible]
Klasse gewesen und hatte als solcher ein volles Dr[illegible]
Stadtverordneten-Versammlung zu ernennen, während [illegible]
Tausende von Wählern dritter Klasse auf die Zu[illegible]
setzung des Gemeinderathes nicht mehr Einfluß [illegible]
hatten, als dieser eine Mann. Ganz unberührt blieb [illegible]
auch bei Annahme der 2000 Mark-Klausel die H[illegible]
der Liberalen in der ersten Klasse; während die dritt[illegible]
durchweg dem Centrum sicher war und in der zweiten [illegible]
im Allgemeinen die sich in annähernd gleicher Stärke [illegible]
überstehenden Parteien auf einen billigen Ausgleich [illegible]
wiesen erschienen.

Kaum war der Beschluß der Abgeordnetenhaus[illegible]
mission in Sachen der 2000 Mark-Klausel ergangen [illegible]
sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, zunächst in der [illegible]
provinz in den mittelparteilichen Kreisen ein Sturm [illegible]
der an die Bewegung gegen das Zedlitz'sche Volkssch[illegible]
erinnerte. In der nationalliberalen Presse, namentli[illegible]
der Kölnischen Zeitung, wurde gegenüber den Conser[illegible]
wie gegenüber der Regierung und insbesondere geg[illegible]
dem Finanzminister Miquel, den man für das [illegible]
Centrum und Conservativen vereinbarte Compromiß [illegible]
wortlich machte, eine Sprache geführt, welche in der [illegible]
losigkeit bis an die äußerste Grenze ging und drastisch [illegible]
wies, daß die liberale Bourgeoisie auch den demagog[illegible]

Bedeutung. Das Centrum suchte auf dem Boden des bestehenden Wahlsystems möglichst zu bessern, insbesondere die Festsetzung eines Procentverhältnisses für die Anzahl der Wähler in den beiden obern Klassen zu erlangen. Diese Bemühungen blieben erfolglos Jedoch gelang es dem Centrum unter Führung des Abgeordneten Dr. Karl Bachem (Crefeld) eine Bestimmung in den Entwurf hineinzubringen, wornach die den Betrag von 2000 Mark übersteigende Staatseinkommensteuer sowie die auf den Mehrbetrag dieser Steuer entfallenden Gemeindezuschläge nicht in Anrechnung kommen sollten.

Diese Bestimmung beruhte auf einem Compromiß des Centrums mit den Conservativen, denen im Interesse der keine direkten Gemeindesteuern zahlenden Rittergutsbesitzer das Zugeständniß gemacht wurde, daß die fingirte Grund- und Gebäudesteuer anzurechnen sei. Die 2000 Mark-Klausel würde hauptsächlich in den Industrie- und Großstädten ihre Wirkung ausgeübt haben. Es handelt sich zwar nur um etwas über 4000 Personen, welche mehr als 2000 Mark Staatseinkommensteuer zahlen, aber in den betreffenden Städten würde die vorgesehene Beschränkung des Wahlrechtes dieser höchsten Censiten, welches sich vielfach bereits zu einem Ernennungsrecht ausgewachsen hatte, wohlthätig und versöhnend empfunden worden sein. Das wurde in der Commission des Abgeordnetenhauses von verschiedenen Seiten betont, insbesondere begegnete dieser socialpolitische Gesichtspunkt einem erfreulichen Verständniß auch bei einem freiconservativen Mitgliede, dem Abgeordneten von Tschoppe. Der zwischen dem Centrum und den Conservativen in dieser Frage abgeschlossene Compromiß gelangte in der Commission mit großer Mehrheit zur Annahme.

Die 2000 Mark-Klausel würde hauptsächlich in der Rheinprovinz wirksam geworden sein, weil dort die plutokratische Entwickelung am weitesten fortgeschritten ist. Parteipolitisch hätte diese Klausel die Wirkung gehabt, daß in

Rahmen des Dreiklassenwahlsystems abzielende
Centrums gefördert haben würde, wenn er dies
seiner Steuerreform für nothwendig erachtet hätte.

Aber so lag die Sache schließlich nicht mehr;
minister hatte eine Mehrheit für seine
ohne und gegen das Centrum. Vielleicht hätte die
fraktion es in der Hand gehabt, den Eintritt
alität zu verhindern und sich die Entscheidung über
reform und die Wahlreform zugleich zu sichern.
Serie der Miquel'schen Steuerreformvorlagen,
die Vermögenssteuer (die sogenannte Ergänzung
begegnete Anfangs dem schärfsten Widerspruche in
flußreichsten nationalliberalen Kreisen, namentlich in
industrie der westlichen Provinzen. Ein Theil des
hat sich zu unserm Bedauern Anfangs dieser
gegen die Vermögenssteuer angeschlossen. Wir
für einen schweren Fehler. Der Vermögenssteuer
liegt, wenn auch einzelne Bestimmungen des
Bedenken Anlaß bieten mochten, ein socialreform
Gedanke zu Grunde. Sie ermöglicht es, große
objekte, die sonst jeder Besteuerung sich entziehen,
einen durch die Einkommensteuer faßbaren Ertrag
werfen — wie Landgüter, Parks, Jagdgehege —
öffentlichen Lasten heranzuziehen. Der in Vor
brachte Steuersatz (1/2 pro Mille) war nicht zu hoch
so daß von einer Vermögensconfiskation ernstlich
Rede sein konnte. Dazu kommt, daß die Vermö
nur den Zweck hat, die Durchführung einer ganz
reformatorischen und seit langem von der Volks
angestrebten Maßregel: der Aufhebung der Grund-,
und Gewerbesteuer als Staatssteuer zu ermöglichen

Unter diesen Umständen hätte unseres Erachten
sammte Centrumsfraktion von vorneherein resolut
Boden der Vermögenssteuer treten sollen, anstatt
und für sich nicht abzuweisenden, aber nach Lage

Ton anzuschlagen versteht, wenn es um ihre Herrschafts-Interessen sich handelt. Da war von einer „Vergewaltigung", ja „Kreuzigung" der gebildeten und besitzenden Klassen zu Gunsten des Ultramontanismus die Rede, und dem früheren gefeierten nationalliberalen Führer Miquel wurde ein dröhnendes „Hinweg mit ihm!" zugerufen, falls er nicht von jeder Mitschuld an der gegen die „besten nationalen Kreise" gerichteten Intrigue sich reinige. Aus den wenigen Städten, wo die liberale Plutokratie durch die 2000 Mark-Klausel in ihrer Alleinherrschaft sich bedroht sah, ergingen geharnischte Proteste; in Düren wurde sogar eine beabsichtigte Kundgebung zu Gunsten der Militärvorlage demonstrativ aufgegeben, was der Centrumspresse ausgiebigen Stoff zu Betrachtungen über „Patriotismus nur gegen baar" lieferte.

Wie der Finanzminister Miquel, das weitaus hervorragendste Mitglied des gegenwärtigen preußischen Staatsministeriums, thatsächlich in der Frage der Wahlreform sich gestellt hat, ist zuverlässig nicht bekannt geworden. Herr Miquel hat weder im Abgeordnetenhause noch im Herrenhause in die bezüglichen Debatten eingegriffen. Man darf annehmen, daß es ihm vor allem darum zu thun war, das große Werk, seine Steuerreform zum Abschluß und in Sicherheit zu bringen, und daß er diesem Ziele alle andern Erwägungen unterordnete. Im Jahre 1891 haben die auf Schaffung einiger Cautelen gegen die zunehmende plutokratische Zuspitzung unseres Wahlrechts gerichteten Bestrebungen des Centrums, insbesondere auch die Bestrebungen der rheinischen Centrumsmitglieder auf Erweiterung des Gemeindewahlrechtes bei Herrn Miquel Verständniß und Unterstützung gegenüber der Anfangs wenig entgegenkommenden Haltung des damaligen Ministers des Innern Herrfurth gefunden. In der Commission hat Herr Miquel dabei wirklich staatsmännische und weitherzige Anschauungen in der Wahlrechtsfrage entwickelt. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß der Minister auch dieses Mal die auf eine Wahlreform im

mission sie enthielten, wieder zu vernichten. [illegible]
die Conservativen bei der zweiten Berathung [illegible]
des Abgeordnetenhauses dem in der Commission [illegible]
Centrum getroffenen Abmachungen treu, aber [illegible]
parteien hatten nicht umsonst ihre Hoffnung auf [illegible]
haus gesetzt, wo je länger desto mehr ein [illegible]
kurzsichtiger Klassenegoismus sich breit macht, [illegible]
Beschränkung unhaltbarer Vorrechte der obern [illegible]
als Socialismus ausschreit und in der rücksichts[illegible]
tretung der Interessen der Großindustrie und des [illegible]
besitzes die Beschützung conservativer Grundsätze [illegible]
gründlich ging unter Führung des jungen Grafen [illegible]
ström die Herrenhaus-Commission bei der Rückwärts[illegible]
der Beschlüsse des andern Hauses zu Werk, daß [illegible]
die 2000 Mark-Klausel, sondern auch die in der [illegible]
vorlage enthaltene Zwölftelung fallen gelassen wur[illegible]
dieser Lösung der Wahlreformfrage ist das Plenum des [illegible]
hauses sans phrase, und mit einigen auf die Zu[illegible]
tröstenden Redewendungen demnächst auch das Abge[illegible]
haus beigetreten, wo der Ministerpräsident Graf zu [illegible]
burg für die eigene Vorlage der Regierung [illegible]
Mattigkeit eintrat, welche im schärfsten Gegensatz [illegible]
Hochdruck steht, welcher regierungsseitig bei anderen [illegible]
heiten, z. B. bei der Militärvorlage, angewandt w[illegible]
und angewandt wird.

Dem Centrum blieb nichts übrig als getr[illegible]
Erklärung: ohne Wahlreform keine Steuerreform! [illegible]
Steuervorlagen zu stimmen, an deren Zustandekom[illegible]
Fraktion und insbesondere der Vorsitzende der Com[illegible]
Frhr. von Huene, in der hervorragendsten Weise m[illegible]
hatte. Die Conservativen hatten die gleiche Erklär[illegible]
gegeben, was sie aber nicht hinderte, unter Verletz[illegible]
mit dem Centrum abgeschlossenen Compromisses für [illegible]
zu stimmen, welches keine Spur einer Reform im S[illegible]
Abschwächung des plutokratischen Charakters unseres [illegible]

hältnisse aussichtslosen Versuch zu machen, die Unterscheidung zwischen fundirtem und nichtfundirtem Einkommen im Einkommensteuergesetz durchzuführen. Es fehlt uns auch jedes Verständniß für die Mitwirkung der Centrumsfraktion bei der Beseitigung der Selbsteinschätzung aus der Vermögenssteuervorlage. Wenn man die Selbstdeklaration in das Einkommensteuergesetz hineingebracht hat, warum dieselbe bei der Vermögenssteuer verwerfen? Die Miquel'sche Vorlage war in dieser Beziehung besser als der Commissionsbeschluß. Die Miquel'sche Vorlage enthielt auch den Reformgedanken einer selbständigen Progression bei den Communalzuschlägen. Mitglieder der Centrumsfraktion haben in der Commission geholfen, diese Möglichkeit einer Progressivskala bei den Gemeindesteuern auszuschließen, wenn auch schließlich im Plenum die Wortführer der Fraktion entschieden für die Progression eingetreten sind. So wurde das Vermögenssteuergesetz für die Nationalliberalen immer mundgerechter, während es die eigenste Aufgabe des Centrums sein mußte, dasselbe so zu gestalten, daß die in der Vorlage enthaltenen Reformgedanken zu schärfster Ausgestaltung gelangten.

Es ist gute Socialpolitik, unser direktes Steuersystem so einzurichten, daß der Steuerdruck den reichen und wohlhabenden Klassen fühlbarer wird. Das würde der stärkste Antrieb zu weiser Sparsamkeit in Staat und Gemeinde sein, während in jenen Klassen die Opfer, welche die breite Masse der Bevölkerung in Folge der Ausbildung des Systems der indirekten Besteuerung zu bringen hat, keineswegs immer eine ausreichende Würdigung finden, wie sich eben wieder angesichts der ungeheuren Mehrbelastung zeigt, welche die Militärvorlage dem „kleinen Mann" bringen würde.

Genug, in dem Maße, wie das Vermögenssteuergesetz in seiner Wirkung nach oben abgeschwächt wurde, wuchs die Bereitwilligkeit der Nationalliberalen, den Steuergesetzen zuzustimmen, in der Hoffnung, dadurch die Ansätze zu einer Wahlreform, wie die Beschlüsse der Abgeordnetenhaus-Com-

Mittelstandes und der untern Volksklassen auf
des politischen Uebergewichts der Geldaristokratie
läßt und in der breiten Masse geradezu verbittern
muß.

Man möchte es fast begrüßen, daß die mittelp
Instinkte bei der Regelung der Wahlfrage so
zur Geltung gelangt sind. Vielleicht bewahrheitet
einmal wieder der Satz: l'excès du mal produit
Daß diese Regelung der Wahlfrage eine dauer
könne, werden doch wohl auch die Klinckowströms
Häusern des Landtages und außerhalb des Landta
glauben. Der Kampf gegen das Dreiklassen
system, welches Bismarck einst „das elendeste"
jetzt in seiner ganzen Schärfe auf die Tagesordnung
und er wird so bald nicht davon verschwinden. I
Kampfe gebührt der Centrumspartei, welche die gl
Fürsorge für das moralische und materielle Wohl al
klassen in ihr Programm geschrieben hat, die Fü
Durch Vertrauensseligkeit gegenüber den Männern d
Curses" wird sie nach den überreichlichen herben Er
der letzten Jahre in der Erfüllung dieser Aufgabe
nicht mehr behindert sehen; die wesentlichsten Inter
jenigen Volksklassen, welchen die Gesetzgebung in uns
vor Allem ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden hat,
zu kurz gekommen. Die verbindlicheren Formen d
wärtigen Leiter sind gut; die Hauptsache aber b
die Bethätigung einer Staatskunst, welche die B
der Zeit erkennt und diese Erkenntniß in Thaten
gewillt ist. Schon die im Herbste dieses Jahre
stehenden Neuwahlen zum preußischen Abgeordn
werden die Frage einer wirklichen Reform des D
wahlsystems in den Vordergrund rücken.

Vom Rhein, Anfangs

LXXXIV.

Zeitläufe.

Die Ereignisse in Bulgarien und die Diplomatie im Dreibund.[1])

Den 12. Juni 1893.

Aber wie kann man denn jetzt, während die Berliner Militärvorlage den lichterlohen Brand im Reich entzündet hat, von Bulgarien reden, und die Aufmerksamkeit auf Dinge ablenken wollen, die mit der brennenden Frage gar nicht in Beziehung stehen? O, doch! Es wäre ja auch gar nicht unangezeigt, wenn im neugewählten Reichstag irgend ein praktischer Politikus und unberufener Diplomat sich des Gegenstandes behufs einer Anfrage an die Reichsregierung bemächtigte. Dieselbe müßte etwa so lauten: Wird die führende Macht des Dreibundes, wenn ihr die Militärvorlage bewilligt ist, die Sicherstellung des Reiches soweit als gesichert erachten, daß sie an der Spitze der verbündeten Mächte dem Sultan erlauben darf, den Besuch des Fürsten von Bulgarien und seiner Neuvermählten als deren Oberherr, unbekümmert um den russischen Zorn, nachträglich entgegenzunehmen?

---

1) Vergl. „Die europäische Schmach in Bulgarien, die russischen Geheimschriften der ‚Swoboda'" s. Histor.-polit. Blätter. 1. September 1892. Band 110, S. 367 ff.

Mit anderen Worten: **sollen** sechszigtausend
und etwa hundert Millionen **für** den Anfang
werden, bloß um nach wie **vor mit** den Händen
und aufgesperrtem Munde **auf die** gebratenen
Tauben zu warten, die sich **der Schöpfer** dieses
mit aller Bestimmtheit **versprochen hat,** und mit
sich und das Reich heute **noch zum** Narren
Auf dem Vulkan, den der **Herkules des** Jahrhunderts
graben hat, läßt sich freilich **gut tanzen** für die
liche Militärspielerei und die **jüdische** Spekulation
Decke ist im Sinken begriffen, **allenthalben** auf dem
und dem rettenden Rücksprung **steht überall**
Wege. Oesterreich hat kein **Völkerrecht** gebrochen,
erobern und einzuverleiben, **und dennoch** muß
in der Ansprache an die **Delegationen** abermals,
Bundesgenosse in Berlin, **nothgedrungen** den logischen
vortragen:

„Unsere sehr freundschaftlichen **Beziehungen** zu allen
bestehen unverändert fort, ebenso **erfreulicherweise** die
weiteren der Erhaltung des **Friedens** günstigen
A n d r e r s e i t s hat sich die Lage **aber** auch
geändert, daß meine Regierung im **Interesse** der
und der vollen Wehrhaftigkeit der **Monarchie** es
für ihre Pflicht hält, die systematische **Weiterentwicklung**
Organisation und Schlagfertigkeit des **Heeres** und der
marine zur Durchführung zu bringen."

In B u l g a r i e n müßte der erste Schritt
um aus der heimtückischen Freundschaft **herauszukommen**
der das Wort „Friede" immer nur eine **große** Lüge
Täuschung ist. Und diesen Schritt **müßte** der
thun, wenn er sich von der Unehre der **Demüthigung**
Rußland endlich frei machen und zeigen **will,** wozu
eigentlich da ist, und seine Mitglieder zu **Rüstungen**
welche das schwächste derselben bereits **an den**
Abgrunds gebracht haben. Der Dreibund **stünde** auch

allein. In England regiert jetzt Gladstone, der alte Verächter Oesterreichs und Schmeichler Rußlands. Aber auch ihm muß endlich ein Licht aufgegangen seyn; jedenfalls darf er seine Schrullen nicht mehr hervorkehren, sonst hätte der englische Botschafter zu Wien in seiner neulichen Abschiedsrede an seine Landsleute nicht so auftreten können, wie es geschah. Er sei, sagte er, schon mit der Ueberzeugung nach Wien gekommen, und dieselbe habe sich seitdem nur befestigt, daß Oesterreich der natürliche Verbündete Englands sei; „die Pflege der Freundschaft zu Oesterreich müsse einen Hauptgrundsatz der auswärtigen Politik Englands bilden; es gebe keine einzige Frage, in welcher die Ansichten und Interessen sich kreuzten". Besonders nicht — „im Osten": wie er betont.

Wenn in Berlin die geheime Spekulation Bismarck's, die russische Gunst auf österreichische Kosten im Orient zu erkaufen, nicht erblich übernommen worden ist, dann müßte man auch dort zum Bewußtseyn der Verpflichtung gekommen seyn, endlich klare Stellung zu nehmen, um sich und den Welttheil von der Schmach der russischen Räuber- und Mörderpolitik in Bulgarien zu befreien. In Petersburg selbst verräth sich seit einiger Zeit das schlechte Gewissen. Amtlich ist versichert: „man wolle sich aller Einmischung in die bulgarischen Angelegenheiten enthalten"; aber erst noch aus Anlaß der beabsichtigten Verfassungsänderung in Bulgarien verbreitete sich das Gerücht, daß die Armeecorps in Kiew und Odessa Befehl erhalten hätten, sich zur Besetzung Bulgariens bereit zu halten. Neuerdings loderte der russische Zorn auf, als am Wiener Hofe der bulgarische Ministerpräsident Stambulow, wenn auch „nur im Civilanzuge", empfangen wurde; und als nun gar verlautete, daß Fürst Ferdinand auf der Rückkehr von der Hochzeitsreise dem Sultan seinen Besuch abstatten wolle, da gerieth der Czar bei seinem Aufenthalt in der Krim in so üble Stimmung, daß er sich die übliche Absendung der türkischen Begrüßungs-Commission verbat, und sogar

das auswärtige Amt in Berlin veranlaßt wurde, [illegible]
vor einer Herausforderung zu warnen, wie es [illegible]
des Fürsten Ferdinand wäre.

Neuerlich hat auch noch verlautet, daß der [illegible]
bulgarischen Frage einen Congreß nach Const[illegible]
beantragen gedenke. Das wäre ja wunderbar. [illegible]
es doch nur darauf an, jede Lösung hinauszuziehen [illegible]
Vollendung seiner Rüstungen und der Einführung [illegible]
Gewehre. Um so mehr aber läge es dem Dreib[illegible]
auf alle Gefahr hin endlich eine völkerrechtliche Entsch[illegible]
der Frage herbeizuführen, was denn in Wahrheit [illegible]
liner Congreß im Jahre 1878 über Bulgarien [illegible]
habe, und ob denn Rußland dort, wo es sich um den [illegible]
punkt der ganzen Orientfrage handelt, wirklich die [illegible]
habe, die es in Anspruch nimmt. Bismarck hat das [illegible]
mit eiserner Stirne hat er vor fünf Jahren in der [illegible]
Reichstagsrede gesagt: „Wir alle waren damals [illegible]
Congreß) der Meinung, daß der vorwiegende [illegible]
Bulgarien Rußland zufallen sollte“. Das wollte [illegible]
Er so haben, und warum? Als vor dritthalb Jah[illegible]
österreichische Thronfolger sich in Petersburg vorstel[illegible]
es den Anschein gewann, daß man in Wien eine Besser[illegible]
Verhältnisses zu Rußland anstrebe, da sagte sein [illegible]
geradeheraus: „Deutschland sei seiner Stellung im [illegible]
nur so lange sicher, als man in Oesterreich wisse, daß [illegible]
land jederzeit in der Lage sei, sich mit Rußland [illegible]
ständigen“. Und das Unterpfand hiefür ist die [illegible]
der Beschlüsse des Berliner Congresses über Bu[illegible]
Dessen Besitz, sagte wie zum Hohne ein Petersburger [illegible]
in denselben Tagen und aus dem gleichen Anlaß, hä[illegible]
das Ziel, daß es „Rumänien mit seiner Pseudo[illegible]
germanischer Herkunft an die rechte Flanke gesetzt w[illegible]
Das Alles folgern die Russen aus den „Vorrechte[illegible]

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 28. Januar 1891.

ihnen der Berliner Congreß nach Bismarck's Behauptung in Bulgarien zugestanden haben soll. Was ist aber die Wahrheit?

„Wo stehen diese ‚Rechte Rußlands' geschrieben? Man findet hievon im Berliner Vertrage keine Spur Wohl wird daselbst im Artikel 6 die provisorische Verwaltung des neu creirten Fürstenthums Bulgarien durch einen russischen Commissär und unter Controle der Consuln der Mächte bis zur Constituirung des neuen suzeränen Staates angeordnet; allein im Artikel 7 heißt es ausdrücklich, daß dieses Provisorium längstens eine Dauer von 9 Monaten haben dürfe und mit der Wahl des Fürsten sein Ende zu erreichen habe; denn ‚sobald der Fürst eingesetzt sein wird,' schreibt dieser Artikel 7 vor, ‚tritt das Fürstenthum in den vollen Genuß seiner Autonomie ein'. Damit war dann auch für das fernere Verbleiben der russischen Vorherrschaft in Bulgarien gesetzlich kein Raum mehr vorhanden."

„Wenn nichtsdestoweniger bis zum Jahre 1885 nach den Worten des Fürsten Bismarck Rußland seine ‚Rechte' in Bulgarien ‚ganz unangefochten' ausgeübt hat; wenn es daselbst die Kriegsminister und einen großen Theil der Officiere ernannt, kurz und gut, in Bulgarien geherrscht hat: so mag das wohl in St. Petersburg recht angenehm gewesen sein. Allein diese Russenherrschaft stand im Widerspruch mit den klaren Bestimmungen des Berliner Friedensvertrags, und die angeblichen Rechte Rußlands in Bulgarien erschienen im Lichte dieses Vertrags als unstatthafte Anmaßungen und Vergewaltigungen. In diesem Lichte betrachteten auch die Bulgaren diese russischen Eindringlinge, und indem sie von ihrer vertragsmäßigen Autonomie Gebrauch machten, zwangen sie den damaligen Fürsten Alexander, die Russen zu verabschieden. Das war keineswegs ein „Staatsstreich", wohl aber ein Abfall von Rußland, der für die Bulgaren die Bedeutung einer zweiten Befreiung von drückender Knechtschaft unter der Willkürherrschaft dieser russischen Sendlinge hatte."

„Seitdem hat sich die frühere Zarengunst den Bulgaren gegenüber in unversöhnlichen Groll verwandelt. Das Fürstenthum wurde zum Schauplatz geheimer Wühlerei, der Rubel

that seine Schuldigkeit und führte zu Emeuten und Soldaten-Verschwörungen, zur Absetzung und Vertreibung des gesetzlichen Fürsten, zur Entsendung des russischen Strafcommissärs Kaulbars u. s. w. Uebte hier Rußland auch seine vertragsmäßig ‚erworbenen Rechte‘ aus? Weßhalb steht aber weder im Berliner Vertrage, noch in den Verhandlungsprotokollen auch nicht eine Sylbe von diesen Rechten?“ [1])

Stillschweigend haben die Vertragsmächte sieben Jahre lang alle diese Verhöhnungen des bestehenden Vertragsrechts hingenommen, und als der erste bulgarische Fürst den russischen Umtrieben weichen mußte, gingen die Demüthigungen des einst so stolzen Europa von Neuem an. Alexander von Battenberg war von sämmtlichen Mächten anerkannt, aber kein Finger rührte sich, als im August 1886 der Zorn des Czaren ihn zerschmetterte. Das Geheimniß über den Grund der czarischen Unversöhnlichkeit gegenüber dem ihm doch ganz willfährigen Fürsten ist erst seit Jahr und Tag durch den Prinzen selbst enthüllt; nichts ist bezeichnender für die russische Wirthschaft in dem „befreiten“ Lande. „Wenn ich unter der Abneigung des Czaren gelitten habe, so ist das auf ein Mißverständniß zurückzuführen, das vielleicht nur in Rußland möglich ist. Man hatte alljährlich, wie ich nach meinem Scheiden aus Bulgarien erfahren habe, sehr bedeutende Summen, mehrere Millionen Rubel, von dem Czar für mich als Subvention verlangt, die der Czar bewilligte und die auch thatsächlich aus der russischen Staatskasse bezahlt wurden. Ich habe selbst weder davon gewußt, noch gar etwas erhalten. Von der Annahme ausgehend, daß ich diese Summen verlangt und empfangen hätte, sah der Czar in meinem Widerstreben gegen seine Vertreter in Sophia eine Unehrlichkeit, die ihn erbitterte. Wohin jene

1) Der leider seit Jahren verstummte Berichterstatter „von der unteren Donau“ in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 14. Oktober 1889.

Summen geflossen sind, das ahne ich wohl, doch weiß ich es nicht."[1])

Die schmachvolle Sammlung der geheimen Aktenstücke des Petersburger „asiatischen Departments" aus den Jahren 1879 bis 1890 ist jetzt vollständig erschienen, und darunter findet sich die Instruktion für die geheime Sendung des General Kaulbars nach Bulgarien vom 5. September 1886. Er sollte aufräumen mit den Getreuen der gestürzten Regierung, und dann die große Nationalversammlung („Sabranje") einberufen, um ihr den Willen des Czaren kundzugeben, „den Titel eines bulgarischen Großfürsten anzunehmen", unter Ernennung eines Bulgaren zum kaiserlichen Statthalter.[2]) Man weiß also jetzt, warum das Entgegenkommen der Bulgaren mit der Wahl des dänischen Prinzen Waldemar, Schwagers des Czaren, barsch zurückgewiesen wurde. Wußten die Vertragsmächte wirklich nichts davon? Im Frühjahre 1887 entsandte die Sabranje[3]) eine Abordnung von Vertrauensmännern an alle großmächtlichen Regierungen, um die rathlose und auf die Dauer unhaltbare Lage des Landes den Vertragsmächten an's Herz zu legen. In Petersburg wurden sie gar nicht zugelassen, überall sonst erhielten sie nichts als leere Worte, in Wien insbesondere dringende Warnungen zur Vorsicht.

Trotz aller Bemühungen der Regentschaft gerieth das Land in einen verzweiflungsvollen Zustand. Ohne allgemein anerkannte Obrigkeit, von Parteien zersetzt, von russischen Sendlingen unterwühlt, bot selbst das Heer keinen verläßigen Schutz; der böse Geist hatte sich bis in die militärischen Erziehungsanstalten eingeschlichen. Die socialen Verhältnisse waren nicht minder bedauerlich, das Erwerbsleben sank immer

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 8. Januar 1892.

2) Wiener „Vaterland" vom 20. Januar 1893.

3) So heißt die Abgeordneten-Kammer in Bulgarien, „Sobranje" in Serbien.

tiefer, zahlreiche Räuberbanden durchzogen das
düstere Hoffnungslosigkeit auf fremde Hilfe nähr
fährlichen Gedanken, die völlige Unabhängigkeit
zu erklären und den verjagten Fürsten zum
zurufen. Daß sich der junge Prinz Ferdinand
zur Wahl gewinnen ließ, war der letzte Versuch
die russischen Intriguen abzuwehren, andererseits
Bruch des Berliner Vertrags zu verhindern.
schien, daß der Sultan geneigt werden könnte, die
ung des neugewählten Fürsten auszusprechen,
Völkerrecht und Gesetz unzweifelhaft berechtigt war,
Rußland an sämmtliche Unterzeichner des Berliner
die Forderung, den Sultan zur Ausweisung des Prin
dinand zu veranlassen. Oesterreich, das den Schritt
am furchtsamsten mißbilligt hatte, England und Italien
sich wenigstens soweit ermannt, daß sie dem russisch
sinnen kein Gehör gaben. Das war aber auch Alles

Es war ein schweres Wagniß für den Fürsten,
die „bulgarische Sommerfrische" zu begeben, wie ein
Blatt sich ausdrückte, um so mehr, als er sich über di
mung Rußlands gegen ihn bereits gründlich enttäusch
Er selbst hatte das Gefühl eines unsichern Abenteu
er sich beinahe heimlich von Wien fortstahl, ungef
seinerzeit der jetzige König von Rumänien aus seiner
ischen Heimath. Als er in Widdin landete, rief di
ihren Commissär in Sophia eilends ab, damit er d
gesetzlichen" Fürsten nicht einziehen sehen müsse; alle
Vertreter brachen die diplomatischen Beziehungen
bulgarischen Regierung ab; in den Kasernen verbr
Russenpartei aufrührerische Aufrufe, und die unter
Anschläge traten in's Leben. Oeffentlich trat Rußland
Gehässigkeit im Frühjahr 1890 wieder auf. Bis j
es der „ungesetzlichen und vertragswidrigen" Regier

1) Wiener „Vaterland" vom 4. December 1887.

Recht abgesprochen, Staatsanlehen aufzunehmen, und seit 1886 hatte der Czar sogar verboten, weitere Rückzahlungen des Kriegskostenbetrages von dieser Regierung anzunehmen, weil er dieselbe nicht anerkenne. Jetzt stand ein bulgarisches Eisenbahnanlehen bei der Wiener Länderbank bevor, und plötzlich ließ er durch die deutsche Reichskanzlei die Bezahlung der rückständigen vier Millionen fordern, in der Annahme, Bulgarien damit in die größte Verlegenheit zu versetzen. Aber das Geld war da, eine Gegenrechnung gleichfalls, die russische Blamage doppelt und dreifach.[1]) Aus Sophia wurde damals nach Berlin geschrieben:

„Das Charakteristische an der augenblicklichen Lage ist die Thatsache, daß mit derselben jeder patriotische Bulgare durchaus zufrieden ist Das stolze Selbstbewußtsein, welches das ganze Volk aus der schnellen und pünktlichen Bezahlung der russischerseits geforderten Geldsummen wohl mit Recht gewonnen hat, gibt der Regierung und dem Fürsten Ferdinand eine Stütze, wie sie dieselbe bisher noch nicht besessen hatten. Gerade dieser Triumph war von Rußland wohl am wenigsten vorausgesehen. Denn wenn es gerade das Dankbarkeitsgefühl der Bulgaren war, an welches die Russen und ihre Agenten stets appellirten, so hat dieses durch die unerwartete Geldforderung Rußlands den stärksten Stoß erlitten. Man müßte die einheimische Presse durchsehen, wenn man sich von der wahren Stimmung des bulgarischen Volkes eine richtige Vorstellung machen wollte; und der bulgarische Bauer, der sich selbst wohl wenig mit den inneren Angelegenheiten der verwickelten Politik des Landes beschäftigt, wurde aufmerksam genug, als er hörte, daß seine russischen Befreier plötzlich vier Millionen Rubel aus dem Lande holten, welches während des Krieges die letzte Kuh aus dem Stalle den Russen zur Unterhaltung liefern mußte.“[2])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 26. Februar 1890. — Münchener „Allg. Zeitung“ vom 7. März 1890.
2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 8. März 1890.

Es war nur natürlich, daß dem Sultan der
nach endlicher Anerkennung des neuen Fürsten
nahegelegt würde, und an dem türkischen Ober
es nicht gefehlt. Aber Fürst Bismarck führte damals
noch das entscheidende Wort in Berlin, und
freundlich gesinnten Vertragsmächte riethen immer
warten und die Geduld nicht zu verlieren. Daß
wenigen Jahren Bulgarien einen ganz überraschenden
schwung gewonnen hatte, konnte man sich auch
nicht verhehlen: „Sieht man von den kleinen
ab, welche die russischen Verschwörungsputsche
ursachen, so sind die Zustände durchaus befriedigend.
und Wandel blühen auf, die Verwaltung ist eine
lichsten, die das Land gehabt hat, der Friede wird im
durch eine wachsame Polizei, nach außen durch eine
gesichert, welche als zuverlässig und dem Regenten
gelten darf, und die an kriegerischer Tüchtigkeit der
Armee gewiß überlegen ist.“[1]) Vor den österreichisch
ischen Delegationen hat Graf Kalnoky damals
von Bulgarien mit hohem Lob zu sprechen, und wenn
dießmal unterlassen hat, so erklärt sich dieß nur
„sehr freundschaftlichen Beziehungen“ der kaiserliche
sprache. Daß in den sechs Jahren der Regierung des
Fürsten das Land unausgesetzt die erfreulichsten Fort
gemacht hat, verkennt man am wenigsten in Wien. „
von der Anhänglichkeit des Volkes, welches seinem freige
Staatsoberhaupte mit warmer Herzlichkeit zugethan
von der uneigennützigen Freundschaft der meisten
verspricht dieser Thron eine Haltbarkeit, welche in den
Jahrzehnten manchem altlegitimen abhanden gekommen

So ist es erklärlich, daß in der bulgarischen Re
die Anerkennungsfrage allmählig als bloße „Form

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 7. März 1890.
2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 16. Mai d. Js.

wie der allmächtige Minister Stambulow sich ausdrückte, in den Hintergrund trat, um einem praktischen Schritte von großer Tragweite Platz zu machen. Vor sieben Monaten verlautete plötzlich, daß ein Antrag auf Verfassungsänderung vor die bulgarische Volksvertretung gebracht werden solle. Nebensächlich verlangte dieselbe die Nominirung des fürstlichen Titels und die Herabsetzung der Zahl der Abgeordneten zur „kleinen Sabranje" auf die Hälfte, Hauptsache aber war, dem Fürsten die Gründung einer Dynastie und zwar durch Vermählung mit einer katholischen Prinzessin nach kirchlichem Recht, also mit katholischer Kindererziehung, zu ermöglichen. Abermals ergriff Angst und Schrecken die Bulgarien „freundlichgesinnten" Vertragsmächte; sie machten nachdrückliche Vorstellungen in Sophia, während das deutsche Reich erklärt haben soll, daß die Sache es nicht angehe und ausschließlich die russische Interessensphäre berühre. Das Haupt der flüchtigen Verschwörer in Rußland, Zankow, erließ, unbehindert durch die russische Censur, einen Aufruf, welcher die bulgarischen Officiere offen zur Beseitigung der Herrschaft des Coburgers aufforderte. Am Hofe zu St. Petersburg stieg die Gereiztheit auf's Höchste. Das strengste Verbot des Czaren bezüglich des bulgarischen Thrones hatte stets gelautet: „kein Katholik und kein Deutscher". Dem Battenberger hatte man sein Deutschthum nachgesehen, weil er ein Protestant und doch nur Lückenbüßer war; es soll ihm aber auch der Wunsch des Czaren bekannt gegeben worden seyn, daß „er für jetzt und alle Zukunft der Absicht entsage, sich zu verheirathen".[1] Der künftige „Großfürst von Bulgarien" konnte eine Dynastie daselbst nicht brauchen. Und jetzt sollte nicht nur eine bulgarische Dynastie gegründet werden, sondern sogar eine katholische!

---

1) „Neue Freie Presse" vom 7. Januar d. Js. — Die dort angeführte Besprechung mit der Prinzessin Clementine, Mutter des Fürsten, ist indessen von dieser in Abrede gestellt worden.

Die Anfangs März d. Js. an die russischen
im Auslande versendete Note bestätigt alle diese
punkte.[1]) Der Berliner Vertrag, heißt
müthigen Schriftstück, habe in dem Fürstenthum
gierende Dynastie eingesetzt; Nichts gebe in der
Artikel 3 der Vollmacht des Fürsten einen erblichen
„Das ist richtig", so schreibt ein genauer Kenner der
igen gesetzlichen Verhältnisse, „allein die czarische
scheint vergessen zu haben, daß in dem vom kaiserl
schen Commissär, dem Fürsten Dondukow-Korsa
Jahre 1879 der ersten Sabranje vorgelegten
Entwurfe die Fürstenwürde als erblich erklärt
ganze Reihe von Paragraphen hatte Bezug auf
daß der Fürst von Bulgarien stürbe und einen
Sohn hinterließe. Es war in denselben unter Andern
von der Ernennung einer Regentschaft und von der
der Fürstin-Wittwe. Dieser Entwurf wurde
Aenderung von der Sabranje angenommen, und
treter Rußlands, Geheimrath Lukjanow, ließ durch
erkennen, daß seine Regierung mit der Erblichkeit der
würde nicht einverstanden sei. Im Gegentheil, die
protokolle und der Verfassungsentwurf selbst tragen
schrift des offiziellen Vertreters der russischen Regier
wenn dieselbe jetzt eine andere Haltung gegenüber
wähnten Frage einnimmt, so kann daraus doch nicht
in der russischen Note geschieht, der Vorwurf gegen
garen hergeleitet werden, daß sie sich Rechte anmaßen
ihnen nicht auf Grund des Berliner Vertrages ge
worden sind. Auf Grund dieses Traktats ist die
Verfassung ausgearbeitet worden, und diese läßt kein
über die diesbezüglichen Rechte der Bulgaren." [2])

Auf dieselbe je nach Gutbefinden vergessene

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 19. März d.
2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 26.

läugnete Verfassung, das Statut von Tirnowa, beruft sich ferner die Note, welches besage, „daß der Fürst von Bulgarien, mit Ausnahme des ersten erwählten Fürsten, dem nationalen Glauben angehören müsse.“ Das ist nun zwar richtig; aber wie ist Rußland selbst mit dieser Verfassung umgegangen? Auf seine Veranlassung machte der vorige Fürst den Staatsstreich von 1881 unter der Erklärung, mit einer solchen Constitution könne er nicht regieren, lieber wolle er Bulgarien verlassen. Unter russischem Einfluß wurde durch Gesetz vom 5. December 1883 die Umänderung des Statuts für das Jahr 1887 bestimmt, und im Sommer 1886, als die Verjagung des Fürsten bereits beschlossene Sache war, wurde dieses Gesetz wieder aufgehoben.[1]) Diese unendlichen Wirren, bei denen sogar schon eine bulgarische Republik am Horizont auftauchte, sind jetzt so gut wie vergessen. Die russische Note aber „brandmarkt“, wie es wörtlich heißt, „in gebührender Weise ein Unternehmen, das die freie Entwicklung des nationalen Lebens unter Hintansetzung der Principien und der historischen Traditionen, welche demselben zur Grundlage dienen, zu fälschen geeignet ist“.

„Der gegenwärtige Eingriff in das Gewissen“, meint die Note, „verletze das religiöse Gefühl der bulgarischen Nation tief, und könne nur verhängnißvolle Folgen haben“. Besorgnisse in dieser Beziehung wurden auch anderwärts von wohlmeinender Seite laut. Aber es kam ganz anders. Es geschah zwar das Möglichste, um den orthodoxen Klerus aufzuhetzen: es handle sich darum, das Land katholisch zu machen; der Fürst habe sich durch seine Mutter den Auftrag des Papstes hiezu aufdrängen lassen. Zankow und Genossen warfen sich wieder auf als die Ritter des Czarthums: von der Erhaltung der griechisch-orthodoxen Staatskirche hänge die Existenz des ganzen Staatswesens ab. Indeß standen gerade diese Leute in dem Rufe, in ihrer Opposition gegen

---

1) Wiener „Vaterland“ vom 27. Juli 1886.

Rußland am Anfang der Siebenziger Jahre ihre orthodoxe Religion mit einer andern vertauscht und, als die Zeiten sich geändert hatten, dieselbe wieder angenommen zu haben.[1]) In der That gab man sich in St. Petersburg selbst allmählig keiner Täuschung mehr hin. „Es sei ein ungeheurer Fehler gewesen", schrieb das bekannte dortige Hofblatt, „den Bulgaren eine Verfassung zu geben, aber ein noch ärgerer Mißgriff sei es gewesen, die bulgarische Kirche vom ökumenischen Patriarchat unabhängig zu machen. Die Bulgaren seien nie ein besonders glaubenstreues Volk gewesen, ihre Führer seien einfache Pseudoliberale und Nihilisten. Karawelow (ehemaliger Ministerpräsident) habe einmal in seinem officiellen Organe geschrieben: ‚Die Orthodoxie ist ein Anachronismus; es ist empörend, daß es in unserer aufgeklärten Zeit noch studirte Idioten gibt, die es nicht für beschämend halten, sich zu Popen weihen zu lassen'. Man könne überzeugt sein, daß sich unter der niederen Geistlichkeit ganz unerwartet viele Verräther der Orthodoxie befinden. Außerdem sollen zahlreiche Mitglieder der Sabranje die Idee einer religiösen Vereinigung mit Rom im Principe gutheißen, da deren Verwirklichung die Unabhängigkeit und Selbständigkeit befestigen würde".[2])

Am 31. Januar 1889 hatte der vielgenannte Herr Zankow eine Audienz beim Czaren gehabt, von dem er die Erlaubniß erhielt, folgende Erklärung zu veröffentlichen: „Meine Seele wurde sehr schmerzlich berührt, als ich Kenntniß erhielt von der Gefahr, welche bei Ihnen die orthodoxe Kirche bedroht, und von den durch den Prinzen gegen den orthodoxen Klerus in's Werk gesetzten Verfolgungen. Die Inschutznahme der orthodoxen Kirche und ihres Klerus wird immer eine Hauptsorge meiner Regierung seyn. Ich

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" v. 16. April d. Js.
2) Aus dem „Graschdanin" im Wiener „Vaterland" vom 25. März d. Js.

hoffe, daß die Bulgaren selbst den illegalen Fürsten von sich weisen werden, trotz aller Anstrengungen, welche dieser macht, um sich im Lande definitiv festzusetzen". [1]) Was war es mit dieser angeblichen Verfolgung des bulgarischen Klerus? Die drei Landesbischöfe waren zu einer Synode in Sophia zusammengetreten, ohne dem Fürsten die übliche Aufwartung zu machen; Hauptgegenstände der Berathung, besser gesagt, ihr Vorwand, waren die Kirchengebete zu den katholischen, von der Orthodoxie nicht anerkannten, Heiligen Ferdinand und Clementine und der wiederholte Besuch des Fürsten bei den Mönchen in dem orthodoxen Kloster Kaloser. Ueber den Verlauf wurde berichtet:

„Die Religion spielt im Orient eine weit größere Rolle als bei uns, und der Gedanke, den Widerstand gegen die jetzige Regierung aus den Kasernen in die Bischofswohnungen zu verlegen, ist nicht ohne Schlauheit. Erinnern wir uns nur daran, daß nach der Gefangennahme und Entführung des Fürsten Alexander an der Spitze jener provisorischen Regierung, die eine Lebensdauer von wenigen Tagen hatte, der Bischof Clement stand. Der Einfluß dieses Mannes reicht weit; sein Geist schwebte über der Synode, welche kürzlich in Sophia tagte. Die Amtsbrüder Clement's sind für eine Bewegung gegen den Fürsten Ferdinand leicht zu gewinnen. Sehen sie in ihm doch vor Allem den Katholiken. Mit dem Vorwurfe, daß er eine katholische Propaganda im Lande befördere, läßt sich trefflich arbeiten. Erst geben die Würdenträger der Kirche das Schlagwort aus, dann glauben sie selbst daran. Auf der Synode, über deren Verhandlungen man wenig Sicheres erfährt, scheinen es die Herren ziemlich arg getrieben zu haben. Religiöse Fragen zu erörtern, waren sie nach der Hauptstadt gekommen, ihre Berathung ward aber zu einem politischen, oppositionellen Conventikel. Eines schönen Morgens ward Bischof Clement sammt seinen Collegen, den Bischöfen von Vratza und Varna, von der Polizei aus dem Bette geholt und

---

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 5. März 1889.

zu schleuniger Abreise genöthigt. Drei Kirchen...
Schub — der Vorfall ist unbedingt neu"[1])

Aber die befürchteten Folgen blieben ...
Man hat nicht gehört, daß der energische Schritt ...
Stambulow den bulgarischen Klerus irgendwie ...
hätte. Im Gegentheile hob der in Constantinopel ...
das ökumenische Patriarchat, errungene Erfolg ...
setzung bulgarischer Bischöfe in Macedonien sein ...
Die nächste Synode tauschte Freundlichkeiten mit ...
aus, und als Stambulow mit dem Antrag ...
fassungsänderung auftrat, konnte sein Organ sagen ...
wenig die orthodoxe Religion in Bulgarien durch ...
orthodoxen Fürsten Beeinträchtigung zu besorgen ...
weisen die Thatsachen, daß gerade Prinz Ferdinand ...
seine achtungsvolle Haltung gegenüber der orthodoxen ...
und deren Geistlichkeit die Stellung des bis dahin ...
Bulgaren selbst verfolgten und geringgeschätzten ...
wesentlich gebessert habe".[2]) Wie weit es damit ...
kommen war, beweist die Thatsache, daß ein hervor...
Mitglied der Sabranje die Verfassung auch insofern ...
ändern wollte: daß die Geistlichen zu Abgeordneten ...
wählbar seyn sollten.

Nur der ewige Störefried, der mehr genannte ...
polit Clement, seit seiner Zwangsversetzung aus S...
Tirnowa beamtet, trat wieder in dem Sinne au...
einst den Fürsten Ferdinand bei seinem Eintritt ...
begrüßt hatte: „Nur der Freund Rußlands ist will...
Als er aber am 26. Februar, dem Geburtstag de...
in der Predigt förmlich zum Aufruhr gegen die ...
aufforderte, erhob sich ein Volksaufstand gegen ihn. ...
er sich weigerte, auf sein Treiben ferner zu verzichten ...
ihn die empörte Menge aus der Stadt und sperr...

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 12. Januar u. 5. ...
2) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 25. Dez. 18...

ein benachbartes Kloster ein, wo er der Processirung entgegensieht. Unsicher war allerdings noch die Haltung des bulgarischen Exarchen in Constantinopel. Rußland bot dort Himmel und Hölle auf sowohl beim Sultan, als beim Exarchen, um letzteren zum Protestaufruf an den Klerus zu vermögen. Schließlich traute doch auch er dem schönen Wetter nicht, und stellte die Sache der bulgarischen Volksvertretung anheim. Der Minister hatte inzwischen seinen Antrag bezüglich der Religionsfreiheit der Dynastie insoweit geändert, daß die Bestimmung der Verfassung, wornach die künftigen Fürsten und deren Nachkommen der orthodoxen Kirche angehören müssen, beibehalten, und nur bezüglich des gegenwärtigen Fürsten und dessen Nachfolgers eine Ausnahme gemacht werden solle. So wurde die Verfassungsänderung von der kleinen Sabranje mit der größten Mehrheit und von der constituirenden „großen“ einstimmig angenommen, was seinerzeit Niemand für möglich gehalten hätte.

Herr Stambulow meinte freilich, nach einigen zwanzig Jahren würde Bulgarien doch wieder einen orthodoxen Fürsten haben. Aber es ist ein Wechsel auf eine unsichere Zukunft. Wer kann wissen, ob die Bulgaren, ebenso wie die Rumänen, dann selber noch einen solchen haben wollen? Jedenfalls hat Bulgarien nun einen mächtigen Schritt vorwärts gethan, und es wird noch viel von dem Lande zu reden seyn, das vor 15 Jahren noch unter der türkischen Sklaverei schmachtete, und jetzt vom Sultan selbst als sein Schutzwall gegen Rußland angesehen wird. Es hängt ganz von dem Deutschen Reiche ab, ob er endlich die verdiente Anerkennung für das neue Bollwerk der Civilisation in den Balkanländern aussprechen darf. In Bulgarien weiß man dieß sehr wohl. Vor anderthalb Jahren glaubte man in Sophia schon sicher zu seyn, daß in Berlin die kalte Gleichgültigkeit aufgegeben sei, was, so lange Fürst Bismarck das Steuer führte, nicht denkbar gewesen wäre. Nun verlautet

zwar neuerdings, daß es der deutsche Botschafter
sei, der den Sultan von dem Empfang des
Bulgarien abwendig gemacht habe.[1]) Aber
man sich doch nicht länger verhehlen können, daß
Bulgarien nicht um die Bismarck'sche „Hekube",
um Oesterreich, und mit Oesterreich um den Dreibund
mit dem Dreibund um die eigene Haut handelt.
damals, als die vereinigten Vertreter der drei
der serbischen Regierung gegen die neue Verschwörung
flüchtigen Russenbande und den geplanten Einfall
garien auftraten, und die russische Presse von der
Wendung der deutschen Diplomatie sprach, „in der
ischen Frage definitiv die heuchlerische Maske abzuwerfen",
war in dem conservativen Hauptorgan zu Berlin
klärung zu lesen, die in der That einer Absage, aber
die heuchlerische Maske Bismarck's, gleichkam:

„Die russische Politik würde uns zwar noch eine
‚Gnadenfrist' gewähren, wenn wir den Russen den
Constantinopel freigäben und in die Niederdrückung Oesterreichs
willigten — denn beides ist unzertrennlich. Oesterreich
vielleicht eher den letzten Tiroler Kaiserjäger und den
Gulden opfern, um sich auf der Balkanhalbinsel nicht von
umklammern zu lassen; denn sonst würde es bei seinen
Völkerschaften wehrlos dastehen gegen die panslavistische
ganda. In Böhmen und Mähren, Kroatien und Galizien,
Illyrien bis nach Triest würde der ‚Rubel rollen', und
scheinlich eine Agitation entstehen, die ganz Oesterreich
seine Grundfesten erschütterte. So bildet Oesterreich mehr
weniger einen Wall gegen die große russische Fluth, die
auch Deutschland überschwemmen und unser Vaterland
würde zwischen zwei furchtbaren Feinden. Die russische

1) Constantinopeler Correspondenz der „Kölnischen
zeitung" vom 27. Mai d. Js.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 16. Januar 18
Münchener „Allgemeine Zeitung" v. 13. Februar

auf der Einen, das rachsüchtige Franzosenthum auf der anderen Seite — das wäre eine Situation, bei der wir uns auf einen Kampf auf Tod und Leben rüsten müßten, aber ohne die Chancen des Sieges, die wir heute bei der Tripelallianz und im Bunde mit einem starken waffenmächtigen Oesterreich haben. Wenn wir daher für Oesterreichs Wacht an der Donau die Reserve bilden, so kämpfen wir in gewisser Beziehung für unseren eigenen Herd, nur in günstigerer Lage, als wenn wir uns eines Feindes zu erwehren hätten, der uns dicht auf den Leib gerückt ist." [1])

LXXXV.

Aus Westfalen: vom Centrum.

Es war schön in den Reihen der alten Centrumspartei! Fest stand sie, Mann an Mann, Schulter an Schulter, in strammer Disciplin zur Einen Fahne für Wahrheit, Freiheit und Recht. Das Volk hatte Vertrauen zu den Führern, die Führer hatten solches zum Volk. Volk und Führer fanden gegenseitig feste Stütze aneinander. Darauf waren sie allerdings angewiesen, indem die Regierung mit ihren Beamten während des „Culturkampfes" sich in einen principiellen Gegensatz zum katholischen Volke stellte. Aber je mehr dieser Gegensatz hervortrat und sich hinter eine liberal-jüdische Majorität verschanzte, umsomehr einigte sich das katholische Volk um seine Führer im festen Thurm des Centrums zu christlich-conservativer Politik.

Bismarck versuchte vergeblich den Sturm, die Belagerung, die Aushungerung dieser Festung. Es ist nicht ein Glanzpunkt seiner inneren Politik, daß er durch dieselbe das katholische Volk zwang, sich eine solche Festung zu bauen und sich gegen ihn und seine Partisanen in derselben zu verschanzen, noch

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 24. Juli 1892.

weniger, daß er den Kampf gegen das Centrum aufgeben mußte.
Das Centrum war stärker wie er; es überlebte ihn.

Aber nicht in der Organisation des Centrums war die
Unwiderstehlichkeit seiner Kraft zu suchen, sondern in den
Principien, welche es vertrat. Das waren in erster Linie die
Bedingungen seiner Existenz. Das mußte jeder Politiker und
Staatsmann erkennen, hiermit mußte er rechnen. Solange der
Kampf um die idealen Principien wogte, mußte das Centrum
einig und somit unüberwindlich bleiben. Es war ein Kampf
um den Glauben und die Glaubensrechte, und in einem solchen
steht Jedermann, der Glauben und Treue hat, ein mit Gut
und Blut.

Nicht ausgeschlossen war es, daß über diesen Principien-
kampf hinaus das Centrum einig blieb. Warum sollte es
nicht möglich sein, daß die auf heiligem Boden geschaffene
Einigkeit und das hier Wurzel fassende Vertrauen sich genügend
festigten und einbürgerten, um auch auf das rein-politische und
wirthschaftliche Gebiet hinüber zu wachsen? Diese Möglichkeit
war vorhanden und ist auch niemals verkannt worden. Jedoch
standen manche Fährnisse ihr störend im Wege.

Verschiedene Färbungen auf politischem Gebiete hat es
immer gegeben und wird es immer geben. Schon in den
Staaten des alten Heidenthums traten sie hervor und führten
nicht selten zu blutigen Parteikämpfen; auch auf die christlichen
Staatengebilde haben sie sich übertragen und spielten ihre
Rolle in Bildung der Volks-Parteien. So auch jetzt. Es
war ein seltenes Bild von Einigkeit, welches das Centrum
während des Culturkampfes bot, indem es Männer verschiedener
politischer Nüancirungen umfaßte. Das war aber erklärlich,
weil alle sich einmüthig zu denselben idealen Principien be-
kannten. Mit dem, daß diese mehr in den Hintergrund traten
und rein-politische Fragen in den Vordergrund, lag es nahe,
daß die verschiedenen politischen Nüancen leicht eine grelle
Farbe annehmen konnten. Nicht leicht war und blieb auch
die politische Stellung des Centrums der Regierung gegenüber.
Ein richtiges Einlenken nach dem Kampfe ist immer für beide
Theile schwer. Vieles muß hinter den Coulissen wenigstens
vorbereitet werden und entzieht sich dadurch im Entstehen

ffentlichkeit. Die Kritik der öffentlichen Meinung fußt dann
äter leicht auf Unkenntniß, Mißverständniß, Mißtrauen.
abei hatte das Centrum keine aktiven Regierungsbeamte in
inen Reihen, welche mit der Regierung Fühlung gehabt und
olche hätten festigen können. Parteimänner, welche diese Auf-
abe übernehmen, sind eher als Beamte einer unliebsamen Kritik
Seitens der Partei preisgegeben.

Auch auf wirthschaftlichem Gebiete barg der Grundsatz „Einer für Alle und Alle für Einen“ praktisch seine Schwierigkeiten. Die Centrumspartei ist eine politische und wählt nicht nach Interessenständen; diese waren deshalb nicht gleichmäßig im Centrum vertreten. Je mehr aber mit der Zeit die materiellen Interessen in den Vordergrund traten, umsomehr weckte und hob sich auch im Volke der Wunsch nach Interessenvertretung. Der mehr oder minder fühlbare Mangel einer solchen hier und da mußte leicht Mißklänge ertönen und den Wunsch laut werden lassen nach einer andern Vertretung.

Das Gebiet der rein-politischen und Interessen-Fragen bot also der Fährnisse genug für die Einigkeit und das Vertrauen in den Reihen des Centrums. Es kommt noch hinzu und ist wohl zu berücksichtigen, daß mittlerweile eine neue Generation unter wesentlich anderen Verhältnissen als sie früher bestanden, herangewachsen ist; denn es ist keine Frage, daß die politische Schulung des Volkes heutzutage eine andere ist, als früher. Von vornherein ist die politische Orientirung eine schnellere und gründlichere durch die Presse, hierneben aber auch die praktische Schulung durch parlamentarische Organisation in Gemeinde, durch Amt, Kreis und Provinz bis hinauf zu Land- und Reichstag eine früher nicht dagewesene. Diese Schulung erzieht auch in den untersten Volksklassen mehr zu eigner, selbständiger Anschauung. Dabei ist diese Schulung in ihrer Organisation liberaler Natur. Die liberal-parlamentarische Majorität hat die auf liberalen Principien ausgebaute liberale Organisation in Provinz und Kreis bis in die Gemeinden herunter eingeführt. In dem Gesichtskreis der Interessenfragen, worin sich diese Vertretung meist bewegt, ist es nicht erstaunlich, daß sie sehr bald einen lediglich materiellen Beigeschmack bekommt. Ist es also zu verwundern, wenn die neue Gene-

ration eine mehr liberal-materielle Richtung einhält
diese neue Führer erstrebt?

Wenn die Regierung dieses Resultat nicht erzielen
so mußte sie schon vor 25 bis 20 Jahren anders
Damals, speciell nach den Erfolgen in der äußern
1864, 1866 und 1870 wäre es möglich gewesen, die
Verfassung des Reiches christlich-conservativ, statt
gestalten, und namentlich die Vertretung des Volkes
teressenständen, anstatt aus Kopfwahl, hervorgehen zu
Es wäre damals möglich gewesen, sich mehr auf das Chr
thum, als auf das Judenthum zu stützen und die Schule
zu verchristlichen als zu profanisiren. Jedenfalls mu
sich klar darüber sein, daß ein christlich-conservatives Vol
auf liberal-profane Weise herangebildet werden kann.

Der Umbau des christlich-conservativen Staatsgebilde
ein liberales Staatsgebilde ist perfekt. Es ist Alles liber
Neue Elemente und neue Führer treten auf, welche unter
liberalen Einflusse der liberalisirten Staatsformen, in den
und mehr verstaatlichten Schulen und zu einer Zeit,
auch das religiöse Wirken der Kirche immer mehr zurückge
war, groß geworden sind. Die politische Führung, welche
christlich-conservativen Staate dem Adel und der Geistl
wegen deren Bildung und Princip oblag, wird mehr
mehr von den Ständen der Arbeiter, Bauern, Handwerker
Kleinbürger selbst in die Hand genommen, bei denen
nach Geburt, Erziehung und Schulung das liberale P
leicht das vorherrschende und meistbegünstigte wird,
ferner eine wissenschaftlich-akademische Durchbildung fehlt,
endlich die Bewegung in anderen Gesellschaftskreisen,
Blick auch auf weitere Interessensphären gelenkt wird,

Die Rücksichtnahme auf diese Verhältnisse mußte es
nahelegen, daß selbst bei ordentlichen Neuwahlen neue pol
Complikationen eintreten konnten. Diese Möglichkeit
gesteigert werden durch Auflösung eines politischen K
und dadurch herbeigeführte außerordentliche Neuwahl.
weitere Spannung mußte gerade die Militärfrage herbeifü
bei der es sich um eine Geld- und Blutsteuer handelt,
eine neue Schärfe wurde noch beigemischt, indem jedem W

die Entscheidung für oder gegen die Regierung aufgezwungen wurde.

Welches Gemisch von Interessen-, Finanz-, Militär-, Partei- und Fraktions-Fragen, denen ebensosehr eine inner- und außerpolitische wie auch eine wirthschafts- und socialpolitische Bedeutung innewohnt, soll hier durch ein einziges unbedingtes Ja oder Nein entschieden werden! Wenn trotz der Menge bedeutungsvoller innerpolitischer Fragen von wirthschaftlichem und socialem Belang für Gegenwart und Zukunft einzig und allein eine Militärvorlage zur Wahlparole Seitens der Regierung erhoben wird, so legt das unwillkürlich den Gedanken an den Militärstaat nahe. Wenn trotz öfterer officieller Grenzbestimmungen der Militärforderungen nunmehr alles diesbezüglich Gesagte einfach als nicht gesagt ignorirt wird, wo bleibt da das Vertrauen in die officiellen Zusicherungen der Regierung? Manche innerpolitische Neuorganisation ist angefangen, einzelnes davon im Keime wieder unterdrückt, noch keine abschließend durchgeführt. Wo zeigt sich da ein stetiger ruhiger Curs? Welchen Curs überhaupt verfolgt die Regierung? Wir haben so wandelbare Zeiten durchlebt, daß diese Frage berechtigt ist. Der Industrie- wie der Militärstaat liegen im Bereich der politischen Möglichkeiten. Beide stehen der politisch-denkenden Bevölkerung als Schreckgespenster vor Augen. Der socialistische Staat droht, sozusagen, kaum noch im Hintergrunde. Also Beunruhigung überall; unbedingtes Vertrauen nirgendwo.

Ein deutlich erkennbarer stetig-ruhiger Curs würde ebenso nothwendig sein für die Regierung, wie für's Volk. Es würde dadurch gegenseitiges Vertrauen geschaffen und gefestigt. Hat die Auflösung des Reichstags in diesem Sinne, in dieser Richtung gewirkt? Ist die Parole der Regierung bei den Neuwahlen geeignet, dahin zu wirken?

Im Allgemeinen wird man diese Fragen mit Nein beantworten müssen. Dieses Urtheil begründet z. B. die in fast allen Parteien hervorgetretene Mandats-Müdigkeit. Speciell aber trifft dies Urtheil beim Centrum zu, wie die getheilte Stellungnahme der Centrumsfraktion, sowie die Vorgänge innerhalb der Centrumspartei bei der Vorbereitung zu den Neu-

wahlen und besonders die jüngsten diesbezüglichen
nisse in Münster beweisen.

Ein solches Resultat kann nach dem
Bedauern, nicht aber Erstaunen erregen, und auch
Zukunft darf man sich keiner Täuschung hingeben.
ist nicht anzunehmen, daß die Wahlen einträchtige
stetiges Vertrauen bringen werden, weil die
fehlen. Vielmehr ist zu erwarten, weil die Politik
sequenzen zieht, daß die verfassungsmäßig und
ganzen Staatsorganismus durchgeführte und gepflegte
Tendenz, von den breiten Schichten des Volkes als
Errungenschaft begrüßt, von diesen festgehalten und
und thatsächlich in demokratischer Weise voll und
genützt werden wird. Das Volk, parlamentarisch
organisirt und geschult in der Communalverwaltung
nicht stehen bleiben vor den Thüren des Reichs- und
tages; sondern consequenter Weise auch hier seine
sociale Selbständigkeit anstreben. Zur Proklamation der
souveränität ist dann nur noch ein Schritt. Wir
andern Ländern gesehen, wie unerwartet schnell
zutage geht.

Wird in dieser Strömung die einzig übriggebliebene
conservative Reminiscenz des „Königthums von Gottes
allein stark genug sein, als Hort einer geordneten
kunft? Oder wäre es nicht vielmehr politisch geboten
in den breiten Volksschichten Ruhe und Vertrauen
an Stelle einer Politik, welche leicht zu den
Folgen führen konnte, möglicherweise das Gegentheil
mußte? Und ist es nicht noch an der Zeit, die
patriotischen Parteien in die Bahn der Ruhe und
trauens zu führen und Volk und Thron neu
verbinden und aneinander zu festigen?

Es gibt ein Gebiet, auf welchem dieses noch
ist. Das sociale Gebiet ist das Gebiet der Zukunft,
politische Frage ist die Zukunftsfrage. Hier ist
aber bald und energisch in christlich-conservativem

Die social-politische Entwickelung ist im Gang und
der interessieständischen Vertretung zu. Hier ist die

tischen Zukunftsstromes zu suchen, und dieser Strom wird mit der Zeit eigenmächtig Bahn brechen, wenn man ihm Flußbett nicht anweist. Dieses zu bewirken ist Sache der gierung mit Hülfe der christlich-conservativen Parteien, ge-ßt auf die nach christlich-socialer Reform strebenden Volks-nde.

Unsere Verfassungen sehen eine Vertretung nach Interessen-änden nicht vor. Das Anstreben einer Interessenvertretung, solches zur Zeit mehrfach hervortritt, muß sich deßhalb die materiellen Interessenfragen beschränken und jedes litische Programm ausschließen. Das ist aber nur Halbheit d kann und wird auf die Dauer nicht so bleiben können. enn wirklich die materiellen Standesinteressen maßgebend werden den Wahlen, so werden mit der Zeit auch interessenständische rteigruppen sich bilden müssen, um ihre Wünsche fruktificiren können, und hinwiederum wird die politische Programmfrage erste sein, womit sich diese Parteigruppen zu befassen haben rden. Diese Bewegung entwickelt sich aus dem Volke heraus d die Richtung, welche sie nimmt, ist der Fingerzeig für die gierung, die Bewegung nicht zu ignoriren, auch nicht sie zu terdrücken, sondern sie zu der ihrigen zu machen, und zwar der Absicht, dieselbe in eine christlich-conservative Richtung leiten. Hier würde die Regierung einen stetigen Curs rfolgen können, der zur zeitgemäßen Ordnung führt, welche Kern des Volkes Anklang findet, und deßhalb auch Ver-uen schaffen wird; denn die liberalen Formen haben den rn des Volkes, speciell was die ackerbau- und handwerk-ibende Bevölkerung betrifft, noch nicht verdorben. Diese ände sind noch durchweg christlich-conservativ und warten auf eine entsprechende Initiative, um mit dieser sich Eins erklären.

Aber hic Rhodus, hic salta! Entweder man stütze sich die christlich-conservativen Stände, organisire auf christlich-ialer Basis und erstrebe eine für Volk und Regierung ge-herte Zukunft auf socialem Gebiet; oder aber man fühlt ht den warmen Pulsschlag der patriotischen Hauptstände, ibt Augenblicks-Politik und stellt alles Weitere einer unsichern eralen Zukunft anheim. Denn daß gedachten Falles die

liberale Tendenz die Zukunft gestalten würde, [illegible]
der dann einschlägigen Verhältnisse und wirkenden [illegible]
zweifellos.

Aber nicht nur Sache der Regierung ist es [illegible]
der in ihrem Herzen noch christlich-conservativen [illegible]
einer unsichern liberal-demokratischen Zukunft [illegible]
Auch die politisch-parlamentarischen Vertretungen [illegible]
haben allen Grund, von demselben Gesichtspunkte [illegible]
kunft ernst und fürsorgend ins Auge zu fassen, und [illegible]
wird dieses die Aufgabe des Centrums sein. Indem [illegible]
trum mit seinem Programm die religiösen, politischen [illegible]
und wirthschaftlichen Interessen umfaßte und in all dies[illegible]
ungen erfolgreich wirkte; indem es Vertreter aller [illegible]
Klassen um Eine Fahne vereinte, und den Grundsatz: [illegible]
für Alle und Alle für Einen" bethätigte; indem [illegible]
Reihen die verschiedenen politischen Nüancen der [illegible]
berechtigte Berücksichtigung fanden und doch eine [illegible]
christlich-conservative Gesammtrichtung streng [illegible]
wurde, war das Centrum von Anfang an eine Volks[illegible]
vollsten Sinn des Wortes. Diese Grundsätze, welche [illegible]
Vergangenheit sich bewährt haben und welche die Zu[illegible]
recht als nothwendig erheischt, muß das Centrum [illegible]
conserviren und sorgsam pflegen, sondern auch weiter [illegible]
indem es dieselben als unabänderliche Grundlage [illegible]
seine Organisation den drängenden Forderungen der [illegible]
paßt und sich so für die Zukunft in seiner bisherigen [illegible]
neue Lebenskraft schafft.

Nach dem offiziellen Verzeichniß der Abgeordne[illegible]
vorigen Reichstage, herausgegeben für die 1. Session [illegible]
1891, saßen im Centrum, bestehend aus 111 Abge[illegible]
35 Vertreter des Grundbesitzes, (davon 21 des Groß[illegible]
Mittel-, 7 des Kleingrundbesitzes) außerdem 4 Fa[illegible]
5 Kaufleute und 4 Handwerker. Nun mögen viell[illegible]
Neuwahlen dieses Zahlenverhältniß in etwa verschie[illegible]
Charakter des Centrums als einer alle Schichten, Kla[illegible]
Stände des Volkes vertretenden Volkspartei werden sie[illegible]
jetzt schon ersichtlich, nicht verändern.

Es wird deshalb für das Centrum ein Leichtes [illegible]

Ausnutzung dieses seines Charakters innerhalb seiner Gesammtheit Interessen-Abtheilungen zu bilden, um diesen die einschlägigen Gesetzentwürfe, Petitionen ꝛc. zur Vorprüfung für die Berathungen in der Fraktion vorzulegen. Es würden dadurch zunächst objektiv-fachmännische Gutachten geschaffen, wie sie ein einzelner Referent nicht stellen kann, der unmöglich in allen Landestheilen gleichmäßig orientirt ist. Es würden auf diese Weise auch fachmännische Redner herangebildet, an denen es, bei wenigen Ausnahmen, noch immer fehlt. Diese Einrichtung würde eine Interessen-Vertretung ermöglichen, soweit solche bei der durch Verfassung und Wahlgesetz geschaffenen Lage thunlich ist, ohne die Organisation der Fraktion und der Partei zu alteriren; und endlich würde sowohl der wirthschaftlichen als socialen Bewegung des Volkes nach Möglichkeit Rechnung getragen.

Die social-wirthschaftliche Bewegung des Volkes ist da und schreitet fort. Man rechne also mit ihr!

Anfang Juni 1893.

LXXXVI.

Zur neueren deutschen Geschichte.

(Erdmannsdörffer.)

Gegenüber der bekannten Parteischrift Häussers, der bei jeder Gelegenheit seinem Hasse gegen den Katholicismus, die katholischen Fürsten und das Haus Oesterreich die Zügel schießen läßt, ist der vorliegende erste Band[1]) als ein Fortschritt zu bezeichnen. Große Kenntniß der einschlägigen Literatur, Streben nach Objektivität lassen sich dem Werke nachrühmen, das, einzelne Versehen und Ungenauigkeiten abgerechnet, im Ganzen als verlässiger Führer empfohlen werden kann. Wer eine Periode des Niederganges schildert, ist oft versucht, überall die düstere Seite

1) Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. Von B. Erdmannsdörffer. I. Band, 747 S. Berlin, Grote 1892. (20 ℳ)

hervortreten zu lassen, die bestehenden Schäden zu
die guten Elemente und Ansätze zu einer gedeihlichen
zu verkennen, einzelne Parteien oder Männer
machen für Schäden, welche in den Verhältnissen
gründet sind. Erdmannsdörffer hat diesen Fehler
er hebt mit Recht hervor, daß die Schilderungen der
Zustände nach dem dreißigjährigen Kriege, welche
protestantischer Pastoren entstammen, vielfach über
daß die Berichterstatter keine Vorstellung, ja nicht
Ahnung von den socialen Schäden der verschiedenen
Provinzen vor Ausbruch des großen Krieges hatten
bekanntlich eines der namhaftesten Verdienste
Deutscher Geschichte, uns über die socialökonomischen
nisse Deutschlands vor dem dreißigjährigen Krieg
zu haben. Was Erdmannsdörffer über die socialen
beibringt, ist lesenswerth, geht aber leider nicht
Auf Grund der vorhandenen Vorarbeiten hätten
des Verfalles von Handel und Gewerbe weit
handelt werden können. Der Umstand scheint
nügend hervorgehoben, daß die Eifersucht der
Fürsten von Norddeutschland den Feinden des deutschen
den Schweden und Dänen, in die Hände gearbeitet
Aufkommen einer kaiserlichen Seemacht verhindert
Folge dieser Eifersucht war die Verdrängung deutsch
von der Ost- und Nordsee. Sehr gut sind die
über die hohen Arbeitslöhne, die Schwierigkeit der
der Flüsse, Wiederherstellung der Kanäle, die schlecht
und Verkehrsmittel. Fruchtbare Länderstrecken
wieder angebaut, weil die Arbeit lohnend war,
bare Ländereien konnte man nur allmählig wieder

Der westfälische Friede hat bekanntlich nicht zum
Frieden, zur Duldung und Gleichberechtigung aller
im deutschen Reich geführt, sondern höchstens den offenen
kampf ausgeschlossen. Die protestantischen Fürsten
Hoffnung, ihr Bekenntniß durch Waffengewalt oder
mit auswärtigen Fürsten zum alleinherrschenden
aufgegeben; die Prediger, die von jeher sich mehr
von Staatsdienern als der von Aposteln und

fallen hatten, verhielten sich passiv, weil sie daran verzweifelten, den Kampf mit der katholischen Kirche, namentlich den Orden, den Jesuiten, Kapuzinern rc. aufzunehmen. Erdmannsdörffer drückt denselben Gedanken in etwas anderer Weise aus. „Der Katholicismus war das angriffsfähigere Element. Wegen seiner dogmatischen Geschlossenheit, wegen seiner Organisation und der auf Kampf und Propaganda eingerichteten Stellung seiner Orden, besonders der Jesuiten, war die Fortführung des Kampfes, wenn auch mit andern Waffen, zur Naturnothwendigkeit geworden. Aus der protestantischen Kirche ist der Geist der Propaganda gewichen, sind die Aspirationen auf das Ganze erloschen" (S. 130).

Im Anschluß an das große Werk von Bischof Räß erhalten wir recht ansprechende Skizzen über einige der bedeutendsten Männer, welche vom Protestantismus zum Katholicismus übertraten; von den Katholiken, welche Protestanten geworden sind, schweigt der Verfasser. Gelbke in seiner Geschichte Ernst des Frommen zu Gotha (II, 175) hat behauptet, während der Regierung dieses Fürsten seien 40 Mönche und andere geistliche Personen protestantisch geworden. Erdmannsdörffer verlangte die Akten, auf welche Gelbke sich beruft, einzusehen, erhielt aber zur Antwort, daß dieselben cassirt seien. Die katholische Kirche hatte, das geht auch aus Erdmannsdörffers Darstellung hervor, Grund, sich ihrer Triumphe zu rühmen, denn manche dieser Convertiten sind durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und hohe Abkunft ausgezeichnet. Erdmannsdörffer macht einige Gründe für diese Conversionen namhaft.

Er sagt: „Schwache Gemüther, unselbständige Ueberzeugungen, die einer überlegenen Dialektik leicht erlagen, gab es überall. Die Wucht der geschichtlichen Autorität, der Hinweis auf die ununterbrochene Succession der apostolischen Weihe, das Bedürfniß nach autoritativ gesichertem, controversfreiem, einheitlichem Glaubensmaterial und nach einer untrüglichen obersten Instanz auf Erden, der sinnliche Reiz der katholischen Cultusformen, die bestrickende Mystik des Meßopfers und Mariendienstes, alles dies waren Hebel, die an der richtigen Stelle eingesetzt, ihre Wirkung nicht verfehlten" (S. 66). Manche trieb auch die Erstarrung der lutherischen Orthodoxie und das

System des Helmstädter Theologen Calixtus ins
„Der Calixtinische Friedensversuch“, so urtheilt
„schwebte so recht eigentlich in der Luft; auf der
behauptet er, daß die zur Heilserlangung nothwen
mentalen Glaubenssätze zu allen Zeiten der Kirche
gewesen, bestritt sonach die innere Berechtigung der
auf der andern Seite warf er der katholischen
habe seit dem 6. Jahrhundert theils Irriges, theils
liches zu dem vorhandenen Wahren und Wesentlichen
Manche Convertiten sind aus der Schule des
kretismus hervorgegangen“ (S. 475).

Der Verfasser hat leider der Versuchung nicht
einigen der Convertiten unedle Motive zu unterschieben.
kann sagen“, heißt es von Holstenius, „daß den
Handschriftenforscher mehr der Reiz der römischen
gewonnen hatte, als der der römischen Kirche, aber
er Vorstand der Barberinischen und dann auch der
Bibliothek geworden, hat er den Dank für diese ihn
befriedigende Lebensstellung auch durch eifrige
bethätigt.“ Niemand forderte von Holstenius, daß er
mache; wäre Holstenius von der Wahrheit der
Kirche nicht überzeugt gewesen, so würde er jede
vermieden und keine Bekehrungsversuche gemacht haben.
aber bei weitem nicht alle Convertiten zogen zeitliche
aus ihrer Conversion, daraus folgt aber keineswegs,
Vortheile bestimmend auf ihre Bekehrung eingewirkt

Das Lob, welches der Verfasser der Elisabeth
Orleans spendet, scheint uns unverdient. „Im
französischen Cultur hat sie ein halbes Jahrhundert lang
Sinnesart treu bewahrt, eigenartig selbstbewußt,
gebietend auf dem ihr angewiesenen Boden stehend, aber
das Land der Heimath (die Pfalz) mit der Seele
mit einem verklärten Erinnerungsbild im Herzen“ (S.
Es ist bekannt, wie lieblos und ungerecht manche ihrer
sind, später söhnte sie sich mit Frau Maintenon und Ludwig
aus. Die Bemerkungen des Verfassers über die
französischer Sitten sind so bemerkenswerth, daß wir sie
geben. „Der Austausch der Culturen, die

der Nationen auf einander ist ein in stetigem Fluß begriffener Proceß. Es ist ein fortgesetztes Ueberströmen aus dem Vollen culturreifer Gesellschaften in die Leere minder entwickelter Kreise; und bei diesem Vorgang kann eine Nation unter Umständen empfangend und gebend zugleich sein: in derselben Zeit, wo Deutschland sich dem Einflusse der überlegenen französischen Bildung mehr und mehr hingab, war in den skandinavischen Ländern das Deutsche das fremde, die Cultur fördernde Element. Gewiß ist nicht zu leugnen, daß im 17. Jahrhundert die Ueberfluthung Deutschlands durch französische Sitte und Sprache eine übermächtige war, sie wuchs weiter bis tief in das folgende Jahrhundert hinein. Aber diesem Schicksal ist nicht bloß die deutsche Nation erlegen, und es ist eine Thatsache, deren Bestand nicht in Abrede zu stellen ist, daß der formalen Cultur des französischen Volkes gewisse Eigenschaften innewohnen, die ihr — nicht erst in den neueren Jahrhunderten — immer und immer wieder den Vortheil weitgehender geistiger Beeinflussung anderer Nationen erworben haben... Es ist zu bekennen, daß in dem Glanz des französischen Geisteslebens, in dem Reichthum der Gesammtcultur, in den feineren Formen des Lebens Elemente höherer Entwicklung gegeben waren, deren theilweise Aneignung sehr ersprießliche Wirkungen auf das deutsche Publikum jener Tage üben konnte und in der That geübt hat" (S. 126).

So wohlgemeint die Bestrebungen des patriotischen Vereines waren, und ihre Bekämpfung gallischen Wesens, so sehr griff derselbe fehl im Gebrauche der Mittel. Selbst Logau, einer der Gemäßigtsten, ruft seinen Landsleuten zu: „Bleibt beim Saufen, bleibt beim Saufen, sauft ihr Deutschen immerhin: Nur die Mode, nur die Mode (Nachahmung der Franzosen) laßt zu allen Teufeln ziehn". Man machte sich, sagt Erdmannsdörffer, „ein Idealbild ursprünglicher Deutschheit zurecht, zusammengesetzt aus derber Natürlichkeit, rauher Grobheit und unbestechlichem Wahrheitssinn, ein Bild, zu dem nicht die Deutschen des Minnegesanges und des höfischen Epos, sondern die der urteutonischen Eichenwälder das Modell stellen" (S. 127).

Die Darstellung der politischen Verhältnisse bei Erdmannsdörffer gibt uns eine Vorstellung von der Zerstückelung Deutschlands. Jeder Fürst verfolgt sein Sonderinteresse, jedes Land

hat seine eigene Geschichte und Politik, die nationalen Interessen treten zurück. Schon gleich nach dem langen Kriege sind es zwei Mächte, denen die Aufgabe zugefallen, die Grenzen des Reiches zu schirmen, Oesterreich und Brandenburg-Preußen. Es wäre ein Glück für Deutschland gewesen, wenn diese beiden Mächte immer einträchtig zusammengewirkt hätten; sie hätten Deutschland viel Elend erspart. Man darf jedoch nicht verkennen, daß ohne diese beiden Herrscherhäuser Deutschland zerstückelt und eine Beute seiner mächtigen Nachbarn geworden wäre. Der Verfasser ist nicht frei von Parteilichkeit für Preußen und von Voreingenommenheit gegen Oesterreich, urtheilt aber weit unbefangener als Droysen, Häusser &c. Er sagt von Preußen: „Kein fertiges in sich abgeschlossenes Gebilde war hier geschaffen, sondern ein Staat, der auf ein unablässiges Werden und Wachsen gestellt war. Diesen Staat hatte Friedrich Wilhelm aufgerichtet, er hatte, wie es gleichzeitig auch an manchen andern Stellen unternommen wurde, seinen Bestand auf eine starke Heeresmacht, einheitliche Verwaltung, auf stehende Truppen und ein wohlbegründetes Beamtenthum zu gründen begonnen und seine eigene monarchische Vollgewalt alles überragend an die Spitze gestellt" (S. 726). „Und dieser Staat war sich selbst oberster Zweck; mit robustem Egoismus verfolgte er seine Ziele, wie alle andern es thun, und den Idealismus einer bewußten oder gar aufopfernden allgemeinen nationalen Politik findet nur, wer ihn mit falschen Deutungskünsten hineinträgt. Aber daß seine partikularen Interessen häufig und im Laufe der Zeit häufiger zusammenfallen mit denen der idealen nationalen Gemeinschaft, daß die Größe, das Wachsen und Gedeihen dieses Einzelstaates dem nationalen Ganzen in unbewußter Wirkung zu Gute kommt, das ist seine Eigenart und auf dieser beruht die Größe seiner deutschen und weltgeschichtlichen Geschicke" (S. 728).

Das Buch ist jedenfalls eine tüchtige Leistung, der Verfasser hat sich bestrebt, objektiv und unparteiisch zu sein. Was wir am meisten vermissen, ist ein Eingehen auf die Culturzustände in dem katholischen Deutschland; er wird dies doch wohl im zweiten Bande nachholen.

Ath. Zimmermann S. J.